This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARY OF THE
Leland Stanford Junior University

831.09
F387
Ed3

Kind of pilot brand
Nov. 1879.

Geſchichte

der poetiſchen

National-Literatur

der Deutſchen

von

G. G. Gervinus.

Zweiter Theil.

Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1846.

A. 31317.

Inhaltsverzeichniß.

zum zweiten Bande.

Pag.

VI. Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoeſie.

1. Ueberblick der Erſcheinungen der nächſten Zeit 3
2. Wolfram's Schule 12
   a) Gnomiſche Dichtungen 12
   Reimar von Zweter 18. — Bruder Wernher 20. — Friedr. v. Sonnenburg 20. — Konrad Marner 20. — Rumeland 21. — Wartburgkrieg 36. — Heinrich von Meißen (Frauenlob) 41. — Regenbogen 41.
   b) Epiſches 45
   Titurel von Albrecht 45. — Gralſage 49. — Lohengrin 58. — Ulrich von Eſchenbach's Alexander 62. — Trojan. Krieg 65. — Parzival 66. — Ulrich Fürterer 66.
3. Berührungen mit der niederländiſchen Literatur 67
   Reimchroniken und karolingiſche Sagen 67
   Gandersheimer Chronik. Chronik der Fürſten von Braunſchweig. Gottfr. Hagen 70. — Ottokar von Steiermark 71. — Livländiſche Chronik 72. — Nicolaus von Jeroſchin 73. — Malagis 80. — Reinold 87. — Ogier 90.
4. Deutſches Nationalepos 93
   Dietrich's Ahnen und Flucht 95. — Ravennaſchlacht 96. — Alphart's Tod. Otnit. Wolfdietrich 97. — Laurin. Sigenot. Ecken Ausfahrt. Etzel's Hofhalt u. ſ. w. 100. — Der Roſengarten 102. — Das Heldenbuch des Kaſpar von der Roen. 105. — Lied vom hörnenen Siegfried. Ludwig der Fromme 107. — Reinfried von Braunſchweig. Wilhelm von Oeſtreich 108. — Apollonius von Tyrland 109.
5. Uebergang der chriſtlichen Poeſie aus dem Epiſchen ins Didactiſche 111
   David. Berchtold 118. — Der Renner von Hugo von Trimberg 119. — Heinrich Eckart 143. — Buch der ſieben Grade 148. — Tochter von Syon 151. — Heinr. von Neuenſtadt 152. — Heinr. von Müglin 154. — Buch der Maide 157.
6. Beiſpiele 158
   Boner's Edelſtein 160. — Schachzabelbuch von Konr. von Ammenhuſen 163. — Geſta Romanorum 166. — Die ſieben weiſen Meiſter 171. — Hans von Bühel 173.

Pag.

7. Ausgang der höfiſchen Kunſt. Hiſtoriſches Volkslied 178

Meier Helmprecht 180. — Seifried Helbling 181. — Heinrich der Teichner 183. — Peter Suchenwirt 188. — Volkslieder 197 ff. — Hans Roſenplüt 204. — Veit Weber 205. — Michel Beheim 211.

8. Veränderungen des lyriſchen Geſangs. Allegorien 218

Liederbuch der Clara Hätzlerin 221. — Hugo von Montfort. Oswald von Wolkenſtein 222. — Muscatblüt 225. — Die Jagd des Hadamar von Laber 228. — Heinzelin von Konſtanz. Fleigertüchlein 230. — Der Spiegel 231. — Die Mohrin 232. — Die Graſerin 233. — Meiſter Altſchwert. Der Minne Burg 234. — Der Theuerdank 236.

9. Proſaromane 240

Apollonius von Tyrus 248. — Mandeville's Reiſen 249. — Reiſen des heil. Brandanus. Joh. Hartlieb 251. — Caſp. von der Roen Heldenbuch 253. — Hug Schapler 254. — Griſeldis 255. — Volksbücher 255 ff. — Fierabras 256. — Niclas von Wyle. Aeneas Sylvius 259. — Buch der Liebe. Albrecht von Eyb 266.

10. Meiſtergeſang 267

Spiegel menſchlicher Behaltniß 277.

VII. Aufnahme der volksthümlichen Dichtung 293

1. Volksgeſang 293

2. Schwänke und Volksbücher 331

Pfaffe Amis von Stricker 332. — Pfaffe von Kalenberg 335. — Peter Leu von Hall 336. — Salomon und Markolph 338. — Aeſop 339. — Eulenſpiegel 342. — Kunz von der Roſen. Claus Narr 345. — Pauli's Schimpf und Ernſt 346. — Fauſt 348. — Finkenritter. Lalenbuch 350.

3. Schauſpiel 360

Myſterien 369 ff. — Roſenplüt 380. — Hanz Folz 384.

4. Satiren, Narrenſchiff und Reineke Fuchs 388

Das Buch der Tugend von H. Vintler 389. — Seb. Brant's Narrenſchiff 393. — Geiler von Kaiſersberg 408. — Reineke Fuchs 411.

5. Thomas Murner 419

Deſſ. Narrenbeſchwörung und Schelmenzunft 424. — Deſſ. Badefahrt, und Gauchmat 427.

6. Ulrich von Hutten 431

Niclaus Manuel 456.

7. Hans Sachs 460

Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Zweiter Band.

VI.

Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoeſie.

1. Ueberblick der Erſcheinungen der nächſten Zeit.

Ich habe die Erzählung am Schluſſe des erſten Bandes an einer Stelle und in einer Periode unterbrochen, wo in der Entwicklung ein beſtimmterer Zuſammenhang, und wo noch dazu dieſer Zuſammenhang durch die Fülle der Producte, die uns aus den Zeiten des Uebergangs vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert erhalten ſind, nachweisbarer iſt, als vielleicht irgendwo ſonſt in der Literargeſchichte des deutſchen Mittelalters. Ich that es, um auch in der äußeren Structur meines Werkes klar zu machen, daß objectiv keine Perioden in der Geſchichte beſtimmbar ſind, ſondern daß dieſe von der Veränderung des wirkenden Geiſtes in den Menſchen abhängen. Daher iſt in jedem mit Sinne und Verſtändniß angelegten Geſchichtswerke die ängſtlich genaue Wahrung der Zeitrechnung eine Unmöglichkeit, weil überall, wo ſelbſt ſchon geänderte Erſcheinungen einen vollkommenen Uebergang von einer früheren zu einer ſpäteren Richtung kund geben, doch noch einzelne Geiſter auf dem alten Wege fortzugehen pflegen, und umgekehrt, weil, wo auch jener Wechſel der Erſcheinungen noch nicht ſo allgemein ſichtbar eintrat, immer ſchon einzelne vorgerückte Köpfe die künftige Veränderung andeuten. Ich habe daher in dem erſten Theile hier und da vorgegriffen und werde in dieſem hier und da zurückgreifen und an bereits Vorübergegangenes wenigſtens erinnern müſſen. Ich habe eine Reihe von Werken, die ſich unter einem ſehr natürlichen Geſichtspunkte hätten

bunden war, ſo verſchwindet jetzt auch ſelbſt der Verſuch hierzu, wie ſchon in Conrads trojaniſchem Kriege, in Turlins Krone u. A. der Fall iſt; der eigentliche Roman alſo tritt wieder an die Stelle der Epopöe. Bei Lambert, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbeſtreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuſcheiden, und wegzulaſſen, was dem Geiſte der Dichtung Eintrag that: jetzt aber ſucht man das zuvor Verſchmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geſchmacklos in der Wahl dieſes neuen Zuwachſes. Das ganze Verfahren der älteren Dichter ging auf eine Concentration nach dem Hauptcharakter ihrer Dichtungen aus; was Lambert und Wolfram im Alexander und Parzival abtrennten und verwarfen, diente ihre Helden mehr ins Licht zu ſtellen; die zugefügte erſte Hälfte der Nibelungen half die zwei Hauptcharaktere der letzten Hälfte beleuchten; jetzt aber will man nur Namen und Sachen; vor neuen Facten und Perſonen verliert man in den ſpätern Alexandriaden den Alexander faſt aus den Augen; der Titurel iſt gleichſam nur eine Ausfüllung des Parzival und es gibt darin eigentlich gar keinen Helden; die franzöſiſchen und deutſchen Sagen entfernen ſich von Karl und Dietrich oder Etzel und gehen auf ihre Vaſallen über, wie die britiſche Artusſage ſchon längſt gethan hatte. Alle jene großen äußeren Verhältniſſe, oder alle jene inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epiſchen Charakter bilden, hören auf, und vereinzelte Abentheuer und charakterloſe Helden treten an die Stelle; man kehrt alſo zu jenem Stande der Dinge, wie er vor der Blüthezeit der Poeſie Statt hatte, zurück. Dieß Zuſammenhäufen von abgeriſſenen Geſchichten, dieß Anſchwellen der Epen mit gleichgültigen einzelnen Begebenheiten bereitet alsdann die ſcheinbar gegenſätzliche Erſcheinung vor, daß das Epos weiterhin geradezu in ſeine einzelnen Beſtandtheile wieder auseinanderfällt. In unſerer Volksſage iſt dieſe Auflöſung beſonders deutlich zu beobachten; die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählig emporwachſen ſahen, kehren im Siegfried und durch ein günſtiges Schickſal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jahrhunderte wieder und die letzten Reſte unſeres Epos ſind in dieſer Periode eben ſo von hiſtoriſchen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir die Entſtehung des Volksepos aus Rhapſodien ſuchten.

Dieſer Gegenſatz der poetiſchen Werke, die wir zunächſt be-

trachten, gegen die früheren, dieſe Spaltung des ſonſt Verbundenen, dieſes Zertheilen des Vereinten, dieſes Abſinken von dem einen Punkte, der die Höhe der poetiſchen Beſtrebungen bildete, zu den vielfältigen Abſtürzen in die weite Tiefe, iſt aus den mannigfaltigſten Geſichtspunkten anſchaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ ſie vor dieſem Einen alles Andere vergeſſen. Allein jetzt fällt die Nation raſch in den gegentheiligen Charakter des Männlichen und Rohen und vertauſcht alles Leidende jener Zeit mit der unruhigſten Rührigkeit, das Ideale mit dem derbſten Materialismus, die größte Feinheit mit der rohſten Gewaltthätigkeit, den Frauendienſt mit der Kampf- und Erwerbluſt, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Fauſtrecht. Vorher ward doch noch von den hohenſtaufiſchen Kaiſern verſucht, wenn auch nur temporär und erfolglos, die deutſchen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, allein jetzt fällt Alles auseinander, jeder ſucht ſich zu helfen ſo gut er kann, jeder ſucht ſich ſelbſt zu befriedigen, unbeſorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und wie es den Anderen gefalle. Dieß hat das deutſche Reich wie die deutſche Dichtung jener Zeit zerſtört. Seitdem es Conrad von Würzburg deutlich ausgeſprochen hatte, dichtete jeder vor ſich hin nach Luſt und Liebe, gleichgültig ob er der Welt nütze oder ſchade, ob er ihr angenehm oder läſtig ſei, und jede Spur verſchwindet von dem Gedanken an ein Zuſammenwirken für eine Geſtaltung deutſcher Kunſt zugleich mit der würdigen Stellung des Sängerordens und mit der großartigen Bekämpfung einzelner Glieder deſſelben nach höheren Prinzipien. Vielmehr trat, gerade wie in der politiſchen Welt, an die Stelle der großartigſten inneren Reibungen, das kleine perſönliche Befehden um elende Intereſſen auch in die Dichterwelt, wie wir nun finden werden, ohne daß ein bedeutendes inneres Motiv dieſe Kämpfe erklären könnte. Denn ſehr bald ſchwindet auch jeder Begriff von einer Kunſt, oder er gleitet ganz allgemein auf jederlei Art von Wiſſen und Kenntniß über, und im funfzehnten Jahrhundert theilt ſich der Stamm der Poeſie allmählig in zwei große Zweige, indem auf der einen Seite die alten poetiſchen Stoffe in proſaiſcher Rede auftreten, auf der anderen neue geſchichtliche, wiſſenſchaftliche und allerhand ſonſtige proſaiſche Stoffe in poetiſche Sprache gezwängt werden, die ſich aller Auffaſſung durch die Einbildungskraft geradezu widerſetzen.

Diese Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erschöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zusammen, die in dem Publikum vorgingen, für welches die Dichter schrieben. Auch hier wird dieselbe Zersplitterung des Interesses sichtbar, und sonderbar genug stehen die Protektoren und Schützer des Gesangs in ganz genauem Verhältniß zu den Personalitäten, die in den Romanen auftreten. So lange der Volksgesang blüht, kümmern sich alle Classen der Nation um die Dichtung und die Dichtung umfaßt dagegen wieder alle Classen des Volks und dreht sich in allen Verhältnissen des Lebens herum. Als Friedrich I. und Heinrich der Löwe die Kunst förderten, waren Alexander und Carl die Hauptheiden des Gesangs. Später, da die edlen Reichsvasallen, ein Leopold von Oestreich und Hermann von Thüringen die Poesie an ihre Höfe zogen, blühten die britischen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus Hof, deren Kreis sich ebenso erweitert und deren Bedeutung ebenso verflacht, wie nach den genannten Fürsten die Protektoren der Dichter stets zahlreicher werden, aber nun schon unter bloßen Grafen und Herren gesucht werden müssen. Man sieht auch sogleich, wie nothwendig diese Uebereinstimmung ist, die auf den ersten Blick etwas Auffallendes hat. Die ganze Kunst in Deutschland hatte ja damals nichts mit der Nation im Ganzen, sondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein, sie war von oben herab gehegt, nicht von unten herauf gewachsen, sie war ein geimpftes Reis, wie sie Gottfried schon nannte, und sie hatte es in ihrer Gewalt, auf unsern Boden zu verpflanzen, was unsern Zuständen unter Adel und Höfen zusagte. Den umgekehrten Gang nahm daher die neuere Kunst der Deutschen. Sie ging, nachdem das aristokratische Protektorat derselben bis auf die patricischen Bürger herabgekommen war, einen langsamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung der gesammten Nation, und in der Reformation war sie das Eigenthum Aller, wie in keiner anderen europäischen Nation dieser Zeiten; sie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Gesellschaften und Schulen zurück, bahnte sich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Classen und wußte sich eine Theilnahme zu verschaffen, die gleicherweise an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Wir können zu den Merkmalen von der Auflösung der Poesie des Ritterthums, die wir aus der Kunst selbst und aus dem schrei-

benden und leſenden Publikum hernahmen, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Localität genommen iſt. Bisher hatten mehrere Dynaſtien nach einander dem Reiche vorgeſtanden, deren Erblande immer in dem Mittelpunkte von Deutſchland gelegen waren; auch die Dichtung hatte dieſen Sitz getheilt, und ihre Beſtrebungen gingen wie die der Politik dieſer Dynaſtien immer auf Vereinigung der deutſchen Kräfte. Seitdem aber dieß mit Rudolf von Habsburg eine andere Wendung nahm, ſeitdem die Kaiſerwürde ſchwankend an einen ſchweizeriſchen Grafen, an Oeſtreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Poeſie das Aehnliche vor. Wir muthmaßten oben ſchon, daß es Zeiten gab, wo ſich die Poeſie von den Extremitäten Deutſchlands erſt allmählig einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet ſie wieder nach dieſen Grenzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkiſchen Dichtern in den nächſten Zeiten, aber einer Menge von Oeſtreichern, Tyrolern und Oberbaiern; die Schweizer werden wieder häufiger, in Böhmen finden deutſche Dichter Zufluchtsſtätten, die niederländiſche Grenze und Preußen, der Norden und Oſten nimmt Antheil an der deutſchen Literatur und im 14. Jahrhundert werden die niederdeutſchen Ueberſetzungen häufig. Auch hier alſo ſehen wir dieſelbe Zerſplitterung, und auch hier kehren wir in die Zuſtände der Zeiten vor der Dichtungsblüthe zurück. Zugleich breitet ſich auch in den Ständen die Theilnahme an poetiſcher Produktion aus; und während wir bisher faſt nur Fürſten, Ritter und Herren die Kunſt hatten üben ſehen, ſo treten nun Bürgerliche, (wie Meiſter Heinrich Teſchler =Täſchner) Kapläne, Geiſtliche (wie der Kirchherr Roſt zu Sarnen) Schulmeiſter, Doctoren, Handwerker und Juden allmählig hervor und dieß ſetzt ſich bis zu der Zeit der Reformation, der Periode der höchſten Ausbreitung poetiſcher Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiſer bis zum Landsknecht und Handwerksburſchen Jeder nach ſeinen Kräften Verſe und Reime machte.

Die Zeit des Rudolf von Habsburg iſt die, welche wie im Politiſchen ſo auch im Poetiſchen dieſe großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, ſondern ans Licht brachte: vorbereitet waren ſie in beiden Gebieten ſchon längſt. Die großen Gedanken und Beſtrebungen, deren die Zeiten des 13. Jahrhunderts fähig waren, waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen Werken verkörpert worden; man hatte ſich erſchöpft und gefiel ſich fortan im

ſteten Nachahmen und Wiederholen. Eine ſolche Kunſt konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anſpruch an einen ſolchen Schutz und ſolche Pflege an den Höfen machen, wie die frühere, und daß das Intereſſe daran unter den größeren Fürſten in Deutſchland ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts aufhört, iſt aus faſt jedem einzelnen Dichter der nachfolgenden Zeit deutlich zu machen. Wir haben oben ſchon die Klagen des Stricker gehört; im Jenaiſchen Codex von Meiſterſängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfiſchen Geſangs, des Hoflebens, der fürſtlichen Milde und Freigebigkeit ſuchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei ſtets wachſender Anzahl der Theilhaber am poetiſchen Produciren die Liberalität der Fürſten ſich erhalten konnte? Schon an Hermanns Hofe war ſolch ein bedenklicher Zudrang, und nach einer Stelle des Stricker, die im erſten Bande ſchon angeführt ward, wären die öſtreichiſchen Fürſten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber wurde die Anzahl dieſer Sänger ſtets größer, ärmere Talente drängten herzu, nicht die Dienſtleute allein machten Anſprüche auf Unterſtützung, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutſchland ſich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dieß aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, und bekanntlich wächſt dieſer mit dem Sinken des wirklichen Verdienſtes; daher werden auch die Dichter dieſer Zeiten ſtets deſto anſpruchvoller, je ſchlechter ſie werden, und in dem Maaße wie die Aufmunterung des Publikums ſchweigt, wird das Selbſtlob dieſer Poeten laut, in dem Maaße wie ihre Unterſtützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abſchluß, und mit dem Schulmäßigen und Gewerbmäßigen ihre Selbſtgefälligkeit bedeutender; ja man kann ſagen, daß mit den häufigeren Declamationen über die höhere Würde der Kunſt zugleich der Verfall der Würde der Künſtler eintritt. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft ſchon der ſogenannte Ottokar [1]) von Hornek von dem Getriebe der Meiſter,

---

1) Ottokar v. Horneks Reimchronik, in Pez scriptt. III. p. 18. Nachdem er eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch ſeinen Meiſter Conrad von Rotenberg, ſo fährt er fort:

Swas ich ir nu hân genant, an die was diu êr gewant,
daz si meister wâren; sold ich ir namen vâren,
die noch vidler hiezen, daz moht iuch wol verdriezen;

der Fiedler und Geiger in Manfreds Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringiſchen und öſtreichiſchen Höfen! Es iſt daher kein Wunder, wenn ein Fürſt wie Rudolf, der dazu andere Dinge zu thun und ſeiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minneliedern, Spruchgedichten und Romanen hatte, ſich von einem ſolchen Gewühle frei zu halten ſuchte. An ihm allein läßt ſich zur Genüge zeigen, wie ſich der Eifer der dürftigen und hülfloſen Dichter gegen die Achtloſigkeit der Fürſten auf die Dichtung ausläßt. Meiſter Stolle, der Unverzagte und der Schulmeiſter von Eſſelingen ſind die drei, die es hauptſächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unſtreitig mit der größten Energie und Schärfe. Auf eine vortreffliche Weiſe geißelt er die Erwerbſucht des armen Königs[2]): Nichts auf der Erde erwehre ſich vor ihm, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf ſein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrloſen Zuſtande überfalle; gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu ſcheiden, und heißt den König ſich mit dem, was hier unten iſt, begnügen, hier Gott zu ſein und den Alten dort walten zu laſſen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle ſtoßen: wer ſchlimmer ſei, der ſolle Podeſta in der Hölle ſein. Will man auch dieſen Streit dem Dichter zu ſcheiden überlaſſen, ſo will er dießmal dem Könige einen beſſeren Spruch fällen: ſprach er ihm vorher das Himmelreich ab, ſo will

---

ir was ot mêr dan genuoc, und triben solhen unfuoc,
daz im die stet wurden gram, dâvon er grôzen schaden nam;
ouch swâ der künig lag ze veld, dâ hâten wägen und gezelt
ir ieglîcher besunder, des nam vil dik wunder
vil manigen komenden gast, daz im der sinne sô gebrast,
daz er niht tag noch naht dâ-gegen traht und gedâht,
daz er des über wære, daz sîn land und er verpære
peide laster und schaden, wan der pabst het geladen
den Karloten mit sîner krôn, wolt er den solt und den lôn
des pabstes übervarn, dâ scholt er sich zuwarn,
ich wæn, da gehœr niht geygen zuo u. s. w.

2) Daß ihn A. W. Schlegel im deutſchen Muſ. I. p. 309. sq. ſo herabſetzt, darüber darf man ſich billig wundern; oder geſchah es aus Wohldienerei gegen das Habsb. Haus, ſo darf man das billig verachten.

er ihm von der Hölle deſto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die in der Maneſſiſchen Sammlung auf dieß Gedicht folgende Strophe leſen, worin aus der erſten Zeile „Wohlab, der König gibt auch nichts" das Wohlab in jedem Verſe voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine ſo treffliche ſatiriſche Wirkung thut, daß auch Meiſter Stolle dieſe Form für dieſes ſelbe Thema gebraucht [3]), nur daß er ſeiner neben ſein jedesmaliges „Er gibt nichts" ein Lob des Königs ſtellt und ſo den Tadel ſeiner Kargheit durch Anerkennung der ſonſtigen Größe des Fürſten noch erhöht; und ſein Lied ſcheint wieder in ähnlicher Form von dem Unverzagten nachgeahmt [4]) zu ſein. Sb alſo bezeichnet gleich der Anfang der neuen öſtreichiſchen Dynaſtie die Zeit, ſeit der in dieſem Lande der Flor des Geiſtes immer gedrückt blieb und bei jedem neuen Triebe verſehrt erſchien. Eine kleine Weile, werden wir ſehen, dauert die Nachwirkung der babenbergiſchen Periode fort, nachher bleibt das machtvolle Reich für Deutſchlands Dichtung und Bildung gleichgültig, und wirkt ſogar ſchädlich entgegen; ſelbſt dann ſchädlich, wenn ſich Fürſten wie Max und Joſeph dafür intereſſiren, von denen der Eine eine untergegangene Cultur und der Andere eine unvorbereitete unzeitig begünſtigte.

Wir wollen nun nach dieſer allgemeinen Anſicht der äußeren Verhältniſſe die Producte der Zeiten am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert kennen lernen, die in ſo gewaltigen und unbezwingbaren Maſſen daliegen, daß Manchen die Mühe verdrießen wird, ſich nur durch die bloße hiſtoriſche Darſtellung durchzuſchlagen. Denn trotz der ungeheuren Anſtrengungen iſt in den nächſten Zeiten beſonders in der epiſchen und lyriſchen Kunſt kein geiſtiger Fortſchritt, ſondern nur ein unſchlüſſiges Schwanken zwiſchen Altem und Neuem ſichtbar, mit der Hinneigung zum Verharren in jenem. Wenn auch die hiſtoriſche Muſe hier den Styl etwas ſinken läßt, ſo liegt das in der Natur der Sache, denn ſo ſelbſtthätig ſie ihren Griffel führt, ſo läßt ſie ſich doch immer von den Begebenheiten dictiren.

---

3) Bei Müller hinter Triſtan p. 147. Seine Strophe ſchließt:
Ern gît ouch niht der künic Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

4) Ib. I. hinter Freidank p. 35.

2. Wolframs Schule.

a) Gnomiſche Dichtungen.

Wir haben oben die lyriſche Poeſie mitten im Flor des Frauendienſtes beobachtet und haben ſie verlaſſen, als ſie ſchon begann, da wo ſie ſich noch reiner in dem alten Styl hielt, mechaniſch zu werden, und da wo ſie ſich originaler weiter bildete ihre alte Reinheit zu verlieren. Wir haben die fürſtlichen und ritterlichen Sänger der zweiten Periode ſchon genannt, in deren Mitte etwa Ulrich von Lichtenſtein ſteht, die den Ton des früheren Minneliedes feſtzuhalten ſuchten. Wie manches einzelne noch in dieſer Manier gelang, ſo bemerkten wir doch ſchon bei Ulrich, wie verſehrt und wie angegriffen von üblen Einflüſſen der ins Schlimme veränderten Zeiten das Minnelied bei ihm erſcheint, und bei jenen Schweizerdichtern, die ſich noch bequemten einzelne Minnelieder zu ſingen, ſo wie bei jenen Tyrolern wie Walther von Metz [5]), Rubin u. A. die ſich auf dieſer Bahn hielten, fängt das Mechaniſche an das Uebergewicht zu erhalten. Faſt allen Dichtern, die ſich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in dieſem abgelebten Thema des Minnegeſanges und Frauendienſtes behaupten wollten, geht bei aller Verskünſtelei der eigentliche lyriſche Sinn ab, und bei der Unverholenheit, mit der ſie Gedanken, Ausdrücke, ſtehend gewordene Gefühle und Sentenzen von ihren Vorgängern borgen und ſtehlen, entbehren ſie jeder innigen Empfindung und jedes Gedankens, der an dem Leſer feſthaften könnte. Man würde dieſe flache Nachahmerei ohne alle Eigenthümlichkeit weit beſſer einſehen und weit leichter nachweiſen können, wenn dieſe Lieder nur mehr dazu gemacht wären, ſich dem Gedächtniſſe einzuprägen. Bei Walther von Metz und Rubin fällt unter dieſen das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) am lebhafteſten auf; unter den gnomologiſchen Dichtern (ſo bei Walther von Priſach, Günther von dem Forſte, dem Teſchler u. A.) iſt es viel leichter nachweislich. Das Beſte, was dieſe ſpäteren

5) Seinen Tod beklagt Brennenberg vor 1276. Er iſt aus tyroliſchem Geſchlechte. Sollte das Lehrgedicht mappemonde von Gautier de Metz (1245) von unſerem Walther herrühren, ſo wäre dieſer Dichter in zwei Sprachen ein Seitenſtück zu Thomaſin.

Minnelieder enthalten, darf man nur mit dem älteren eines Morungen oder Johannsdorf vergleichen, um zu finden, wie hier auch bei der Körperlosigkeit, die sie mit jenen theilen, doch Seele und Leben ist, was dort ganz anfängt zu mangeln. Das lyrische Lied schien es zu empfinden, daß ihm in jenen müdegehetzten, ja ertödteten Formen kein frisches Leben mehr werden könne, und es glitt daher, wie wir gleichfalls schon oben bemerkten, von der Minne auf die derberen Gegenstände des Gelags und der Zeche, von der reinen Naturfreude am Frühling auf Reihen und Tanz herunter, und nahm die leichtfertige und fröhliche Manier des Nithart, Tannhuser und Hadloub an. Diese Lieder, in deren heiteren Ton einige Stücke von jenen norddeutschen Fürsten Heinrich von Breslau, Otto IV. von Brandenburg und Johann von Brabant vortrefflich eingingen, führten mit der Zeit auf das Volkslied der Reformationsperiode über; noch aber erscheint dieser Styl seltner, er verliert sich wieder, um erst später neben vielen anderen solcher vorübergehender und vorbereitender Erscheinungen dieser Jahre wieder hervorzutreten. Diese Lieder rücken die frische, frohe Lust des Volkes an die Stelle des untergehenden ritterlichen Lebens, dem die Anhänger des Alten jetzt mit ewigen Klagen über den Verfall höfischer Zucht, Sitte und Kunst nachblicken, über dessen Ausgang sie sich in den trübseligen Jammer nach der andern zukünftigen Welt versenken. Auch formell werden wir innerhalb dieser nachziehenden Minnelieder auf die größere Einfalt des späteren erotischen Volksliedes vorbereitet. Während die Conrad von Würzburg und Andere jene alten schon genug gekünstelten Töne mit allen erdenkbaren Mitteln noch mehr verkünstelten, so stellen sich gegen ihn in einem neuen Contraste ein Conrad Schenk von Landegge und der Kanzler, der zeitlich und räumlich Hadloub nahe zu liegen scheint, in leichteren, einfacheren, minder verschlungenen Tönen, die uns Neueren um vieles näher stehen als die schwierigen Strophen der älteren Minnesänger, und die an manches ähnliche in der schlesischen Zeit erinnern. Am nächsten liegen diese Gegensätze eben in des Kanzlers Minneliedern neben einander, der überhaupt einer der vielseitigsten Dichter dieser Zeit ist. Er hat neben jenem gewandten und leichten Strophenbau zugleich die verschlungneren Töne, die kürzeren Verse und den Reimreichthum, den man sich jetzt so gerne als eine freiwillige Kette anlegt, weil auf den Sinn nichts mehr ankommt;

allein bei ihm geht der Sinn darüber doch ſeltner verloren, weil er ſich nicht ſo kraus wie bei anderen durch Cäſuren und Reime ſchlingt, daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken nothwendig aufgeben muß, ſondern er weiß mit ſprachlicher Gewandtheit ein geſchicktes Ebenmaaß zwiſchen Sinn und Form zu bewahren, das uns beides feſthalten läßt. Wenn nicht überall, ſo geht er doch in den meiſten Fällen über dieſe ſelbſtgemachten Hinderniſſe und Erſchwerungen mit mehr Geſchicklichkeit und Zwangloſigkeit weg, als bei den anderen auffiele. Uebrigens geht bei ihm, wie bei den meiſten dieſer Sänger das minnigliche Element überhaupt aus. Bei den Rumeland, Zweter, Marner, Boppo, Frauenlob und wie die Lyriker dieſer Periode alle heißen, begegnen wir dem Minneliede nur noch in ſeltneren Fällen; der von Sonnenburg erklärte es uns oben ſelbſt, warum er die Luſt am Minnegedicht verliere: weil Zucht und höfiſcher Sang die Edlen langweile, denen lieber ſei, beim Wein die Weiber zu ſchelten. Bei dieſer Herabziehung des höfiſchen Lebens ins Gemeine konnte ſich der frauendienſtliche Geſang nicht erhalten. Alle und ſämmtliche Dichter von allen und ſämmtlichen Farben fallen daher jetzt aus dem rein Lyriſchen in das Lehrhafte und Gnomiſche, aus dem Weltlichen ins Geiſtliche, aus dem Minniglichen ins Moraliſche herunter. Der lyriſche Geſang, der aus des Menſchen innerſtem Gemüthe unmittelbar hervorquillt, empfand die moraliſche Geſunkenheit der Zeit zuerſt, und lehnte ſich mit voller Macht dagegen auf; er ſchloß ſich nun der größeren Maſſe nach ſo entſchieden an das Lehrgedicht an, wie er ſich in der blühenden Zeit der Höfiſchkeit an die Epopöe der Ritterſänger angeſchloſſen hatte.

Es ging in der Nation, dieß fühlte ein Jeder, mit dem Verfalle des Ritterthums eine moraliſche Kraft verloren. Dieſe Kraft ſuchte man zu erhalten; und zwar zunächſt indem man dem Stande ſelbſt, der ſie beſeſſen hatte, eine deſto größere Weihe und Würde beizumeſſen und wiederzugeben ſuchte, je mehr ihn ſeine herrſchenden Sitten entwürdigt hatten, je mehr das emporſtrebende Bürgerthum den Adel, deſſen Literatur und Tendenzen ins Niedrige völlig herabzuziehen ſtrebte, wobei ihm der Stand ſelbſt auf halbem Wege entgegenkam. Im Titurel, werden wir ſehen, wird Ritterthum und ritterliches Streben in eine Heiligkeit und ein erhöhtes Anſehn hinaufgerückt, das in einem ſchneidenden Contraſte ſteht gegen die Bilder des wirklichen Lebens innerhalb der adligen Welt, wie ſie uns in

den Sittengemälden der Gnomiker und Didaktiker vorgeführt werden. Dieſe Erhebung des Ritterthums geſchieht, indem man daſſelbe mit dem doppelten Glanze des Prieſterthums und des Gelehrtenthums umgibt. Ganz ſo finden wir nun, daß unſere gnomiſchen Sänger von dem frauendienſtlichen Geſange jetzt zu einem heiligeren und gelehrteren zugleich übergehen, und innerhalb dieſes letzteren iſt dann zugleich Alles enthalten, was ſie dem verſinkenden Leben in Wiſſenſchaft und Kunſt vorzuwerfen und vorzupredigen haben, womit ſie Unzucht entfernen und Zucht wiederbringen, die Unkunſt in Miscredit bringen und die Kunſt wieder emporheben wollen. Allein dieß Alles ſchlug ganz anderswohin aus, als es gemeint war. Es war zuletzt das Volk und das Bürgerthum, es waren die Meiſterſänger, die alles das ſich aneigneten, was dieſe Männer empfahlen und worin ſie Beiſpiel und Muſter waren; dieſe erbten ihre Frömmigkeit und andächtige Vertiefung in die Myſterien der Religion, dieſe ihre Gelehrſamkeit, dieſe ihre Schulen und Wettſtreite; das Volk erſt gab dem Liebesliede eine neue Geſtalt und ein neues Leben. In allem dieſem ging die Ritterwelt leer aus; ſie konnte hinfort nichts mehr als von ihrem alten Ruhm und Glanze, von ihrer alten Dichtung und Literatur zehren, ſo lange ſie die Zeit nicht verzehrt und die Literatur der anderen Stände ſie nicht verdrängt hatte. Es ſchoben ſich mitten in die adligen Sänger Andere von bürgerlichem Stande ein, die zwar die ritterlichen Tendenzen verfochten aber doch durch ihre Perſönlichkeit in andere Regionen überführten; und was entſcheidender war, innerhalb des Ritterſtandes ſelbſt ſehen wir ſchon die Walther und Thomaſin die ritterlichen Tendenzen und das Geſetz des Standes verſchmähen und eine allgemein menſchliche Lebensrichtung einſchlagen, die dem Volke zu Gunſten war. Hätte die Ritterſchaft noch einmal in Deutſchland ſich zuſammenraffen ſollen, ſo hätten, wie es in Frankreich, England und Spanien mehr der Fall war, große Thaten und Unternehmungen ſie beſchäftigen müſſen, während im 14. Jahrhunderte bei uns der frühere gottesdienſtliche Waffendienſt in die gemeinſte Räuberei herabſank, ſo daß der einzelne kampfluſtige Kriegsmann von edlerem Sinne ſeine Waffen in die Ferne trug und größeren Unternehmungen fremder Fürſten lieh. Mit ſolchen Thaten wären zu Hauſe auch die epiſchen Gedichte, der Preis der Thaten, heimiſcher geblieben, ſtatt daß ſie nun ausgingen und den kleinen lebhaften Sprüchen Raum machten, die dem unver-

dorbnen Volke zugänglich waren und einen Reiz hatten, während ſie vielleicht den ritterlichen Ständen verdrießlich fielen. So bildete ſich der große Gegenſatz, der Deutſchland in ſeiner Geſchichte ſeit dem Falle der Hohenſtaufen den romaniſchen Nationen gegenüber auszeichnet, daß es neben Italien am früheſten die adlige Cultur, und noch früher als Italien die adlige Literatur abwarf; daß es mit ſeiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümliche, kraftvolle Moral und Religioſität entfaltete, welche dem ſittlichen Geſetze der Menſchheit über das conventionelle und ſtandesmäßige der Geiſtlichkeit und des Adels einen großen Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa die ariſtokratiſche und hierarchiſche Bildung über die Regungen des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächſten Jahrhunderte auf die kunſtmäßige Vollendung der chriſtlich-ritterlichen Poeſie mit den glänzendſten Erfolgen ausgehen, läßt Deutſchland eben dieſe Poeſie ganz in demſelben Verhältniſſe in's allertiefſte herabſinken; dafür aber begann Deutſchlands ſittliche Größe, als die von Italien für lange Jahrhunderte verfiel und verſank. Und daher kommt es denn nun auch, daß Deutſchland ſogleich das kunſtmäßige reinere Beſtreben eines Gottfried von Strasburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Arioſt geführt haben würde, gänzlich fallen ließ. Die ganzen folgenden Jahrhunderte ſehen den Wolfram von Eſchenbach als ihren Herrn und Meiſter an, folgen ſeiner Manier, und legen ihm jedes größere Gedicht bei. Nur in dieſem allgemeinen Sinne gruppiren wir hier, wie oben um Gottfried, eine Anzahl Dichter und Dichtungen, die ſeiner Spur am nächſten nachgehen, als eine Schule um ihn her. Während Gottfried ſchon lange vergeſſen oder bei Seite geſchoben iſt, ſteht Wolfram und Walther als die allein unerſchütterten in der Mitte von allen Meiſtern, deren ſich je einmal ein ſpäterer Sänger erinnert oder welche die Sage je in der heiligen Zwölfzahl aufführt, in die man nun gerne die Erzväter des Geſanges zuſammenſtellt, während die übrigen leichter variiren. Sein Anſehen war durch nichts zu verringern oder zurückzuſchieben, als im 15. Jahrhundert erſt durch die Poeſie und Moral der alten Welt, womit es ſchon Thomaſin zu frühe gegen ſämmtliche Ritterromane verſuchte, weil jene ein reineres Sittengeſetz durchdrang, als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Periode aber, welche an den Ordnungen dieſer Ritterzeit feſtzuhalten ſtrebte, iſt er gleichſam wie der

Mittelpunkt zu betrachten, um den ſich alles andere verſammelt. Was wenigſtens als das Höchſte im Epiſchen in dieſer Zeit gilt, wie der Titurel, bemüht ſich ganz aus ſeiner Seele und mit ſeiner Zunge zu reden und dieſen Titurel wieder betrachtet alsdann jeder Ernſtere der nächſten Jahrhunderte wie ein Heiligthum [6]); alle epiſchen Erzähler und Allegoriſten ſind im 15. Jahrhundert noch aller Reminiſcenzen an Parzival und Titurel voll; die gnomologiſchen Dichter aber, die Zweter und Marner, theilen ſich gleichmäßig in ſeine und Walthers Schule. Doch überwiegt die Wolframſche Manier bei weitem; der Geſchmack der Zeit führte zu dem Ueberſchwenglichen und Abſtruſen ſeiner Manier; die neuen Tendenzen nach dem Prieſterlichen und Gelehrten fanden nur bei ihm Nahrung, denn ſein epiſcher Held ſtand in dem Lichte heiliger Weihe dieſer Folgezeit als Beiſpiel vor, und des Dichters Ruf von Gelehrſamkeit gereichte ihm bei ihr zum höchſten Preiſe, wie unverdient er ſein mochte; denn Er, wie Ulrich von Lichtenſtein und wie gewiß viele andere Sänger der Zeit verſtanden weder zu leſen noch zu ſchreiben. In beiden Dichtern begegnen wir jenen zwei verſchiedenen Richtungen, die uns ſchon früher auffielen, der vornehmeren, abgeſchloſſenen, nach dem Alten hinneigenden, die in der guten ariſtokratiſchen Zeit gar noch ein hierarchiſches Element zu erhalten ſuchte, eine verborgene Weisheit begünſtigte, und ein geheimnißvolles ganz individuelles Glück der Seele predigte, und dann jene volksthümlichere, hellere, geſündere, die die Moral nicht blos in religiöſen Dogmen ſucht, die aus den Vorurtheilen des kirchlichen und adligen Ceremoniels herausſtrebt, die es wagt mit Schnödigkeit gegen die Erzengel zu fechten und die mit dem rührenden Zweifel eines reinen, menſchlichen Herzens über das übermenſchliche Gebot der Feindesliebe nachdenkt. Beide Richtungen ſind in unſerer Nation ſeit dieſen beiden Männern in ewiger Reibung unter einander. Im Freidank, ſahen wir, lag

6) Noch Püterich ſagt:

Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich das widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich wart funden in allen sachen,
mit tieht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolframb von Eschenbache.

das religiös-dogmatiſche mit dem volksthümlich-moraliſchen nebeneinander; daſſelbe iſt der Fall im Renner mit einiger Vorliebe im Dichter für das Erſtere, wozu die Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts überhaupt jetzt eine große Neigung hat. In der Reformation ſiegt dieſe volksthümliche Moral völlig, nur jedoch um gleich darauf wieder Frömmelei und myſtiſchen Unſinn hervorzurufen; im 17. Jahrhunderte ſtehen die überhobenen katholiſchen den einfältigern proteſtantiſchen Liederdichtern, im 18. Jahrhundert die Rabener, Gellert, Pfeffel und alle ähnlichen den Seraphiſchen Dichtern ebenſo gegenüber. In der Zeit, in welcher wir ſtehen, bildet der Titurel mit ſeinem Anhange zu den Romanen der fränkiſchen und deutſchen Sage einen Gegenſatz, der aus dieſen getheilten Anſichten der Zeit zu erklären iſt; unter den lyriſchen Dichtern ſind Frauenlob und Regenbogen diejenigen, in welchen beide Richtungen am ſchroffſten ſich feindlich begegnen. Der Mehrzahl nach nehmen aber unſere gnomiſchen Dichter und didaktiſchen Lyriker doppelterſeits von Walther von der Vogelweide die Richtung auf das praktiſche Leben und die Einmiſchung in die öffentlichen Verhältniſſe aller Art, von Wolfram die religiöſe Stimmung und die gelehrte Manier ihrer Dichtung zugleich an. Nur mit einem raſchen Ueberblicke wollen wir zunächſt die Materien kennen lernen, in denen ſich die namhafteren dieſer Sänger vorzugsweiſe umtreiben, und wir werden ſogleich in einem gewiſſen Gleichgewichte den weltlichen und geiſtlichen Stoff neben einander liegen ſehen. Der hervorſtehendſte unter Allen iſt Reimar von Zweter, gebürtig vom Rhein, aber in Oeſtreich erwachſen und in Böhmen wohnhaft. Wie bei Walther, den er überhaupt zum Vorbilde hat, den er in vielen Einzelnheiten nachahmt, im Ganzen gleichſam wiederholt, nur daß ſeine Behandlungsart, wie wir unten noch hören werden, verſchieden iſt, wie bei Walther überwiegt ſogleich bei ihm der „unminnigliche" Stoff über den Liebesgeſang. Noch hat er zwar von der ſittlichen Gewalt der Liebe und der Hoheit und Würde der Frauen große Begriffe, er weiß ſeine Anſichten auch ſchön auszuſprechen, aber weniger in Liedern, als in Sprüchen und im Lehrton; er erinnert dabei an den Zwang in Strickers Frauenehre, und wie bei dieſem fängt die Ehe an geprieſen zu werden. Er hebt ſie über alle geiſtliche Orden empor, wie auch Eſchenbach die Minne preiſt, die den Tag abwarten darf und den Merker nicht zu ſcheuen braucht; er lehrt Männer und Frauen um

die Reihe reine Sitten und ſcheint nicht undeutlich die Zuchtloſigkeit eines Ulrich von Lichtenſtein zu ſtrafen [7]). Die Mehrzahl ſeiner Lieder zeigt uns in anderer Form die ähnliche Richtung wie die des Stricker und der Moraliſten; häufiger ſtreift er in Bitterkeit und Satire. Er rüſtet ſich gegen alles Falſche und Böſe; er ſchleift ſeiner Zunge Dorn, der Muth im Herzen iſt ihm geſchwollen und da dem nicht mit Salben abzuhelfen iſt, ſo muß er ſeine Bruſt räumen durch den Mund. Bald iſt er es ſelbſt, den er in Reue und Zerknirſchung anklagt; bald ruft er ſein Pfui der Verachtung über die Welt, nicht ſelten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anſtändigen Ausdruck, der jetzt überall in die Gedichte der höfiſchen Poeten von ferne hereinſpielt, um bald ſich weiter auszudehnen. Er hat die uns ſchon bekannte Anſicht, daß nicht das Geſchlecht, ſondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterſchaft los und das Turnierweſen, das ehedem ritterlich geweſen, jetzt aber rinderlich ſei. Verbunden damit iſt die größere, dem Walther abgelernte Heftigkeit und oft Bitterkeit gegen den Pabſt und Rom, und deſſen Töchter, Kölln und Mainz, gegen die Feilheit der Kirche und des Reichs, das den Fürſten Preis gegeben wird, die den Kaiſer nicht als des Reiches Herrn, ſondern als deſſen Vogt betrachten und abſetzen ſollen, wenn er ſchuldhaft ſei; und über die Halbheit der Welt klagt er, über Hofmönche und Kloſterritter, die nicht Fiſch und Fleiſch ſind. Neben all dieſer weltlichen Predigt nun ſcheidet ſich die geiſtliche Lehre anders ab, als bei Walther, bei dem die Frömmigkeit auf die weltlichen Freuden noch nicht ſcheel blickte, bei dem nur das Gebet das Vorrecht hat ein Gefäß der religiöſen Empfindung und Betrachtung zu werden, während bei Reimar die Disciplin und Strafrede überhaupt eine religiöſe Färbung erhält. Er mag den Minnedienſt überhaupt nicht; er nennt Chriſtus das Vorbild aller Minner, und Gott den Schenken

7) Von der Hagen hat aufmerkſam gemacht, daß die folgende Stelle (Nr. 123 in v. d. Hagens Ausgabe der M. S.) auf Lichtenſtein deuten möchte:

diu minne hât ir tôren ouch,
er wol der minne tôre unde rehter wizze ein gouch,
swer wol gewibet ist und ûf ein ander wendet sinen muot,
swer ouch turnieren minnet alsô sêre,
daz er dâ bi vergizzet der hûs êre,
dern hât der mâze niht behalten.

der wahren Minne, die die Sündenluſt der tödtlichen Minne löſche. Er wendet ſeine Liebe mehr nach der himmliſchen Frau; und dem der nach Liebesfreuden ſich ſehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege ſich auf ſeine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beſeeligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke ſein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menſchwerdung beſchäftigt ihn vielfach; die Geſichtszüge der Poeſie werden überall ernſter und feierlicher. So beſonders auch bei dem älteren Meißner, (blühte um 1260 — 80) einem der reichſten dieſer Dichter, aus deſſen Gnomen zum Theil ein vortrefflicher Geiſt redet. Auch Er hat viele Gedichte geiſtlichen Inhalts, Gebete, Lehrſprüche von erbaulichem, andächtigem Character, aus der Bibel abgeleitete Gleichniſſe und Beiſpiele, ſcholaſtiſche Erörterungen über die Geheimniſſe der Religion und Theologie, populare Erklärungen der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe von Juden und Heiden. Keiner bekennt ſich ſo nachdrücklich wie Er zu dem Lehramt der Kunſt; er nennt ſich ſelbſt einen Lehrer aller guten Dinge, einen Rathgeber der Tugend, den Pilgrim der Ehre, einen Pfleger der Kunſt, durch die der Menſch gebeſſert wird; und er beruft ſich zu Prüfung dieſes ſeines Berufes auf ein unbeſcholtenes Leben [8]). Ueberall werden wir ferner ſelbſt in der erotiſchen Lyrik, auch bei den Dichtern, die ſich noch ein muthwilliges Minnelied erlauben, an die ernſtere Wendung erinnert, die die weltlichen Schüler Gottfrieds nahmen, als ſie von der Ueppigkeit des Frauendienſtes und dem Trug der Mähren ſich abwandten zur geiſtlichen Buße. So hat der Bruder Wernher, ein Oeſtreicher der bis in die 60er Jahre dichtete, den Zweifel zum Gegenſtande, er bereut, daß er der Welt gefolgt ſei, deren ſüßer Köder den Haken barg, und ſucht ſein Heil in den Tröſtungen der Religion und in der Sittenſtrenge, die ihn wie Zweter über die freudloſe Zeit Klage führen läßt. So legt Friedrich von Sonnenburg bei Maria Fürbitte für ſeine Sünden ein, und auch ſeine Gedichte, Sprüche, Myſterien und Räthſel durchweht der Hauch der Andacht und Erbaulichkeit. Einer der geachtetſten aber dieſer Männer iſt der Schwabe Konrad Marner, der als alter blinder Mann ermordet ward, und der noch, ein Schüler Walthers, in die Zeiten vor Rudolf fällt und

8) XV. 4. unter ſeinen Gedichten, bei von der Hagen, t. III.

zwiſchen 1230 — 70 dichtete. Sein langer Ton ſtand bei den Meiſterſängern ſpäter im höchſten Anſehn und bildete mit den langen Tönen Muglin's, Frauenlob's und Regenbogen's den meiſterlichen Hort der gekrönten Töne, welche die jungen Meiſter vor ihrer Krönung ſingen mußten. Auch er blickt reuig auf Jugendſünde zurück; eine große Zahl ſeiner Gedichte ſind geiſtlichen und erbaulichen Inhalts, und er vertieft ſich in die Geheimniſſe der Dreieinigkeit, der wahren Minne, der Erlöſung, obgleich er auch Minnelieder ſingt, den ſchlechten Stand des weltlichen und geiſtlichen Regiments angreift, die politiſchen Strafreden Walthers fortſetzt und die Klagen eines Stricker über das eiſerne Alter der Welt. Auch bei Rumeland läßt ſich die chriſtliche Frömmigkeit über die Begebenheiten im Reiche aus; ſeine Sprüche fallen über die Lotterritter und Raubherren, über die Bauern, die dem Pflug entlaufen, über die falſchen Münzer und Geizigen, über die kriegführenden Fürſten: und Chriſtus wird gebeten ſie zum Frieden zu bringen. Die Klage über den Verfall der Kunſt ertönt bei Allen gleichmäßig, und es iſt in der ganzen Schaar augenfällig, wie ſie ſich an die Höfe entlegener Fürſten drängen als Gehrende und Fahrende, wie ſie ſich verdrängt ſehen von Misgönnern und Afterrednern, bei Seite geſchoben von Bretſpielern, Gauklern und Kupplern, hintangeſetzt durch die herrſchende Kargheit an allen Höfen, in Schatten geſtellt durch unwürdige Hofſänger, denen Lob und Tadel feil war. Indem ſie ſo die Dichtung herabſinken ſehen in ihren äußern Verhältniſſen, und Trauer tragen über die Kunſt die ſich ihren Lohn „erweinen" muß, ſo heben ſie ſie dagegen innerlich, würdigen ſie durch religiöſe Weihe, leiten ihren Urſprung auf David zurück, und tröſten ſich an dem Abſtamm ihres Gewerbes von dieſem Sängerkönig und Geſalbten, da die lebenden Könige ihnen den Rücken kehren.

Unſere Meiſter ließen nichts unverſucht, die alte Protection und Begünſtigung des Geſanges in den entfernteſten Regionen aufzuſuchen, wohin bisher die Dichtung noch wenig gedrungen war; ſie trugen ihre Kunſt deſto weiter umher, je weniger ſie in den alten Stätten noch gelten wollte. Erſt jetzt fängt daher die Poeſie an Allgemeingut der deutſchen Lande zu werden. Sie hatte fortwährend am Rhein ihren Hauptſitz; dort war Reimar gebürtig, der zwar an das Oſtende von Deutſchland auswanderte; dorthin

zog ſich Frauenlob, ſcheint es, in den letzten Jahren ſeines Lebens, Regenbogen ſuchte dort die vortrefflichſten Sänger auf [9]), und den Meißner preiſt Conrad darum, daß er die Sänger am Rhein bezwungen habe [10]). Allein ſchon ſchienen es ſeit Gottfried und Conrad von Würzburg blos die Städte zu ſein, die hier ſich des Geſanges weiter annahmen, wenigſtens hört man von keinem Fürſten, höchſtens von kleinen Herrn dieſer Gegenden, die als theilnehmende Freunde der Dichtung gerühmt werden. In der Schweiz verfällt der Geſang mit dem Adel; im Jahre 1291 konnte in St. Gallen der Abt und das ganze Capitel nicht einmal ſchreiben, und es läßt ſich ſchließen, welcherlei Lieder dieſer Abt (Wilhelm von Montfort) gedichtet haben konnte [11]); die Kunſt zog ſich auch hier gleichſam in die Stadt Zürich zuſammen, wo Hadlaub dichtete, wo Heinrich Maneß († 1270), Probſt an der Abtei, einer geiſtlichen Singſchule den Dichter Conrad von Mure vorſetzte [12]), wo Rüdiger Maneß (ſeit 1280 Rath in Zürich) eine Sammlung von Minneliedern anlegte. Aus Franken und Schwaben entfernte ſich wie aus Oeſtreich die Dichtung ſeit dem Ausgang ihrer großen Beſchützer; nur in Baiern behielt die irrende Kunſt (auch dieß mochte eine Wirkung von Wolframs Ruhm ſein) eine Stätte am Hofe; wenigſtens ertönt der Preis der Herzoge Otto, Heinrich und Ludwig in den Sprüchen der Boppo, Suonenburg, Rumeland, des Meißners und Anderer aufs Herrlichſte. Sonſt aber zog die verwaiſte Kunſt aus dem Weſten und Süden nach Nord und Oſt, wohin ſich die politiſche Geſchichte ſelbſt und die wechſelnde Kaiſerwürde wandte. Zweter war um Wenzels I. willen nach Böhmen gegangen, Suonenburg und Sigeher ſind an dem Hofe Ottokars bekannt. Rumeland, der in der That

9) Altd. Muſ. II. p. 186.
umb singens willen wolt ich ziehen an den Ryn,
mir wart geseit, wie hie die besten senger sin.

10) Man. Samml. II. 207.
Der Missenær hât sanges hort in sînes herzen schrîne,
sin dôn ob allen ræzen doenen vert in êren schîne,
dâmit er bî Rine die singer leit in sîn getwanc.
In fuorten überz leber mer der wilden grîfen zwêne,
dâ lêrte in underwegen doene singen ein syrêne;
er doenet vor uns allen sam diu nahtegal vor gîren.

11) Wackernagel über die Verdienſte der Schweizer um die d. Lit.

12) Vgl. Ettmüllers Ausgabe der Gedichte des Hadloub. 1840.

Land um Land geräumt haben muß, beſingt den Fürſten Barnim I. von Stettin, den Grafen Gunzlin von Schwerin, den Herzog Albrecht von Braunſchweig, und den (1286 ermordeten) Erich Glipping von Dänemark. Auch Boppo und Hermann Damen weiſen nach dem Norden, wo wir bis nach Preußen und Kurland hin bald noch größere Dichtungswerke antreffen werden, und Heinrich von Meißen's (Frauenlob's) Lobgedichte drehen ſich um den Erzbiſchof Giſelbrecht von Bremen (1273 — 1306), Wizlav von Rügen, Heinrich von Meklenburg († 1302) und Markgraf Waldemar von Brandenburg. Allein alle dieſe neuen Zufluchtsorte ſchienen dem Ehrgeize der Meiſter nicht mehr zu genügen; wie reichlich und freigebig das Lob dieſer Herren ihrem Liede entſtrömt, ſo iſt doch durchgehends die Klage über das ſchlechte Loos der Kunſt allgemein. Sie fühlen ſie und ſich ſelbſt verlaſſen; ihr Geſang hatte unmerklich einen Charakter angenommen, der dem ritterlichen Geſchlechte nicht mehr zuſagte, und das Abwenden dieſer Kreiſe hatte dann wieder umgekehrt die Folge, daß die Sänger, wie es Conrad von ſich ſagte, in ſich ſelbſt zurückkehrten, daß ſie ihre Kunſt iſolirten, daß ſie nur ſich ſelbſt und den Anforderungen der Kenner genug zu thun ſuchten. Dieß bedingte dann, daß ſich jener lehrhafte und gelehrte Charakter der Poeſie, der bei Wolfram und Walther erſt ſpur- und ſtellenweiſe ſich in die höfiſche Kunſt eingeſchlichen und auch ſo Gottfrieds Anfechtung zu erdulden hatte, allmählig ganz entſchieden zur Herrſchaft vordrängte; daß die gelehrte Lyrik die ritterliche ganz verdrängte, daß die Kunſt etwas Sektenartiges annahm und der Stand der Sänger ſich als ein eigner anfing abzuſcheiden. Wie es bisher nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterſtand gegeben hatte, den nur nationale Unterſchiede trennten, aus dem ſich aber zuerſt die großen Kreuzritterorden, und jetzt die unzähligen kleinen Ritterbündniſſe und Geſellſchaften innerhalb einzelner Landſchaften abſchieden, ganz ſo gab es bisher einen einzigen deutſchen Sängerorden, der ſich jetzt mehr in polemiſche Sekten ſpaltete. Ein allgemeines Band umſchlang bisher die Dichter der Nation; der Gleichgeſinnte etwa ſchloß ſich zum Gleichgeſinnten etwas näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler zum Meiſter; einzelne Fürſtenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meiſter aller Farben und Gegenden, doch war dieß vorübergehend. Nachdem aber mit den Hohenſtaufen das Gemeinleben in Deutſchland hin-

ſchwand, ſcheint das maſſenweiſe Zuſammentreffen der Sänger aufgehört zu haben, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimath gewieſen, auch mehr den verſchiedenen Stämmen nach zuſammen; daher beginnt nun die landsmannſchaftliche Fehde der Sachſen Rumeland und Meißner gegen die Schwaben, und der Zug der Fahrenden nach dem Rhein, um ſich mit den allberühmten Meiſtern zu meſſen. Jetzt ſuchte man alſo nicht mehr blos um Lohnes willen die Höfe der Fürſten, ſondern um ſich und ſeine Kunſt zu zeigen und zu vervollkommnen die Meiſtergeſellſchaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen ſchon damals gab, läßt ſich nach ſo vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meiſter empfangen wird und ſich hören läßt in Freundſchaft oder in Feindſchaft, nach ſo vielen Stellen, die von Merkern u. dergl. reden, nicht wohl bezweifeln. Nichts iſt wohl auch natürlicher, als daß die Sangestage, die ſchon Walther erwähnt, die Tage, an welchen vor Fürſten und Großen die Sänger zuſammenkamen zu Geſang und Spiel, jetzt in der Zeit, wo die Protection der Fürſten aufhörte, aber die Dichtkunſt in ganz Deutſchland noch mehr Ausüber und Verehrer als ſonſt fand, in der geänderten Weiſe werden fortbeſtanden haben, daß ſich die Meiſter unter ſich verſammelten, da ſie ja jetzt ohnehin, misgeſtimmt gegen die geizigen Höfe, ihre Kunſt mehr für ſich ſelbſt trieben. Solche Vereine, wie ſie ſich in jenen Zeiten des 13. und 14. Jahrhunderts denken laſſen, möchte man eher den Dichterorden der ſchleſiſchen Zeit, die ſehr viele Eigenheiten von dieſer Periode trägt, vergleichen, als den Singſchulen der Handwerker im 15. und 16. Jahrhundert, die, ſo lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkühr höher hinaufgerückt werden können, als dieſe ſelbſt. Auch werden wir unten ſehen, daß ſich ſo ſtreng formelle Inſtitute nur im Gegenſatze zu dem zuchtloſeſten Volksgeſange ausbilden konnten. Uns ſcheint daher von der Hagen Recht zu haben, wenn er in dieſen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den ſpäteren Singſchulen findet und nur unter den ungezwungenſten Verhältniſſen das Entſtehen eines gewiſſen formellen Princips in den oberrheiniſchen Städten zugibt. Solche Meiſterſchulen unter dem Sängergeſchlechte zu ſuchen, von dem wir hier reden, würde derſelbe Fehler ſein, wie wenn man die patriciſchen Clubbs der Städte mit den Gilden und Zünften in Eine Reihe ſtellte, wozu trotz aller Aehnlichkeit nichts berechtigt. Nachdem nun

aber ſolche freiere Vereinigungen der Meiſter hier und da Statt zu haben anfingen, mußte es noch auffallender werden, daß, ebenſo wie jene Vernachläſſigung der Kunſt an den Höfen und unter den Laien den Anſtoß zu dem Abſchließen der Künſtler unter ſich gab, nun wieder dieſes Abſchließen in die Schule darauf hinwirkte, der Kunſt noch mehr den Charakter zu geben, der ſie den Laien, wenn nicht unangenehmer, doch wenigſtens unzugänglicher machte. Es bedingte ja doch wohl natürlich einen Unterſchied des Geſanges, wenn man früher ſang, um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meiſtern genug zu thun; welch einen verſchiedenen Maasſtab, welch eine verſchiedene Kritik mußten nicht beide Tribunale an die Vorträge der Dichter anlegen! Welch ein verſchiedener Wetteifer mußte nothwendig da und dort rege werden! Wie verſchieden mußte das Amt der Merker in ſo verſchiedener Lage ſein! Jetzt bedurfte es der Rückſicht auf die Laien nicht mehr. War früher die reine Sängerkunſt oder die Hofregel, die Frauenſitte oder die Standeswürde das Kriterium, nach dem des Geſanges Werth oder Unwerth beſtimmt, der Kranz gegeben oder verweigert ward, ſo hatte jetzt der Merker in geſchloſſenem Kreiſe der Meiſter auf die Weisheit und Gelehrſamkeit des Dichters vor Allem zu achten. In jener guten alten Zeit trug in dem Kreiſe der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne Frau das Geſetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelſang" bemeſſen und beurtheilt werden ſollte. Aber dieſe ſchöne Zeit war vorüber. Wer wollte noch oder wo ſollte man noch von jener Frauenliebe ſingen, von jener Treue, von jenem gottesdienſtlichen Kriegseifer, da die ſinnigen Menſchen der alten Kreiſe und die frommen Dienſtleute zu Grabe gegangen, die begeiſterten Fürſten dahin waren? Wer ſollte den verwilderten Gemüthern in dem räuberiſch gewordenen Rittervolke noch von der alten Würde und Ehre dieſes Standes ſingen, wer die Tugenden dieſes Standes aus und in dem Leben aufgreifen und aufrufen, da ſie verſchwunden waren? Man folgte dem Beiſpiele Thomaſins, der ſich noch in den ſchönen Zeiten ſelbſt nicht mehr mit dem bildlichen Muſter der Tugend, ſondern mit dem abſtractern Weſen beſchäftigt hatte. Man legte die Ritterbücher zur Seite und ſelten führt ein Zweter oder Frauenlob noch die Helden des Eſchenbach im Munde; deſto häufiger aber lauſchen dieſe Spruchdichter nun auf die Philoſophie der Scholaſtiker, die man zur Erklärung ihrer Gedichte hinzunehmen muß; die weiſen

Meiſter des alten reinen, der Gloſſen unbedürftigen Geſanges vergaßen ſie, aber das Beiſpiel und die verwirrte und unverdaute Gelehrſamkeit eines Albert des Großen ſcheint von dem unſeligſten Einfluſſe auf ſie geweſen zu ſein.

Von nun an war Wolframs gelehrte Kunſt, die Gottfried unhöfiſch fand, legitimirt; und was wir hiernächſt über die Manier und Behandlungsart der Dichtungen unſerer Gnomiker zu ſagen haben, wird ihre Kunſt überall auf Wolframs Seite zeigen, wie ſehr ihre Materie nach Walthers Vorgang beſtimmt ſein mochte. Sie holten in die Dichtung herüber alle Weisheit aus dem ganzen Gebiete des menſchlichen Wiſſens, das nur offen ſtand, aus Mineralogie, Pflanzen- und Thierkunde, Geſchichte, Phyſik, Aſtronomie, Geometrie, Aſtrologie, Bibelkunde und Nekromantie. Die Kenntniß ſämmtlicher freier Künſte wird von nun an als nothwendiges Requiſit in einem Meiſter vorausgeſetzt [13]). Was noch Thomaſin in ſcherzhafte Allegorie zog, das wird jetzt ſchon ganz ernſthaft gelehrt, daß Tugend, Milde, Seeligkeit, rechtes Maaß nur aus den ſieben Künſten zu lernen ſei, daß die Grammatik gute Zucht, die Aſtronomie Treue und Beſcheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend verleihe und gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, ſo zählt man in endloſen Verſen mit ſteter Wiederholung des Wortes, das ſie bezeichnet, alle ihre Eigenſchaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur freilich auf dem Gebiete der Pſychologie und Lebenserfahrung iſt das Wiſſen dieſer Meiſter gerade am geringſten. Soll die Macht einer Leidenſchaft geſchildert werden, ſo werden aus den alten bibliſchen Geſchichten und aus Gedichten und Sagen Beiſpiele geholt, um dieß zu bewerkſtelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, in Geſchichte oder im Leben, ſo fängt

13) Ein Lied von Regenbogen ſchließt ſo:

Um singens willen heng ich ûz ein rôsenkranz;
die silben, ryme machent im diu bleter ganz.
swer singet wise wort und ouch der doene schanz,
und mir den cranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Philosophy daz krenzellin tuot machen,
diu mûsicâ und ouch diu kunst jêomatry,
rhetoricâ diu wont dem edlen sange bi,
diu lôyca und ouch diu hôch astronomy.
belibet mir min rôsenkranz, von freuden wil ich lachen.

man an, Parallelen mit dem alten Teſtamente zu ziehen, und man nahm das Muſter dazu von den Theologen, unter denen beſonders Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Teſtament in Geſchichte und Geſetz auf die chriſtliche Kirchen- und Völkergeſchichte zu deuten. Auf dieſem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Gedichte der Reimar von Zweter, des Marner, Rumelants und ſo vieler anderer, welche allerhand Geſchöpfe und Producte der äußeren Natur auf die moraliſche Natur des Menſchen anwenden, in Steinen, Thieren, Pflanzen und Naturerſcheinungen Beziehungen auf die menſchliche Seele und ihre Eigenſchaften, auf Tugenden und Laſter der Menſchen finden, die nicht ſelten ſogar dogmatiſche Sätze der chriſtlichen Lehre erhärten ſollen, was ſeit den früheſten Kirchenvätern einen ganz eigenen Zweig chriſtlich-phyſiologiſcher Gelehrſamkeit bildet [14]). Auf dieſem Grunde ruhen jene geheimnißvollen und wunderbaren Räthſel und Aufgaben dieſer Art, die oft ihre Sprache und Form aus der Apocalypſe entnehmen und leider die Apocalypſe noch an Tiefſinn und Dunkel überbieten. Den Reimar von Zweter ſtellten wir vorhin als den Führer dieſer großen Schaar voran; in Lupolt Hornburgs Gedicht von allen Singern [15]), worin dieſer, ganz von der neuen Kunſtgattung erfüllt, als die zwölf Hauptmeiſter lauter ſolche gnomiſche Dichter dieſer Zeit nennt [16]), führt er daher den Reihen und Alles was dort über ihn geſagt wird, charakteriſirt ihn und zugleich die Anſicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, ſagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, d. h. aus jedem noch ſo gemeinen Gegenſtande hätte Reimar beſſere Anwendung zu dergleichen moraliſchen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus der edelſten Materie; er hebt dann die Vielſeitigkeit hervor, mit der er ſeine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegoſſen hat; er vergleicht dann ſeinen Geſang zu Chriſts Lob mit eines Apoſtels Lehre; er preiſt ihn endlich geradezu als den erſten und beſten. In der That folgten alle die Späteren ſeiner

14) Hoffmanns Fundgruben I, p. 16.

15) Altd. Muſ. II, p. 22.

16) Reimar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Rithart, Wolfram, Conrad von Würzburg, Boppo, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Suonenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

Manier, ſie mögen ſich als Gegner oder Freunde anſtellen. Alle die genannten Dichter, zu denen man eine Menge andere hinzufügen könnte, dazu die größeren lehrhaften und ſogar faſt alle erzählenden Gedichte haben jene Gleichniſſe und Beziehungen als eine Lieblingsmaterie behandelt. Wir müſſen dabei im Auge haben, daß großartigere Gedanken dieſer Art auch ſchon viel früher in die Poeſie eingegangen waren; wir erinnern uns an jene Vorſtellung von der Jungfrau Erde und Maria, die beide ſelbſt unbefleckt, die einzigen reinen Menſchen geboren haben; oder an jene häufige weiſe Mahnung, daß der Menſch über ſeinem edelſten Gute, ſeinem freien Willen, nicht die treue Befolgung des Wegs, den ihm Natur und Inſtinct anweiſt, aufgeben ſolle, auf dem alle Geſchöpfe und Thiere und alle Elemente gehorſam beharren, was das einzige Thier in Menſchenhaut nicht thut. Einzelne dieſer Vorſtellungen ſind voll Anſchaulichkeit und für Gemüth und Phantaſie von reicher Fülle; allein allzuoft mangelt die Schärfe der Vergleichung und die populare Begreiflichkeit, die bei aller Sinnenbilderei das erſte Erforderniß iſt. Dieſer ſpäteren Zeit beſonders eigenthümlich finden wir ſowohl kleinere, als willkührlichere Bilder, ſo wie denn ſchon das Uebelſte bei der Sache iſt, daß meiſtens weniger Geſchöpfe der Natur als der Phantaſie zu dieſen Gleichniſſen genommen werden. Erſt leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren unmögliche Eigenſchaften, nimmt eingebildete Thiere und Producte, und dieſe geben dann erſt wieder die Anwendung auf die ſittliche Menſchennatur. Viele der unzähligen kleinlichen Bilder, mit denen man die unbegreifliche Empfängniß der Maria oder die Dreieinigkeit begreiflich machen will, ſind dieſer Art. Dergleichen konnte dann natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie z. B. ſo viele ähnliche Sprichwörter, die ganz auf richtigen Erfahrungen und nicht auf einer poetiſchen Naturgeſchichte und willkührlichen Vorſtellungen beruhen. Wenn hier von Reimar verlangt wird, ein rechter Mann ſoll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, ſo würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorſtellen, es ſolle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es ſolle ein Dieb u. ſ. w. ſinnbildlich geſchildert werden. Daher kommt es denn, daß über die Deutungen der Eigenſchaften der Thiere, und über dieſe Eigenſchaften ſelbſt ſo leicht Streit unter dieſen Sängern iſt, und daß dann mit

einem Unſinn gegen den anderen geſtritten wird, und dieß mit deſto größerer Wichtigkeit, je unwichtiger die Sache iſt. Es kommt aus dieſer Unklarheit und Willkühr und aus dieſer unverſtandenen und unverſtändigen Nachäfferei der Apocalypſe, (einer Manier, die das Dunkle der dunkleren Scholaſtiker, wie eines Duns Scotus, ſchon der Kürze der Behandlung wegen überbieten mußte,) daß jene tiefſinnigen und unlösbaren Räthſel aufgeſtellt werden, wie ſie im Wartburgkriege, wie ſie in den Tenzonen anderer Dichter vorkommen, die gleichfalls auf ſolchen Vergleichungen ſinnlicher und überſinnlicher Dinge beruhen, und die zu löſen, die genaueſte Bekanntſchaft mit der naturhiſtoriſchen und ſymboliſchen Fiction jener Zeiten nöthig wäre, wie man ſie aus den zerſtreuten Brocken, die uns dieſe Dichter hinwerfen, nicht erlangen kann; oder der Scharfſinn eines Orientalen, obgleich man auch dann über manchem, wie die 30 Männer von Thimnath an dem Räthſel ihres Geſellen Simſon, und aus dem nämlichen Grunde wie dieſe, verzweifeln würde. Nimmt man noch gar hinzu, wie unvollkommen die Kenntniſſe unſerer Meiſter in Mathematik, Aſtronomie und Phyſik und wie wunderlich ihre nekromantiſchen Vorſtellungen waren, von welchen Doctrinen doch der Kanzler, Sigeher u. A. Anwendungen in ihren Sprüchen machen, ſo ſieht man wohl leicht ein, um welche hohle Dinge es ſich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum geſtritten ward.

Es iſt aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wiſſen, was man vor anderen voraushat oder zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter zu ſein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf ſeine kleinliche Gelehrſamkeit; daß Niemand auf irgend einem auch großen Gegenſtande leicht mit ſolchem Eigenſinne und ſolcher Selbſtgenügſamkeit haftet, wie ſolche Leute gerade auf ihren kleinſten Quisquilien und wie ſie dergleichen bis auf's Blut vertheidigen und um keinen Preis der Erde aufgeben. Nichts kann daher beſſer über den Charakter dieſer Dichter, nichts beſſer über den Werth oder die Werthloſigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. In den frühern Zeiten haben wir nur rein kunſtmäßige Kämpfe innerhalb des Gebietes der Dichtung kennen gelernt, ſo großartig und weit, wie alle Verhältniſſe, in denen ſich die Geſchichte Deutſchlands überhaupt unter den Hohenſtaufen bewegte. Der höfiſche Ritterroman kämpfte mit dem Volksepos; und unter den höfiſchen Sängern ſelbſt kämpfte ein Lebensprinzip oder

ein Kunſtprinzip gegen das andere. Auch unter unſeren Sängern iſt der polemiſche Eifer ungeheuer; jeder einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun. Man merkt wie bitterer Ernſt es den Kämpfern iſt; daß aber ihr Kampf ein höheres, inneres, weſentliches Intereſſe beträfe, kann man kaum bei einigen wenigen nur ahnen, denn ſonſt erſcheinen alle unter ſich und in ihren Geſinnungen nicht allein ähnlich ſondern gleich; und häufig, wenn ſie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man ſelbſt nicht einmal einen kleinen Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, ſo darf man ſicher ſein, daß es eben ein ſehr kleiner, ein kindiſcher Anlaß war, meiſt daß es ſich um einen gelehrten Kram dreht, oder noch häufiger um einen blinden Haß, den Anmaßung oder blinde Liebe nach einer andern Seite hin eingibt. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu, jeder preiſt den, dem er gerade nahe ſteht, oder der zufällig auch mit keiner Kleinigkeit Anſtoß bei ihm erregte, als den beſten. Es iſt daher gar kein Wunder, und hängt mit der naiven Selbſtgefälligkeit und Reizbarkeit dieſer Leute zuſammen, wenn jeder Einzelne gar nicht übel Luſt zeigt, ſich über alle Andere wegzuſetzen. So warnt Rumeland den Marner, ſich nicht wegen ſeiner Gelehrſamkeit über die Laien zu erheben [17]; ſo will Regenbogen ſehen, wer ihm ſein Kränzlein abgewinnen ſoll, der ſonſt ſeinem Widerſacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Beſcheidenen macht: und dieſer, den man beſſer Selbſtlob genannt hätte, und den Regenbogen in ironiſcher Sicherheit doch nicht gegen ſich will aufkommen laſſen [18], ſpricht es im höchſten Dünkel von ſich aus, daß was auch Reimar, Walther und Wolfram je geſungen, er noch ihren Geſang übergolde; ſie hätten den Schaum geſchöpft, aber ſeine Kunſt gehe aus Keſſels Grunde; ſie ſeien den ſchmalen Steig neben der kunſtreichen Straße gegangen, ſeines Geſanges Schrein ſoll man reichlich krönen, er ſei ihrer Aller Meiſter [19]. Daher kommt es denn auch, daß ſchon in Hornburgs Gedicht als die 12 größten Meiſter faſt lauter Dichter dieſes Schlags und dieſer Zeit geſtellt werden. Unter dieſen ſetzt er, ſahen wir, den Reimar von Zweter oben an, und ſo läuft nach des Renners Urtheil der Marner, der gleicher-

17) Bei Müller unter Meiſter Rumeland N. CCCXIII.
18) Altd. Muſ. II, p. 191.
19) Man. Samml. II, p. 215.

weiſe in deutſch und latein zu dichten weiß [20]), allen anderen vor; auch Rumeland preiſt dieſen, jedoch nicht ohne Klauſeln; Andere beſtaunen den Frauenlob vor den übrigen und dieſe Anſicht ging beſonders auf die Folgezeit über; die Gelehrten, die Kunſtſinnigeren, hielten den Conrad von Würzburg fortwährend für ihren Meiſter; ihn und den Meißner nennt Herman Damen nach des Marners Tod als die beſten. In der That, auch in unſeren Tagen, wo wir doch von Partheilichkeit frei ſein können, würde es Jedem ſchwer fallen, irgend einen dieſer Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unweſentlichere Urſache beſtimmte. Denn ſie verhalten ſich in ihren Lehrſprüchen zu einem Walther oder Thomaſin, wie die Maſſe der Minneſänger zu Triſtan. Nur dieſer verſtand uns die Natur der Minne kund zu thun, woran ſich die anderen ſtammelnd und vergebens verſuchten; nur jene beiden laſſen einen beſtimmten ſittlichen Grundſatz durch ihre Sätze durchblicken, und Walther verſteht die Kunſt, oder er hat die Klarheit der moraliſchen Einſicht und die ſcharfe Uebereinſtimmung des Inneren mit dem Aeußeren, nach welcher auch aus einem vereinzelten Spruche ein ſicherer Schluß auf das ganze ſittliche Weſen des Mannes gemacht werden darf, wie das faſt in jedem Fragmente der griechiſchen Gnomologen der Fall iſt. Allein nur mit Zwang werden wir nach dem aufrichtigſten Studium der Sinnbilder, der Räthſel, der Lamentationen und Predigten der Lügenmährchen, der ironiſchen Vorſchriften und Anweiſungen dieſer Dichter uns darüber deutlich Rechenſchaft zu geben ſuchen, ob ſie überhaupt ein moraliſches Prinzip kannten, und welcherlei Art dieſes geweſen wäre; und nur mit der größten Aufmerkſamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß ſie ohne klares Bewußtſein das alte conventionelle Geſetz der Ritterwelt und die alten Dogmen des Chriſtenthums halten, und eben mit dieſen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Wie dieß aber geſchehen ſolle, ſteht ihnen nur völlig unklar vor; daher denn ihre lächerliche Polemik. Bald ſcheinen ſie die Gelehrſamkeit für weſentlich zu halten, legen den höchſten Werth darauf, unterſcheiden ſich in ihrer Anwendung nicht im geringſten von den

20) In der Man. Samml. iſt eine lateiniſche Strophe von ihm; man hat auch ein anderes lat. Lobgedicht auf einen Geiſtlichen von ihm, gdr. im N. lit. Anz. 1807. p. 247.

anderen, und dennoch tadeln ſie ſie an anderen: das thut Hugo von Trimberg an Conrad [21]) und Rumeland an dem Marner. Sie ſprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wiſſen wollen was dem Menſchenſinne zu weit iſt, aber ſie zerquälen ſich ſelbſt an dergleichen Problemen darum nicht weniger. Nichts iſt in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verſtändlicheres mit einem myſteriſchen, ſchulmäßigen, gelehrten und geheimnißvollen zuſammentreffen, allein nicht ſo, daß ſie getrennt in verſchiedenen Dichtern lägen und ſo ihre etwaige Feindſchaft erklärten, ſondern in jedem einzelnen liegen ſie unverſöhnt neben einander. Wir machen nur auf zwei Gattungen aufmerkſam. Von jenen apocalyptiſchen Räthſeln des Frauenlob und des Wartburgkrieges unterſcheiden ſich höchſt ſcharf und beſtimmt die volksmäßigen und errathbaren des Reimar, und mancher anderer; eine Mitte zwiſchen beiden halten wieder andere des Boppo, Wizlau, Kelyn u. A. Gleichwohl berührt ſich die Manier aller dieſer Dichter aufs entſchiedenſte, und ſo wieder mit ihnen der Meißner, der ſich ſonſt aufs derbſte über dieß Räthſelweſen luſtig macht, indem er an einer Stelle [22]) die verſchiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arm, Stat, Wider in einen räthſelhaften Unſinn zuſammenſtellt, und an einer anderen, wo er den Namen des Marner in ein Räthſel bringt, ſeinen Spott über dieſe Gattung ausdrückt [23]). Auch das

---

21) Renner ed. Bamberg 1833. V. 1233.
Meister Cuonrât ist an worten schœne,
diu er gar verre hât gewehselt, und von latîn alsô gedrehselt,
daz lützel leyen sie vernement: an tiutschen buochen diu niht zement.
swer tihten wil der tihte alsô, daz weder ze nider noch ze hô
sîns sinnes flüge daz mittel halten: sô wirt er wert beid iungen und alten.
swaz der mensche niht verstêt, træge ez im in diu ôren gêt,
des hœre ich mangen tôrn vernihten meister Cunrâds meisterlichez tihten,
ich hœr aber sin getihte selten wol gelêrte pfaffen schelten.

22) Bei Müller und dem Mißner N. DLXXXI.

23) Ib. DXXV.
Alecke bat Kuondzen dem ein vriunt gab hehte.
in Kriecken lant man nam of pfant quam rehte.
schalkés tat vur xpofer im zuo selbe sprach.
diz liet aller buoche buochstabe besliuzet.
sliuz ûf dîn sin, dîn kunst der wol geniuzet.
Parîs, Patouwe, Palerne ê des-selben jach,
in disem liede suochet lêre.

ältere Volksräthsel und selbst das neuere noch, hat, oft schon des Verirenden wegen, das hineingelegt wird, die Eigenschaft der Unerrathbarkeit, allein mit Recht hat Grimm in seinen Bemerkungen zu dem Tragemundliede [24]) gesagt, wie eben darin der größere Reiz liegt, daß wenn die Auflösung auch gegeben ist, der Satz dennoch dauernd seinen Werth behält, während „man die jetzigen hohlen Räthsel, sobald das Wort heraus ist, unausbleiblich satt wird.“ Man muß an solchen Räthseln, wie deren Wackernagel herausgegeben hat [25]), wie sie unser Salomon und Morolf enthält, wie das von den Buchstaben das in des Knaben Wunderhorn gedruckt ist, oder das welches Grimm an dem angeführten Orte beispielsweise mittheilt, die Phantasie des Aufgebenden bewundern, selbst wenn er die Auflösung hinzufügt, die dem Errathenden schwer zu finden war, weil hier noch, wie schon Aristoteles sagte, das Wesen des Räthsels in der Aussage eines Wahren unter Zusammenstellung von scheinbaren Unmöglichkeiten gesucht wird. Warum soll auch blos beim Räthsel der Scharfsinn des Errathenden bewundert werden? Jenes allein macht das Räthsel poetisch. Bei unseren damaligen Poeten aber und in ihren Haftliedern wird die dunkle Aufgabe dunkel gelöst; sehr häufig ist das Räthsel wie die Lösung dem Verstande wie der Phantasie unergreiflich, und selbst, wo wir, wie in dem ersten Haft des Wartburgkrieges, die Lösung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verstehen, bleibt die Phantasie und der Verstand gleichmäßig ohne Befriedigung, denn hier verschwimmt das Räthsel in eine ganz vage Allegorie [26]). Dasselbe Verhältniß nun, das zwischen diesen tiefsinnigen Räthseln und den volksmäßigen besteht, treffen wir zwischen den gelehrten, sinnbildnerischen, dunkeln gnomischen Sprüchen dieser Meister und einzelnen von einem faßlicheren

---

Ein wîser man der hât verloren sînen namen,
marn was sîn vleisch, grôz was sîn êre.
swer mir den nennet, der ne darf sich des niht schamen,
ein ieslich kunster râte in disem liede.

24) Altd. Wälder II. p. 19.

25) Aus einem alten Druck des 16. Jahrh. in Haupts Zeitschrift III, 27. Daß diese Räthselliteratur selbst mit mehr als Einem Wort schon in der ersten Ausgabe dieses Werkes erwähnt war, hätte übrigens Wackernagel schon in dem Register finden können.

26) Dergleichen hat der Cod. Pal. N. 392 mehreres.

Charakter, die wir besonders bei dem Kanzler, obwohl auch da unter vielen von der entgegengesetzten, schwülstigen und sonderbaren Art, finden, und die wie der Priamel vergleichen, welche wie das Räthsel so deutschvolksthümlicher Natur ist, daß sich beides im Scandinavischen schon sehr frühe so ausgebildet findet, wie wir es noch spät in Deutschland treffen. Wir fassen uns über diese Gattung kurz, weil wir weniges davon besitzen und vortreffliche Beurtheiler darüber ausführlich waren [27]); und wir bemerken nur, daß wir diese kleinen madrigal- oder epigrammenartigen Gedichte in demselben Bezuge zu den späteren großen satirischen Gedichten oder schon zu dem Renner ansehen dürfen, wie die entgegenstehenden moralischen Nutzanwendungen der Eigenschaften von Naturgegenständen zu den eigenen gelehrten Werken oder Gedichten von den Kräften der Steine, der Bedeutung der Blumen und Blätter, und dergleichen anderen Werken über die äußere Natur. Denn gerade wie jene satirischen Gedichte wollen diese Priameln oft nur mit einer neuen frappanten Einkleidung einer allbekannten Erfahrung wirken; gerne führen sie das Thörichte des menschlichen Treibens im Allgemeinen oder der einzelnen Stände vor, sie zählen die gemeinen Lebensverhältnisse oder die Eigenheiten der Stände in einer solchen Ordnung und in solcher Art her, daß die satirische Wendung wenigstens an die Hand gegeben ist; oft sind sie gar nichts, als eine anspruchslose Reihe von Sprichwörtern und Erfahrungssätzen, die bald bildlich bald unbildlich alle dasselbe besagen und von vielen Seiten Einen und denselben Satz deutlich machen wollen, und dieser Art, die sich auch bei Aelteren, wie Spervogel, findet, sind z. B. manche Sprüche des Kanzler. Allein, wie wir sagten, auch Er beharrt nicht bei dieser einfacheren Art, sondern verfällt jeden Augenblick in die entgegengesetzte. Begriffe von einer Form, einem Unterschiede der Form und von der Wichtigkeit derselben lassen sich in allen diesen Dichtern nicht entdecken, die zum Beispiel auch einzelne Fabeln schon in die Form ihrer Töne pressen, der sie innerlichst widerstreben. Und so ist's gerade mit der Materie auch. Sie streiten, man weiß nicht um was; sie reden um's dritte Wort von der

27) Ich verweise auf Lessing und Eschenburg; vgl. Bragur II. und Herder im deutschen Merkur 1782 p. 169.

Logica, und keiner kann einen logiſchen Gedanken feſthalten [28]); der Marner wirft dem Reimar das Borgen vor (neben anderen Untugenden, die dieſen Sängern gemein ſind,) und dann geſteht er wieder von ſich, daß er ſelbſt aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geſchäft mache [29])! Den Marner bekämpft wieder der Meißner und dies wirft wieder Gervelyn dem Meißner vor als Misgunſt. So hat Rumeland einen Streit mit Singauf, der falſch geſungen habe, der Schlaf ſei ſo alt als der Menſch. Wir wollen an einem ausführlicheren Beiſpiele ſehen, was dieſer Kämpfe Gegenſtände ſind. Wer da ſang, ſagt der Meißner mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an ſeinen Eiern brüte, der ſang unrecht; wer da ſang, daß ſich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, deſſen Sang iſt ungeheuer; wer da ſang, daß der Pelikan ſeine Kinder tödte, der hat gelogen, der leſe die Bücher beſſer. An falſchem Geſange ſtrafe er Lügners Mund. Wer falſch ſinge, der ſei an Kunſt blind, und dem geſchehe der Spott der Meiſter recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entſcheiden; mit wahrem Geſange wolle er den Lügenſang den Menſchen verleiden; ein Meiſterarzt könne ja Kranke wohl geſund machen. Der Strauß alſo ſcharrt im Auguſt ſeine Eier in den Sand und vergißt ſie da; die Sonnenhitze brütet ſie da aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit ſagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — ſo verbrennt er ſich und wird zu Aſche und aus der Aſche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es ſich ſo. Er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm

28) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal. N. 392. f. 37.
Ez tihtet manger fruo und spât, waz siben kunst bediuten,
und der der minsten niht verstât; der solt ie billich riuten
die steck uz vor dem pfluoc, sô würd er niht der liute spot,
swâ man die maister briset.

29) Man. S. II, 169.
„Du niuwest mangen alten vunt“
womit man vergleiche auf p. 173.
lihte vinde ich einen vunt,
den si vunden hânt die vor mir sint gewesen,
ich muoz ûz ir garten und ir sprüchen bluomen lesen.
In der erſten Stelle wirft er ihm auch, wie Gervelyn dem Misner, das Entlehnen von fremden Tönen vor, was für eine Art von Schimpf zu gelten ſcheint, ſo häufig es geſchieht.

ſeine Kinder. Nun wälzt ſich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an ſich dürre werden, um ſich dadurch gegen die Schlange zu ſchützen. Dann belebt er im Neſte wieder ſeine Kinder mit ſeinem Blute. Nun will er dies aber beſſer auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir ſind die Kinder, die er fing. Darum mußte Gottes Sohn ſich mit dem Koth der Erde beſtreichen [30])!! Die gelehrte Kritik dieſes Gelichters gab dann Gelegenheit zu einer Art von Tenzone, einer Gedichtgattung, die wir in ſolchen einzelnen Aufgaben, Fragen und Räthſeln vorbereitet, und dann in Deutſchland auf eine ganz unvollkommene Weiſe ausgebildet ſehen; und dies berührt ſich genau mit den ſcholaſtiſchen Streitigkeiten und Kämpfen, ja wir haben ausdrückliche Beiſpiele, wie gewiſſe theologiſche Streitfragen auch poetiſch behandelt wurden [31]).

Als eine ſolche Tenzone bezeichnen wir auch den **Wartburgkrieg** [32]), über den wir leider in den Enthuſiasmus nicht gerathen können, mit dem ihn unſere Literarhiſtoriker gewöhnlich behandeln. Wir haben über ihn eigentlich nur aus dem bisher über den Charakter der gnomiſchen Dichtung dieſer Zeit Vorgetragenen einiges zu recapituliren, was wohl ausreichen wird, über den Werth des Gedichtes und über die Geſichtspuncte, aus denen es betrachtet werden muß, aufzuklären, wenn wir nur erſt weniges über das Sagenartige beigefügt haben. Was dem Factum hiſtoriſch zu Grunde liegt, läßt ſich, da kein rein geſchichtliches Zeugniß exiſtirt, nicht wohl beſtimmen. Daß an Hermanns Hof in Eiſenach einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger ſtatt gehabt haben mochte, nichts iſt möglicher als dies; daß ſie ſo weit gegangen wäre, daß auf die Niederlage in einer Streitſache, über die unmöglich ein Richter zu beſtellen war, ein ſchimpflicher Tod als

30) Bei Müller unter dem Misner p. 42.

31) So in einem Gedichte des Heinzelin von Conſtanz (Altd. Muſ. II, 34.), der Streit über den Vorzug der beiden Johannes, ein Thema, das die Pariſer Meiſter durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutſeligen Krieg nennt.

32) Ed. Ettmüller. Vgl. was bei Grimm in ſeinem Werkchen über den Meiſtergeſang und gelegentlich über das Gedicht im Altd. Muſ. und in den Miscellaneen geſagt iſt. Ettmüller hält nun den Frauenlob für den Verfaſſer dieſes Gedichtes, mit deſſen Manier es allerdings völlig übereinſtimmt. Vgl. deſſen Ausgabe Frauenlobs p. 383 ff.

Strafe geſetzt wurde, iſt ein Zug, der unter der feinen Geſellſchaft der erſten Jahrzehente des 13. Jahrhunderts nicht wohl vorkommen konnte, und der die Erdichtung in einem brutalen und rohen Geſchlechte verräth, wo auch ſolche Verwettungen des Lebens beim Schachſpiele u. dgl. im Reinald und daraus wiederholt in andern Romanen des fränkiſchen Kreiſes vorkommen. Der zweifache Beſtandtheil des Gedichtes, deſſen erſter Theil ſich um den Kampf von dem Vorzuge der Fürſten von Oeſtreich oder Thüringen dreht, während der zweite in die wunderbare Art von Räthſeln überſpringt, die nur, wie in dem Gedichte ſelbſt angedeutet ſcheint, durch die Kunſt des Teufels geſtellt und durch die Gunſt der Engel gelöſt werden können, ſpricht für die Entſtehung in mehreren Zeitabſchnitten; jenes iſt ein Gegenſtand des Streites, der im Anfang des 13. Jahrhunderts denkbar iſt, die letzte Hälfte kann ſchwerlich vor dem Ende deſſelben entſtanden ſein, wo wir dieſen Geiſt herrſchend finden. Daß die Meiſter Eſchenbach und Klinſor hier in einer poetiſchen Sage erſcheinen, iſt unſtreitig das Intereſſanteſte an dem Gedichte. Ich will nicht entſcheiden, ob der Letztere ein wirklicher deutſcher Meiſter oder blos eine mythiſche Figur iſt; für jenes ſpricht die kahle Erwähnung, die Herman Damen [33]) von ihm thut, für dieſes, daß dieſer Mann im Parzival in Verbindung geſetzt iſt mit dem Zauberdichter Virgil, deſſen in Neapel volksmäßige Wunderverrichtungen durch die Otia imperialia des Gervaſius und dann in deutſchen Verſen durch Enenkel weitläufig in Deutſchland bekannt wurden, und daß dann dieſer alte Zauberer Klinſor, von dem der jüngere im Lohengrin [34]) (offenbar ein ſcherzhafter Zug) ſagt, daß ſeines Ahns Urahn ſein Schreiber geweſen wäre, eben ſo ſpäter zum Meiſterdichter gemacht ſein könnte, wie in dem ſpätern Gedichte von der Minneburg ſogar der Aegyptiſche Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward [35]); wobei denn gerade die Verſetzung nach Ungerland für das Hiſtoriſche der Perſon nicht günſtig

33) Bei Müller hinter Iwein p. 62. obgleich dies immer nichts beweiſt.

34) Ed. Görres. p. 58.

35) Das Gedicht iſt im Cod. Pal. p. 258. Die Einkleidung iſt die, daß der Dichter einen kundigen Meiſter bedarf, der ihm die allegoriſchen Räthſel der Minneburg deuten ſoll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn ſeine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

iſt. Sonſt iſt allerdings das Hinzutreten der Sage zu der Perſönlichkeit großer Dichter nichts Seltenes, und hätte unſere poetiſche Literatur nach dieſen Zeiten des 13. Jahrhunderts fortgeblüht, ſo würden wir unſtreitig eine weitgebreitete poetiſche Dichterſage erhalten haben. Eine Zeit von ſo vieler Selbſtgefälligkeit, und die zum erſtenmale die Meiſter enger als geſchloſſenen Orden zuſammentreten, die Kunſt, die bei Eſchenbach und den beſten ritterlichen Dichtern für Nebenſache gehalten ward, ſich zu einem für ſich beſtehenden, in ſich befriedigenden Geſchäfte erheben ſah; die bald von ihr in der gemüthlichſten und treuherzigſten Innigkeit ſang, daß Gott ſelbſt die Sänger auserkoren habe, ſelbſt auf der Künſte Stuhl ſitze und die Engel in hoher Schule um ſich verſammelt habe, während wenige Jahrzehnte vorher und wenige Jahrzehnte nachher wieder das Dichten von ſcrupulöſen Seelen für eine Sünde gehalten wurde; eine ſolche Zeit mußte wohl anfangen, ihre Kunſt, ſo unbedeutend ſie in der Gegenwart war, in einen höhern Glanz zu rücken, ihre Dichter, ſo wenig ſie jetzt noch werth waren, in ein wunderbares Licht zu ſtellen, ihre Gelehrſamkeit und Weisheit, ſo geringfügig und kindiſch ſie war, aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Anderwärts nun, wo die Sänger nichts von dem tiefſinnigen, aufs Innere gekehrten Beſtreben der Deutſchen haben, trug ſich die Sage von ihnen mit Novellen und Geſchichten, und ſo ſind auch in Deutſchland von Ulrich von Lichtenſtein in ſeiner eigenen Geſchichte Züge aus Schwänken und aus Erzählungen von provenzaliſchen Dichtern aufgenommen worden; ſo erzählte man von Reinman von Brennenberg, was ſonſt von dem Anbeter der Dame von Fayel oder dem Ritter in einer deutſchen Novelle von der Minne [36]) erzählt ward, und dahin darf man die vielfache Beſchäftigung der Poeſie und der Volksſage mit Nithart, dem Tanhuſer und Frauenlob rechnen, wenn man des Letzten berühmtes Begräbniß durch Frauen in Mainz nicht als hiſtoriſch gelten laſſen will; und auch der „ſtarke Boppe" ſcheint nach Haupts Bemerkung [37]) dieſen Beinamen der Anſpielung auf eine ältere Sage zu danken. Sonſt aber iſt es in Deutſchland charakteriſtiſch, daß ſich die Sage ſo gern weniger an die Perſonalität, als an die Intel-

36) Bei Müller hinter dem armen Heinrich.
37) Zeitſchrift für d. Alt. 3, 239.

lectualität des Dichters hing, so daß, während es bei Conrad v. Würzburg noch Bild und Allegorie ist, wenn er des Misners große Sängergabe von dem unmittelbaren Unterricht der Sirenen herleitet, schon von einem Lütold von Regensburg erzählt ward, daß er in nächtlicher Weile von einem günstigen Geiste geheime Weisheit erlangt habe [38]). In diesen Sängersagen nun spielt der Wartburgkrieg offenbar die wichtigste Rolle und es kommen gegen ihn nicht einmal die bedeutungsleeren Sagen von der Entstehung der Kunst durch die vier Meister in Betracht, von denen die vier gekrönten Töne des meisterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beisitz der zwölf Hauptmeister [39]), die uns in spätern rohen Meistergesängen aufbehalten sind [40]). Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunst und der Wissenschaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, so daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an sie setzen möchte, sieht aus dieser Dichtung, wie aus den gutgemeinten Liedern späterer Meistersänger hervor, und pflanzt sich durch unsere ganze Literargeschichte fort bis auf die neueste Zeit. Diesen würdevollen Begriff von Kunst darf man in den vorher besprochenen Dichtern überall suchen, und Schade, daß er auf die trefflichen ältern Dichter, die in großen Zeiten große Ideen nährten, nicht traf, sondern erst auf diese kleineren Geister, die der schon hinsterbenden Dichtung der Ritterzeit das kaum aufathmende Leben einer kindischen Gelehrsamkeit einhauchen wollten. Wir finden darum auch in dem Wartburgkriege, wenn wir nachfragen, was denn diese Dichter, die von ihrer Kunst so begeistert urtheilen, auszeichne, keine andere Antwort, als bei allen übrigen. Zuerst wird die Streitfrage über den Vorzug der Fürsten, bei der der Ueberwundene sich „in Diebes Weise gefangen geben soll," in jenem gemeinen Tone des Schimpfens ge-

38) Die Stelle ist schon oben citirt.

39) Daß von der Hagen diese Zwölfzahl, die übrigens an tausend andere Dinge erinnert, nicht mit Unrecht mit den 12 Kämpfern im Rosengarten in Verbindung setzt, beweist ein Meistergesang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meister im Rosengarten der Kunst mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt ist.

40) Bei Wagenseil p. 504 und 550.

führt, der ſich nachher in den Tenzonen des Frauenlob und Regenbogen, und in den Aufforderungen wandernder Meiſter fortſetzt. Iſt es hier wenigſtens noch ein gelehrtes Schimpfen (wenn ſich die Streiter untereinander Katzen und Fröſchen vergleichen, ſpielen ſie auf Fabeln an), ſo fällt doch in ſpätern Ausfällen der Art, die ihr Vorbild in dieſem Wartburgkriege und Aehnlichem haben, auch ſelbſt dies — ſoll ich es Verdienſt nennen — hinweg [41]). Dieſer ſelbe Streit ferner wird alsdann nach einer dogmatiſchen Sophiſtik oder einem ſophiſtiſchen Dogma entſchieden. Walther nämlich fängt den Oſterdingen, indem er fragt: Sag an, wer iſt es, der vor allen Fürſten der Sonne gleicht? Der Herr von Oeſtreich, ruft Oſterdingen, und ſogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preiſes hat der Tag, als die Sonne, das müſſen Pfaffen und Laien ſagen. Ich berufe mich auf alle Meiſter, die in der Bibel und in der Chronik bewandert ſind. Der Thüringer iſt unſer Tag. — Auf dieſes vortreffliche Kunſtſtück ſoll dann Oſterdingen gerichtet werden, er appellirt aber an Klinſors Entſcheidung. Man ſieht wohl, dies iſt eine Kinderei, die jenem Streitthema des Misner ähnlich genug ſieht, ſo wie der nun folgende Kampf zwiſchen Eſchenbach und Klinſor, die Litanei, die der Teufel Naſion dem Klinſor ins Ohr ſagt, der Miſchmaſch von dunkeln und hellen Bezügen auf Geſchichte und Roman in dem Räthſelſpiel und die ganze apocalyptiſche Grundſuppe dieſer Räthſel, die noch ihres Oedipus harren, ihres Gleichen übergenug in den einzelnen Gedichten der Zeitgenoſſen haben. Es mag wohl ſein, daß vielleicht noch einmal eine größere äußere Ordnung durch Auffindung eines beſſern Manuſcripts, in dies Chaos kann gebracht werden, daß aber Licht und Zuſammenhang je hineinkomme, daran glaube ich

41) So ruft in einer ſolchen Herausforderung ein Meiſter dem andern zu (Cod. Pal. No. 392. f. 39.), er ſolle ſich ſeinen Hals mit Rindermiſt ſchmieren, das werde ſeine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo fährt einer ſeinen Gegner an, er habe die ſieben Künſte vierthalb gelernt von weiſen Eſeln, er habe der Künſte Stuhl beſeſſen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er ſei voll Kunſt wie eine bodenloſe Kiſte; er ſolle gehn und Eſel und Geiſen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen ſein, in der man Narren lehre; er ſei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er ſolle ſich fortmachen und den Katzen mauſen oder im Spital den alten Weibern lauſen helfen!!

nach der Unfähigkeit und Gedankenwirre der Dichter dieſer Zeit verzweifeln zu müſſen.

Ich will noch einen unreifen Gedanken wagen, weil es doch dem Wartburgkriege gilt, über den ſchon ſo viele unreife Gedanken umgehen, zwiſchen denen dieſer wohl mitlaufen darf. Man könnte ganz in der Ferne zwiſchen dem in einer eigenen Befangenheit und Unſchuld erſcheinenden Eſchenbach und Klinſor einen Gegenſatz der alten ungelehrten Kunſt der Ritter mit der weiſedünklichen und nekromantiſchen dieſer Zeiten entdecken [42]). Dieß würde man denn auf der anderen Seite den Tenzonen des Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, († 1318) und des Barthel Regenbogen entgegen halten. Der Letztere war ſeines Handwerks ein Schmied, der Erſtere, der in der Maneſſiſchen Handſchrift als „der jüngere Meißner" im Gegenſatz zu dem etwas früheren ſchlechtweg „der Meißner" genannten Spruchdichter erſcheint, wird als Doctor bezeichnet, und iſt, ob zwar kein Geiſtlicher, allerdings einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit mächtig, die er in ſeinen Briefen und Sprüchen in einer ungewöhnlichen, geſchraubten, dunklen und geſuchten Manier der Sprache ausbreitet, und die Ettmüller [43]) bei ihm, wie bei ſeinem älteren Landsmanne, aus dem Einfluſſe der Meißner Domſchule herleiten möchte. In beiden Dichtern ſcheint nun ein Gegenſatz dieſer gelehrten Zeit mit der folgenden ſchlicht bürgerlichen, gleichſam wie in dem Stande der Dichter erkennbar. Freilich auch die ſpätern Meiſterſänger, zu denen beide von der ritterlichen Kunſt hinüberleiten, theilen ſich ſelbſt in den überſchwenglichen und ſchweren Flug Frauenlobs und in Regenbogens vorſichtigern Gang wieder ab; ja der Letztere ſelbſt kramt ſeines Gegners myſtiſche und ſcholaſtiſche Weisheit aus und bildet ſich ſo viel darauf ein, wie

---

42) Es könnte dies ſchon grade in der bekannten Stelle liegen, wo Klinſor's Geiſt zu Eſchenbach kommt und ihm ſagt:

Du bist ein leige snipfensnapf, diu liet wil ich hie schriben;

wo ſich denn dieſer vor ihm bekreuzigt und Naſion hierauf den Klinſor warnt, ſich mit dieſem ängſtlichen Manne nicht einzulaſſen, er ſei ſo klug, es müſſe ihm mit ihm mißlingen, obgleich Wolfram eingeſtanden hatte, daß ihm ſeine Wunder zu hoch und unbekannt ſeien.

43) Ettmüller hat nun alles Erreichbare von Frauenlobs Werken zuſammengeſtellt in: Heinrichs von Meißen, des Frauenlobs, Briefe, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedl. 1843.

jener, nur daß er, ſcheint es, mehr nur wenn er Frauenlob bekämpft, das Gedunſene und Schwülſtige, die Bickelworte des Eſchenbach, wie ſie Gottfried nannte, nachahmt, da der ganze Eindruck ſeiner Lieder ſonſt ein wohlthuenderer und geſunderer iſt [44]). Welch ein Unſtern mußte dieſe Leute auf das Hohelied und die Schriften des Johannes führen, die ſie nachahmen, die ſie interpretiren, die ſie paraphraſiren wollen! An dieſen Dingen verſuchen ſich dieſe harten Köpfe, an denen die ſchärfſten Geiſter der aufgeklärteſten Zeiten ſich vergebens abgemüht haben! Was mußte, ich will nicht ſagen aus der Poeſie, was mußte auch aus der Religion werden, wenn man ſie zum Spiele mit hohlen Worten misbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in ſolchen Werken wie Frauenlobs Marienleich ſuchte [45]), die die älteren überladenen Marienhymnen des Conrad noch einmal aufs äußerſte des Schwulſtes und der Verſchrobenheit überſteigerten, die dem gewöhnlichen Leſer nichts ſein konnten, als tönendes Erz und klingende Schelle, die dem Unverſtändigen allein tiefe Weisheit ſchienen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben ſtrebt. Es iſt daher kein Wunder, wenn ein Mann mit ſchlichterem, einfältigem Sinn, wie Regenbogen, an dieſer überſchwenglichen Manier einen Anſtoß nahm, der, wenn er auch Anfangs vielleicht ſich in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte, die dieſem Manne eigen ſcheinen [46]), doch dem dummen Dünkel des Doctors, den wir

44) Von der Hagens Minneſänger III. p. 344.

45) Bekanntlich erwähnet ſchon Albert von Strasburg, der auch die Geſchichte von Frauenlobs Beerdigung erzählt, ſeine Paraphraſe des Hohenlieds. Cantica canticorum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unſer Frauwen Lied, et multa alia bona. Er deutet das hohe Lied auf Maria; erſt auf die Braut Chriſti, die Kirche übertragen, ward dies Lied nun auf Maria angewandt, die zugleich Gottes Braut und Mutter iſt.

46) Altd. Muſ. I, 186.

Sît irz der meister, den man nennet Frouwenlob?
mit iuwer kunst sô lâgt ir mangem senger ob;
ich vürht daz mîn gesanc dem iuren sî ze grob,
des sult ir mich geniezen lân durch zarter frouwen güete.
umb singens willen wolt ich ziehn in Ungerlant,
sô hânt ir mich der wîten reis hie widerwant,
jâ got hât iuch doch selber her ze mir gesant,
daz ich iuch hie befunden hân, des freut sich mîn gemüete.

ſchon oben kennen lernten, gegenüber ſich zu einer ſolchen bittern Feindſeligkeit ſteigern mußte, wie ſie ſich in einzelnen ſeiner Tenzonen ausſpricht. Seine Kämpfe mit Frauenlob über den Vorzug des Namens Weib oder Frau [47]), die vortrefflich ausdrücken, wie nun der einſtige frauendienſtliche Geſang zu einem eitlen Spiele des Kopfs geworden war; ihr Streit über die Geſchaffenheit oder Unerſchaffenheit Gottes und was Alles ſonſt die Gegenſtände ihres Krieges waren, riß Regenbogen in ſubtile Grübeleien hinein, in denen er offenbar nicht auf ſeinem Felde iſt, über denen er den beſcheidenen und herzlichen Ton ſeiner Rede verliert, zu dem er übrigens, auch Frauenlob gegenüber, ſo wie er Anfangs davon ausging, zuletzt auch wieder in einem Schwanengeſang zurückkehrt, wo er erſchüttert auf ſein Ende denkt und ſeinen ſündigen Lebenslauf überblickt, wo er verſöhnt vielleicht das einzige Zerwürfniß in ſeinem Leben betrachtet, in Frauenlobs Tone ſingt [48]), was er ſonſt

---

47) Es iſt bekannt, daß Frauenlob deswegen dieſen Beinamen trägt, weil er zuerſt das Wort Frau vor dem Weib pries (unter andern, weil blos jenes der Maria beigelegt werde), worin er nicht nur von Walther, ſondern auch vom Misner (XVII, 1. bei von der Hagen M. S. tom. III.) abweicht. Vortrefflich ſagt Rumeland von dieſer Fehde, was von allen Tenzonen der guten Meiſter zu ſagen iſt (in v. d. Hagen M. S. II. p. 347.):

zwâre einer hennen
vuoz gæb ich niht umbe iuwern kriec; sît daz wîp vrouwe meinet
unt vrouwe wîp —

und zugleich ſetzt er Frauenlob zur Rede über ſeine Anmaßung:

Heinrich, ê dîner zît ist vrouwen lop gewest,
vil schôn ez jest
Walther in dîme sange!
ir lobes guldîn spange
was Reimar alliu siniu jâr: zwâre ir sanges stange
wirt gegen dir ze kampfe getragen, ê si dîn guft verkrenket:
Dins mundes klepfel stürmet sêre ûf ir schâden,
Got müeze in genâden,
si mügens niht geanden;
ir sanc in den landen
ist werder denne dîn iemer wirt.

48) Cod. Pal. N. 392. f. 132.

Her Frouwenlop ich sing in iurem dône,
mit urlob ich ez sprechen wil; got an dem criuz sô frône,
er hât erliten alsô vil, ich fürcht sô sêr den starken himmelfürsten
u. s. w.

für einen Schimpf gehalten haben würde, wo er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er Meiſter Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäſte.“ Dieſen biederſinnigen Ton, dieſe herzliche Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er ſich ſelbſt überlaſſen iſt, und ſein wärmeres Gemüth prägt ſich in ſeinen zwar rohen Verſen ſo ab, daß es nicht zu begreifen iſt, wie man es nachſagen konnte, man ſehe ihnen die mühſelige Arbeit gleichſam des Zuſammenſchweißens an; ich wenigſtens höre von dem Hammertakte darin nichts, und meine nicht eben ganz harthörig zu ſein. Vielmehr ſpricht er vergleichweiſe in einer mehr ungezwungenen Form und iſt von einem innern Berufe erfüllt [49]), der ihn die einfachen Worte für ſeine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt, als manchen andern der Zeit. Dieß ſage ich natürlich nur Alles beziehungsweiſe; die Kleinlichkeit und Ungelenkigkeit der ganzen Zeit abzulegen, war gewiß der dürftige Handwerksmann am wenigſten berufen; allein die ſelbſtgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, iſt gewiß eben dieſem Handwerksmann am leichteſten zu gute zu halten, der einer der erſten war, der in dieſe Region der bürgerlichen Geſellſchaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte, und dem die ſchönen Eigenſchaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meiſterlichen Sange dieſer und der folgenden Zeiten ausſöhnen können. Auf ſeinem graden und flachen Wege gelangte unſere poetiſche Cultur dahin, in der Reformationszeit das ausgeſtorbene Leben der Nation wieder zu erwecken, während die Meiſterſänger, die in dem Gleiſe des geiſtig verzückten und in Myſterien verſunkenen Frauenlob fortgingen, Leben und Kunſt ſo ertödteten, daß man, um weiter zu kommen, ihre Bahn geradezu aufgeben mußte. Wer möchte von offenbarender dichteriſcher Kraft,

---

49) Altd. Muſ. II, p. 190.

Ich Regenboge ich was ein smit, ûf hertem anebôz
gewan gar kümerlich mîn brôt, armuot hât mich besezzen.
Ez wart niht lenger ûfgezogen, dar nâch gar schier,
grief ich ein anderz an: nâch sanges gir sô fuor ich wît; —
Ez hât mich dick und vil geriuwen, daz ich hân getân,
mir zœm ouch baz zwei händlîn wîz, dâ zuo ein müezig leben:
idoch sô lâz ich niht dâ von,
sît sich mîn herz in solich kunst hât geben.

von anziehender Räthſelhaftigkeit in dieſem Manne reden, indem man zugibt, daß er ſich ſelbſt nicht verſtehe! Viel richtiger iſt es, ſeinen Gegner zu loben, der ſeine Anlage nicht überſpannte, und der die dichteriſche Kraft gleichſam aufſparte in andere Zeiten, wo ſie in der einfältigſten Geſtalt beſſer wirken konnte, als in dem aufgetragenſten Putze jetzt, wo die Kunſt ſich ſelbſt überlebt hatte.

b) Epiſches.

Wenn wir auf die ganze gnomiſche Dichtung, die Nachblüthe unſerer ritterlichen Lyrik, zurückblicken, ſo gewahren wir überall den Sieg der Wolframſchen Manier, ſeiner geiſtigen Tendenzen, ſeines Zuges nach der Höhe und Tiefe. Sollten ſich in dieſem Gebiete gleichwohl die Einwirkungen Walthers noch mit den ſeinigen hier und da ſtreiten, ſo iſt dagegen in einer Reihe von epiſchen Dichtungen, die ſeinen Fußtapfen folgen, ſeine alleinige und ausſchließlichere Influenz deſto entſchiedener. Es ſchien für die Dichtung und die Dichter jeder Art ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts gar keine beſſere Empfehlung zu ſein, als wenn ſie in Wolframs Weiſe redeten, gar keine beſſere Speculation zu geben, als wenn ſie gradezu unter Wolframs Namen auftráten. Die bairiſchen Dichter, wie Hadamar von Laber, gingen ganz auf ſeiner Spur einher; Gedichte aus dem deutſchen Sagenkreiſe, wie Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich, die zwar durchaus nichts von dem Style des deutſchen Epos verleugneten und nichts von Wolfram annahmen, adoptirten doch ſeinen Namen [50]); Werke, die auch nicht dieſe Täuſchung bezweckten und nicht einmal der Behandlung nach die Präſumption verurſachen konnten, wurden von Anderen für Eſchenbachiſche angeſehen, als ob ſein Geiſt über der ganzen ritterlichen Poeſie ſchweben müßte; noch andere Dichtungen endlich nahmen ſeinen Namen und ſeine Weiſe zugleich an und ſuchten ſich auf das engſte und innigſte, ſogar mit der Materie, in ſeine Werke zu verweben. Obenan ſteht in dieſer Hinſicht der Titurel von Albrecht [51]),

50) So auch ein kleines Gedicht „das von Wirtemberk pueh", das unlängſt (Tübingen 1845. 4.) H. A. Keller in mehreren Varianten herausgegeben hat.

51) Ich verweiſe auf Lachmanns Vorrede zu Wolfram, nach der dieſes Werk wenigſtens durch die Hände dreier Bearbeiter gegangen iſt, worunter ein Albrecht ſich nennt. Ob dies Albrecht von Scharfenberg iſt, auf den ſich

der Mittelpunkt aller ritterlichen und gelehrten Poeſie dieſer reproducirenden Zeiten, der um 1270 die letzte Geſtalt erhielt, in der wir ihn leſen [52]). Dieſes Gedicht, feſt angelehnt an Wolfram und den Parzival und gleichſam unlösbar damit verflochten, erwarb ſich ſowohl durch die dunkle und wie abſichtlich räthſelhaft gemachte Art der Entſtehung, als auch durch die Verflechtung und ſtete Beziehung der Abentheuer des einen Gedichtes mit dem des andern, durch Jahrhunderte den Credit, als ob es aus Wolframs Feder ſeinem weſentlichſten Gehalte nach herſtammte, genoß mit dem Dichter den höchſten Ruhm, überſtrahlte ſogar die andern Werke dieſes Dichters, ward bis ins 17. Jahrhundert geleſen und galt in unbeſtrittenem Anſehen für das Haupt aller deutſchen Ritterbücher [53]). Kaum war im 18. Jahrhundert das hiſtoriſche Studium unſerer alten Poeſie erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dies Gedicht von neuem begann; wenige hatten es bei der Seltenheit der Drucke und Handſchriften geſehen, wenigere hatten es ganz geleſen, Alle, auch die es wirklich geleſen hatten, ahnten irgend eine große Bedeutung dahinter und verſuchten nun, mehr taſtend und ſpähend den Kern der bittern Frucht zu finden, als daß ſie gewagt hätten, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erſt zu zerſplittern. Schlegel war einer der Angeber dieſes Verfahrens; er meinte, der Druck des Titurel müßte nächſt den Nibelungen das wichtigſte ſein; wie dieſe für den deutſchen

---

Fürterer in ſeinem Gedichte von Gral und der Tafelrunde (1478) berufft? S. von der Hagens Minneſänger IV, p. 216.

52) San Marte in dem 2ten Thle. ſeines Wolfram von Eſchenbach ſucht dem Titurel eine andere Zeitbeſtimmung zu geben. Er hält ſich an das von Boiſſerée gerettete Fragment und nimmt an, der Dichter, Albrecht von Scharfenberg, habe ihn um 1322—50 unter Ludwig dem Baiern verfaßt. Allein wäre in jenen Strophen der Kaiſer gemeint, ſo würde der Dichter gewiß die höhere Würde genannt haben in dem Preiße ſeines „duc Loys et Palatinus“; die bisherige Zeitbeſtimmung erſcheint vielmehr grade durch dieſe Stelle gerechtfertigt, die offenbar auf Ludwig den Strengen (1253—90) geht, aus deſſen Geſchichte einleuchtet, warum gerade auf den Palatinus hier ein gewiſſer feierlicher Nachdruck gelegt wird.

53) Das Gedicht ſchließt:

Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wîset,
alle die ez hœren, lesen oder schriben, der sêle müeze werden gepardîset.

Homer, ſo ſollte jener durchaus für den deutſchen Dante erklärt werden, und wie auch unſere bildenden Künſtler im Unverſtand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunſt, ſtatt ihres eigenen Unvermögens, anklagen, ſo ſollte die Reformation auch in Schlegels Anſicht eine Sünde begangen haben, indem ſie der Begeiſterung für den Titurel ein Ende gemacht, ſo ſehr es einem andern ſcheinen könnte, als ſei dem ganz ſein Recht geſchehen und als habe die Reformation im Laufe der Zeit doch ein Beſſeres an die Stelle zu ſetzen gewußt. So wird auch jeder Kenner urtheilen, der Druck des Titurel habe ohne großen Nachtheil hinter ſehr vieles andere und wichtigere verſchoben werden dürfen [54]), ſo wie man denn Niemanden, der poetiſche Genüſſe ſucht, aus dieſem ganzen Abſchnitte irgend etwas zur Lectüre empfehlen kann; und ſo wird jeder, dem das hiſtoriſche Studium der Poeſie etwas geglückt iſt, übereinkommen, daß das Zuſammenſtellen des Titurel mit Dante auch gar nichts in ſich hat, was es rechtfertigen oder auch nur erklären könnte.

Doch aber muß man eingeſtehen (und für den Hiſtoriker namentlich iſt jede Wirkung, die irgend eine Production oder eine Handlung ausübt, zu lehrreich und zu wichtig, als daß gerade Er ſich dieſem Eingeſtändniß entziehen dürfte), daß eine ſolche hartnäckige Ausdauer, eine ſo große Geltung und Anſehen, in dem ſich dies Gedicht behauptete, unmöglich die Folge eines Zufalls ſein kann, daß alſo irgend etwas Bedeutendes dieſer bedeutenden Wirkung als Urſache unterliegen muß. Und wirklich ſpringt es in die Augen, daß auch der Titurel, oder daß die provenzaliſche Gralſage, wie wir ſie denken müſſen, wenn die einfachen Stoffe des Parzival und Titurel, ohne die Zugaben der deutſchen Dichter, die in dem letztern Gedichte unſtreitig von ungemeiner Maſſe ſind, rein für ſich gedacht werden, daß alsdann auch dieſe Gralſage mit einer großen Idee, wie ſo vieles Andere im Mittelalter gerungen hat, ohne ſie bezwingen, ohne ſie formell geſtalten zu können.

Wir haben ſchon ganz im Anfange dieſes Werkes geſehen, wie ſchon ſehr frühe in allen den Theilen von Europa, die eine keltiſche Unterlage der Bevölkerung und Cultur haben, dunkle Spuren von

54) Er iſt jetzt, durch Dr. Hahn herausgegeben, im Drucke erſchienen: der jüngere Titurel. 1842.

hierarchiſchem Cultus, Sage und Geſchichte übrig geblieben waren. Die Traditionen, die urſprünglich ohne allen Zweifel ganz ſo körperlos waren, wie alle aſiatiſchen hierarchiſchen Traditionen, weil Prieſterſtaaten keine deutliche Geſchichte haben und keine deutliche Geſchichte überliefern, erhielten mit der Zeit dieſen mangelnden Körper durch patriotiſche und zelotiſche Gelehrte in Oppoſition gegen die Sagen der Eroberer und Feinde, mit denen dieſe Völker in Colliſion kamen, und denen ſie mit ihrem alten Ruhm und ihrer Weisheit imponiren wollten, da ſie es mit den Waffen nicht konnten. So entſtanden die perſiſchen Alexanderſagen, ſo die ägyptiſchen Prieſtergeſchichtchen, ſo die ſämmtlichen orientaliſchen Werke der Manetho, Beroſus und Anderer und ſo die unzähligen ſpaniſchen, belgiſchen und britiſchen Urgeſchichten, die ganz in einer Linie ſtehen. Bei der großen Aehnlichkeit der keltiſchen und orientaliſchen Cultur iſt es nicht nöthig, wechſelſeitige Einflüſſe anzunehmen, um die große Aehnlichkeit ſolcher Sagenwerke zu erklären. Dennoch ſind Spuren da, daß dieſe Einflüſſe außerordentlich frühe begannen, und wir wiederholen, daß eine gründliche Geſchichte der Legende und hierarchiſchen Geſchichtſchreibung dies unſtreitig ins Licht ſetzen würde. Auch in der Gralſage ſind in der Anknüpfung jener aſiatiſchen Diſtricte, wo die Märtyrerlegende am früheſten ſpielt, wo am früheſten die Bedrückung ganzer chriſtlicher Völker begann, an die Gegenden, wo dies im Abendlande der Fall war und von wo aus man dieſen heidniſchen Druck zuerſt wieder abzuſchütteln begann, Spuren übrig von ſolchen wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen Orient und Occident. Die Genealogie der Gralhüter trägt ganz das hierarchiſche, patriarchaliſche Gepräge aller ähnlichen Stammtafeln in Aſien und unter den Celten. So wie aber nun anderwärts ſolche Stoffe zu Geſchichte gemacht und an wirkliche Geſchichte angeknüpft wurden, ſo ward hier dieſer legendenartige Stoff zur Dichtung und an andere, an britiſche Dichtungen, angeknüpft. Das Anreihen des Fremden zum Fremden muß uns nicht irren, das gerade herrſcht hier überall, wenn nur im Allgemeinen Verwandtſchaft nicht fehlt. So ſind die galliſchen Sagen aus Livius an die britiſche Geſchichte geknüpft, ſo die Geſchichten der jüdiſchen Aegyptenfahrer an die ägyptiſche, ſo iſt das Mediſch-Perſiſche und das Aſſyriſch-Babyloniſche faſt unſcheidbar in einander geworfen. Gerade durch dieſe großen Berührungen und Entlehnungen häuften

ſich verſchiedene Elemente ſo zuſammen, daß ſo koloſſale und gemiſchte Werke, wie auch die Gralſage, entſtehen konnten. Die Zeit nun, wo das hierarchiſche Ritterthum an dem Orte ſeines Hauptflors auch dem Weſen nach auf der höchſten Spitze ſtand, brachte dies ungeheure Werk in der Provence hervor und ſtellte es als ein Denkmal der chriſtlichen Hingebung der Ritterſchaft und ihres gottesdienſtlichen Eifers hin, das zu den heiligſten Ideen die wunderbarſten Thaten der alten Ritter in einem unendlichen und rieſenförmigen Kreiſe ſammeln ſollte. Dies geſchah in dieſer Zeit, wo materiell nichts Bedeutendes über ritterliche Thaten in der Dichtung exiſtirte, als die britiſchen Romane, dieſe alſo mußten neben der knappen Legende den großen Körper des Werkes abgeben; unglücklicherweiſe waren ſie zur Zeit auch noch das einzige Muſter in der poetiſchen Form und daher konnte auch dieſe nur von ihnen entlehnt werden. Daß gerade die Provence ein ſolches encycliſches von einer mächtigen Idee zuſammengehaltenes Gedicht entwarf, da doch die Maſſe der Dichtungen in England und Nord-Frankreich hervorkam, hat eben darin ſeinen Grund, daß man ſich innerhalb der Maſſen ſelbſt nicht leicht zur Bewältigung derſelben emporarbeitet, ſondern daß dies dem außerhalb Stehenden beſſer gelingt. Von der Provence aus war der erſte Impuls zur franzöſiſchen Dichtung gegeben, das Intereſſe und eine gewiſſe Meiſterſchaft verlor ſich da auch dann nicht, als ſich Nord-Frankreich lebhafter der Romandichtung annahm, und der Süden wußte beſſer zuſammenzufaſſen, was der Norden in größerer Menge vorbereitete. So war das Verhältniß der Thierſage in Flandern und Frankreich ein ganz ähnliches; was in deutſchen Stämmen angeregt war, ward in romaniſirten ausgebreitet und dann wieder in deutſcher Sprache vollendet. So ward der Stoff des deutſchen Volksepos in einer cycliſchen Sammlung erſt in der nordiſchen Vilkinaſage zuſammengefaßt. So endlich iſts mit Arioſt. Der ganze unendliche Stoff der karolingiſchen Sage liegt in Frankreich ohne Geſtalt, Italien mußte ihn erſt in ſeiner Sprache ordnen.

Wie ſich nun das Gedicht des Arioſt auf der ſinkenden fränkiſchen Ritterzeit aufbaute und ein treues Abbild des haltloſen Treibens der Ritterſchaft entwirft, die ſich auf allen Räumen der Erde wie auf allen moraliſchen Höhen und Tiefen und ähnlich auch im Reiche des Wiſſens irrend, herumtrieb, ſo ſteht die Gralſage auf

der keltiſch-hierarchiſchen Zeit von Europa, ausgebildet in jenen Tagen, wo die geiſtlichen Ritterorden noch zum letztenmale eine prieſterlich-weltliche Macht entfalteten; und ſie lehnte ſich daher ſo an die britiſchen Dichtungen an, wie Arioſt ſeinen Standpunkt mitten in Frankreich nahm, wo die Quelle alles ächten Ritterthums war. Iſt dieſe Anſicht, daß in verſchiedenen Völkerſtämmen dieſe verſchiedenen Dichtungszweige ihre Wurzeln geſchlagen haben, richtig, ſo erklärt ſich auch ſehr deutlich, warum trotz der verwandten gottesdienſtlichen Ritterſchaft der Helden Karls dieſe ſo ganz außer aller Verbindung mit den Tempeleiſen der Gralſage geblieben ſind. Die ſämmtlichen Verhältniſſe dieſes Gedichtes liegen übrigens in ganz deutlicher Beziehung mit den Verhältniſſen des obſcuren, thatenleeren, geiſtesarmen, prunk- und prahlſüchtigen, eine dunkle uralte Weiſe, eine Gemeinſchaft mit dem heiligen Oſten affectirenden Volksſtammes, der genau ſo eine Baſis der neueuropäiſchen Geſellſchaft iſt, wie ſeine Poeſien eine Grundlage der neuern Dichtung. Seelen- und Charakterſchilderung ſahen wir oben als den Lieblingsgegenſtand auch der rohſten britiſchen Romane; das innere Leben mußte alſo auch wohl in einem Werke, welches das ganze Ergebniß der dunkeln Beſtrebungen eines nur durch geiſtige Waffen geltenden Stammes in ſich faſſen wollte, die Hauptſache ſein; dies iſt in der That ſo in der Gralſage; und nehmen wir den ſämmtlichen Stoff des Titurel und Parzival als den Umfang des Einen Gedichtes des Kyot an, ſo ſehen wir, mit wie feinem Takte Wolfram in ſeinem Parzivale gerade nur das Weſentliche herausgehoben, alles Bedeutungsloſe liegen gelaſſen hat, und es wird auch uns, wie Lachmann, wahrſcheinlich werden, daß er außer jenen Fragmenten vom Titurel nichts dichtete, außer welchen ein ſinniger Mann auch kaum etwas Dichtenswerthes im Titurel finden konnte. In dieſem ſelben Verhältniſſe liegen die höchſten oder umfaſſendſten Geſtaltungen aller andern Sagenkreiſe zu den einzelnen vorbereitenden Werken, aus denen ſie ſich aufbauten. Die Thierſage bildete den Geſchmack der niedern Kunſt zur Vollendung und opponirte dem hohen Style; die Vilkinaſage faßt die großen Völkerverhältniſſe, in denen das deutſche Epos ſich bewegte und hat ihr Verdienſt und ihren Schaden, wie das deutſche Nationalepos überhaupt, in jener Formloſigkeit, in der ſie die geſchichtliche Geſtaltung beſſer kennen lehrt, als die Poeſien der anderen Völker; im Arioſt

iſt die Fülle und das Charakteriſtiſche der Thatſachen, das Novellenartige und die Erzählung das Große, und dies iſt mit ſämmtlichen fränkiſchen Romanen der Fall.

In wie weit nun der Provenzale Kyot den Ruhm eines älteren Arioſt verdient, könnte man nur ſagen, wenn ſein Gedicht erhalten wäre. Aus den deutſchen Werken, die aus ſeinem Einen entſtanden ſein mögen, läßt ſich nichts ſchließen, denn ſo treu vielleicht Wolfram ſeiner Quelle blieb, ſo willkührlich verfährt offenbar Albrecht im Titurel. Der Ton des Ganzen wird von den Theilen des Parzival, die freier von Wolframs Manier ſind, wenig verſchieden geweſen ſein; dieſer erkennt ſich aber im Titurel nicht wieder. So außerordentlich aber auch die Perſönlichkeit des deutſchen Dichters im Titurel hervortrat und ſo deutlich er ſeine ganze Zeit in ſeine Bearbeitung hineintrug, ſo unleugbar iſt es doch, daß ſelbſt ſo noch die urſprüngliche Bedeutung des Gedichtes durchſcheint, und daß der Deutſche eben jene Eigenthümlichkeiten der Cultur ſeiner Zeit und ſeines Volkes in einer ſo weiten und umfaſſenden Art und mit ſo viel Pomp und Feierlichkeit hineintrug, daß es dem univerſalen Charakter des urſprünglichen Werkes angemeſſen erſcheint.

Den factiſchen Inhalt des Gedichtes laſſe ich unerörtert. Wir kennen nun ſchon das Inhaltloſe dieſer Liebſchaften, dieſer Heereszüge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaaße, wie irgendwo ſonſt, vorliegt, ſo daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort iſt, wo der Dichter verſchmäht, ſeine Schlachten im beſondern auszumalen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beſchreibungen von Zweikämpfen vorkommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von deſſen Kunſt mit zwei, drei Zügen für jeden Nebenhelden — auch abgeſehen von der hiſtoriſchen Feſtigkeit ſeiner Figuren — zu intereſſiren, unter dieſen Poeten auch nicht die kleinſte Spur iſt. Selbſt auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feſte von Floritſchanz, die ſämmtlichen aus andern Romanen bekannten Helden der Tafelrunde in unüberſehbarer Anzahl und mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetiſchen Sage verſammelt, ſelbſt da fühlt man ſich nicht unter Bekannten. Die Lebloſigkeit und Flachheit, die in allen Erzählungen der britiſchen Dichtungen ruht, die Unfaßbarkeit des Factiſchen iſt hier durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich geſteigert. Selbſt die berühmte Strophe, die durch Einführung von

Mittelreimen in die vierzeilige Strophe der Wolframſchen Fragmente die vortreffliche Wirkung derſelben wieder ganz aufhob, macht aufmerkſam, ob für ſolche bewegungsloſe Stoffe nicht ein feinerer Sinn die kurzen beweglichen Reimpaare wählte; denn in dieſem Maaße ſchleicht der Vortrag höchſt beſchwerlich wie im Predigerton in einer gewiſſen Mitte zwiſchen den kurzen Verſen und der Strophe des deutſchen Volksepos. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die didactiſchen Theile geeignet und durch das Vorherrſchen derſelben auch wohl erfordert war; in die erzählenden aber eine peinliche Mühſeligkeit und gleichſam eine langſame Haſt, mit der die Begebenheiten im angeſtrengten Schneckengange ſich fortbewegen, ſo daß auch der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang ſeiner eingeleiteten Geſchichten ſpannt, und dennoch in andern Stellen die Ungeduld des Leſers abweiſt, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende ſchaut, ehe die Erzählung vollbracht iſt [55]). Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieſer entſetzlichen Weitſchweifigkeit reibt ſich der Poet in einer ſtillen Glut auf, ſinkt jeden Augenblick zuſammen, ſtärkt ſich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten beſſern Sänger zu Hülfe, tröſtet ſich, daß ihn die Bücher den mangelnden Witz lehren würden und ermattet von neuem, um, ſtets lahmer geworden, ſich in ſtets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man gegen den ewigen Jammer dieſer Dichter über ihre Unfähigkeit, dem Homer Einmal in der Fülle und Raſchheit der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entſinken ſieht, er könne das Alles nicht wie ein Gott bewältigen, wo er vorher und nachher ſeinen kühnſten Genius eben gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Der eigenthümliche, myſteriöſe, gedunſene Styl, der alle Eigenheiten hat, die man an der Redekunſt aller keltiſchen Nationen von älteſter bis auf die neueſte Zeit charakteriſtiſch gefunden hat, iſt am natürlichſten angewandt in jenem pathetiſchen Eingang, einem Gebete oder einem Preiße auf Gottes Macht und Weſen, in deſſen Fortgange dann die dunkle Einleitung des Parzival ſo paraphraſirt wird, daß man das Einzelne wohl verſteht, ohne jedoch im Ganzen klüger zu werden. Ueberall ſonſt, wo der Pfaffe und der Chriſt

55) Cod. pal. 383. fol. 88a.

redet, iſt derſelbe Fall. Von hierarchiſchem Dünkel aber, der ſich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa ſtreitet, iſt das ganze Werk voll, und dies eben iſt ſein entſchiedenſter Charakter, daß Prieſterſchaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe gerückt werden ſollen. Ganz verſchwunden iſt Wolframs tolerante Anſicht des Heidenthums, der wir ſpäter im Lohengrin wieder begegnen, der Dichter verräth zwiſchen ſeiner dogmatiſchen Gelehrſamkeit den gehäſſigſten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen [56]); und was noch in der Abentheuer Krone, was in vielen Dichtern dieſer Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrſchaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was dieſe Dichter neben Venus und Amor der griechiſchen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Oppoſition [57]). Das Thema ſeines Geſanges iſt die Reinheit und Keuſchheit, die hier ſchon ein irdiſches Paradies bereitet, und ſein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchaliſchen Geſchichte ſo mancher Gotteserkorene, erſt ſpät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuſchheit und reiner Ritterſchaft erzogen und für den Dienſt Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armuth wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die chriſtlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehren guter

56) Ibid. fol. 24c.
Sô siht man ouch die Kriechen in menschlicher hiute
an menschlicher wîsheit siechen: si betent an daz vihe und an die liute,
und an manigiu tier diu wilde loufent,
der liste fünde meister, nu seht, wie sich mit tôrheit die verkoufent;
aller liste fünde in Kriechen sint erfunden,
und lebent doch mit sünde, dâ von sint liste und witze underbunden etc.

57) Fol. 125c.
Gelücke und sœlden lâne lît an got aleine,
heil und ouh fortüne, sterne, würze, wort und ouch gesteine,
diu habent creſte niht wan von des creſte
der craft an allen dingen was gebende da ers beschuof mit geschefte.
— hie mit sint underscheiden die heiden und die cristen,
fortûne ze got die heiden hânt sunder wâren got in valschen listen,
sô wünschen wir gelückes sœlde unde heiles,
wan ez got selbe ist gebende, ob got dâ niht benennet wirt des teiles.

Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung des Abraham, mit der er ſeinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn dieſem der Erwerb der Gralherrſchaft leichter, als dem ſündigen Parzival; ihm wird ein patriarchaliſches Alter gewährt, ja den Gral in Reinheit anſchauend, iſt er vor dem Tode ſicher. Obzwar er ein Prieſterkönig iſt, ſo iſt ihm doch geſtattet zu heirathen, was den andern Prieſtern nicht gegeben iſt, da ihr Weib die Kirche iſt. Alle Prieſter ſind von Gott geborene Könige, ſie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige. Man ſieht wohl, der wilde Rittergeiſt des fränkiſchen Epos, der ganze Charakter des Gottesdienſtes im Karl, der im Laufe der Zeiten zu dem Geiſt der Hohenſtaufen führen mußte, paßte nicht zu dieſen Tendenzen. Daher iſt es denn auch ſehr bezeichnend, in welcher Zahmheit das Rittergeſchlecht in der Gralſage auftritt, wie wenig blutig es da überall hergeht, wie hoch der ſanfte Held Parzival über ſeine roheren Geſellen gehoben wird, und man darf auch auf jenen Inhalt des verhängnißvollen Brackenſeils im Titurel merken, wo ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten wird, die einen ganz friedlichen, weiblichen und paſſiven Charakter tragen. Dieſe Rittertugenden ſind: Zucht, Keuſche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Beſcheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe. Eine Nonne, eine Betſchweſter könnte wohl kaum noch ein Blümlein zu dieſem auserwählten Kranze hinzuthun, und wenn ſie ihn auch für ihres Gleichen zu binden hätte.

Dieſem pfäffiſchen Weſen, das in dem urſprünglichen Gedichte wohl — wenn auch nicht gerade in dieſer Weiſe — gelegen haben muß, ſteht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die national deutſche Farbe der gelehrten Dichtung jener Zeit trägt. Die Gelehrſamkeit, der Prunk mit Gelehrſamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrſcht das ganze endloſe Werk, ſie überdeckt und verſchleiert den ganzen erzählenden Theil; will man's recht überlegen, ſo iſt eigentlich der gelehrte Dichter der Held ſeines Gedichtes. Ueberall ſchiebt er ſich mit ſeinen Anmerkungen und ſeiner Weisheit vor, überall hebt er ſeinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunſt Meiſterſchaft gibt die höchſte Würde, die Buchgelehrten ſtehen an Rang unter den Menſchen

oben an [58]), erſt dann kommen die Edelgeborenen, ſo wie die Greiſe vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar iſt, daß man ſucht, eine alte Zeit ſammt ihren Beſtrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, ſo ſieht man dies hier, wo man in dem Object der Dichtung die ganze ritterliche Herrlichkeit mit der ganzen prieſterlichen Herrlichkeit zuſammengerückt findet, und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That iſt dieſe Gelehrſamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmaſſe und Romanenliteratur ſteht dem Dichter zu Gebote, ſogar britiſche Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutſchen behandelt wurden, kennt er und fügt ſie vielleicht erſt ſeiner franzöſiſchen Quelle zu [59]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geſchichten der Juden und Griechen und zeigt in jener Zuſammenſtellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geſchichte; genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateiniſcher Dichter und des Homer darf man mit Beſtimmtheit bei ihm annehmen; eine Menge Züge aus fremden Sagen des britiſchen und des antiken Kreiſes haben Eingang gefunden, die zum Theile ſchwerlich in dem Original liegen konnten; alles was die gnomiſchen Dichter zerſtreut von Naturgeſchichte wiſſen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich ſeine Kunde von den Bäumen und Kräutern und den geheimen Kräften der Steine bei der Beſchreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der ſalomoniſche Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantiniſche oder gothiſche

58) F. 156[b].

59) F. 121[c].

Der hôhsten gar beroubet wær diu cristenheit gemeine,
niht wan dîrer houbet, von Rôme Lucius und der edel reine
Anfortas und Artûs der gehiure,
den Lucius sît heime suochte, des nam er tôtlich schumpfentiure.
Swie lützel mans doch sagende ist in diutscher schrifte,
sô pflag er unverzagende, mit ellenthaftem muote er wunder stifte,
ein rœmisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen dar an hât Artûs wâre wirde erworben.
Der diu buoch der hügede lesen wil latîne,
der hâtz für kein getrügede, diu sagent wâr vil manig wirde sîne,
krônica ze Britani und ze Kornvâle etc.

Bauart Vorbild war [60]), und auf die er eine außerordentliche Pracht und ſinnbildernde Weisheit geſpart hat. Von den Meinungen griechiſcher Philoſophen, von Pythagoras Sphärenmuſik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Maſer Jawaichus und Avicenna hat er wenigſtens reden gehört; ſcholaſtiſche Sophismen, alle phyſikaliſchen und geographiſchen Träumereien und aſtrologiſche Weisheit iſt ihm geläufig. Wenn dieſerlei Gelehrſamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte ſeinen ohnehin geringen Werth ſchmälern mußte, ſo gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Reminiscenzen an ältere beſſere Dichter, die ſo häufig ſind, daß man wohl auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat ſich ſo unverſchämt mit fremden Federn geſchmückt, und übrigens auch ſo gut verſtanden ſich damit zu ſchmücken. Die Gegenwart ſeines Gedächtniſſes, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen giebt dem Dichter ſtellenweiſe eine gewiſſe Virtuoſität und Gewandtheit im Schreiben, eine gewiſſe Sicherheit im Urtheilen und im Ausſprechen der herrſchenden Vorſtellungen eine Klarheit und Präciſion, die man häufig bei den gnomiſchen Dichtern vergeblich ſucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewiſſe Tendenzen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtſein und zur Anſchauung brachten, ſo kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte dieſer gelehrten Lyriker ſieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieſer Zeit aufklärt und namentlich, daß er jenes feſte Anlehnen an das Alte und das Anpreiſen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerſtreuten Einzelheiten der gnomiſchen und anderer epiſcher Dichter. Wo man ſo, wie es hier geſchieht, ſich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweiſe fortpflanzt, alte Vorſtellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da geſteht man die eigene Schwäche ein, wenn man ſich auch noch ſo vielen Anſchein der Originalität und Neuheit giebt, man bekennt die Abhängigkeit und die Verſchuldung an Andere, trotz der großen Selbſtgenüglichkeit und der Art von vornehmer moraliſcher Kritik, die mit unter-

60) S. dagegen S. Boiſſerée, über die Beſchreibung des Tempels des H. Grals. 1834.

läuft. Wie Arioſt benutzt er jede beliebte Situation, jeden angenehmen, ſtehenden Witz, jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther ſpricht er von dem Honig der Welt, der mit Galle vergeben iſt, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er zelotiſch für die Reinigung der Minne und für inneres geiſtliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moraliſchen Deutungen naturgeſchichtlicher Gegenſtände. Jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Geſpräch zwiſchen Dichter und Aventiure; an Thomaſin erinnert die Klage, daß der einſt verachtete Keye heute noch ein Muſter abgeben könnte; an den Winsbecke mahnt der Ton der Inſchrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da ſogar durch; Nitharts allegoriſche Namen werden gebraucht, ein Witz Gottfrieds wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Deviſen der Ritter zu melden; und er copirt ſelbſt ſeine eigenen Gedanken, wo ſie ihm einmal geglückt ſcheinen. Ueber das Ganze endlich iſt die Manier des Wolfram gebreitet, wozu der genommene Anſchein zwang, als ob das Gedicht von ihm herrühre. Oft nicht ohne Geſchick iſt ſeine Sprache behauptet, ſeine Figuren gebraucht, ſeine barocken Bilder, ſeine kecken Vergleichungen, ſeine unzarten und ſonderbaren Späße [61]), ſeine geſuchten Wendungen nachgeahmt, und ſeine ſpitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo das Nachahmen nicht müßige Copie ſein kann, ſondern wo die Seele und das innere Verſtändniß nacheifern mußte, da ſieht man plötzlich, wie klein der gute Albrecht neben Wolfram iſt, und er ſteht dürftig und arm daneben, wie Conrad neben Gottfried. Die Art wie er die herrlichen Fragmente Wolframs verwäſſert hat, iſt hierin ſtatt aller weiterer Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität

61) Zur Vergleichung mit einer gleich argen bei Wolfram befindlichen Stelle, will ich folgende aus dem Titurel anführen. Der Dichter wirft ſeinem Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt; er habe ſeine Schweſter öffentlich beſchlafen. Gott nämlich ſei ſein Vater und Gottes Tochter ſei die Tugend, die er von Jugend auf gewinnet habe!! Die Abgeſchmacktheit will ich nicht vergleichen, nur die Unzartheit im Bilde.

dem Läppiſchen und Kindiſchen entgangen und dafür die reinſte Unſchuld und Kindlichkeit geſetzt war, da fällt man hier wieder recht plump ins Läppiſche zurück, verſteigt ſich dann wieder in eine lächerliche Gelehrſamkeit und verliert ſich in Weitſchweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er ſeine große Epiſode aus der Gralſage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geſchichte, die ſich um eine unerklärbar eigenſinnige Laune eines ſonſt vortrefflichen weiblichen Charakter dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innerſten Geiſt des provenzaliſchen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

132. Wie der Titurel, ſo wird auch der Lohengrin[62]) unter Wolframs Maske eingeführt; und in dieſem Gedichte iſt ſchon ein fremder und außerhalb liegender Stoff, um die Täuſchung zu verſtärken, willkührlich an die Gralſage angeknüpt. Auch dieſes Werk hat offenbar mehrere Bearbeitungen erlitten und, bis es die Geſtalt erhielt, in welcher wir es beſitzen[63]), einen längern Zeitraum von Metamorphoſen durchlebt, als der Titurel; Stoffe und Dichtungsmanieren der verſchiedenſten Art liegen in merkwürdiger Lockerheit nebeneinander, und nichts iſt dies beſſer zu vergleichen, als der loſen Verknüpfung ganz getrennter und heterogener Elemente im Herzog Ernſt. Die Lappen aber, die hier wie in einer Muſterkarte zuſammengetragen ſind, erſcheinen nur noch vielfältiger. Die einfache, in Auſtraſien uralte, in Volksliedern noch heute exiſtirende und geſungene Sage vom Schwanritter iſt hier an den Gral und die Tafelrunde angeknüpft, im Namen des Helden dem Lande Lothringen ein Denkmal geſetzt, wie im Titurel der Dauphinee, Graiſivaudan und dem Haus Anjou; die engere Szene iſt nach Brabant gelegt, die weitere greift über das ganze römiſche Reich; eine hiſtoriſche Chronik iſt eingeflochten und in ſie wieder eine jener ſchlecht erfundenen vagen Romanſchlachten eingewoben; Alles zuſammen iſt mit einem Stücke aus dem Wartburgkriege eröffnet und

62) ed. Görres. 1813.

63) Es fällt nach Mone's Bemerkung nach 1356, weil Carl IV. und der Inhalt der goldnen Bulle darin (S. 50) erwähnt ſind.

dem Wolfram von Eſchenbach in den Mund gelegt, obwohl am Schluſſe der Schein aufgegeben wird, als ob das Gedicht von dieſem herrühre [64]). Aus der ganz tollen Verſchmelzung ſo contraſtirender Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und ſpräche irgend einen Leſer dies Gedicht dennoch an, ſo könnte dies nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers ſein, der in ächt niederländiſchem Geſchmacke alle jene verſchiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem ſeinen Charakter laſſen möchte und jedes unvermuthet mit ſeiner ſchnurrigen Manier entſtellt. Das Gedicht beginnt mit dem Räthſelſtreite des Wolfram mit Klinſor, der dann zur Erzählung des eigentlichen Gegenſtandes unſeres Werkes aus des erſteren Munde überführt, welche mehrfach unterbrochen und wieder angeknüpft wird, ſo daß die Form der Tenzone, die wir unter den lyriſchen Meiſtern beliebt fanden, hier gleichſam in den Roman eingeht. Zuerſt nun ſucht der Dichter, nachdem ihn dieſe Einkleidung zu ſeiner Materie ſelbſt geführt hat, den dunkeln, ſchwebenden und hohen Ton dieſes Wartburgkrieges zu behaupten; es iſt aber ſehr ſichtbar, wie mühſam er ſich dazu zwingt und wie ſchnell er in einen helleren, freundlichern Vortrag überſpringt, in dem er ſich dann oft nicht ungeſchickt bewegt, wo er nur den Gedanken aufgibt, mit Räthſelhaftem und Ungewöhnlichem prunken zu wollen. Jener feierliche Ton, der durch den ganzen Titurel feſtzuhalten geſucht wird, würde jenen nur allzugroßen Antheil des Dichters an ſeinem Gedichte, jenes lyriſche Mitempfinden aller Schickſale der Helden bedingen, allein der Verfaſſer des Lohengrin legt mit jenem Tone auch dieſe Theilnahme ab, leicht geht er über ſeine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkiſchen Vaſallenſagen der Fall iſt, ſcheint er oft mit ſeinen Geſchichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dies liegt vielleicht nicht in ſeiner Abſicht, obwohl die

64) p. 192.

Hât er gehabt niht künste hort,
daz er hab diu wort verschrôten und verbort,
daz si durch grop iht meisters kunst verhelze,
und niht ze rîche noch ze swach
sîn in daz gedœne, als der von Eschenbach,
si schôn floriert mit rîcher witz gesmelze,
wan er in der künste ess si worht nâch sîner lüste.

Wirkung ſeiner burlesken niederländiſchen Darſtellungsart unausbleiblich die iſt, daß uns die ritterliche Materie der Sage herabgezogen und entſtellt erſcheint. Hundertmal wird man daher hier in Ausdrücken und Wendungen an den Reineke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindſeligen Stimmung gegen die Geiſtlichkeit [65]), in der reineren, toleranten Anſicht von dem Heidenthume und dem allein ſeligmachenden Chriſtenglauben [66]). Es iſt nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter ſeiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge einfällt, und er dann von dieſem Gaukelſpiele das Gemüth wegweiſt auf die Trinität, „die ſo geimmert iſt, daß ſie kein Ende hat;" es klingt dies bei ſeiner ſonſtigen durchaus weltlichen Art ganz komiſch. Denn überall ſonſt hören wir einen geſunden, in ſich vergnügten, tüchtigen Meiſter, der für die Sublimitäten der Ritterromane wenig Sinn hat; bei ſeinen Feſtivitäten geht es ohne fantaſtiſchen Prunk ab, man befindet ſich nicht weiter unter Recken und Rieſen, ſondern in Geſellſchaft von Biſchöfen, Aebten, Hofmeiſtern und Schenken; man unterhält ſich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Baſen; man nährt ſich da ordentlich mit Speiſe und Trank; wenn man reiſt, ſo nimmt man Geld mit und läßt ſich die Sparſamkeit empfohlen ſein, was uns Züge aus Rudolfs Wilhelm von Orleans zurückruft; am brabantiſchen Hofe ſelbſt herrſcht ein ganz cordialer Ton, man empfängt da einen Beſuch recht in der Ordnung, man denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn, die Fürſtin begrüßt ihn

---

65) p. 135.

Welch ein orden
pist du werde ritterschaft! vil herter dan franzisse,
und aller grâwer orden sî
Benedic, Dominic, und Augustîn dâ bî.

Und anderswo, als der Kaiſer vor dem Papſte niederfällt:

— wênig, swie ein kaiser vallen scholde —
danne der pabst schol unde muoz
die krôn im reichen, ob erz halt niht wolde u. s. w.

66) p. 150.

Nu clage ich, daz sô werder lîp (der Heiden) gehellet
schol sîn, der von kindes jugent was alsô ûf gewahsen,
daz im kein ander geloube was kunt,
reht als wênic wir werden irs glouben grunt
bescheiden hie von einem wilden Sahsen.

nach der erſten Nacht in dem gaſtlichen Bette, wie er geſchlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube ſich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptperſonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitſpäße vor; ſo geht beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her; ſo beräth ſich die Fürſtin in politiſchen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablaſſung mit Adel, Städten und Landſchaft. Dies Alles iſt niederländiſchen Urſprungs und niederländiſcher Farbe, und wir werden bald ſehen, wie dieſe Gegenden jetzt erneute Einflüſſe auf die deutſche Dichtung ausüben und wie ſie nicht wenig dazu beitragen, die Ritterdichtung innerlich und äußerlich zu zerſtören. Ein ganz anderer Ton tritt dann in unſerem Lohengrin wieder ein, nachdem die eigentliche Sage vom Schwanritter zu Ende iſt. Es kommt eine ganz hagere Chronik an die Stelle der früheren Liederquelle; eine Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſerdynaſtie, zum Theil nach Siegbert von Gemblours, wird uns vorgeführt, mit ganz ſo originellen Verſchmelzungen der Perſonalitäten, wie wir ſie gleichfalls im Herzog Ernſt gewahrten. Noch einmal werden wir auch aus dieſem trockenen Stoffe und Tone herausgeriſſen in der großen Schlacht gegen die Africaner, die unter Pabſt Johann Rom bedrohen, die ganz in dem langweiligen Styl der großen Alexander- und Titurelſchlachten beſchrieben iſt, wo dann auch einmal der Held Lohengrin, den man in den langen deutſchen Geſchichten kaum mit dem Namen nennen hörte, wieder eine Rolle zu ſpielen bekommt.

Es iſt eigen, daß, wie die Dichtung Gottfriedſcher Schule uns ganz gegen ihren anfänglichen Charakter aus dem Weltlichen und Lasciven in das Erbauliche und zur Legende überführt, ſo umgekehrt die Wolframſchen Nachfolger aus ihrer Ueberſchwenglichkeit herab ſich dem hiſtoriſchen Gedichte nähern, wie wir es ſo eben im Lohengrin fanden; und daß ſie, welche den höchſten Preis der Ritterſchaft verkünden, auf dieſe Weiſe die Ritterdichtung untergraben, wie ſie in anderer Weiſe jetzt von allen Seiten her anfängt angefochten und innerlich ausgehöhlt zu werden. Man ſuchte, ſcheint es, mit ernſtern, wahrhaften, hiſtoriſchen Zugaben den Werth der Romane und Epen zu erhöhen, und machte ſie dadurch zu einer Zwittergattung, die ſich nicht mehr halten konnte. Auch in dem

Alexander [67]) des Ulrich von Eſchenbach, der älter (nach 1270) als der Lohengrin und mit dem Titurel gleichzeitig iſt, hat eine ſolche Annäherung an die Geſchichte ſtatt, indem dieſer Dichter hauptſächlich dem Latein des Walther von Caſtiglione folgt, der ſeinerſeits den Curtius zur Hauptquelle hat, deſſen Büchereintheilung ſogar noch aus Ulrichs Bearbeitung hindurchſieht. Nur allerdings iſt dieſe größere Annäherung zur Geſchichte zugleich begleitet von der größten Ausſchweifung in die abſurdeſten Mährchen, gerade wie wir es in der Kaiſerchronik fanden. Wir kehren zu der ungeſchickten Verſchmelzung der heterogenſten Dinge, zu der modernen Erweiterung alter Stoffe zurück, die wir im 12. Jahrhundert allgemein verbreitet ſahen, aus welcher Zeit die Hauptquelle dieſes Werkes iſt. Hat Walther in den Curtius alle möglichen Fabeln, die vor ihm über dieſen Helden gangbar waren, eingeſchaltet, und von ſeiner eigenen Gelehrſamkeit und poetiſchen Beleſenheit an Schmuck hinzugethan, was ihm gut dünkte, ſo folgt Ulrich noch ſeinem Beiſpiele und fügt auch ſeinerſeits bei, was er hört und lieſt [68]). Dies iſt außer einem ausdrücklichen Zeugniſſe [69]) an nichts beſſer zu zeigen, als an dem Schluſſe, wo eine höchſt läppiſche Allegorie von einer Belagerung der Stadt Tritonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künſten der Alchymie, Aſtronomie und Nekromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander, beigefügt wird, weil ſie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Nirgends iſt beſſer zu lernen, als hier, worin eigentlich das Verdienſt unſerer guten Dichter der hohenſtaufiſchen Zeit beſtand, und daß es in der That im Abwerfen des Wuſtes in den poetiſchen Sagen vor Allem gelegen war, und in der Geſtaltung der Materie nach einem leitenden Gedanken.

67) Cod. Pal. N. 333.

68) So iſt der Elfenſchwank vom Zwerg Antilope willkührlich und ohne Bedeutung angeknüpft. S. Altdeutſche Blätter I, 3.

69) Cod. Pal N. 147.

Ouch hât manic werder man mir süeze rede dâ zuo getân,
diu dirre âventiure gît weder helfe noch stiure,
den ich der wârheit zihe, von Walchen der edle vrîe,
der fürstlich hielt sînen hof, von Salzburc der edel bischof,
schreip mir dise rede her, der wâren zwêne ritter wer,
daz ich des nieman triuge, di sint des bêde geziuge,
und ander guote liute, di ze Prâge wesen hiute u. s. w.

Es iſt kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambert oder ſeinem nächſten Vorbilde alle die Geſchichtchen, die in dies ungeheuer angewachſene Gedicht aufgenommen ſind, bekannt waren, denn faſt auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle ſeines Werkes hin; allein wie er ſie zum Theile ausdrücklich verachtete, hörten wir ſchon oben, und daß er ſie zum anderen Theile ſtillſchweigend fallen ließ, iſt nach dem Inhalte dieſes Walther kaum zu bezweifeln. Auch Ulrich von Eſchenbach, der ſich nach verſchiedenen Stellen ſeiner Alexandriade in Salzburg, Schwaben und Böhmen umtrieb, ſteht in der Reihe der Dichter dieſer Zeiten, die der Manier des Wolfram folgten; in Handſchriften heißt er ſogar Wolfrat von Eſchenbach und Seyfried, ein ſpäterer Bearbeiter der Alexanderſage, hielt ſchon das Gedicht für ein Werk Wolframs [70]). Ulrich bezieht ſich vielfach auf ſeine Werke, er bedient ſich ſeiner barocken Bilder und Witze, er affectirt ſeinen Tiefſinn und ahmt im Eingang und ſonſt jenen feierlichen und myſteriöſen Ton nach, der im Titurel und aus dem Titurel ſpäter aufs vielfachſte ſich wiederfindet, er ſchmückt ſich mit Walthers oder mit ſeiner eignen Gelehrſamkeit, es ſpielt häufig in dem Gedichte ſeine Perſönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr ſind. Dieſe Richtung nun vertrug es ſehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten, welche die Alexanderſage aufzuweiſen hat, ganz gewiß eben ſo geſucht und begierig aufgenommen wurden, wie von Lambert verſchmäht, und dies war um ſo leichter, da das Meiſte ſchon in der lateiniſchen Quelle beiſammen lag. Hier treffen wir alſo die ſchmutzige Geſchichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus; die Sagen von des Darius Geſchenken an Alexander treten zweimal in Varianten an verſchiedenen Stellen auf; bei Gelegenheit der Eroberung von Theben iſt die Anecdote von der Verſchonung von Pindars Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Clyades umgewandelt, und alle Urgeſchichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben erſcheinen in größter Ausführlichkeit und wir erfahren gelegentlich, woher jene beliebten Heldennamen Parthenopeus,

70) Cod. Pal. 347. f. 45b.

Daz ich sagt von der diet, und wie vil schar iglîcher hiet,
und wie sich iglîcher hât bereit, und ouch wie sich iglîche schar leit,
als Wolfram tet von Eschenbach.

Ypomedon u. A. in den Ritterromanen ſtammen; ſo wird auch bei Berührung von Troja manches von deſſen Geſchichte erwähnt. Länder- und Heldennamen in ungeheurer Maſſe, gefabelte zu ächten, höchſt phantaſtiſche zu hiſtoriſch wahren werden untereinander geworfen, zu den wirklichen Generalen Alexanders deutſche und franzöſiſche Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den altaſiatiſchen Ländern die Fabelreiche der Romantik; die größte Verwirrung herrſcht in den Namen und die größte Miſchung in allen Verhältniſſen: Sardin wird mit Gordium zuſammengeworfen und liegt an einem Meere Ellespontificum; Alexander wird vom Ariſtoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erſcheint halb als Kreuzheld und dann wird ſeine Gottheit berührt; jeden Augenblick ſpielen chriſtliche Geſinnungen und bibliſche Geſchichten herein und dann wieder die Fortuna nach älteren Vorſtellungen; hier und da iſt ein ganz ächter antiker Zug wie verirrt ſtehen geblieben zwiſchen hundert anderen ganz verwiſchten; hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer abgeleſen, zwiſchen der eintönigen Erzählung, und unter den farbloſeſten Erdichtungen gelegentlich eine Epiſode, die an irgend eine bedeutende Szene im Homer, an Hektors Abſchied, an Glaucus u. A. erinnert (ſo der Zweikampf Alexanders mit dem tyriſchen Burggrafen, und die Begegnung des Eumenes und Mazäus in der Schlacht bei Arbela); das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit ſämmtlichen Geſchichten aus den hiſtoriſchen und prophetiſchen Schriften des alten Teſtamentes ausgemalt; Rieſen, Figuren aus den fränkiſchen Romanen, wie Rennewart, oder Zwerge wie Spiet in Malagis, ſpielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schreckniſſe der Weltenden geführt wird, iſt alles billige Maas in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerm überſchritten. Wie elend iſt dieſer Wuſt gegen das ſinnvolle Gedicht des Lambert! Wie vortheilhaft nehmen ſich deſſen halbwahre Naturwunder aus neben dieſen lächerlichen Ungethümen! Wie reizend ſeine Szenen bei der Candace, an deren Stelle mit einer Variation hier das beliebte und viel erzählte Geſchichtchen ſteht, wie ſie den Ariſtander (ſonſt Ariſtoteles) zu Pferdedienſten bringt! Wie ſinnvoll ſeine einfache Geſchichte von Alexanders Zug nach dem Paradies, gegen dieſe Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fiſche, und im Greifenwagen ins Reich der Vögel,

und gegen den beabsichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum einmal etwas von dem Sinne der Alexandersage durchleuchtet [71]), in dem sie Lambert durchgehend darstellte.

Diesem Alexander stellt sich innerhalb der Eschenbachschen Schule auch noch ein trojanischer Krieg zur Seite, der ganz in die Reihe der pseudowolframschen Werke zu stellen ist. Wir kennen diese Arbeit (aus dem 14. Jahrhundert) nicht selbst und berichten daher über sie mit von der Hagens Worten [72]). Nach ihm bietet dieses Werk eine ähnliche Erscheinung, wie der Titurel; ein Wolfram von Eschenbach gibt sich selber als Verfasser an, und bezeichnet sich dabei als jung und unerfahren. Der Dichter spricht, wie der des Titurel mit der Abentheuer, hier mit der Geschichte, und besonders mit der Frau Minne; nicht minder bezieht er sich und verweiset auf Veldeke und andre alte Meister. Dann aber vergißt er sich wieder, noch mehr als der Titureldichter; und wie er einmal eben diesen Veldeke als den Gewährsmann einer Erzählung nennt, wovon bei diesem keine Spur, so beruft er sich häufig auf Eschenbach, als Zeugen und schriftliche Urkunde der ganzen Geschichte. Hiernach schon wäre keineswegs ein älteres, auch etwa nur angefangenes Gedicht Eschenbachs zuzugeben, wenn solches nicht durch die übrige Beschauung dieser ungeheuerlichen Reimerei völlig schwände. Unzähligemal, in Flickversen, beruft sich der Reimschmied überhaupt auf Schrift und auf ein großes reiches Buch: aber man möchte eher glauben, daß er nur nach verworrener Ueberlieferung die alte Fabel ausgesponnen hat und ein großer Theil aus seinen Fingern herrührt, so willkührlich sind selbst Hauptzüge und Namen verändert. Kaum erscheinen darunter einige Namen und Züge aus Eschenbachs wie aus Gottfrieds und Wirnts Gedichten, übrigens fast unkenntlich. Dieser Dichter bezieht sich zwar auch einmal auf seine Ritterschaft, wie Eschenbach, welchen er noch durch häufige

71) F. 133c.

Swer wider di natûre sündet,
und swer wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedihen wol. Ein liut menschlich gern sol,
ist daz er ûz der mâze gert, er blîbet lihte ungewert,
und mac verliesen mê dâ mit, volget er niht dem rehten sit.

72) Minnesänger IV, 221.

Einmischung persönlicher Betrachtung, Sprüche und kleiner Allegorien nachahmt; aber wie er sich bei der Ritterschaft auch abentheuerlich seiner Lindwurmkämpfe rühmt, so sind seine Berufungen auf Gewährsmann und Urkunde auch häufig nur spaßhaft. Kurz wir haben hier in der einzigen Handschrift des 14. Jahrhunderts das vermuthlich nicht viel ältere Machwerk eines auf gut Glück fortreimenden Stegreifdichters, welchen Sprache und Reime, mehr denn örtliche Beziehungen auch der Mitte Deutschlands zuweisen, und der seiner losen Dichterei durch den berühmten Namen Eschenbachs zugleich eine gewichtige Empfehlung mitgeben wollte. Wir merken aus diesen Angaben, daß dies schon eine ganz werthlose und herabgesunkene Arbeit ist. Ihr nachstehen wird vielleicht noch der Parzival[73]) einer Handschrift in Donaueschingen, welcher Wolframs Gedicht durch eine Uebersetzung aus Manessier erweitert und ergänzt, dem Fortsetzer des Parzival von Chretien de Troyes, dessen Ueberlieferung und Sage Wolfram opponirte. Auch jetzt aber war noch nicht das äußerste des Verfalls Wolframscher Dichtung und Dichtungsmanier gekommen. Wir werden unten hören, daß im 15. Jahrhundert noch einmal vorübergehend unter dem Fürstenstande das Interesse an den untergegangenen Rittertendenzen und Ritterpoesien auftauchte, und daß man dann Alles hervorsuchte, was nur von den letzteren zu erreichen war, um es nach dem rohen Geschmacke der bäurisch gewordenen Zeit umzuschmelzen. In dieser Zeit entstand eine cyclische Bearbeitung poetischer Romane[74]) vom Gral und der Tafelrunde (um 1478) durch den Münchner Maler Ulrich Fürterer, der auch eine bairische Chronik verfaßte. Aufgemuntert von Herzog Albrecht II. von Baiern dichtete er seine

73) Er ward auf Kosten Ulrichs von Rapolzstein ausgeführt von Klauß Wiße und Philipp Colin, Goldschmied in Straßburg, denen ein Jude Samson Pine als Dolmetscher behülflich war, und vollendet im Jahre 1336. S. Uhland in Schreibers Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschl. II. p. 259.

74) Außer dem, was in Michaelers Iwain daraus gedruckt ist, kann ich auf nichts als auf Hofstätters Auszüge von dem was den Gral betrifft verweisen, in den zwei Bänden seiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

dreizehn Abentheuer [75]) in der Strophe des Titurel, und „die längſt aus dem Leben geſchiedenen Redeweiſen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunſt ſich aneignend, miſcht er unter dieſe disjectorum membra poetarum die unritterlichen gemeinen Ausdrücke ſeiner Zeit oder ſeiner bürgerlichen Bildung, ſammt allen Härten ſeiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und ſeinen Fürſten ſehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend ſonſt ſein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht ſowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns [76])."

3. Berührungen mit der niederländiſchen Literatur.

Reimchroniken und karolingiſche Sagen.

Zwei der letztgenannten Werke machen uns auf den Stand der Literatur in den Niederlanden aufmerkſam, der Lohengrin, weil er offenbar brabantiſche Beſtandtheile hat, der Alexander, weil dieſelbe lateiniſche Quelle (Gautier de Chatillon) ungefähr gleichzeitig mit Ulrichs Bearbeitung auch niederländiſch von Maerlant [77]) behandelt wurde. Wir haben, wie in ſo vielen andern Punkten, auch hier eine Berührung der abſinkenden Ritterdichtung mit der aufſteigenden im 12. Jahrhundert, denn auch damals fanden wir eine enge Beziehung der deutſchen zur niederländiſchen Literatur. Damals hörten wir, daß Philipp von Elſaß, Graf von Flandern, die franzöſiſchen Dichter um ſich ſammelte, als gerade die großen nord- und ſüddeutſchen Fürſten, Friedrich und Heinrich, anfingen, für dichteriſche Cultur empfänglich zu werden, es begannen damals unſere Ueberſetzungen franzöſiſcher Poeſien und Flandern ſchien die deutſchen Nachbarlande anzuregen, wie in der Geſchichte unſerer Dichtung des 18. Jahrhunderts England that. Seit jener Zeit mochte die Vulgarpoeſie der Fläminger von der franzöſiſchen vielfach verdrängt

75) Vom Urſprung der Helden- und Ritterordnung und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont; Meleranz von Frankreich; Iwain; Perſibein; Poytislier und Lanzelot.

76) Docen in den Wiener Jahrb. Bd. 15. S. 68.

77) Hſ. in München.

worden ſein, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aber kehrte ſie offenbar in verſtärktem Umfange erſt noch im Gebiete des Ritterepos, dann mit verändertem Charakter in hiſtoriſcher und didactiſcher Richtung zurück; wohl nicht ohne directe Einwirkung der deutſchen Dichtung, die ſich jetzt im niederländiſchen Dialecte zudrängte, und die ſich durch ihre Bedeutſamkeit überhaupt bemerklich machte, wie denn auch die Nibelungen im 13. Jahrhundert ins niederländiſche [78]) überſetzt wurden. Noch bis zu Heinrich III. von Brabant muß die franzöſiſche Poeſie hier im ſchönſten Flore geſtanden haben, der ſelbſt noch franzöſiſche Lieder dichtete, und der den Adenes als roi d'armes an ſeinem Hofe hatte, welcher die Romane von Berthe aux grands pieds, Cleomades, Buenon de Commarchis und Ogier zwiſchen den 60er und 90er Jahren des 13. Jahrhunderts verfaßte. Adenes Verbindung mit ſeines Herzogs Tochter, Maria von Frankreich, die ihm am Cleomades geholfen haben ſoll, bezeichnet aber alsdann gleichſam eine Rückwanderung der wälſchen Poeſie nach Frankreich; Mariens Bruder, der berühmte Herzog Johann I. von Brabant, dichtete in Vulgarſprache und ſeine Lieder gingen zum Theil nothdürftig verhochdeutſcht in unſeren Minneſingercodex ein; ſein Sieg bei Wöringen (1288), der Stolz jener Zeit und jener Lande, begeiſterte einen Dichter, van Heelu [79]), ihn (1291—2) in einem hiſtoriſchen Gedichte in der Vulgarſprache zu beſingen, das dann in den Geſchichtsſpiegel des Jacob von Maerlant († 1300) einging. Dies iſt der berühmte Mann, der den Stand der Dichtung in den Niederlanden ganz veränderte. Früher ſelbſt ein Verehrer der Ritterromane, ſelbſt Verfaſſer eines trojaniſchen Kriegs und eines Alexander, legte er nachher dieſe Vorliebe unter einer ähnlichen inneren Metamorphoſe ab, wie unſer Rudolph von Ems, klagte ſich ſeines Leichtſinnes an, in dem er ſich mit lügenhaften Dingen abgegeben habe, dichtete nun Legenden (Leben des heiligen Franciscus), und geiſtliche und gnomiſche Gedichte, und führte mit eindringlicher Wirkſamkeit zu dem Geſchmack an didactiſcher Poeſie und beſonders an der hiſtoriſchen Reimchronik über [80]); er behandelte ſelbſt in umfangreichen Werken in ſeiner

78) Bruchſtück in Mone's Anzeiger IV, 191 sqq.
79) Ed. Willems. 1836.
80) Vgl. die Einleitung von Willems zu ſeiner Ausgabe des Jan de Klerk.

Rymbybel (1270 geendet) die heilige, in ſeinem Geſchichtſpiegel (1283—96) die profane, in ſeinem bestiaris oder Naturen bloeme die Naturgeſchichte (nach Thomas Cantipracenſis de rerum natura.). Von dieſer Zeit an beginnt ein lebhafter Kampf gegen die wälſchen Poeten, die die wahre Geſchichte tödteten, in der niederländiſchen Literatur und Sprache; man verfolgte die Minſtrels und ihre falſchen Mähren von Wiſſelau und Fierabras, von Wilhelm von Oranien und den Haimonskindern, und duldete höchſtens die ehrwürdige Karlſage ächten Stammes, wo man den Turpin dem Eginhard und Siegbert von Gemblours an Glaubwürdigkeit gleich ſchätzte. Eine Reihe von geſchichtlichen Reimchroniken ſchloß ſich an Maerlant und Jan van Heelu an, die zum Theile ſchon früher bekannt waren, zum Theile jetzt unter dem patriotiſchen Aufſchwunge in Belgien und mit deutſcher Beiſteuer zuerſt ans Licht treten [81]). Dieſe Werke ſind von entſchiedenem geſchichtlichen Werthe und zu großen Theilen mit Documenten belegbar; dadurch unterſcheiden ſie ſich von unſern halb heiligen, halb ſagenhaften Chroniken, die wir in Wien und unter den Händen Rudolfs von Ems entſtehen ſahen, und von den ſchon früher im 12. Jahrhundert verfaßten franzöſiſchen, wie die eines Philipp Mouskes [82]), die noch Geſchichte und Mähren ohne Kritik verbinden. Was die vorzugsweiſe Entſtehung und Begünſtigung dieſer Werke in dieſen Gegenden angeht, wo der Geſchmack daran die Ritterpoeſie ganz verdrängte und bis auf geringe Spuren vertilgte, ſo erklärt ſie uns der ganze Charakter jener Lande und jener Bevölkerung, die ganz auf Induſtrie, Handelsverkehr und Fabriken angewieſen war und die ſeit eben dieſen Zeiten ihre großartige ſtädtiſche Entwickelung begann; es erklärt ſie uns der Mangel eigentliches poetiſchen Sinnes und lebendiger Phantaſie in dem ganzen deutſchen Norden, wo wir, je weiter wir ſpäter die Dichtung dahin werden vordringen ſehen, deſto entſchiedener immer wieder die Befähigung für eigentliche Verſtandesproductionen und

81) Der Spiegel historiael von Velthem aus dem Anfang des 14. Jahrh. ed. Le Long. 1717. Die brabantsche yeesten door Jan de Klerk (zwiſchen 1318—50). ed. Willems 1837. Die Reimchronik von Melis Stocke ed. Huydecoper 1772. Die flandriſche Chronik, die Kausler aus der Comburger Hſ. herausgibt, und die bis zum Jahre 1404 reicht u. A.

82) Ed. v. Reiffenberg. 1836.

ernste Wissenschaft entdecken werden. Nichts hat daher auch in dem eigentlich deutschen Norden aus unserer Poesie früher Boden gefaßt, als, wenn wir von dem altniederdeutschen Heliand absehen wollen, die historische Reimchronik. Wir haben sie, wenn nicht vielleicht der Anfang des Oorlog van Grimbergen älter ist [83]), schon früher im niederdeutschen Dialecte im 13. Jahrhundert als wir sie selbst in den Niederlanden nachweisen können und es liegt nahe, anzunehmen, daß von unsern platten Reimchroniken aus den belgischen Provinzen sogar die erste Anregung zu dieser Gattung gegeben wurde, die der spätern Regsamkeit nach zu urtheilen dort zu Hause scheinen sollte. Wir haben eine aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard [84]) schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in langen Versen geschrieben; und eine Chronik der Fürsten von Braunschweig [85]), wie sie bei Leibnitz heißt, die aus allerhand Quellen von dem Verfasser aufgetrieben ist und bis auf Albert I. († 1279) reicht. Beide sind in niederdeutschem Dialecte, und aus dem Gesichtspuncte geschrieben, dem wir schon so oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen, und dieser Gesichtspunct brachte dann freilich weder der historischen Aechtheit viel Segen, noch dem poetischen Bestreben; und nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die nun auch gedruckte Reimchronik von Cölln von Meister Gottfried Hagen [86]), welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöfe statt hatten. Wenn diese Chronik nur irgend verbreitet war, so lag sie einem van Heelu so nahe, daß nur sie allein für ihn eine Aufforderung sein konnte, mit Cölln dichterisch wetteifernd seine Wöringer Schlacht in Vulgarsprache zu besingen. Und daß die deutsche Dichtung überhaupt die nieder-

83) Er behandelt den Krieg der Herrn von Grimbergen gegen Herzog Gottfried III. von Brabant (1142—59) und ist im 13. Jahrh. begonnen, und von einem spätern Dichter fortgesetzt. Vgl. Mone Uebersicht der niederländischen Volkslit. p. 105.

84) In Leibnitz scriptt. brunsvic. t. III.

85) Ibid. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronica fan Sassen. Brunswyk. 1826.

86) Ed. Groote. 1834.

ländiſche Vulgarpoeſie vielfach beſtimmte, iſt aus den flämiſchen Ueberſetzungen franzöſiſcher Dichterwerke des 13. Jahrhunderts erſichtlich, denn hier herrſcht Manier und Styl der hochdeutſchen Dichter in ſo treuer Verwandtſchaft vor, daß man ſie kaum aus den gemeinſamen Geſetzen der Sprachzweige erklären kann; weßhalb denn auch ſpätere deutſche Ueberſetzer ſolcher flämiſcher Romane die leichteſte Arbeit hatten.

Der Geſchmack an hiſtoriſchen Gedichten breitete ſich ſeit dem 14. Jahrhundert über ganz Deutſchland aufs ſchnellſte aus; und wir finden ſie gerade an den, den Niederlanden entgegengeſetzten, äußerſten Grenzen Deutſchlands im Nord- und Südoſten. Am bekannteſten iſt die öſtreichiſche Chronik des Ottokar von Steiermark [87]). Ehe er ſie verfaßte, hatte er ſchon eine Weltchronik geſchrieben bis auf Friedrich II. [88]); wäre ſie uns bekannt, ſo würden wir zuverläſſig in ihr ſchon einen Gegenſatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht ſo ſchroff wie in jenem ſpätern und bekannteren Werke (Anf. des 14. Jahrh.). Hier geht Alles auf die Zwecke der Geſchichte hinaus, und Schade, daß Ottokar keine Proſa vorfand. Bei ſeinem Talente und ſeiner Richtung, ſeiner Erfahrung und ſeiner ſcharfen politiſchen Farbe hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geſchichtswerk von ihm erhalten hätten, welches wir den Vulgargeſchichten der Italiener und Franzoſen doch einigermaßen hätten vergleichen dürfen und wenigſtens mit mehr Recht, als das, was das 14. Jahrhundert dieſer Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war es ein Unglück, das unſere deutſche Poeſie durch ihre ganze Dauer verfolgte, daß nur ſelten im rechten Maas die Sprache der Proſa und die der Poeſie ausgebildet und von einander geſchieden ward. So ſehen wir denn hier Verſe

87) In Pez scriptt. t. III.

88) In der Vorrede:

Von mîner kleinen kunst nam ich mich an ze suochen
ûz alten puochen keiser, zal und pfaht,
und hân daz ze lieht prâht ze tiutsch von latîn,
als verr der sin min mohte geziugen.
Sô hân ich sunder liugen ir kain hin lâzen,
die an dem gewalt sâzen des êrsten in Assyrîâ,
ze Griechen und in Persîâ, dannoch in rœmischen riehen
unz an den keiser Friderichen.

und Reime an eine unverträgliche Materie verschwendet; und es ist in dem guten Ottokar sehr wenig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen des Enenkel sind ganz verschwunden, kein Zug fast erinnert mehr an die Behandlungsart und Gewandtheit der früheren Dichter. Wenn er bei Ottokars Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt, wenn er den Verlust von Ptolemais und den Untergang so vieler frommen Christen beklagt, so versucht er auf dem Cothurn der epischen Dichter zu schreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere Chronikendichter bei solchen moralischen oder frommen Ergießungen erheben. Er behauptet zwar die subjective Manier der ritterlichen Romantiker, er vergleicht, er citirt ihre Abentheuer, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilderei nach, er nimmt die jetzt stehenden Themata der Minnedichter auf (wie wenn z. B. um die Allmacht der Liebe zu schildern die historischen Beispiele des Salomo und Samson angeführt werden, was jetzt in jedem Dichter einmal vorkommen muß); allein man lese nur seine Liebesscenen [89]), seine minniglichen Gespräche und Spiele, seine Unterredung mit der Minne, ob man nicht sogleich an den plumpen Lautenspieler und Liebkoser der Fabel wird erinnert werden. — Nächst Ottokar haben wir eine Livländische Chronik anzuführen, von der früher Bergmann ein Fragment aus einer lückenhaften Handschrift herausgegeben hatte [90]), die 1296 von Ditlieb von Alnpeke zu Reval abgeschrieben ist. Das Werk ist in Heidelberg vollständig [91]); und ist aus dieser Handschrift nun von Franz Pfeiffer in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgardt dem Druck übergeben worden. Der Herausgeber hält den Dichter für einen Mitteldeutschen, der vielleicht Ordensritter gewesen war und eigne Anschauung der Oertlichkeiten zu verrathen scheint. Pfeiffer vermuthet einen Kriegsmann in dem Dichter, weil die Beschreibung der Kämpfe und Schlachten ungleich lebendiger sei, als die unbeholfene, durch Wiederholung ermüdende übrige Erzählung. Dennoch,

89) Cap. 174 sqq.

90) Fragment einer Urkunde der ältesten livländischen Geschichte ꝛc. Riga 1817.

91) Cod. 367. von Fol. 192 an.

ſo ſehr auch das Werk unter die ſtrengern hiſtoriſchen Chroniken gehört, trägt es weit nicht den proſaiſchen Anſtrich des Ottokariſchen Gedichtes, es hält vielmehr den blühenderen Vortrag der Ritterromane mit ſo viel Geſchick feſt, als nur bei einem ſolchen Gegenſtande zu erwarten iſt. Darin und in dem Feſthalten Eines Zieles ſteht es ſogar über der Chronik des deutſchen Ordens von Nicolaus von Jeroſchin [92]) (geht bis auf 1326), die nach dem Lateiniſchen des Peter von Dusburg um 1341 bearbeitet iſt, wie wir jetzt überhaupt häufiger zu lateiniſchen Quellen zurückkehren. Jeroſchin hatte das Beiſpiel des Hochmeiſters Luther von Braunſchweig vor ſich, der ſelbſt eine Legende von der heiligen Barbara gedichtet und auch andere Dichter angeregt hatte. Auf deſſen Bitte hatte er die Chronik zum großen Theile überſetzt; in dieſer erſten Geſtalt aber ward ſie vertilgt; das erhaltene Werk ſchrieb Jeroſchin dann auf den Wunſch des Hochmeiſters Dietrich von Altenburg. Auch dieſes Werk hat wieder neben Ottokar und Enenkel ſeine beſondere Eigenthümlichkeit. Es iſt aus dem Sinne des Rudolf von Ems geſchrieben, der ſeine Begriffe von Geſchichte aus der Bibel holte und daher ſogleich von myſtiſchen und religiöſen Beziehungen voll iſt. Auch Jeroſchin gibt ſich gewiſſenhaft an ſein Geſchäft wie ein Prediger [93]), mit bedächtiger Ueberzeugung; er widmet ſein Werk der Maria und erwartet von ihr Befähigung und Unterſtützung für ſeine Arbeit, die er zu ſeinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtet, um deſſen Wunder an dem deutſchen Orden zu zeigen. Von dergleichen hielt ſich Ottokar ganz frei und dies eben hätte ihn zu einem tauglicheren Geſchichtenſchreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen; dies macht ſeine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und allerhand frommen Epiſoden wimmelt, überall der Pfaffe und Caplan hervorſieht, ſowohl in dem Anführen der Sprüche und Moral

92) Cod. Pal. No. 367. f. I. sqq.

93) Wol bescheiden an begunst ist des buoches halbe kunst,
und dâ von swer dâ tihte, der hebe des vlizes pflihte,
daz er von dem beginne die materje besinne,
dâ sîn wille sich ûf treit, und mit entscheidenheit
sî teilende ze litte nâch predigêres sitte.
der sîn rede in stücke schiht ê her von der materje iht
endehaftes spreche.

der Kirchenväter, als in dem lehrhaften Vortrage überhaupt und jenen myſtiſchen Deutungen und Vergleichungen geiſtlicher und weltlicher Dinge, ſo wie in dem Beſtreben, in den Hiſtorien überall einen geiſtlichen Sinn verborgen zu ſehen und ſie auf teſtamentliche Stellen oder dieſe auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrgedichten und Heiligengeſchichten werden wiederkommen ſehen. Gegen dergleichen apocalyptiſche Ekſtaſen ſticht alsdann der trockene Chronikenſtyl in dem ſtreng geſchichtlichen Theile grell ab und dieſe enge Berührung des Platten mit dem Bombaſtiſchen wird in allen den frommen und tiefſinnigen Gedichten dieſer Zeit, die ſich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, ſo wie auch überhaupt die poetiſche Farbe dieſes Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerkſam jetzt die deutſche Poeſie in dieſen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unſer Jeroſchin, der nicht einmal des Deutſchen ganz Meiſter zu ſein verſichert, in ſeiner metriſchen Kritik [94]), die faſt gegen Ottokars kurze Verſe gerichtet ſcheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Manier kämpft, den Schluß des Sinnes von dem des Verſes und Reimes zu trennen, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Bonerſchen Fabel das Entgegengeſetzte durchführt.

Wir kehren zur Betrachtung der niederländiſchen Literatur zurück, die ſeit jener Zeit ihres Aufſchwungs unter Maerlants fruchtbarer Thätigkeit noch weitere Berührungen mit der unſrigen darbietet und wenn ſie im 13. Jahrhundert Einwirkungen von der deutſchen erlitt, dieſe weiterhin mit einigen Rückwirkungen auf die unſere vergalt. Wie eifrig man in Brabant und Flandern am Ende des

94) Cod. 367. f. 2c.
Ouch des tihters zunge
an der materjen strâze sol die rehte mâze
behalden an den rîmen, glîch ze glîchem lîmen,
an lenge, sînne, lûte, daz ich alsus bediute:
vil wort man glîche schrîbet, der lût unglîch sich trîbet,
sulch rîmen sol man mîden, den sin ouch niht versnîden;
die lenge helt der silben zal, darunder man ouch merken sal,
daz vünf silben sint ze kurz, zêne hânt ze langen schurz;
zwischen den zwên enden rîment die behenden,
die büecher pflegen tihten, und dar nâch sal ich rihten
mich an dis getihtes vart u. s. w.

13. Jahrhunderts die französischen Romane zu verfolgen anfing, so konnte man es doch nicht dahin bringen, daß dergleichen nicht weiter gelesen und nicht weiter übersetzt worden wären. Ohnehin sind wir reich genug an Resten der niederländischen Dichtung, daß wir wissen können, es habe seit jenem Reinaert durch das ganze 13. Jahrhundert die Vulgarpoesie selbst in dem vorzugsweise von Franzosen behandelten Zweige der Romane keineswegs pausirt; wir besitzen noch einen Artusroman, Ferguut, der zwar nicht von dem Herausgeber [95]), aber doch von andern Kritikern frühe ins 13. Jahrhundert gesetzt wird. Auch nachdem aber die Polemik gegen die Romane begonnen hatte, fuhr man doch fort, dergleichen aus dem Wälschen zu übertragen; es hatte der Einzelne die inneren Seelenerfahrungen immer wieder zu machen, die Maerlant und die ganze Zeit gemacht hatte; man gab seine Jugend den romantischen Mähren hin und kehrte im nüchternen Alter zur Geschichte zurück; so dichtete Jan der Schreiber, der in seinen brabantischen Gesten dem Maerlant so beredt seine Ausfälle auf die Minstrels nachspricht, den Ogier, den wir in einer deutschen Uebersetzung besitzen. Wir haben nämlich in Deutschland die Uebertragungen eines zwei- oder dreitheiligen Gedichtes von Ogier, eines von Reinald (Haimonskinder) und eines von Malagis, welche flandrischen Originalen folgen, die an das Ende des 13. Jahrhunderts fallen; von dem niederländischen Reinout und Malagis sind auch Bruchstücke bekannt geworden [96]). Diese Romane sind ihrerseits aus dem Französischen übersetzt, und ihre Berufungen auf die wälschen Originale sind sogar in den deutschen Uebersetzungen stehen geblieben [97]). Hier bewegen wir uns nun in der Vasallensage des karolingischen Kreises, die wir im Willehalm des Wolfram schon in einer edleren Gestalt haben kennen lernen. In diesem war der ursprüngliche Geist der fränkischen Sage noch geblieben, die größere plastische Festigkeit der karolingischen Gedichte hatte sich behauptet. In unsern niederländischen Gedichten aber von Reinald und Malagis ist ein ganz anderer

95) Ed. Visscher. Utrecht 1838.

96) S. Hoffmanns Fundgruben I, 207. horae belgicae, V, 451. Bilderdyk nieuwe taal-en dichtkundige verscheidenheden IV, 153 sqq. und I, 113 sqq.

97) Vgl. in Reinald cod. pal. N. 340. f. 46. „Die welschen sagen das fur ware“ und oft ähnlich.

Geist schon eingedrungen, der in dem ersteren Gedichte gleichsam auf ältere Zustände zurück, im Malagis auf neuere vorwärts weist. Was in Volksliedern und älteren Gedichten aus der karolingischen Zeit von Brutalität der Großen gegen die Könige war überliefert worden, war in der feinen Zeit der höfischen Poesie offenbar etwas zurückgetreten, wenn es auch nicht ganz verloren ging, wie wir im Willehalm sehen konnten; jetzt aber tritt, als im Laufe der Zeiten Anarchie und Raubsucht, Selbsthülfe und Verwirrung in den Reichen, und besonders in Deutschland wiederkehrten, die alte Rohheit wieder hervor und wird mit neuen Farben aufgefrischt. Jene herkulischen oder simsonartigen Figuren, wie der Waltharius in der Chronika Novalese, erscheinen alle (wie Rennewart) in jenen Zeiten von der Liebe gebändigt; jetzt aber treten die Reinalde wieder heraus in all der plumpen Wildheit, die ihnen früher eigen sein mochte, und streifen die unnatürliche Empfindsamkeit wieder ab; dies geschieht in der fränkischen und deutschen Sage. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinspielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die bis zu den rohesten keifenden Widerbellerinnen herabsinken, die unsauberen Minneregeln, die nun ertheilt werden, und soll ich auch einen schönern Zug hinzusetzen, die Rückkehr zum Vorherrschen der Mutterliebe im Reinald, all dies und ähnliches versetzt uns in die Zeiten vor der höfischen Kunst weit und weiter zurück. Grausamkeit, Blutdurst, der barbarischste Stumpfsinn, eine Sympathie zwischen Mensch und Thier oder Held und Waffe, wie sie nur uralten Zeiten des Naturstands eigen, tauchen wieder hervor; Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Fühllosigkeit gegen Marter und Schmerz, wie sie in den galanten Rittern der hohenstaufischen Zeit unmöglich gewesen wäre. Die heilige Scheu vor dem Ritterthume, der hohe Begriff von der hohen Würde dieses Ordens sinkt völlig herunter. Ueberall kehrt man in das volksmäßigere aus dem höfischeren zurück. Der Knappenstand liefert jetzt Lieblingshelden in den Romanen, die nicht selten sehr über die Herren hinwegstrahlen. Der Vortrag wird vollkommen volksmäßig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang, der Witz schlägt schon ganz in den niedrigsten Ton um, der Geschmack am Gräßlichen (wie die Beschreibung des Todes der Rosa im Malagis durch wilde Thiere) verräth das erweiterte und geänderte Publicum, für welches diese Gedichte wieder berechnet

waren, und im Malagis erſcheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bankelſängerſzene auf. War in den franzöſiſchen Quellen dieſer Gedichte das Herabſinken der ritterlichen Würde, des feinen Hoftons der Erzählung und Rede ſchon begonnen, ſo iſt doch wohl vorauszuſetzen, daß die Niederländer in ihren Bearbeitungen dies noch weiter getrieben haben, denn ſelbſt noch die franzöſiſchen Volksbücher ſind von den unſrigen, die aus den niederländiſchen Gedichten hervorgegangen ſind, ſehr verſchieden; ſie gaben dieſen Erzählungen wohl erſt entſchiedener den Styl der niederen Kunſt, der ſie ſo ſehr befähigte, ſpäter in Proſa und Volksbücher überzugehen; ſie fügten die ſatiriſchen Züge gegen das Ritterweſen vielleicht erſt hinzu, und es verbreiteten ſich dieſe Materien in dem Volke deutſcher Zunge [98]), wie ſie nur immer in Frankreich verbreitet ſein mochten. Hatten wir die Niederländer vorhin der Ritterdichtung den Rücken kehren ſehen, ſo niſten ſie ſich hier gleichſam in dieſelbe ein, um ſie unmerklich zu verderben und zu entſtellen; wir treffen deutlicher als vorhin im Lohengrin dieſes bürgerliche Volk über der Beſchäftigung, die alte Feierlichkeit und Höhe der Ritterpoeſie herabzuziehen: im Lohengrin behielt der Dichter den Ernſt und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweiſe ins Komiſche gezogen. Alles fängt an menſchlich zu werden; ſelbſt die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menſchen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in ſich geübt haben; ſelbſt die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenſchaften nur menſchlichem Fleiße und Studium; die Zwerge ſind nur kleine geſchickte Menſchen, keine beſondere Gattung von Weſen; und es ſcheint, als ob ſich ſchon hier das Wunder wieder aus der menſchlichen Geſellſchaft weg in die Thierwelt herab und in die Geiſterwelt hinauf hätte begeben wollen. Vielfach werden wir in Geſinnung, Rede und Form an den Reinhart Fuchs erinnert, ja man kann mit Recht darauf aufmerkſam machen, wie ſogar der ganze Geiſt dieſer Dichtungen entſprechend iſt, wie das Anarchiſche,

98) Malagis f. 16.

Diss ist das kint, das sider bant den fiant von der bitteren hellen,
da die menige in dutsch von zellen und dem man git so grossen pris,
in dutsch heist man in Malagis.

das Thierische und Rohe, das Empfindungslose hier und dort sich sehr ähnlich sieht, wie die Hof- und Reichszustände dort und hier von einander entlehnt, wie sogar solche beliebte Szenen, wie die Rettungen vom Galgen weg und die Belagerungen und Verspottungen der Belagerer, entlehnt scheinen; und endlich ist im Malagis sehr deutlich und mit ausdrücklichen Worten die Lehre des Reineke gleichsam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgestellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dies liegt sehr klar in der Gegeneinanderstellung des Malagis und Vivien [99]).

Diese Gedichte nun sind in deutschen Uebersetzungen ganz erhalten, welche wohl erst in das 15. Jahrhundert fallen; obwohl darüber sehr schwer zu urtheilen ist, indem sie alle mehr oder weniger sclavisch dem flandrischen Originale folgen und dadurch bei der größten Unreinheit und Mischung der Worte, Reime und Laute doch die entschiedene Färbung alterthümlicher Erzählung und Rede behaupten, und ganze epische Verse der älteren Zeit, vergessene Worte, verlorene grammatische Eigenheiten wieder erneuern [100]).

---

99) Vivien beschwert sich über des Malagis Zaubereien (f. 277.), und meint, es sei dies Gott geschmäht und ein Schimpf für Ritter. Malagis aber preist Witz und Weisheit vor Kraft. Er nennt dabei seinen Bruder geradezu einen Esel und beweist ihm das mit dem bekannten Kunststück der Sofisten: Ob er nicht ein Mensch sei, der von Gott Weisheit und Kunst empfangen? ob er nicht Gott dafür preisen solle den ganzen Tag? ob er dies thue? Nein. Mit diesem Nein fange er sich; die Vögel dankten Gott den ganzen Tag für mindere Wohlthaten; ob das nicht von ihm also Eselei sei?

Vivien sprach: das ist war, und wol bewert bi guten reden klar.
Bruder ich prise witz vor macht, und tun alles das ir habt gedacht,
Esel han ich mich gebrübt, des ich sere bin betrübt.

100) Der Uebersetzer des zweiten Theiles des Ogier ist der roheste; er setzt, oft selbst da, wo es leicht thunlich ist, Reime und Worte ins Hochdeutsche nicht über und läßt innerhalb des Verses selbst platte Worte ohne Noth stehen. Im ersten Ogier und Reinald müßten dem Uebersetzer, wenn er derselbe sein sollte, die Schwingen schon gewachsen sein; noch immer aber wagt er sich nicht von dem Original zu entfernen. Im Malagis hat aber der Uebersetzer seinem eigenen Geständnisse nach ganze Zusätze gemacht:

Nu tu ich uch bekant, als ich diss buch in flemsch fant
da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
in disser oberlendschen gramnytz, hab ich dorechtigen gauckelwitz

Wir erwähnen sie schon an dieser Stelle, weil wir nun überhaupt, zunächst auch in den Dichtungen deutscher Sage, dem ganzen Verlaufe der epischen Poesie bis ins 15. Jahrhundert hin folgen wollen, wo sie sich in Prosa auflöste; sodann weil der ganze Geist dieser Dichtungen und ihre oppositionelle Richtung gegen das vergeisterte und übersteigerte Ritterthum, als Gegensatz zu dem Titurel, uns zu wichtig für die Anschauung der Wege ist, auf welchen die Ritterdichtung ihren Uebergang zu der Volkspoesie machte. Diese Wege wurden, wenn auch gerade diese Gedichte erst viel später übersetzt sein sollten, in Deutschland schon im 13. Jahrhundert eingeschlagen, wie wir sogleich aus der Gestaltung unserer nationalen Dichtungen in dieser Zeit erfahren werden. Schon die Berührung mit diesen deutschen Mähren (besonders dem Otnit und Wolfdietrich) macht uns die niederländischen Karolingergeschichten interessant, denn nicht allein erinnern die Abentheuer an einander, nicht allein ist in den Namen, wie Hayme (für Haimon) im Reinald, und Suters im Ogier Verbindung mit dem deutschen Kreise gesucht, sondern auch der ganze Ton und Bau jener nationalen Gedichte, die burleske Manier, der Eintritt jener Ideen von Vorherrschaft der List und Klugheit vor roher Stärke zeigt eine Verwandtschaft an, die uns zu einer genaueren Betrachtung der niederländischen Gedichte berechtigt, in denen wir die Veränderungen in Materie und Behandlung besser ausgesprochen finden. In diesen fränkischen Vasallensagen entwickelte sich fortdauernd jene erste Anlage zu sinnlicher Anschaulichkeit und Charakteristik, die den britischen Romanen so sehr

---

gebrucht williclich darinne, damit dass auch der synne
uns groben Contzen wurde wise; Lob hab immer Gott im paradise.

Und in der That ist der ganze Ton so sehr gut eulenspiegelisch, daß man nur Ein Beispiel anzuführen braucht, um zu finden, hier sei deutscher Volkswitz des 15. Jahrh. auf eine übrigens geschickte und unmerklich gemachte Art eingeschoben worden:

Und wie heissent ir pilgerin? — Nach minem pätten, Frauwe!
und wie heisst der, Gott gebe uch ruwe! — Frauw, als er getauft was.
und wie was das? bescheid mich bas. — Als der hiess, der ihn hieb.
Sie sprach eya böser diep, nu bin ich des warlich wiss,
dass ir es sint Malagis.

Auch die Vergleichung mit den niederländischen Fragmenten weist Zusätze des Uebersetzers aus.

mangelte; die romantiſche Poeſie erhält hier einen Körper, den man ſonſt vermißt; die Charaktere werden feſter, wenn auch oft carricaturartig; die Begebenheiten mannichfaltiger, beſonderer, anſchaulicher; der Vortrag lebendiger, natürlicher, wenn auch roher; die Erzählung fängt an zu blühen, die vorher dürre war, und die Abſtraction und Betrachtung wird dürftig, da ſie früher die Erzählung allzu oft unterbrach, ſo daß nun ſelbſt die Gebete u. dgl. Alles Lyriſche verlieren und zu epiſchen Erzählungen von Chriſts Martern oder etwas Aehnlichem werden. Mit dieſen Eigenſchaften befähigten ſich die karolingiſchen Sagen immer mehr, bei der höchſten Ausbildung der Ritterpoeſie in Italien vor den britiſchen Mähren bevorzugt zu werden und den Stoff zu liefern, während ſie auf der andern Seite bei uns, wo die Ritterdichtung zu dem Volke ſich herunterließ, die beliebteſten Volksbücher wurden. Schon dieſer unſrer Volksbücher wegen würden wir den Inhalt der Haimonskinder und des Malagis näher analyſiren dürfen; und da die Gedichte im Holländiſchen und Franzöſiſchen ihre Quellen verloren, die deutſchen Ueberſetzungen nicht gedruckt ſind, ſo mag dies ein weiterer Grund für größere Ausführlichkeit ſein.

Jener Gedanke, daß Weisheit die Gewalt überwinde und geiſtige Kraft der phyſiſchen vorſtehe, ein Gedanke, der dem aufkommenden Bürgerthum ſchmeicheln mußte, durchdringt vor Allem den Malagis [101]), und er iſt darin nicht blos wie in den britiſchen Romanen, neben das Gedicht unverbunden hingelegt, ſondern er iſt poetiſch verſinnlicht. Das ganze Werk repräſentirt gleichſam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten. Es führt ganz eigentlich die Geſchichte unſerer Poeſie noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichſam der Held, hier iſt der Held ein Gelehrter, ein Nekromant; dort lag die Gelehrſamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Handlungen im Gedichte, hier geſtaltet ſie die Handlungen und erſcheint nur verkörpert in dem Helden. In dem folgenden Auszuge heben wir, wie überall, das Charakteriſtiſche des Gedichtes hervor; die Verſchlingung der Abentheuer ſind etwas ermäßigt, um das Beſchwerliche zu vermeiden, ohne das Bezeichnende zu verſäumen.

---

101) Cod. Pal. N. 315.

Bueno von Egermont vermählt sich mit Druwane, der Schwester des Grafen von Montpellier. Am Hochzeittage geht sie im Geleite von Armen, Krüppeln und Bettlern zur Kirche, in Folge eines Gelübdes, das sie in der Zeit ihrer ersten Liebe zu Bueno gethan hatte; es geschehen Wunder, eine Stimme verkündet ihr den Lohn ihrer Tugend in ihrer Nachkommenschaft, eine Hand segnet sie, die Kranken werden gesund, die Glocken läuten von selbst, die zuvor ekeln Bettlerleiber verklären sich. Einst auf einem Turniere, wo sich die schwangere Druwane mit befand, brachen Sarazenen unter dem Grafen von Palermo, dessen Tochter Rosa gefangen an Bueno's Hof war, ins Land, im Tumulte des Ueberfalls gebiert Druwane Zwillingsknaben; sie selbst wird kaum von ihrem Gatten gerettet; der eine ihrer Söhne war von ihrer Schwester Ylsane in Obhut genommen, diese aber mit ihm gefangen worden; mit dem anderen, der mit einem wunderkräftigen Ringe im Ohre bezeichnet war, war Rosa in den Wald geflohen. Ylsane ward das Weib des Königs von Mayorca, der von ihr erhaltene Knabe aber ward an den Heidenkönig Yvorin von Montbrant verkauft; dies ward Vivien, Haimons Vater. Rosa aber ward im Wald von Löwen zerrissen, das von ihr geflüchtete Kind aber kraft des Ringes erhalten und von der zauberkundigen Oriande gefunden und erzogen. Dies ist Malagis.

Hier haben wir denn eine britische Verwaisungsgeschichte, aber gleich weit thatsächlicher; es folgen die gewöhnlichen Erziehungsgeschichten, aber gleich ganz eigenthümlich nach dem geänderten Geschmacke zugerichtet. Malagis wuchs bei Oriande auf und galt als Sohn ihres Bruders, des Nekromanten Baudri. Zufällig geräth der Junge an seines Pflegevaters Bücher, und wird von Oriande in der geheimen Kunst so geschickt unterrichtet, daß er schon nach zwei Jahren den Baudri überflügelt, und dies beweist er zuerst, als jener bei einem Mahle Hasen und Kaninchen auf den Tisch bringt, die Malagis von zwei Windspielen hetzen und tödten läßt. (Dergleichen jetzt so beliebte Szenen erinnern an das Gastmahl, das Albert der Große dem König Wilhelm 1254 in Köln gab und bei dem er seine magische Kunst gezeigt haben soll.) Gleich bei dieser Gelegenheit nun macht Oriande ihrem Bruder grobe Vorwürfe, das Kind sei geschickt wie ein Wiesel, er aber dumm wie ein Esel, an dem man es oft sehe, daß er jung mit seinen

Sprüngen die Leute beluſtige und dann ſtets fauler werde (dergleichen pflegt dann hier ſehr ins Natürliche ausgemalt zu werden); und zugleich veranlaßt es, daß ſie dem Knaben ſeine wahre Herkunft ſagt. Gleich bei demſelben Mahle beginnt das Spiel wieder; Baudri läßt einen Kapaun vor Malagis lebendig werden, aber dieſer zwingt ihn nieder, ſtellt ihn als Braten her und läßt ſiegreich ein gebratenes Huhn vor Baudri auffliegen. Wieder fährt Oriande ihren Bruder an: wäret ihr weiſe, Herr Affenſchwanz, ihr bekenntet eure Eſelei. Wirklich erkennt Baudri den Jungen als ſeinen Meiſter, doch zieht ſich dieſer beſcheiden zurück und nennt den Baudri ſeinen Herrn. Das widerräth ihm Oriande; er ſolle ſich ins Galgens Namen nicht wegwerfen, ſie ſei ins Teufels Ehre Frau im Lande, und Er ſei Herr. In dieſer Art begegnet auch ſpäter Oriande ihrem Bruder jedesmal, ſo oft er den Mund öffnet, ſpart kein Schimpfwort der gemeinſten Art, noch die ſchmutzigſten Zoten und Unflätigkeiten. In dieſem Tone geht hernach ſein Ritterſchlag vor ſich; Oriande ſchlägt ihn zum Ritter, indeß nur ſelten ſonſt Frauen in Romanen Ritter ſchlagen und ſchwerlich je in der Wirklichkeit; ſie giebt ihm dabei einen Schlag auf den Nacken, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und unter dem Lachen der Anweſenden geſteht er, Gott ſolle es wiſſen, der Schlag ſei ihm ins Herz geſchrieben, er werde ihn nie vergeſſen. Nachher reiſen beide Zauberkünſtler nach Paris zu dem großen Meiſter Yvert, Malagis Ohm. Mit Hülfe des trefflichſten Buches dieſes Meiſters bringt es Malagis dahin, daß er alle Teufel der Hölle, ſelbſt den Beelzebock, den ſeit Salomon Niemand bändigte, bezwingt. Unter den Meiſtern in Paris erregt Malagis das höchſte Aufſehen, ſelbſt König Karl will Proben ſeiner Kunſt ſehen, nimmt es aber nachher übel und läßt Malagis feſtſetzen. In Geſtalt eines teufliſchen Geſpenſtes bewegt er den König, ihn frei zu laſſen; dann, aus dem Lande verbannt, ſchafft er eine Inſel auf der Seine und trotzt dem König, den er Graubart und Erznarr ſchimpft, er gebe nicht eine Schlehe um ſein Gebot; als Engel erſcheint er dem König auch von da und verirt ihn, und fährt ſpäter mit Yvert nach Baudris Heimat. Wie hier dem Chriſtlichen und Ritterlichen arg mitgeſpielt wird, ſieht man ſogleich. Wie gleichgültig die Ritterthaten dem Dichter ſind, ſieht man an der Vorliebe und großen Freude, mit der die Zauberſpäße des Helden ausgeführt werden, der zwar ſelbſt ſeine Unkunde in der

Astrologie bekennt, aber doch recht gut jene bekannte Sprache dieser Künste führt, die stets mit tiefen und hohen Worten um sich fährt, immer nach etwas klingt, ohne etwas zu sagen, immer etwas zu wissen scheint, ohne nur etwas zu ahnen, und die etwas erklären will, indem sie alles umnebelt.

Unterdessen wächst Vivien bei König Yvorin von Montbrant, erzogen von dessen Tochter Beaflur, heidnisch auf, und es entspinnt sich nachher (wie auch zwischen Oriande und Malagis) trotz des ungleichen Alters ein Liebesverhältniß. Ein Sultan von Persien verlangt Beaflur mit Heeresmacht zum Weibe, oder einen Wettkampf zwischen einem ihrer Ritter und seinem Riesen Brayfin. Als Vivien auszieht gegen diesen, erscheint ihm ein Engel und Christus selbst belehrt ihn über Gott und seine Eltern. Nach erlangtem Siege wird Beaflur heimlich sein Weib, ihr Vater aber, dem dies verrathen wird, sendet ihn mit einem Uriasbriefe an den Grafen von Palermo, der ihn als den Sohn seines Feindes von Egermont in den Kerker wirft. Von da aber befreit er sich auf eine kühne, abentheuerliche und auch fast zauberhafte Art, und stößt dann auf einen Kriegszug des Königs Anthenor von Hispanien, der auszieht, um Orianden zu rauben; Vivien nimmt Dienst bei ihm und gilt als des Heiden Yvorin Sohn. So landen sie vor Baudris Burg Roseflur, wo gerade Malagis abwesend ist, um das Roß Bayard zu gewinnen, und wo in seiner Abwesenheit Yvert von Vivien gefangen, Baudri verwundet und die Burg hart bedrängt ward.

Das berühmte Roß Bayard lag im Vulcan, von Satans Bruder bewacht, von Schlangen gefüttert, mit mehr als menschlichem Verstande, aber nicht mit Sprache begabt, von übernatürlicher Größe und Kraft. Malagis hat es mit ungeheuren Kämpfen erst einem Drachen abzugewinnen, dann kostete es die größte Beschwerde, das angekettete Roß selbst zu bändigen, bis es endlich Friede machte, Thränen in den Augen zeigte und sich ergab. Der kleine flinke Diener der Oriande, Spiet, war dem Malagis bei diesen Kämpfen behülflich gewesen, er war nachher mit der Botschaft des Siegs zu Oriande gelaufen, sah wie sich dort in Roseflur indeß die Sachen verändert hatten, und rannte mit dieser neuen Nachricht sogleich zu Malagis zurück, den er über Bayards Kopf herabgefallen findet, weil gleich der erste Satz des Rosses 40 Fuß weit war. Alles dies ist mit einer großen Anschaulichkeit und mit

einem Detail der Begebenheiten und kleinern Vorfälle erzählt, wie es nie in den britiſchen Romanen vorkommt. Malagis läßt nun den Bayard in Spiets Hut, der zwar bei dem Thiere nicht in großer Gunſt ſteht, weil er dem Malagis abgerathen hatte, ihm vielen Wein zu geben; er ſelbſt geht als kranker Bettler zu dem Belagerer Anthenor und heißt ihn abziehen im Namen Gottes, deſſen Bote er ſei, und Yvert freilaſſen. Anthenor läßt ihn mit Yvert an einen Pfahl binden, dort aber macht Malagis ſich und Yvert los, ſenkt den König in einen Schlaf, bindet ihn nackt an ihre Stelle, ſetzt ihm einen Filzhut auf, giebt ihm eine Kerze in die Hand und läßt dann den nackten Chor ſeiner Ritter um ihn herum einen Tanz aufführen. Nach andern Vexationen der Belagerer und Kämpfen mit ihnen ſoll es zum entſcheidenden Kampfe zwiſchen den Brüdern Vivien und Malagis kommen, allein Bayard bewegt ſich nicht, denn er kennt den Vivien und kniet vor ihm nieder; Malagis kämpft mit einem andern Roſſe, beide Brüder ſind ſich gleich an Kraft und erkennen ſich zuletzt. Bis hierhin haben wir ſo ziemlich die neuen Situationen in dieſem Werke alle kennen gelernt; von jetzt an krankt es an der ähnlichen Dürftigkeit der britiſchen Romane, es wiederholt ſich ſelbſt ohne Aufhören, und es iſt z. B. im Reinald das Wiederholen ganzer Stellen mit denſelben Worten bis auf fünf Male getrieben. Gleich hier werden dem Vivien von Malagis die alten Zauberſpäße bei Tiſche vorgemacht; gleich nachher wiederholt ſich der Kampf beider in dem des Anthenor und Malagis.

Von Roſeflur geht jetzt die Szene zu einer andern Belagerung, zu der von Egermont. Dort nämlich war Viviens Weib Beaflur, dem weggeſandten Gatten nachfolgend, hingelangt, war dort mit einem Knaben (Haimon) niedergekommen, und ward jetzt von ihrem Vater Yvorin dort geſucht. In der Burg aber iſt Niemand als ihre Schwiegermutter Druwane; Bueno ihr Gatte war nach Montpellier gegangen, um dort ſeinem Schwager beizuſtehen, der von König Karl ins 11te Jahr belagert ward, wo wir denn eine dritte Belagerung in Ausſicht haben. Der kleine Spiet (die Krot heißt er immer) ſollte nach Egermont die Ankunft der beiden wiedergefundenen Söhne der verwaiſten Druwane anſagen, und findet genau wie früher, als er vom Vulcan nach Roſeflur ging, die Belagerer; macht ſich mit ſeiner Gabe ſich unſichtbar zu

machen über diese lustig, genau wie schon damals, und eilt zurück, um die Lage von Egermont den Helden anzusagen. Unterwegs aber findet er in dem Feenschlosse seiner Mutter einen unversehenen und unverschuldeten Aufenthalt, und so kommt es, daß Boten aus dem bedrängten Montpellier (wo auch Bueno selbst von Karl war gefangen worden) die Brüder bestimmen, dorthin ihre Hülfe zu wenden, ehe sie nach Egermont gingen. Sie werfen sich nach Montpellier, Malagis wirft den Roland, und den König, den Bayard wie eine Fischschuppe schüttelt, worüber sich nachher Roland lustig macht; bei einem Ausfalle nachher wiederholen sich diese Unfälle. Nachts einmal kommt Malagis mit Vivien ins Lager, sie tragen den schlaftrunkenen Roland und Karl fort, Vivien so mit Lachen, daß er erst den Roland und dann den König hinfallen läßt, so daß der stets ernste und pathetische Zauberer fürchtet, er werde ihnen die Hälse brechen. All das, was hier nun geschehen ist, träumt dem König, und erwacht erzählt er die ganze Geschichte noch einmal her, und solche ganz plumpe Wiederholungen, namentlich beim Werben von Botschaften, kommen jetzt sehr häufig nicht allein in diesem, sondern auch in andern Gedichten, und machen durch ihre Weitschweifigkeit Langeweile, so gute epische Wirkung sie machen könnten bei wohlthätiger Kürze. Der gefangene König will nichts von Friede hören, und droht noch dazu; Malagis sagt ihm, er thue wie ein Hund, der bellt und nicht beißen kann; und Vivien, er solle seine Lunge schonen, er rede wie ein geborener Geck, nicht einen Hellerweck gebe er um ihn. Es folgt eine Episode, wo Malagis und der lachlustige Vivien nach Paris gehen und der Königin ähnliche Possen spielen, wie sie schon dageweſen waren. In Montpellier wird aber nachher Friede gemacht, so daß Malagis davon mit seinem eigenen Willen ausgeschlossen bleibt.

Jetzt kehren wir zur Belagerung von Egermont zurück. Der junge Haimon hatte dort einen glücklichen Kampf mit einem Riesen aus dem Belagerungsheer bestanden, der ganz in dem alten spaßhaften und riesigen Geschmacke gehalten ist. Trotz seines Sieges aber will ihm Yvorin die Bedingungen nicht halten, sondern ihn fangen lassen; er schlägt sich herum und da gerade kommt Spiet, von der Feenburg seiner Mutter losgekommen, und hilft ihm unsichtbar mit seiner Keule. Haimon aber wird abgeschnitten und gefangen, Spiet gibt ihm seinen unsichtbar machenden Ring, so

daß Haimon nach Egermont entkommt, dafür aber wird nun Spiet gefangen und soll gehängt werden. Zu rechter Zeit offenbaren sich nun auch an ihm Zauberkräfte, er löst mit einem der gewöhnlichen Zaubergebete seine Bande und bringt den König Yvorin auf einem Wagen nach Egermont, gerade wie Malagis den Karl nach Montpellier. Zwischen den Gefangenen und denen in Egermont gibts nun ganz jene nämlichen Szenen in Montpellier, Haimon hat Lust, seinem Großvater den Kopf zu spalten, Spiet macht die lustige Person wie dort Malagis. Nur im Fortgang wird Yvorin durch Verrätherei befreit, fängt nun seinerseits seine Gegner und will sie alle hängen lassen. Spiet rettet sich durch seine Künste, Haimon steht schon auf der Leiter des Galgens, da wird er gerettet durch die ankommenden Malagis und Vivien.

Nun hat der Dichter die Freude, Spiet und Malagis ihre Kunst gegen einander spielen zu lassen. Diesmal wird der Witz gröber. Ein Hirsch erscheint, der die Frau in der Gesellschaft bezeichnen soll, die Nachts unerlaubtes Minnespiel treibe, er deutet auf eine alte Amme von 80 Jahren; so bezeichnet er noch an einem Pfaffen eine Eigenschaft, welche die sittliche Censur heutzutage zu drucken verbietet, und mehreres der Art folgt. Spiet zeigt sich dabei eigentlich als der Ueberlegene, als der zum Lieblingshelden Gewordene.

Jetzt geht die Geschichte noch auf Druwanens Schwester Ylsane über. Ihr Gatte, der König von Mayorca, mishandelt sie, weil sie Christin bleibt. Ein Heereszug geht also auf die Kunde davon hin. Auf dem Wege tödtet Spiet seinen Vater, ohne Gewissen, weil er ein Heide ist, und besiegt einen Oheim. Die Manieren sind dabei gut eulenspiegelisch oder morolfisch, wie denn ohne Zweifel auch der alte Roman von Salomon und Morolf, wie wir ihn besitzen, in diesen Zeiten erst mit manchen neuen Zügen ausgestattet wurde. Wieder macht dann Haimon und Spiet eine Pilgrimexpedition, ähnlich der früheren des Malagis und Vivien nach Paris. Der Heidenkönig wird übrigens erschlagen und Ylsane Spiets Frau, der aber bald nachher stirbt von Bayards Huf beim Wettlauf mit ihm getroffen; Vivien aber bleibt in einer Seeschlacht und Beaflur stirbt über seiner Leiche. Später wird auch noch der Friede zwischen Malagis und Karl hergestellt; „es waren aber Wolfshaare darin.“ Hier reiht sich das Ge-

dicht an die Haimonskinder oder Reinald von Montalban [102]) an.

Wir laſſen ſogleich einen gedrängten Auszug auch aus dieſem Gedichte folgen, deſſen Charakteriſtiſches in dem Blutigen, von aller zarteren Empfindung Entblößten, beſonders in der Perſon des Reinold liegt, der uns ganz wieder, neben Yſan in der deutſchen Sage, auf die älteren Zeiten zurückführt, wo der Minnedienſt das Ritterthum noch nicht geheiligt und geläutert hatte, ſondern wo Buße und Marter dem ſündhaften Gewaltleben ein Ende machen. Wir übergehen jede andere Beziehung; in dem romantiſchen Epos würde Reinold mit Malagis, Mabrian und der Eroberung von Trapezunt zeigen [103]), wie dieſe Romane überall rhapſodiſch nach Verbindung ſtrebten, allein für Deutſchland hatte dies jetzt keine Bedeutung mehr; hier im Gegentheil löſt ſich das Epos ſtets mehr in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile rückſchreitend auf, während es im ſüdweſtlichen Europa in einer neuen Periode noch einmal in ungeheuren Maſſen nach encycliſcher Zuſammenfaſſung fortſchreitend rang. Was aber die hiſtoriſche Anlehnung in dieſem Namen und in Ogier angeht, ſo verweiſen wir auf die Legende und andere Nachweiſungen [104]), weil dies jetzt vollends kein Intereſſe mehr für uns hat, wo wir das Local und die Zeit der Behandlung ſo bedeutungsvoll ſehen, daß auf den Stoff kaum mehr etwas ankommt; auch dünkt es mir ſo thöricht, in den alten Volksliedern von Ogier den Stoff zu dem Romane dieſer Zeit zu ſuchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Wittich in der Vilkinaſage vermuthen wollte.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordona Lehen für ſeine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. — Karl weigert ſie, und auf Hugs Fluch ſchlägt er ihm ohne Weiteres den

---

102) Codd. Pall. N. 399 und 340.

103) Schmidt, in den Wiener Jahrb. Bd. 31. p. 116.

104) Vgl. den eben citirten Aufſatz von Schmidt; wegen Reinold die Acta Sctt. unter dem 7. Januar. Die Bruchſtücke, die Becker in der Ausg. des Fierabras aus quatre fils Aymon Cod. Par. 7182 mitgetheilt hat, zeigen, daß dies nicht das Original des niederländiſchen Bearbeiters iſt; ebenſowenig als eine andere Bearbeitung in einer Hſ. zu Metz, die Mone kennt. Vgl. deſſen Ueberſicht der niederl. Volkslit. älterer Zeit (1838) p. 50. und Anz. VI. p. 328 sqq.

Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beschuht er seiner Leute Pferde. Er erzwingt so einen für Karl beschimpfenden Frieden und erhält dessen Schwester Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieser es abschlägt, erzürnt sich Haimon so, daß er schwört, alle Verwandten Karls zu verfolgen und zu erschlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren sie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müssen. Als einst Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens schenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre sanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in 30 Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann seine vier Söhne vor. Als Haimon zum erstenmale am Hofe mit ihnen erscheint, spielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchsesse, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüsseln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäste aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karls Sohn Ludwig, der sich gleich Anfangs gehässig gegen Haimons Söhne benommen, im Steinwurfe besiegt, so verwickelt dieser, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachspiel um den Preis des Lebens, verliert aber und schlägt im Zorn seinen Gegner blutig. Reinold trifft seinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und ist auch wirklich drauf und dran, ihn zu erschlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit sage. Reinold schlägt darauf dem Ludwig das Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König bespritzt. Hierauf entspinnt sich ein Gefecht, aus dem kaum die vier Brüder auf dem Bayard entkommen, Haimon wird gefangen, soll erst mit Aya getödtet werden und schwört nachher gezwungen, seine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abentheuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiedersehen; sie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und schlafend, sie küßt ihn so heftig, daß beide aus Mund und Nase bluten. An dieser Stelle ist auch in der Darstellung ganz klar, wie ältere geschlossenere Gedichte hier vorliegen und gleichsam sich auflösen und zerfallen. In beiden Handschriften ist die Szene gleich;

sie ist voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es steht nichts davon da, man hört von keinem Wiedersehen. Ein Späher sagt dem alten Haimon, daß seine Söhne da seien und muthet ihm an, sie seinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erschlägt den Botschafter, will aber dennoch sie fangen lassen, die Brüder aber vertheidigen sich und Reinold wollte erst seinen Vater erschlagen, dann aber begnügt er sich, ihm Hände, Nase und Mund abzuschneiden und ihn so dem Karl zum Geschenk zu schicken! Welcher barbarische Stumpfsinn! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden fest genommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit seiner Zauberhülfe gewinnt er sein Roß wieder. Die drei Brüder sollen gehängt werden, es erhebt sich aber darüber Zwiespalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere stoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris ist auf Karls Seite, dem schlägt Ogier den Kopf ab. Man sieht, Alles aufgetragen und gräßlich, wie in den Wachstuchbildern und Erzählungen der Bänkelsänger; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die ähnliche Rettung des Ritsart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwischen liegt, übergehe ich der großen Aehnlichkeit mit Malagis wegen. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlsteine ersäufen, allein Bayard schlägt ihn entzwei. Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er sein treues Roß wieder fangen. Der Versuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und soll jetzt nicht zusehen, denn von seinem Anblicke bekam das Roß Kraft und Muth. Er versprichts, geht in den Wald und wirft sich schreiend zur Erde. Das sieht Bayard, und noch einmal hebt er sein belastetes Haupt mit großer Kraft aus dem Flusse, schrie nach seinem Herrn und sah ihn nachher nicht mehr. Wie auch nachher Claradis um das gute Roß jammert, ist selbst in der elenden Darstellung ergreifend. Reinold verschwört nun Rosse und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt sich als Lastträger. Von seinen Gesellen wird er St. Peters Werkmann

genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derſelben ums Leben.

Von den Gedichten Jan des Schreibers vom Ogier [105]) will ich ſchweigen. Sie bezeichnen ſchon den äußerſten Verfall, wo in der froſtigſten Reimerei die elendeſten Abentheuer in der ungeſchickteſten Verbindung aufs langweiligſte hergezählt werden. Das eine kürzere, welches Ogiers Jugendgeſchichte enthält, bezieht ſich ſchon auf anderes [106]), und wieder das zweite längere auf dieſe Jugendgeſchichte, und zwar ſo, als ob ſie mehrfach im niederländiſchen behandelt wäre, ſo daß man wohl ſieht, dieſer Held war auch in jenen Gegenden eine Lieblingsfigur, und als ſolche iſt er vielfach behandelt und in fremde Stoffe übergetragen worden. Von demſelben Verfaſſer des Ogier (er ſtarb 1352 als Stadtſchreiber von Antwerpen), den wir oben auch als den Urheber einer großen hiſtoriſchen Reimchronik haben nennen hören, rühren noch andere Werke her, die gleichfalls zu uns, und zwar ins Plattdeutſche, übertragen wurden. Sein Leekenspiegel (1326—30), der chriſtliche Geſchichte, Dogmatik und Moral umfaßt und doppelterſeits jenen Uebergang der Poeſie zu Geſchichte und Doctrin darlegt, exiſtirt in einer niederrheiniſchen Ueberſetzung [107]), und das dietsche doctrinael (1345) iſt gleichfalls in einer plattdeutſchen Bearbeitung vorhanden [108]). Schon aus dieſen Ueberſetzungen merkt man, wie verbreitete Einflüſſe bei uns die niederländiſche Literatur im 14.

---

105) Cod. Pal. 363., der erſte Theil von f. 1—80. Der Dichter nennt ſich Bl. 202.

Gut an anfang und an end quaet
das ist alles ein verlorn staet:
daran neme ein ieglicher sin gemerk,
dis lernet uns Johann wol der clerk u. s. f.

106) F. 1.
Minstrele singen in iren gesang
wie Baldewin sin kint wart erslagen —
dise hystorie können wol minstrele in tutscher zale,
me sie wissent nit davon, wie er Broyfort gewan, (ſein Roß)
und Cortynen das gut schwert, das mag er hören wer es begert,
uss dem welsch von wort zu wort, nit gemüscht als ich es hort.

107) Hſ. in Kölln. S. Mone's Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit. IV. 61.

108) Laiendoctrinal ed. Scheller 1825. Ueber die Quellen J. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

Jahrhundert besonders auf eine gewisse Emancipation des niedersächsischen Dialectes hatte. Eine Reihe von niederdeutschen Gedichten besitzen wir aus dieser und späterer Zeit, die fast alle auf niederländische Quellen zurückweisen, oder sich mit solchen doch berühren. Die Sammlung von Bruns [109]) enthält eine kurze Erzählung von Flore und Blancheflur, deren zierliche niederländische Bearbeitung wir schon früher erwähnten; die Abentheuer des heiligen Brandan, die nach einem niederländischen Originale gedichtet sind, welches Willems an die Scheide des 12—13. Jahrhunderts setzt; eine Legende von Zeno und eine dialogische Bearbeitung der bekannten und verbreiteten Geschichte von Theophilus, welche Sage gleichfalls ein niederländisches, aber verschiedenes und erzählendes Gedicht des 14. Jahrhunderts behandelt [110]). Niederländische Bruchstücke eines Rameloos und Valentin sind gedruckt erschienen und mit einer plattdeutschen Bearbeitung verglichen worden [111]); auch eine niederrheinische Uebersetzung von Karl und Galiena nach einem niederländischen Originale ist fragmentarisch erhalten [112]). Wie wir spät im 15. Jahrhundert, in der Zeit der Wiederaufnahme der Ritterliteratur, die so viele alte Gedichte druckte, abschrieb, veränderte, in Prosa umsetzte, jene Bearbeitung der Gralsage von Fürterer gefunden haben, und unten Drucke und Bearbeitungen des deutschen Heldenbuchs finden werden, so haben wir auch noch eine solche verspätete und vereinzelte Erscheinung innerhalb unserer Bezüge zu der niederländischen Literatur in der Uebersetzung der Kinder von Limburg [113]) (Margrete von Limburg) durch Johann von Soest, den Singmeister

---

109) Bruns altplattd. Gedichte. Berlin 1798.

110) Ed. Gent. (von Philipp Blomaert) 1836.

111) Altd. Blätter von Haupt und Hoffmann. Das niederdeutsche Gedicht in Staphorsts Hamburgischer Kirchengeschichte IV. 231.

112) In Maßmanns Denkmälern und Benecke's Beiträgen zur Kenntniß der altd. Spr. u. Lit. II.

113) Cod. Pal. 87. Daß der Verfasser dieser Uebersetzung mit den Bearbeitern des Reinald, Malagis und Ogier Eine Person sei, wie Hoffmann (horae belg. V.) will, ist ganz unmöglich. Er verfährt in ganz anderer Weise, so persönlich vortretend, als jene sämmtlich verborgen bleiben, so fleißig als jene nachlässig, er trägt ganz andere, modernere Farbe, schreibt in ganz anderen, den regelmäßigen jambischen Versen des 15. und 16. Jahrh., und er gibt sich Mühe, Sprache und Reime hochdeutsch zu halten.

des Churfürſten Philipp von der Pfalz, der auch ſein eignes Leben in Reimen beſchrieben hat [114]). Das Werk iſt nach einem erhaltenen niederländiſchen Gedichte von Heinrich, der es (es ſcheint 1357) aus dem franzöſiſchen überſetzte; die deutſche Ueberſetzung iſt von 1470, und das Gedicht war wohl in flandriſcher Sprache im Beſitz der Erzherzogin Mathilde von Oeſtreich, aus deren Bibliothek es Püterich ſchon 1642 erwähnt. Wir finden noch einmal alle Reminiscenzen der Ritterliteratur neben manchen neueren Zügen. Mehrfache Liebespaare, abwechſelnde Verfolgung gleichzeitiger Abentheurer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meiſten der Proſaromane; ſchlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Reminiscenzen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorie; ja ganze eingeſchaltete Allegorien der Art, wie wir ſie unten werden kennen lernen; die Verſetzung aus den großartigen Ritterabentheuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältniſſe, wie wir ſchon in mehreren in dieſen niederländiſchen Gegenden entſtandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heidenkämpfe, all das liegt dicht nebeneinander. Das Intereſſanteſte iſt darin die Liebe der drei verſchiedenen Paare; der Eingang des Tones aus dem Volkslied iſt hier faſt ſo entſchieden, wie der des Minneliedes in die alten poetiſchen Romane (auch herrſchen in der Manier des Dichters Eigenthümlichkeiten der Meiſter- und Volksſänger, wie z. B. daß er ſeinen Gönner Pfalzgrafen Philipp ſtets nur mit dem Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bezeichnet). Zwiſchen Evax und Sibylle herrſcht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer ſie in den 20000 Verſen des Gedichtes ſuchen will, in der Liebe des ruhigen Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete; gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen ſticht dieſe Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier ſo ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart iſt, und während in einem ſeelenloſen Stoffe die alte Form unter den Händen des Singmeiſters, der ſich in jedem Geſange der Unfähigkeit bis zur Langeweile wiederholend anklagt, ſtets tiefer ſinkt, ſteigt innerlich die Natur und Menſchlichkeit, mit der er ſeine Seelenſchilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man

114) S. Hoffmann in Prutz lit. Taſchenbuch. IV, 191.

daran gewöhnt ist, desto mehr überrascht es, wie hier alles so natürlich beredt, so rein und eben fließt; wie so praktisch und verständig die kühlere Frauennatur dem Ungestüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegensatze geschickt benutzt wird. Dieser neue Geist hängt innerlichst mit den Veränderungen zusammen, den das Liebeslied und der Prosaroman gegen das Ende des 15. Jahrhunderts unter den Einflüssen der Volksdichtung und der klassischen Literatur erlitt, worauf wir weiter unten zurückkommen.

4. Deutsches Nationalepos.

Wir können im Verlaufe unserer epischen Dichtung bemerken, daß der Sagenkreis der britischen Romane, soweit er bei uns in Uebersetzungen behandelt ward, sich in einen kleinen Zeitraum um die Blüthezeit unsrer ritterlichen Dichtung zusammendrängte; die karolingischen Sagen erst in des Pfaffen Conrad, dann in Wolframs Händen, zuletzt in den eben betrachteten Gestalten lagern sich in einem weiteren Umkreise um sie herum; unsre Dichtungen deutschen Stammes aber umschreiben diesen Mittelpunkt in einem noch weit größeren Zirkel, denn wie wir sie rückwärts bis zu ihren rhapsodischen Anfängen (im Hildebrandliede) beobachten konnten, so können wir sie auch jetzt vorwärts bis zu ihrer Wiederauflösung in die einzelnen Liederbestandtheile verfolgen. Wenn uns im britischen Sagenkreise vor Allem die Form interessirte, weil er seine Form auch fremden Sagen und sogar dem Ariost mittheilte, im fränkischen aber der Stoff, der sich hier am reichsten gestaltete, aufnehmend anwuchs, mischte, änderte, verschob und aus kolossalen Massen zuletzt das Anziehende und Gefällige festhielt, so interessirt uns im deutschen Kreise hinfort weder die Form, die hier vergleichsweise trotz der großen Einwirkung von außen mit sonderbarem Eigensinn sich in ihrer Dürftigkeit behauptete, noch auch der Stoff, der, soviel er eigenthümlich ist, höchst arm, sonst aber überall entlehnt und keineswegs mit der Geschicklichkeit, wie in den fränkischen Romanen entlehnt erscheint, sondern hier ist im Ausgang wie im Anfang die geschichtliche Entwickelung des Epos das, was am meisten fesselt und lehrreich ist. Die fremden Kreise verfielen, indem sie ins ver-

feinertste überbildet, ins riesenmäßigste erweitert und in Prosa aufgelöst wurden, der deutsche, indem er nach einer mäßigen Ausbildung in Rohheit zurückfiel, stufenweise verkürzt ward, die poetische Form bis ins Volkslied und Drama behauptete, und in prosaischer Gestalt fast nur auszüglich, und selbst da nur in der fremden Vilkinasage, auftritt. Den fremden Kreisen konnten wir demnach in ihrer Entwickelung nicht ausführlich folgen: der Anfang des britischen berührte die deutsche Dichtung noch nicht, das Ende des fränkischen nicht mehr. Dem Deutschen allein folgen wir vom Anfang bis zum Ausgang. Wir finden ihn dabei überall von den fremden Dichtungen gedrängt, angegriffen, überschwemmt, entstellt oder in Schatten gerückt, nur in zwei großen Werken so eigenthümlich vorragend vor jenen, daß man eine Ueberlegenheit ahnt, die doch nicht gesiegt hat, einen Vorzug, der doch im Nachtheil erscheint. Dies liegt darin, daß man in Deutschland eine volksmäßig fortgebildete schlichte Sage von größerem Alter plastisch und streng episch darstellen wollte in naturgemäßer Entwickelung, während ganz Europa neuere Thaten der Gegenwart anfing poetisch zu behandeln, die Zustände derselben in alte Sagen zu übertragen, ihre Ideen mit ganz fremden und widersprechenden Handlungsweisen zu mischen, wodurch man sich bald darauf hingewiesen sah, auf Zusammenraffung des Mannichfaltigsten, Heterogensten, Fernsten und Nächsten, Uebersinnlichsten und Materiellsten, Verstandenen und Unverstandenen zu denken. Diesem Geiste des Romantischen widerstrebte das deutsche Epos in seiner Einfachheit nicht ganz mit Erfolg, aber doch so, daß es ehrenvoll aus dem ungleichen Kampfe schied. Im Rother und Biterolf sahen wir bereits die fremden Einflüsse siegreich herrschen; in den Nibelungen und Gudrun, zur Zeit, als dichterische Einsicht mit einem gewissen Bewußtsein die Sagen kritisch verglich, stellte man die alte Reinheit bis auf einen gewissen Grad wieder her; jetzt aber, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bringt das Ausländische wieder gewaltig herein und würde das Alte, Aechte und Volksthümliche in unserem Sagenkreise ganz vertilgt haben, wäre nicht eines mit dem anderen zu Grunde gegangen.

Wie unselbstständig die deutsche Sage neben der fremden in diesen Zeiten erscheint, läßt sich an der ganzen Reihe von Dichtungen sehr leicht zeigen, die uns übrig sind. Wir folgen dem Geiste, den wir in den fremden Kreisen beobachteten, in einer

ähnlichen ſtumpfern Entwickelung. Wir wollen dabei nicht ſtrenge Rückſicht auf die äußere Chronologie nehmen, ſondern die Gedichte in der Ordnung aufführen, in welcher die Originale entſtanden ſind, von denen wir zum Theile nur ſpätere Ueberarbeitungen haben. Das Gedicht von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen von Heinrich dem Vogler [115]) gehört gleich hierher. Man iſt geneigt, es in das vierzehnte Jahrhundert zu ſetzen; wenn man aber die Darſtellung und den Inhalt betrachtet, ſo gehört es unſtreitig in die Zeiten, wo die Krone der Abentheuer oder der Titurel entſtand, und auf ein früheres Werk weiſt es auch überall hin [116]). So iſts faſt mit allen folgenden Gedichten; ihr Urſprung liegt im 13. Jahrhundert, dann erſcheinen ſie im 14.; oder ſie entſtehen in dieſem, ſo haben wir hauptſächlich die Bearbeitungen des 15. übrig; und genau ſo ſahen wir früher im 13., daß wir überall ſpätern Recenſionen früherer Werke des 12. Jahrhunderts begegneten. Der Dichter von Dietrichs Ahnen iſt, wie er noch nach der Art der höfiſchen Dichter ſeinen Namen nennt, ſo auch ſeiner Manier nach ganz ihnen zugehörig. Er ahmt noch Verſe des armen Heinrich nach, er ſcheint den Gottfried zum Vorbild zu haben, er urtheilt, ſchiebt ſich überall vor, verharrt geſchwätzig auf allen Gegenſtänden der Beſchreibung, er blickt auf die Zeit, fährt heftig gegen die illiberalen Fürſten und die öden Höfe los, klagt über Unſtete, Unzucht und Schande, nirgends iſt der Sinn für Feſte, Turnier und Maizeit abgelegt, auch verräth der Dichter ſeine Kenntniß der höfiſchen Romane. Sein Werk reiht ſich daher dicht an den Biterolf an; ſagenmäßige Grundlage iſt hier ſo wenig wie dort anzunehmen, auch hat ſelbſt W. Grimm hierin gezweifelt [117]), hat die ungeſchickte Genealogie, ſo wie andere Widerſprüche in der Stellung der Helden nachgewieſen, und nur die Helden Dietrichs

115) In der Sammlung von von der Hagen und Primiſſer. Der Dichter nennt ſich V. 7977:

Dise wernde swære,
die hât Heinrich der Vogelære
gesprochen und getihtet.

116) V. 1837.

Der uns daz mære zesamen slôz,
der tuot uns an dem puoche kunt, daz weder nu noch bî der stunt
nie kein hôchzît sô schœn wart.

117) Deutſche Heldenſage S. 185.

für eigenmächtige Zusätze zu erklären, will er sich nicht entschließen, da sie auch in andern Gedichten dieser Periode erscheinen. Der Ton, den der Dichter im Anfang seiner Erzählung behauptet, so lange sie sich um Dietmars Werbung um König Lademers Tochter Mynne dreht, fällt indessen, sobald er von da weiter schreitet, noch mehr als bei Conrad im trojanischen Kriege. Die Lebhaftigkeit und der Schwung hören im Fortgange auf und sinken in eine lahme, breite, langweilige, dürre Erzählung herunter. Dies liegt am Stoffe; denn wir werden erst in eine patriarchalische Genealogie der Ahnen Dietrichs geführt, die alle mehrhundertjähriges Alter haben, wie die Gralhüter; und wie nachher Ermenrichs Anschläge gegen Dietrich beginnen, sieht man immer deutlicher, wie der knappere deutsche Styl den ritterlichen, höfischen des Anfangs verdrängt, wie das fremde Gewand abgestreift wird, wie des Dichters Kraft sich verliert. Nun gibt es aber auch im Gedichte weiter nichts mehr als ungeheure Schlachten ohne Detail, wie im Titurel, ohne Thatsachen, ohne Einzelkämpfe, mit einem ungeheuren Schwall unerhörter Namen, mit vielen herzbrechenden Klagen, obgleich der Mord nicht so arg ist; denn da der Dichter wegen anderer Sagen, auf die er mit seiner Erdichtung Rücksicht nimmt, seine Helden, die später noch vorkommen, nicht umbringen darf, so ist in all diesen Schlachten keine Waffe tödtlich, außer die Langeweile für den Leser.

Ganz verwandt ist das strophische Gedicht von der Ravennaschlacht [118]), nur weist es noch etwas näher auf die Manier des Titurel, obwohl in beiden Gedichten, in der Flucht noch entschiedener als hier, der apocalyptische, inbrünstige und schwülstige Ton vermieden ist. Auch dies Werk ist in der Abfassung, in der wir es besitzen, dem 14. Jahrhundert angehörig, weist aber ebenfalls auf eine ältere Quelle, und verräth in dem Vortreten des Dichters, in seinen Klagen über die geschwundene Zucht, Milde und Ehre, über das herrschende Laster und die verderbte Jugend das 13. Jahrhundert. Der Vortrag ist überall bei zwar entsetzlicher Leere und Gewöhnlichkeit prätensiös; der Dichter betrachtet seine Erzählung jeden Augenblick, es ist als ob er die Aufmerksamkeit spornen wollte, er warnt den Leser ausdrücklich, sich nicht von der Langenweile über-

118) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser.

mannen zu lassen, er zwingt sich zur Bewegung, und wenn er eine neue Wendung, einen neuen Reim oder Gedanken hat, so weiß er damit ganz eigen zu kokettiren, obwohl nicht leicht sonst so viel Gedankenarmuth und so viele Flickereien gefunden werden. Der Inhalt ist so gut wie keiner; eine einzige jener langweiligen Schlachten, die nun so beliebt sind, daß selbst in allegorischen didactischen Gedichten die Schlachtordnungen der Tugenden und Laster ganz in dieser Manier Eingang finden; eine dreimalige Aufzählung einer Masse von Namen, wie in der Flucht; und was den Geschmack des Vortrags dem Titurel wieder nähert, in der Hauptepisode von dem Tode der Söhne Etzels, Ort und Scharpf, ist durchaus auf Rührung hingearbeitet, aber mit jener ungeschickten, häufenden Manier, daß, wie bei dem Unglück des Schionatulander und der Sigune, keinerlei Wirkung Statt hat, als Verdruß und Ermattung.

Beachten wir nur, wie merklich verschieden von den karolingischen Romanen sich hier die Masse auflöst und im Fortgang der Zeit von dem Kriege auf die Schlacht, von der Schlacht auf den Zweikampf, von dem Ganzen auf die Episode herabgegangen wird, während in den fremden Kreisen auf Einen Helden, Einen Mittelpunct alles außerhalb Gelegene zusammengehäuft wird. In Einer Linie könnte man daher mit beiden genannten Gedichten Alpharts Tod [119]) sehen, den ich nur aus von der Hagens Modernisirung kenne. Kenner der einzigen noch nicht edirten Handschrift setzen das übrigens ganz bedeutungslose Stück, das seinem Inhalte nach mit der Flucht und der Rabenschlacht in Widerspruch steht, und in der Form zu der vierzeiligen Strophe des Volksepos zurückkehrt, noch in die gute Zeit. Wir finden seine Erwähnung an dieser Stelle darum nicht unpassend, weil W. Grimm ganz mit Recht das Gedicht für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich in der Ravennaschlacht hält [120]).

Denselben Gegensatz nun, welchen der an Factischem ärmere Titurel gegen die karolingischen Vasallensagen macht, die daran stets wachsen, machen die genannten deutschen Gedichte zu dem Otnit und Wolfdietrich [121]), die auch in sich wieder ähnliche und

119) In dem Heldenbuch von von der Hagen.

120) Deutsche Heldensage S. 355.

121) Der Otnit ist herausgegeben von Mone. 1821. Der Anfang des Wolf-

ſtärkere Neigung zu Malagis und Reinold oder Salomon und Morolf haben, wie die Flucht und Rabenſchlacht zum Titurel. Daß auch dieſe Gedichte an dem Ende des 13. Jahrhunderts, alſo gleichzeitig mit jenen entſtanden ſind, nimmt W. Grimm an, und läßt ſich vielleicht aus dem Wolfdietrich an einer Zeitbeſtimmung errathen [122]). Deutſches, Franzöſiſches und Britiſches miſcht ſich in dieſen Werken ganz in derſelben Art, wie in den karolingiſchen Romanen, nur iſt es bemerkenswerth, wie nachgiebig ſich in dieſen die Form nach dem neuen Inhalte ändert, wie feſt und ſchroff dagegen die deutſchen Gedichte trotz der neuen unſerm Volksgedichte ganz fremden, wechſelnden, raſch vorübergehenden Abentheuer die eintönige ungelenke vierzeilige Strophe, mit der ganzen Steifheit der alten Manier feſthalten und ſich vergnüglich in einem Kreiſe von, wenn's hoch kommt, vierzig oder funfzig Reimen herumtreiben. Im Otnit iſt der Zwerg Alberich diejenige Figur, die unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Man hat ſeine Aehnlichkeit mit Oberon hervorgehoben; wir wollen nur ſeine Bedeutung im Allgemeinen berühren. Rieſen und Zwerge ſind eine der Eigenthümlichkeiten der deutſch-nordiſchen Mythe, und ſie ſtehen ſich feindlich im Kampf der Gewalt und der Klugheit gegeneinander über. Daß nun im Anfang die Rieſen im Vortheile waren, iſt die Anſicht der Vorrede des Heldenbuchs [123]), ſo wie auch in den Nibelungen noch die

---

dietrich neuerlich von Oechsle. 1834. Haugdieterich und Wolfdieterich, aus der Wiener Hſ. 2947. in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alt. t. IV. Ich benutze die Heidelb. Handſchrift N. 365.

122) Wolfdiedrich kommt nach Ackers in das deutſche Haus, wo gerade die Brüder 110 Mann verloren hatten. Dies wäre doch wohl vor dem Verluſt von Ptolemais gedichtet und deutete vielleicht auf die Eroberung der Burg Korain im Gebiete von Ptolemais, die den deutſchen Rittern gehörte (1271).

123) Ed. Francof. 1590: „Zum ersten liess Gott die Zwerglein werden, umb dess willen, dass das Land und Gebürge gar wüst und ungebauwet war, und viel gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Berlin in den Bergen war. Darumb machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, dass sie bös und gut gar wol erkannten, und worzu alle Dinge gut waren. Sie wussten auch, worzu die Gesteine gut waren — und darum gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darumb so bauweten sie hübsche hole Berg, und gab ihn Adel und dass sie König waren und Herren, als wol als die Helden, und gab ihn gross Reichthumb. Und da nun Gott die Rysen liess werden, das war darumb,

Zwerge den Helden dienstbar sind. Aber im Otnit ist Alberich der Schützer und sogar der Vater des Helden; die Geschichte dieser Zeugung scheint der Sage von Alexander und dem Zauberer Nectanebus (so wie auch im Hugdietrich die Geschichte des Achill und der Deidamia) nachgeahmt; und als ein Zauberer wie Spiet im Malagis, oder wie Malagis selbst, als der Helfer und Retter durch Kunst und Geschick, wo Gewalt und Kraft nicht aushilft, erscheint er in dem Gedichte überall. Man sieht also, daß die Ansicht und die Geschichte der ganzen Zeit, wo die gelehrte Ritterschaft die bewaffnete allmählig aussticht, sich auch in diesen passend hervorgesuchten oder neuerfundenen Stoffen geltend macht. Die Neckereien, die sich Alberich mit Otnit erlaubt, die Hülfe, die er ihm auf seinem Werbungszuge um die Tochter des Königs Nachaol von Jerusalem leistet, die Vexationen des armen Königs, den er unsichtbar mit Ohrfeigen und Raufen mishandelt, sein Erscheinen als Engel und dergleichen mehr sind lauter Züge, die an die Lieblingsszenen der fränkischen Sage oder an die Thierscherze unserer deutschen Mähren des 13. Jahrhunderts erinnern, nur daß die spaßige Manier in der pathetischen Strophe weniger deutlich wird, und Farbe und Lebhaftigkeit in der Zeichnung des Alberich geringer ist, als in der des Spiet. Doch zeichnet sich die Szene, in der Alberich den Otnit hohnneckt und ihm endlich entdeckt, daß er sein Vater ist, gegen das Uebrige durch Verleugnung des strengen und ernsten Tones aus, der dann im Hug- und Wolfdietrich wieder so vorherrscht, wie etwa im Reinold gegen den Malagis. Im Wolfdietrich ist der Grundzug deutsch, jene Treue der Vasallen gegen ihre Lehnsherrn und die Anhänglichkeit des Lehnsherrn an seine Vasallen, die hier in vereinzelten sehr schönen Zügen geschildert ist; auf der einen Seite in der rastlosen Thätigkeit Wolfdietrichs, trotz aller Hemmnisse und Gefahren seine armen gefangenen elf Dienstmannen zu befreien; auf der andern in der rührenden Treue des alten Berchtung, der in dem Kampfe Wolfdietrichs mit seinen Brüdern, die

dass sie solten die wilden Thier und die grossen Würm erschlagen, dass die Zwerg desto sicherer weren und die Land gebauwet möchten werden; darnach über wenig Jar, da wurden die Rysen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Rysen gar böss und untreu. Darnach beschuff Gott die starken Held, das war dazumal ein Mittelvolk unter den dryerhand Volk."

ihn aus ſeinem Reiche verdrängen, ſeine eigenen Söhne fallen ſieht, und jedesmal, ſo oft einer fällt, den Wolfdietrich anblickt und lächelt, damit der junge Mann nicht verzage, ein Zug, der in der veränderten Erzählung in Wolfdietrich und Saben [124]) eine etwas andere Wendung erhalten hat. Außer dieſem Grundzuge der Treue zwiſchen Herrn und Diener, den wir ſchon im Rother als Gegenſatz gegen die fränkiſchen Vaſallenſagen bemerkten, iſt Alles in der Ausführung und Szenerie im Wolfdietrich fremd. Das rauhe Elfenweib, das ihn vexirt, das ihm Schwert und Roß raubt, ihn in den Wald lockt und bethört, daß er unſinnig ein halbes Jahr lang herumirrt wie ein Thier; der Engel, der ſie dann ihn wieder heilen heißt; der zauberiſche Brunnen, in dem ſie ſich ihrer rauhen Hülle entledigt; die abentheuerlichen Linden und Brunnen; die Rettungen Bedrängter von Rieſen und Drachen; die ſiegreichen Kämpfe mit überfallenden Schächern; der Zug nach dem gelobten Lande; das Abentheuer bei dem Heiden Vellian, der Meſſerwurf mit ihm, die Verſuchungen mit ſeiner Tochter, die Zauber ſeiner Burg, die Linde mit künſtlichen Vögeln, die durch Blaſebälge in Geſang gebracht werden; der mit der Drachenzunge überführte argliſtige Bewerber um die Siderat, endlich das Kloſterleben des Wolfdietrich und ſeine Wunder — Alles dieſes ſind Züge, die bald an ſämmtliche britiſche Romane zugleich, bald im Beſondern an Iwein, an Lanzelot, an Triſtan, dann wieder an Ogier und Reinold erinnern, ſo wie die Hauptperſonen ſelbſt, Wolfdietrich und Berchtung offenbar Nachbildungen des Dietrich und Hildebrand ſind.

Wie ſich nun jene Gedichte von der Flucht, Rabenſchlacht und Alphart epiſodiſch gleichſam auseinander ſchoben und ablöſten, in ähnlichem Verhältniſſe erſcheinen die vereinzelten Rieſen- und Zwergabentheuer im Laurin [125]), Sigenot, Ecken Ausfahrt und Etzels Hofhalt oder dem Wunderer [126]). Grimm ſieht in ihnen Volksſagen, die zu Grunde lägen, die nur „durch Umtauſch der Namen und äußeren Verhältniſſe gleichſam in eine andere Familie übergetreten ſeien,“ und dieſe Umwandelung ſei dann im 14. Jahr-

124) In der Sammlung von von der Hagen und Primiſſer, im Abdrucke des Heldenbuchs von Caspar von der Roen.

125) Ed. Ettmüller 1829.

126) Im Heldenbuch von Roen.

hundert erfolgt, indem der Geiſt der Gedichte darauf hindeute und auch kein früheres Zeugniß dafür aufzufinden ſei. Hierbei muß ich jedoch hinzufügen, daß Ecke, den Grimm nicht unter die Reihe der übrigen aufführt, ältere Zeugniſſe hat, ſo wie auch Laurin im Wartburger Krieg, wo jedoch nichts von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich vorkommt. Ich halte dafür, daß höchſtens im Laurin, den Grimm eine tiroliſche Zwergſage nennt, ältere Sagenelemente befindlich ſind, und auch dieſe gewiß nur von ſehr vager Art. Die Nachahmung des Roſengartens iſt ſogar kindiſch, und ſelbſt der Roſengarten kann ja nicht wohl eine ältere Sage enthalten [127]). Das Elfenweſen aber, der Uebermuth der Zwerge, ihre neckiſche Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dies ſcheint in Deutſchland lange geruht zu haben und erſt in dieſen Zeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts zu mehrerer Verbreitung gekommen zu ſein, wo man mit der Emporbildung der untern Volksklaſſen gleichſam eine neue deutſche Geſchichte beginnen kann und wo ſich dann Alles, was in der germaniſchen Urzeit die Mythe von übermenſchlichen Weſen wußte, in ſchwächerer Form wiederholt. Was möchte in dem Ecke von dem nordiſchen Rieſen Oegir übrig geblieben ſein, falls er mit ihm zuſammenhängen ſollte? und was ſollte ein älteres Lied von Laurin mit dem uns erhaltenen gemein haben, das ſo viele Spuren der höfiſchen Kunſt an ſich trägt, ſo daß es ſich erklären läßt, warum man ihm im Heinrich von Ofterdingen einen Dichternamen geben wollte [128]); an einzelnen Stellen iſt die Sprache blühend und nett, es iſt häufiger von höfiſchen Sängern und höfiſcher Würdigkeit die Rede. — Was den Sigenot [129]) und Ecke [130]) angeht, ſo verräth auch ſie die Sagenkenntniß, der Bezug auf die übrigen Sagen, die zum Theil

127) Von ſeiner Fabel ſagt auch W. Grimm, ſie verdanke ihr Daſein dem Triebe der Phantaſie nach Ergänzung und Erweiterung der Sagen, die Siegfried und Dietrich einmal gegeneinander überſtellen wollte.

128) V. 2929—40. Heinrich von Ofterdingen
diz mære getihtet hât, das sus meisterlichen stât.
des waren ime die fursten holt, sie gaben ime silber unde golt,
dâzuo pfenning unde riche wât.

129) Ein ſchön und kurzweilig Gedicht von einem Rieſen, genannt Sigenot, ed. Laßberg 1830.

130) Eggenliet, ed. Laßberg 1832. (der fälſchlich den Waller des Heinrich von Linowe unter dieſem Gedichte ſuchte.)

gelungene, zum Theil misglückte, ſtets aber offenbar abſichtliche Einfügung in den Cyclus als Erdichtungen, und mehr als dies noch die kindiſche künſtleriſche Anlage, die in beiden, in Ecke beſonders im erſten Theile, ſichtbar iſt. Es iſt in beiden eine einzige Hauptbegebenheit erzählt, mit vielen kleinen Epiſoden, die aber alle innerlich zuſammenhängen, ohne Gleichgültiges und Ueberflüſſiges, was bekanntlich ſonſt keine Eigenſchaft der Epiſoden in den mittelaltrigen Romanen zu ſein pflegt. So im Sigenot. Im Anfang unterhalten ſich Dietrich und Hildebrand, wie einſt Dietrich den Alten aus den Händen eines Rieſenweibes gerettet habe: jetzt vergilt es ihm Hildebrand in ähnlicher Weiſe. Der gefährliche Kampf mit dem behaarten Rieſen ſoll eben ſo den Dietrich abſchrecken von dem noch weit ſtärkeren Sigenot, wie in Ecke der von Dietrich geſchlagene Helfrich den Rieſen. Und ähnlich zeigt auch die Anlage des Roſengartens eine einfache Abſichtlichkeit und Berechnung. Das Aeußerſte an Rohheit und Erbärmlichkeit iſt Etzels Hofhaltung, nicht allein in Form und Vortrag, ſondern auch in dem Inhalt, in dem man zu Menſchenfreſſern, wie auch in dem Meerwunder in Kaspar von der Roens Heldenbuch und in Dietrichs Drachenkämpfen [131]), zurückkehrt. An Barbarei und Geſunkenheit kommt dieſen Dingen, zu denen man auch noch eine Ueberarbeitung und Fortſetzung des Laurin rechnen darf [132]), nichts bei. Die Drachenkämpfe, wie Ecke und Sigenot in der Berner- oder Herzog Ernſt-Strophe, können vielleicht als ein Beweis angeſehen werden, wie wenig der deutſche Roman zu Ausdehnung und zu Erweiterung geſchaffen war. Die langweiligen Wiederholungen ſind zum Erſchrecken, und ich geſtehe, dies iſt das einzige Gedicht, das meine Geduld überwunden hat und das ich nicht zu Ende leſen konnte.

Den Roſengarten [133]) würde man in dieſelbe Reihe ſetzen,

---

131) Cod. Pal. N. 324.

132) In Nyerups Symb.

133) Die Texte der Heidelb. und Straßb. Handſchriften ſind vereint gedruckt in der Sammlung von von der Hagen und Primiſſer; bei Weitem lesbarer iſt der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung von Roen, die einen verlornen Text vorausſetzt; den Text einer ehemals in Frankfurt befindlichen Handſchrift gab zuerſt W. Grimm 1836 heraus, bei dem der Leſer, dem unſere allgemeine Betrachtung nicht genügt, die einzelnen Analyſen nachleſen muß.

wenn er ſich nicht dadurch etwas von jenen andern Gedichten entfernte, daß er in der deutſchen Strophe und in den handelnden Perſonen ſich treuer an das ächte Epos, an die Nibelungen, anſchließt, und keine fremden Elemente aufnahm. Auch liegt er ſeiner erſten Entſtehung nach wenigſtens früher als die roheren der zuletzt genannten Stücke. Charakteriſtiſch verſchieden iſt er auch von allen übrigen Stücken der deutſchen Sage dieſer Zeit durch die Beabſichtigung des komiſchen Effects, und dies vergleicht ihn dann den karolingiſchen Sagen mehr, und zeigt neben den Rohheiten, die er mit allen andern theilt, wie ſeine erſte Entſtehung in die Zeiten des Ausgangs (W. Grimm meint der Mitte) des 13. Jahrhunderts fällt. Dieſes Komiſche und Derbe empfahl dann dies Gedicht den ſpätern Zeiten des 15. Jahrhunderts und die mehrfachen Bearbeitungen, die davon exiſtiren, verrathen bis zu denen des Heldenbuchs und bei Kaspar von der Roen einen ſteten Anwachs und eine größere Freude an ſolchen ſchnurrigen Zügen. Auch den ſämmtlichen übrigen Gedichten ſind dieſe Züge nicht fremd, doch ſind ſie überall vereinzelter. In nichts ſind ſie hervorſtechender als in Uebertreibungen. Wenn der Rieſe Sigenot im Schlafe athmet, ſo beugen ſich die Aeſte der Bäume über ihm. Wenn er auf Dietrich mit ausgeriſſenen Bäumen losſchlägt, ſo meint dieſer, er ſei doch der Ruthe entlaufen. So fegt Ecke mit ſeinem Schwerte in den Zweigen der Bäume und von dem Feuer ſeines Helms entzündet ſich der Wald. Der ganze Zwerg- und Rieſenkampf im Laurin zielt aufs Komiſche ab; und wo auch einmal dieſe Abſicht weniger im Vortrag liegt, wie in den Rieſen des Wolfdietrich und der Drachenkämpfe, und wie im Roſengarten, wenn dem Heime vier Ellenbogen zugeſchrieben werden, ſo iſt dies nur um ſo merklicher. In andern Szenen erinnert man ſich an die bürgerlichen und groben Züge, die wir in den öſtreichiſchen und niederländiſchen Dichtern fanden. Wo im Sigenot der alte Hildebrand von Frau Ute ſcheidet, macht ſich Wolfhart über ſie luſtig: die Alte ſolle ſich nicht kümmern um Hildebrands etwaigen Tod, ſie ſolle ſich dann einen Jungen nehmen; im Uebrigen, wenn ſich Hildebrand des Abſchiedskuſſes erinnere, ſo ſei es um den Rieſen geſchehen. Frau Ute räth ihm, ſich auch ein Weib zu nehmen; er antwortet, es möge ihn keine; ſpräche er ja eine an, ſo kehre ſie ihm das Hintertheil. Im Ecke haben wir offenbar einen Dichter, der bei den Niederlanden

zu Hause ist. Alles macht da im Anfang den Eindruck, den der Lohengrin in seinen heimathlichen Stellen macht. Man spricht ordentlich menschlich mit einander, überall ist Bedacht auf die Wahrscheinlichkeit genommen; den Riesen Ecke trägt kein Pferd, beim Eingehen in gewöhnlicher Menschen Häuser muß er sich hübsch bücken, die Leute sehen ihn auch für was Besonders an, und laufen vor ihm weg oder gaffen ihm nach, er hat auch noch einiges Mitleid und menschliche Gefühle, er ist ein guter Christ, und wenn er zum Kampf mit Dietrich auszieht, so sucht er ihn in seiner Stadt auf, und läßt sich auf die Fährte weisen, während sonst einer nur auszuziehen braucht, um den gewünschten Gegner sogleich zu treffen. In dem Rosengarten nun ist das Hinarbeiten aufs Spaßhafte am meisten durchgeführt. Wir wollen einige Züge der verschiedenen Rezensionen zusammenstellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Rosen und Küssen mit Gefahr des Lebens wird sogleich von Dietrich und seinem Helden schnackisch und sonderbar gefunden, und so auch von seinem Schreiber, der ihm Kriemhiltens „Trutz- und Tratzbrief" liest. Burlesk ist die ganze Figur des Mönchs Ylsan, den sie als zwölften Gesellen aus dem Kloster abholen. Hildebrand begrüßt ihn mit einem Benedicite und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Sie kommen an den Rhein, wo ein schrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrsold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Esel, der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ylsan schlägt den Fährmann zu Boden: Nummer Dummer (in nomine domini), sagt der Berge, solche starke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigestab verdenkt man es der Kriemhild, daß sie mit ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es sei, als ob der Wagen vor die Rinder gespannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhild den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab, das Hurenwerk solle nicht sein, er wolle das seiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küssen; und Siegfried beglückwünscht den Sieger: wer sich an alte Kessel reibe, der mache sich rußig. Ylsan aber spielt hier die Hauptrolle, die Lieblingsfigur der späteren Volkssatiriker, die ihn als den Repräsentanten der grobianischen Rotte behandeln. Wie er in den Garten kommt, zertritt er die Rosen und wälzt sich darin. Der kluge

Hildebrand spornt ihn mit Stichelreden, als er den Volcker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit seinem Predigerstab große Schläge ertheilt. Für 52 besiegte Gegner soll er ebenso viele Küsse von Kriemhilden erhalten; jedesmal reibt er sie mit seinem starken Barte, „das ward sie sehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut.“ Die gewonnenen dornigen Rosenkränze drückt er, als er heim kommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die sich ungebärdig dabei anstellen, und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zusammen und hängt sie über eine Stange. — Man sieht, wie dies Alles jetzt, wo unritterliche Dichter die Sagen behandeln, wieder nach dem Geschmack des Waltharius neigt, der ebenfalls in einer gelehrten Zeit zugerichtet ward und von einem Gelehrten, der den heiligen Ernst und die Achtung vor dem Heldenwesen nicht kennt, welche die ritterlichen Sänger nicht leicht verleugneten.

In allen diesen Gedichten nun ist die Auflösung des deutschen Epos höchst deutlich erkennbar; wie einst einzelne volksmäßige Rhapsodien sich zu einem Ganzen emporgebildet hatten, so treten wir jetzt wieder unter lauter einzelne Rhapsodien zurück. Aber nicht allein in dem Charakter dieser Stücke unter einander läßt sich diese Auflösung zeigen, sondern auch äußerlich in dem Umfang der einzelnen und in deren allmähliger Entwickelung. Das Heldenbuch des Kaspar von der Roen [134]) kann als einer der äußersten Puncte dieser materiellen Auflösung gelten. Es ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1472) verfaßt, unglaublich geistlos und roh. Nur das Eine könnte man ihm zum Verdienste anrechnen, daß die Natur der ursprünglichen Gedichte trotz aller Beschränktheit des Bearbeiters durchscheint, indem die sehr merkliche Verschiedenheit des Vortrages und Geistes im Rosengarten und in den Drachenkämpfen, und wieder von beiden im Ecke u. s. w. genau kennbar ist. Am merkwürdigsten aber ist Kaspar unstreitig durch seine Abkürzungen, denn daß diese nicht die bloße Laune eines für die alten Gedichte unempfänglichen Bänkelsängers waren, könnte schon aus der Zuversicht klar sein, mit der er sich diese Beschneidungen zur

134) Abgedruckt in der oft erwähnten Sammlung von von der Hagen und Primisser.

Ehre und ſeinen Bearbeitungen als einen Werth anrechnet, es iſt aber auch daraus klar, daß ſchon in den Jahrhunderten vor ihm dieſe Gedichte offenbar in völliger Abnahme begriffen waren, und endlich daraus, daß ſeine Abkürzungen mit wirklicher Ueberlegung, ja es ſcheint, nicht ohne einen gewiſſen Geſchmack gemacht ſind. Von dem Roſengarten hat er doch wohl das Schönſte und Beſte herausgegriffen; den Rieſen Sigenot hat er faſt ganz ungekürzt und unverändert aufgenommen; dagegen ſein Gedicht von Wolfdietrich und Saben aus 700 Strophen auf 333 reducirt [135]), und die Drachenkämpfe (bei ihm Dietrich und ſeine Geſellen) aus 408 in 130 [136]). Und dieſes letzte Gedicht, das er nur in 408 Strophen kannte, mußte alſo nothwendig ſchon große Veränderungen erlitten haben vor ihm, denn die Handſchrift, die uns bekannt iſt, hat der Strophen wohl über tauſend, und gewiß wird jeder zugeben, daß eben hier, wo die Beſchneidung am ſtärkſten iſt, ſie auch am angewendetſten war. Auch im Laurin ſahen wir aus den verſchiedenen erhaltenen Recenſionen, daß die ganze Nation gleichmäßig ſich von der Langweiligkeit der Rittergedichte abwand, und man darf nur an Fürterers Abkürzung der britiſchen Romane, an die Volksbücher und an die meiſterſängeriſchen Bearbeitungen der alten Sage denken, um zu überblicken, wie die thatenfrohe, rüſtige Bürgerwelt, die ſich jetzt emporſchwingt, den matten, inhaltleeren Romanen abgeneigt iſt, überall das Weſentliche und das Faßbare herausnimmt, den leeren Reſt aber fallen läßt. Auch die Singluſt des Volkes bedurfte ſangbaren Umfang und Form und die Lieder von Ecke ſind in den Zeiten, wo wir die erſten Zeugniſſe in den Gedichten des Marners und Conrads von Würzburg für ſie haben, ſchon von fahrenden Sängern, wie einſt die uralten Dietrichlieder auf der Straße geſungen worden. So iſt auch der Otnit verſchie-

135) Wolfdietrich. Str. 334.

Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manch unnütz wort vernichte oft gmelt man als aus schied
drew hundert drei und dreissigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und endt.

136) Schluß der Drachenkämpfe:

Des alten vier hundert und echte ist,
dis hir hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

dene Perioden durchgegangen: In der Moneschen Ausgabe hat das Lied ohne Otnits Todesgeschichte 569 Gesätze; in Roens Vorbild mit dieser 587, in seiner Abkürzung 297. Selbst das mehr abgeschlossene, kunstmäßig behandelte Gedicht von Herzog Ernst muß hier von seinen Abentheuern die meisten einbüßen und behielt nur das mit der Jungfrau und den Kranichen, das dem lachlustigen Sinne des funfzehnten Jahrhunderts zusagte.

Und endlich begegnen wir noch im 15. Jahrhundert in dem Liede von dem hörnenen Siegfried [137]) jener kürzeren und zugleich lockern Gestalt der Gesänge, wo das Zusammenfügen einzelner Lieder wieder sichtlich wird, und wo man auch dem Geschmack nach wo möglich noch tiefer in den Geist der Urzeit zurückversetzt wird. Ja zuletzt treffen wir in diesen Zeiten wieder auf das einzige rhapsodische Lied, das uns ein Zufall aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, auf das Hildebrandlied [138]), und können also geschichtlich in unserm Epos den vollkommensten Kreislauf beschreiben, den wir sogar noch weiter führen könnten, wenn es dessen bedürfte und hier nothwendig wäre, indem uns Aventins Beschäftigungen mit der Sagengeschichte der Nation wieder zu den Jornandes, die dänische Uebersetzung des Hildebrandliedes aber und die Vilkinasage nach Scandinavien zurückführen würden.

So wie wir oben in einer ähnlichen Periode des Verfalls der deutschen Sage, wie die an der Grenze des 13. Jahrhunderts, neben dem Ruother und Biterolf den Herzog Ernst und Grafen Rudolf betrachteten, so könnte man auch aus diesen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedssage ganz entsprechende Werke stellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen [139]) ist eine Kreuzfahrergeschichte in Reimen, mit soviel geschichtlich-prosaischem in der Dichtung wie vielleicht der Graf Rudolf Poetisches in einem ursprünglich historischen Stoffe enthielt. Das Gedicht ist aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, nicht vor 1301 [140]); Ludwig der Fromme und Heilige sind darin in eine Person verschmolzen, die heilige Elisabeth, des

137) In der Sammlung von von der Hagen.
138) In der Ausgabe des ältern Hildebrandliedes von Grimm.
139) Ausgezogen in Wilkens Gesch. der Kreuzzüge Bd. IV.
140) Der Dichter scheint ein Schlesier und in Beziehung zu Herzog Bolko von Münsterberg (reg. 1302—35) gewesen zu sein.

letztern Weib, ist hier die Frau des Ersteren, und Heinrich Raspe sein Bruder. Es ist dies dasselbe Gedicht, das früher stets unter dem Titel Gottfried von Bouillon ging, weil die Einleitung eine Geschichte von der ersten Eroberung des heiligen Landes enthält, und das irrthümlich dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben ward, weil man einige Verse misverstand, in denen dieser Dichter genannt wird [141]). Der Inhalt dreht sich um die Belagerung von Ptolemais unter König Veit, um die kleine Rolle, die der Landgraf von Thüringen dabei spielt, und um kleine leichte Kriegsthaten, an welche jedoch so große Lobeserhebungen verschwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigsten Riesenkämpfe. Im trockensten Ton der Reimchronik wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, Nachtwachen ausgestellt, Kanäle abgeleitet, Vorpostengefechte geliefert und kleine Fourageabentheuer bestanden, Gräben werden gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfällen und Stürmen. Nur einmal sieht die Episode von Arfax und Saphis wie eine Erdichtung aus [142]). — Dem Herzog Ernst würde ich den Reinfried von Braunschweig [143]) mit seinen orientalischen Zügen und nach dem, was mir sonst daraus bekannt ist, noch näher vergleichen dürfen, allein ich kenne das Gedicht nicht selbst und muß mich daher mit der Erwähnung begnügen. Auch Erzählungen anderer Art sind im 14. Jahrhundert an Namen deutscher Fürsten und Herren angeknüpft. Wenn mir auch von diesen vielleicht einige unbekannt geblieben sind, so ist es nach Allem, was diese Zeiten noch geliefert haben, weder für mich noch für die Leser ein Verlust. Wilhelm von Oestreich [144]) (1314 von Johann von Würzburg) ist eines dieser Gedichte, das seinen Abentheuern und dem Geschmacke seines Dichters nach mit dem Wilhelm von Orleans [145]) des Rudolf von

141) V. 959.
— Ludwigs bruoder Hermann, des hôch prisende tât
Ze suezer rede brâht hat her Wolfram von Eschenbach —

142) Seite 62.

143) Handschriftlich in Hannover.

144) Cod. Pal. 143.

145) Dies Gedicht selbst ist im 15. Jahrhundert umgearbeitet und in mehreren Handschriften in München und Zürich vorhanden, selbst noch im 16.

Ems in einer Classe, aber um mehrere Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältnisse wie der Alexander des Seyfried [146]) (1352) zu dem des Ulrich von Eschenbach liegt. Wie in allen diesen Dingen die Abentheuer aufs allerekelste entstellt oder aufs elendeste erfunden, wie bodenlos gesunken die Sprache, wie gedankenlos und planlos die Anlage, wie abscheulich die Monotonie der trockenen Erzählung ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen ohne Autopsie, man müßte sich denn das Schlechteste, was wir bisher kennen gelernt haben, noch einmal entblößt von dem letzten Verdienste und Reize und dem kleinsten Reste der Eigenthümlichkeit denken, der etwa dem frühern noch geblieben war. Diesen extremsten Grad der Gesunkenheit und Verderbtheit theilt überhaupt fast Alles, was im 14. und 15. Jahrhundert von älteren Gedichten auch anderer Sagenkreise und Gattungen umgedichtet und überarbeitet wurde, worauf wir nicht weiter eingehen. Weniges erschien, was uns durch Neuheit der Sage, die uns in älteren Behandlungen unbekannt geblieben wäre, interessiren könnte; dahin gehörte der Apollonius von Tyrland [147]), der im Anfang des 14. Jahrhunderts von Heinrich von Neuenstadt, einem Wiener Arzte, nach dem Lateinischen bearbeitet ward; dies war eines der früheren Producte der Poesie im 12. Jahrhundert, wie wir aus Lamprecht wissen, und von diesem älteren Gedicht hatte Heinrich schon keine Kunde mehr, der behauptet, der Inhalt sei nie in Reimen geschrieben worden. Auch die Sagen von Valentin und Namelos, von Brandan, die wir vorhin in niederdeutschen Bearbeitungen erwähnten, besitzen wir in Deutschland nicht in älterer Gestaltung. Hier kehren wir, wie in den letztbesprochenen deutschen und karolingischen Sagen in die größte Barbarei auch des Stoffes zurück. Die Thierheit des Namelos, die Menschenfresser in dem Meerwunder und Etzels Hofhalt, die Höllen- und Geisterwelt im

---

Jahrhund. (1522) ist es im Herzog Ernsts Ton umgedichtet. Mittheilung des Herrn Franz Pfeiffer.

146) Cod. Pal. 347. Auch mehrmals in Wien.

147) Goth. Hs. (im Auszug in Richards Romanbibl. Bd. 20. Auch in Wien mehrfach vorhanden). Aus dem Gedichte selbst ergiebt sich, daß Heinrich im Anfang des 14. Jahrhunderts lebte. Er hat sein lat. Original von dem Pfarrer Niclas von Stadlar, der in Urkunden von 1297—1318 vorkommt. Vgl. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 50. p. 256.

Brandan ſind für den Geſchmack dieſer Zeiten bezeichnende Züge. Es iſt die Periode gekommen, wo die romantiſche Kunſt, nachdem ſie die Wunder der fernen Welttheile, des Thierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menſchlichen Geiſtes erſchöpft hatte, ſich nun in das Reich der Geiſter und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im ſchroffſten Gegenſatze in Haus und Heimat und in den gewöhnlichen Kreis unſerer Umgebungen zurückzukehren. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverſchreibungen und Erſcheinungen, Elfen- und Feengeſchichten, die gleichſam wieder auf die uralten britiſchen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergſagen und dergleichen ſind daher nun ein Lieblingsgegenſtand der Novelle und Legende und des abſinkenden Romans, und es erſcheint dergleichen (ſo in der Sage von Friedrichs von Oeſtreich Gefangenſchaft unter Ludwig dem Baiern) in der Geſchichte. Jene niederdeutſchen Behandlungen der Legenden von Zeno und Theophilus zählen hierhin; und auch im Laurin haben wir eine Art Elfenſage: „herrliche mit Wunderdingen angefüllte Gärten in dem Inneren der Berge und Felſen," neckiſche Mädchenräuber, zugleich gutmüthig und boshaft, rachſüchtig und hart in Beſtrafung der Verletzung ihres Gebietes. Kämpfe mit unſichtbaren Geiſtern herrſchen hier vor, und in der Fortſetzung des Laurin wird ein ganzer Kriegszug mit einem unſichtbaren Heere gemacht. Liebſchaften mit unſichtbaren Schönheiten beſingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfenſage, die wir in einer netten und gefälligen Bearbeitung (wahrſcheinlich aus dem Ausgang des 14. Jahrhunderts) [148]) beſitzen, was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter machen zu wollen. Ganz verwandt mit dieſer Fabel, die man mit Amor und Pſyche verglichen hat, deren Hauptmotiv auch in dem jetzt franzöſiſch herausgegebenen Partenopeus von Blois, von dem auch eine deutſche Ueberſetzung in Bruchſtücken übrig iſt [149]), vorkommt, iſt Friedrich von Schwaben [150]), der in einer gewiß ſehr ſpäten Bearbeitung exiſtirt, die an Werthloſigkeit und Verfall

148) Edit. Engelhardt. 1823.
149) Grundriß von Hagen und Büſching S. 205.
150) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6. u. 7.

ganz dem Wilhelm von Oeſtreich und dieſer Klaſſe gleich ſteht, nur daß der Dichter ehrlicher ſeine Wortarmuth in ſeiner knappen Erzählung, ſeine Gedankenarmuth in ſeinen ewigen Wiederholungen, Citationen und Kopirung älterer Dichter zur Schau trägt, ſo arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich ſpricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolframs Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach ſolche Geſchichtchen an wirkliche hiſtoriſche Perſonen anknüpfte, ſcheint die Sage von Heinrich VII. Abſtamme von der ſchönen Meluſine in des freilich ſpäteren Konrad Vecerius Leben Heinrichs VII. zu beweiſen; wo man auch ſieht, daß nicht allein die Dichtung, ſondern auch die Geſchichte die Anknüpfung ſolcher britiſchen Feen und anderer Wunder an geſchichtliche Figuren liebte und die Wahrheit ſolcher Fabeln zu glauben geneigt war [151]). Gedichte dieſer Art erinnern dann an eine lange Reihe von allegoriſchen Minne- und Klagegedichten, ſinnbildlichen Abentheuern der Dichter, die ſich durch das 14. und 15. Jahrhundert bis auf die Dichter der Reformationszeit hinziehen, indem von den unſichtbaren Feen zu den allegoriſchen Figuren dieſer neuen Gattung von Gedichten ein ziemlich natürlicher Uebergang iſt und eine ſtete Verflüchtigung jedes plaſtiſchen Elements.

5. Uebergang der chriſtlichen Poeſie aus dem Epiſchen ins Didactiſche.

So entſchieden in Allem, was die erzählende Dichtung am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts noch auf-

151) Bei Urſtiſius scriptt. II. 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melyssinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quin et in oceani Gallici insula quadam novem Gallicenas illas fuisse tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melyssinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

weiſt, dasjenige nachgebildet iſt, was ein Jahrhundert früher entſtand, und ſo beſtimmt man die alten Zuſtände, Sitten und Neigungen zu halten ſucht, ſo überblicken wir doch nun auf einmal, wie Alles, was uns dort als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienſt, in den ſämmtlichen, zahlreichen, großen, mit oder ohne Prätenſion auftretenden Romanen aller Kreiſe faſt ohne irgend eine Ausnahme bis aufs Unkenntliche verſunken iſt, und daß entweder die Gelehrſamkeit das Formelle dieſer erzählenden Gedichte höchſt unangenehm ſtörte, oder daß der derbe Geſchmack des Volkes den ernſten Inhalt und feierlichen Vortrag gewaltſam veränderte, indem er alle die Empfindungen, die der ſchlichtere, der Natur näher ſtehende, unverdorbene und einfältigverſtändige Mann der mittleren Claſſen beim Leſen jener Romane und jener Darſtellungen einer halbimaginirten Welt und des Treibens einer in menſchlichen Thorheiten menſchlich befangenen aber ſtets in übermenſchlicher Ernſthaftigkeit ſich bewegenden Claſſe empfinden mußte, und indem er eine Menge von komiſchen Zügen hineintrug, die aus dem Kontraſte entſprangen, in dem ſich der nichtritterliche Leſer und Dichter, zu dem nun dieſe Dichtungen herabkamen, gegen den darin herrſchenden, ihm ganz fremden Ideen- und Thatenkreis befand. Selbſt in Werke, die ſich ihrem Inhalte und dem Sinne ihrer Dichter nach am meiſten gegen dieſes neue Element ſträubten, fand es wenigſtens einen geringeren und unmerklicheren Eingang. Dies kann man ſelbſt von der Evangeliendichtung und Legende ſagen, einer Gattung, über die wir oben im Allgemeinen weitläufig genug geweſen zu ſein glauben, und auf deren weitere Schickſale in dieſen rohen Zeiten wir nicht näher eingehen wollen, indem es dem Leſer doppelt läſtig fallen müßte, die traurigen Symptome des gleichen Verfalls, den wir an den Ritterdichtungen bemerkten, an einem ungleich traurigeren Objecte zu verfolgen. In welcher Menge die gereimten Bibeln und Evangelien und die Heiligengeſchichten im 13.—14. Jahrhundert fort erſchienen, zeigt jeder Blick in die Verzeichniſſe von Handſchriften [152]). Weniges, was gedruckt iſt, könnte im Allgemeinen ſchon ein Bild von der Beſchaffenheit derſelben geben: der heilige Alexius [153]), der ſo

152) Z. B. das in den Altdeutſchen Blättern II, 1. 82 sqq.

153) In der Samml. altd. Dichtungen von Meyer und Mooyer. 1833. In

vielfach behandelt ward, das ſchon angeführte Leben der Eliſabeth [154]), die im 15. Jahrhundert von Rote [155]) noch einmal bearbeitet ward und leider auch in unſern Tagen noch ascetiſche Hiſtoriker und andächtelnde Pädagogen beſchäftigt hat, die mehrfach erwähnten Legenden im niederdeutſchen Dialecte, die Bruns, und die äußerſt rohen Stücke, die Staphorſt in ſeiner Hamburgiſchen Kirchengeſchichte abgedruckt hat [156]). Wir würden aber in allen dieſen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die ſtumpfen Werke des 14. und 15. Jahrhunderts machen, die noch die alten Gegenſtände in dem alten Tone behandeln wollen. Die verſchiedenen gereimten Heiligenleben und Mariengeſchichten, die ſeit dem Ende des 13. bis zum 15. und 16. Jahrhundert gedichtet oder in Dialecte umgeſetzt wurden, haben ferner zum großen Theile eine blos locale Bedeutung, eine höchſt eingeſchränkte Verbreitung gehabt, und daher trifft man in vielen Bibliotheken Deutſchlands von Königsberg bis Strasburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien, die man anderswo ſeltener wiederfindet (im 14. Jahrhundert ſcheinen beſonders die weiblichen Heiligen, Barbara, Catharina, Margarethe, Veronica, Dorothea, Marina gerne behandelt worden zu ſein, wie denn einige davon auch in Wirklichkeit erſt dem 14. Jahrhundert angehören, während im 13. mehr die männlichen), und auch in ſofern würden ſie in einer allgemeineren Geſchichte der deutſchen Literatur ſo unpaſſend ſtehen, wie die gereimten Specialchroniken und dergleichen.

Alles dieſes, was auf dem alten Wege der heiligen Erzählung, den die geiſtliche und ritterliche Literatur eingeſchlagen hatte, fortging, laſſen wir zurück, weil es die Zeit nicht weiterführt, weil es den jetzt in Thätigkeit und Wirkſamkeit tretenden Tendenzen fremd wird, indem es ſtatariſch auf untergegangenen Verhältniſſen feſthaftet, die ihre Bedeutung und ihr lebendiges Intereſſe verloren. Wir gehen in der Entwickelung unſerer chriſtlichen Poeſie vielmehr zu dem über, was der veränderten Lage der Zeit und der Literatur

---

Graffs Diut. III. S. 269. Proben einer anderen Legende von ihm, die ſich auch im Cod. Pal. N. 417. vollſtändig findet.

154) Band I. S. 520.

155) In Menekens scriptt. rer. Germ. II. vgl. Bragur VI, 2. p. 140.

156) Van der Bort Christi; van deme Holte des hilligen Krutzes u. s w. Dazu die heilige Marina bei Bruns.

organisch angehört, von ihr ausgeht und sie selber fördert. Wir haben nun aber die epischen Bestandtheile unserer alten Literatur bis zu ihrem Ausgange und Untergange gelangen sehen, und haben oben bemerkt, daß mit dem ersten Hervortreten städtischer Entwickelung und einer neuen Cultur des bürgerlichen Standes neue Gattungen diesen älteren, dem Eigenthume des Ritterstandes, opponirten, daß sich eine didactische Poesie mit jungem Lebenstriebe an die Stelle der absterbenden Pflanze des Epos setzte. Diesen Uebergang vom Epischen zum Didactischen machten wir oben bei Thomasin und dem Stricker innerhalb der ritterlichen Welt selbst und mehr in Bezug auf den allgemeinen weltlichen Verkehr; in dem Freidank aber streift die Laienmoral schon in die christliche herüber. Jetzt nun schließt sich an jene theils practische theils philosophische Didaxis eine religiöse an und wir erleben innerhalb der christlichen Poesie selbst denselben Uebertritt der Dichtung aus der erzählenden Gestalt und aus factischen Materien in die doctrinäre Form, in Lehre und Predigt. Schon in der Kaiserchronik haben wir innerhalb der erzählenden Legende selbst die Berührung des practischen Beispiels der Tugend und Frömmigkeit mit dem abstracten angetroffen, und wir gingen schon in jener Zeit des 12. Jahrhunderts förmlich zu der Rede, der Predigt über, die wir damals in poetischer Form antrafen. Wie nun in der Zeit des 13./14. Jahrhunderts, wo wir stehen, Alles nach jenen Zuständen zurückneigt, so kehren wir jetzt, nur in anderer Weise, auch in diesem Gebiete gleichsam dorthin zurück. Wir finden nämlich im 13. Jahrhundert, daß die Predigt in der Vulgarsprache und in Prosa zum erstenmale eine öffentliche Bedeutung in Deutschland erhält. Sie war lange vorher, wie wir aus den Beschäftigungen der St. Galler Mönche im 10. — 11. Jahrhundert wissen [157]), schon üblich und in Schrift gebracht; noch aber war ihre Wirkung und Bestimmung blos local geblieben. Jetzt aber sollte sie, in die Hände zweier ausgezeichneter Talente gefallen, im 13. Jahrhundert plötzlich zu einer ganz anderen Bedeutsamkeit gelangen; mit ihr beginnt zugleich die Prosa überhaupt eine geschichtliche Wichtigkeit zu erlangen.

Daß die Prosa eine frühere (althochdeutsche) Periode der Cultur schon in Deutschland gehabt, beweisen eben jene Beschäftigungen

157) S. Hoffmanns Fundgruben I, 59 ff.

der St. Galler Mönche, die wirklichen und vorgeblichen Schriften der verschiedenen Notker u. A., damals aber griff sie kaum in das öffentliche Leben ein, ins Gebiet der Poesie aber gar nicht über, und interessirte uns daher nicht. Jetzt aber führt uns der Verlauf der ritterlichen Poesie selbst hart an die Grenze der Prosa, zu ihrer eigentlichen Geburt und Entstehung hin; und von da an wird es uns nöthig, gelegentliche Blicke auf die Producte der Prosa herüberzuwerfen, weil sich nun zahlreiche Poesien an dergleichen anlehnen, und weil in der ganzen neueren Literatur die Vermischung und Verirrung der Formen, die Anwendung gebundener Rede auf Gegenstände verständiger Betrachtung und der Wissenschaft, und der ungebundenen auf Gegenstände der Einbildungskraft und Kunst eine allgemeine autorisirte Sitte ward, wie sie es im Alterthum nicht war. Wir glauben nicht annehmen zu können, daß die Prosa nach jener St. Gallischen Periode neben der adligen Poesie in einer dieser entsprechenden Vollendung existirt habe und nur für uns verloren sei. Nicht umsonst führt die Prosa die Bezeichnung der pedestrischen Rede; sie ging bei uns in geistlichen und weltlichen Stoffen aus Städten wie Augsburg und Strasburg aus; sie ist ein Eigenthum des Volks, konnte nur vor und nach der aristokratischen Literatur aufkommen und blühen, ward nur ausnahmsweise vom Adel solcher Länder gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Aristokratie vollendeten, und legte selbst dann (in allen ritterlichen Geschichten der Provenzalen und Spanier) die poetische Farbe und den pathetischen Ton des Romans nicht gegen die schlichte Einfalt jener Prosa ab, die vom Volke aus, in Predigt und Erzählung, sich heraufbildet, und die die einzige ächte Prosa ist. Die Prosa bildet sich vom Bedürfnisse und von der Nothwendigkeit aus, wie sich die Poesie in ihren dürftigsten Anfängen als eine Geburt des Schönheitssinnes, und, wenn man es nicht misverstehen will, des geistigen Luxus offenbart. Unter Schöffen und Richtern, unter Predikanten und Mönchen regte sich das Bedürfniß der prosaischen Rede unmittelbar; man konnte sich hier und da in dem Spiele mit gereimten Predigten gefallen, aber man konnte nicht auf den Gedanken kommen, sie in dieser Gestalt vor der Volksmasse zu halten; man konnte gereimte Vorreden zu Rechtsbüchern machen, aber das Recht selbst mußte wohl in deutlicher gemeiner Rede geschrieben sein. In diesem Gebiete kam es nur darauf an, daß sich ein begabter Mann

des Stoffes bemächtigte, zu dem er die gestaltende Form in seinem Geiste angeboren tragen konnte. Viel schwieriger war es schon, daß sich die Prosa in anderen Gebieten, wo sich die Materie nicht so leicht darbot, in einem auffallenden Grade und Glücke hätte ausbilden sollen. Wir haben oben gesehen, daß die Reimchronik sich an den materiellen Stoff der Geschichte wagte und es war nun der Uebergang zu der schicklicheren prosaischen Geschichtserzählung nahe genug gelegt, der auch im 14. Jahrhundert mit der Limburger Chronik (um 1336 begonnen) und mit der elsassischen des Jacob Twinger von Königshofen (um 1386) gemacht ward. Allein wie sollten diese Werke irgend einen Werth der Rede, irgend einen Reiz des Styls haben, da der Stoff gering war und weder den Schreiber erfüllen, noch den Leser erbauen konnte? Wie ganz anders gestalteten sich gleich die pikanten Schwänke und kleinen Erzählungen, die man bisher auch nur in poetischer Form gelesen hatte, und die man seit dem 14. Jahrhundert gleichfalls anfing in Prosa umzusetzen? Wie ungleich besser als jene Chroniken lesen sich die (ungedruckten) Gesta Romanorum, die vielleicht noch ihre Farbe aus diesem Jahrhundert tragen, und besonders der legendarische Theil des Hermann von Fritslar (1343) [158]. Die Legendensammlung dieses Mannes führt uns zugleich auf einen neuen Punct des Bedürfnisses, woran die Poesie fast nothwendig zur Prosa herabsank. Ein Theil seines Werkes beschäftigt sich mit den Lieblingsfragen und Untersuchungen der mystischen Theologen des 14. Jahrhunderts und dieser übersinnliche und heilige Stoff bildet eine ganz entgegengesetzte, aber eine noch bestimmter nachweisbare Ursache von dem Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede [159]. Wo sich

158) Cod. Pal. N. 113. 114. Gedruckt in Franz Pfeiffer, deutsche Mystiker. 1r. Bd. Leipzig 1845.

159) In dem Cod. 417. ist folgende interessante Stelle in der gereimten Vorrede zu einem ungereimten Tractat über den Leichnam Christi:

Ouch hân ich muot in mînem sin, daz ich ditz claine buochlîn
welle ôn rîmen machen, durch zweier hande sachen;
die êrst daz ich dise heylichait mit durnechtiger wârhait
muge dester paz bewaren, dâ von hân ich muot ze varen
der gemeinen red di strâzzen, und alles rîmen lâzzen,
wann swelch geticht man rîmet, wort ze worten lîmet,
dâ irret oft der wörter glanz, daz der sin nicht gar ist ganz;
die andre sach man dâvon nimpt, daz mir noch nieman anders zimt,

am Ende gar kein bildliches Feſthalten des ſpeculativen Stoffes denken läßt, wie konnte da die Phantaſie anders, als ſie mußte dem denkenden Geiſte ihr Recht abtreten, und dieſer wieder fügt ſich weder leicht einem Zwang der Rede, noch legt er auf Schönheit der Rede ein beſonderes Gewicht. Nun iſt aber das ſtete Verflüchtigen der poetiſchen Figuren, an denen ſich bisher die Dichtung verſuchte, wie an den Ritterromanen, ſo auch an der geiſtlichen Poeſie vielleicht noch auffallender nachzuweiſen. Wir haben früher geſehen, daß die Gottheit im 12. Jahrhundert unter der ſtrengeren Perſönlichkeit Gottes des Vaters gedacht ward, daß man allmählig mehr den Sohn, nachher die Jungfrau verehrte, in der ſchon alles Geſchlechtliche verſchwamm, die ſchon Mutter und Tochter und Weib und Jungfrau zugleich war. Aber nun iſt die Zeit gekommen, wo die Herrſchaft des heiligen Geiſtes beginnt. Das Zeitalter des heiligen Geiſtes war in dem ſogenannten ewigen Evangelium (dem Buche Joachims) verkündet; es ſollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten; der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (ca. 1250) wies ſogar auf die ärmere griechiſche Kirche hin als auf die, über welcher der heilige Geiſt ſo walte, wie der Vater über dem jüdiſchen Volke, der Sohn über dem römiſchen; der bekannte Cola Rienzi wollte dieſe Herrſchaft des heiligen Geiſtes noch im 14. Jahrhundert befeſtigen helfen; und die Anhänglichkeit an die griechiſche Kirche brachte im 15ten die huſſitiſchen Bewegungen hervor. Von den feſteren Beſtandtheilen der Dreieinigkeit rückt man alſo zu dem Ueberſinnlichen fort. Sobald man auf dieſem Aeußerſten angelangt war, war für die Poeſie hier nichts mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber das ewige Wort in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne; was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich iſt, was das Weſen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiſte ſei, auf dieſe und dergleichen dunkle Fragen dunkle Antworten zu geben,

---

ze reden von dirre heylichait mit gerîmter cluocheit,
wan daz wârlich pillich ist, swâ man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tuo mit andechtichait.

war leichter in Prosa als in Versen; wo sich mit ungewissen Bildern noch spielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Wer also hier die bestimmtesten und schärfsten Begriffe mitzutheilen hatte, suchte sich die präciseste Form der Rede am liebsten, und wer sich am innigsten mit der Doctrin der mystischen Theosophen durchdrungen hatte, ließ schon aus Consequenz und System den Schmuck und eitlen Zierat der Poesie fallen, denn sich auf das Aeußerste der Einfalt im Inwendigen und Auswendigen zu beschränken, und sich alles Unwesentlichen abzuthun, war der Kern und Sinn ihrer sämmtlichen Lehren.

Ehe indessen jene Historiker und diese Mystiker im 14. Jahrhundert von zwei ganz entgegengesetzten Seiten her im Gebiete der Geschichte und Philosophie (mehr, als Theologie) zur Prosa gelangten, ward sie im 13ten von zwei Franziskanermönchen gerade im Gebiete der Predigt noch vortrefflicher cultivirt, als es von Tauler und den mystischen Predigern im 14. Jahrhundert geschah. Dies würde man weit weniger einem uns unbekannten bessern Zustande der Prosa in jenen Zeiten der blühenden Dichtung zuschreiben, als vielmehr dem angebornen Talente der Männer, dem allerdings der gehobene Culturstand jener Zeit fördernd entgegenkam. Die Geschichte sagt es uns überall, daß an der Spitze jeder neuen Richtung menschlicher Bildung gewöhnlich ein solcher offenbarender Genius steht, der mit der bloßen Gabe der Natur divinirend leistet, was spätere Zeiten in mühvollerem bewußten Bestreben kaum mehr erringen. Solch ein bewundernswerthes Talent zeigt sich aber in den Predigten des Bruders David, der Novizenmeister und Lehrer der Theologie erst im Barfüßerkloster in Regensburg, und dann in Augsburg war, und seines Schülers, des berühmten Berchtold, den er auf seinen Missionsreisen in Deutschland begleitete. Jede ihrer Predigten bekundet ihre große Anlage eben so sehr durch den rednerischen Instinct, wie durch die Vorzüglichkeit der Sprache, und die Wirkungen die Bruder Berchtold mit seinen Reden (1247—72) in ganz Deutschland machte, waren außerordentlich [160]). Was seinen Lehrer David angeht († 1271), so war dieser bisher nur aus seinen lateinischen Werken bekannt, bis Franz

160) S. J. Grimm's Recension von Kling's Ausgabe des Berthold (1824) in den Wiener Jahrbüchern 1825. S. 194 sqq.

Pfeiffer auch einige deutsche Stücke von ihm auffand [161]), die in nichts den Berchtoldischen Predigten nachstehen; eines davon, der Spiegel der Tugend, eine Zuschrift an einen Mönch, vielleicht an Berchtold selbst, war in Klings Ausgabe unter die Predigten des Letzteren gerathen, und war so schon von Jac. Grimm als vorzüglich ausgezeichnet worden durch edleren gebildeteren Styl und strengeren Zusammenhang der Gedanken. „Wenn, sagt Pfeiffer, nach dem Ausdruck eines Chronisten, Berchtolds Wort wie eine Fackel in Deutschland leuchtete, und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, so kann man Davids Rede einer ruhigen Flamme vergleichen, die in mildem Glanze strahlt, und deren stille, tiefe Glut das Herz und Gemüth des Lesers belebt, erwärmt und zu Liebe entzündet.“ Beider Predigten sind gleichmäßig an bildlichen und allegorischen Elementen reich, und von der speculativen Manier der Mystiker frei, wie von deren strengem Systeme des abgezogenen Lebens. Es ist billig, daß sich Mönche des geistlichen Lebens annehmen, daß Bruder David gegen die Freude an der Eitelkeit der Welt und an müßiger Rede und unnützen Mähren eifre, und die Traurigen selig preise, doch thut er es nicht nach den Selbstertödtungsprincipien der späteren Theosophen: der Ernst des geistlichen Lebens soll gemäßigt sein, und zwischen Eitelkeit und ungeordneter Traurigkeit hingehen. Beide Franziscaner haben es noch mit dem practischen Leben und dem Zustande der Welt zu thun, dem die Theosophen den Rücken kehren, und dies beobachten wir für unsere Zwecke am besten, wenn wir Berchtolds Predigten mit verwandten Poesien der Zeit vergleichen. Schon früher haben wir an jenem Passional einigen Antheil der Predigt zu finden geglaubt; weit entschiedeneren Einfluß hatte sie auf das berühmte Werk des Hugo von Trimberg, den Renner [162]). Man darf nur die Predigtsammlung Berchtolds aufschlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden, und dies nicht etwa blos in dem Tone des Vortrags, der vielmehr häufiger an die kleinern gnomischen Dichter mahnt, die vor und um Hugo's Zeit lebten, sondern auch

161) Jetzt herausgegeben in den deutschen Mystikern, 1845., wo Pfeiffer zugleich das Nähere über Davids Lebens- und Lehrerverhältnisse in der Einleitung mitgetheilt hat.

162) Ausgabe des hist. Vereins in Bamberg. 1833 sqq.

in gewiſſen Themen, die da und dort aus einem ſo gleichmäßigen Geſichtspuncte behandelt, ſo unmittelbar aus dem Leben entlehnt ſind, daß man ſich verſucht fühlt, den Berchtold in einem ähnlichen, aber der Zeit nach umgekehrten Verhältniſſe zu dem Renner zu betrachten, wie den Geiler von Kaiſersberg zum Narrenſchiff des Sebaſtian Brandt. Wenn man den Bruder Franziscaner über die Abtheilung und die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterſchaft, das höfiſche „Werben und Gebaren", das vor Gott ein Geſpötte ſei, weil man ſo auch einen Hund abrichten könne, dann über die weltlichen Freuden, Turnier und Tanz, Singen und Springen, über die Eitelkeit und Hoffart der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geſchichten des alten Teſtaments allegirt, in denen ſpätere Begebenheiten voraus angedeutet, moraliſche Erſcheinungen bezeichnet und Handlungen der Menſchen zu Lehre und Warnung vorgebildet ſind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufſpürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Objecte und die Anſichten des Renner, die bald eine gemeinſchaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, ſollte man meinen, eine viel engere Urſache der Uebereinſtimmung haben, was auch bei dem ungeheuren Eindrucke, den Berchtolds Predigten machten, ganz natürlich wäre. Der Verfaſſer des Renners nennt übrigens auch ſelbſt ſein Geſchäft ein Predigen, ſein Gedicht im Ganzen eine Predigt, oder in ſeinen Theilen Lehre und Rede, und ſich ſelbſt, weil er nicht geiſtliches Leben und Gewand trüge, einen Gaukelprediger, deſſen Herz tiefer Weisheit leer ſei.[163]).

Hugo von Trimberg war zwiſchen 1260—1309 Magiſter und Rector der Schulen am Kollegiatſtift der Maria und Gangolph in Bamberg in der Theuerſtat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt ſich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er beſeſſen, und ſieben deutſcher und fünfthalb lateiniſcher, die er ſelbſt verfertigt habe [164]). Poetiſche Werke ſind dieſe offenbar nicht geweſen, da er im Eingang ſagt, daß ihm bis zum funfzigſten

163) Ed. Bamb. p. 136.

164) V. 28. Vor het ich siben buochlîn in tiutsch gemacht, und in latîn fumfthalbez daz ist wâr . . . . .

Jahre Reimen und Dichten fremd geweſen ſei; ja ſelbſt der Sammler, den er 1266 begann, aber weil ein Theil davon verloren ging, nicht vollendete, wird demnach in Proſa geſchrieben ſein, obgleich er ausdrücklich als ein Vorläufer des Renners bezeichnet und ſein Inhalt mit dem des Renners gleich genannt wird [165]), der 34 Jahre nachher, alſo 1300 gedichtet iſt, doch ſo, daß bis um 1313 die Hand des Dichters ſelbſt mit Zuſätzen und Erweiterungen geſchäftig geblieben zu ſein ſcheint. Jenes verlorene oder nicht vollendete Werk wird alſo ſchon dem Titel nach, ſo gut wie dieſes erhaltene, ein ſolches moraliſches Sammelwerk geweſen ſein, wie ſie Freidanks Beſcheidenheit und die Welt des Stricker ſchon einleiteten, die auch alle in ihren allgemeinen Titeln (wie auch Boners Edelſtein) dieſen Charakter ſchon verrathen. Auch die Benennung des Renners erläutert der Dichter in einer größern Stelle aus dem ungleichen, verſchiedenartigen, planloſen Inhalte ſeines Buches, beſſer als die Eingangsverſe, nach denen es ſo genannt ſei, „weil es ſoll rennen durch die Lande.“ Er charakteriſirt nämlich an jener anderen Stelle [166]) das Werk vortrefflich, wo er ſagt, es ginge ihm wie einem Reiter, dem ſein Roß durchgegangen ſei; auch er unterbreche oft den Lauf ſeines Buches, wenn ſein Gedicht mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin reiße; richte er es nach dieſer Seite, ſo trage es ihn auf eine andere, nach der ſein Sinn nicht geſtanden, bringe er es auf den alten Weg zurück, ſo laufe es häufig um vieles weiter, als ſein Herz begehrte, und es trage ihn über Stock und Stein, Staub, Blumen und Lachen. Begegne ihm ein tiefer Graben, ſo ſtrauchle es ſelber und werfe ihn ab, ſo ſitze er wie in einem Traum, fange es dann wieder beim Zügel, und laufe mit ihm das Feld entlang, wie einer der nicht zu reiten verſteht.

165) Cod. Pal. N. 98. f. 197.
Ich het vor 33 jâren mîn gesellen, die bî mir wâren,
gemacht ein kleinez puochlîn, daz sie dâbî gedæhten mîn,
das was der Samner genant. E denn ez kom von mîner hant,
dô wart sîn ein quintern verlorn. diu selb verlust was mir zorn,
daz ich ez niht gar volbrâht mit dem vlîz, als ich gedâht.
swie vil sîn aber was geschriben, daz ist hin und her becliben
vil baz dann ich mich versach; jenez lauffet vor, ditz rennet nâch.
swer jenez las, der merk dâbî, daz ditz von jenem genomen sî,
und daz ir baider sin sî glîch.

166) V. 13860 sqq.

Dies iſt in der That ein genaues Bild von der Geſtalt des Werkes und dem Eindruck, den dieſe macht; ein höchſt einfacher Riß liegt zu Grunde, der aber im Ausführen zu ſolch einem regelloſen und ordnungsloſen Gebäude geworden iſt, daß die erſte ſchlichte Anlage ſchwer zu erkennen bleibt. Der Dichter ſelbſt ſcheint nach der erſten Vollendung noch ſpätere Einſchaltungen gemacht zu haben; jeden Augenblick beſinnt er ſich über ſeinen Wiederholungen und redſeligen Abſchweifungen; häufig mangelt an einzelnen Stellen der verbindende Faden, der im Ganzen jedoch feſtgehalten iſt. In dem Capitel von guter Dichter Sinne ſagt er, daß er in ſeinem 20ſten Jahre alles behielt, was er hörte und las; mit den Jahren ſei ihm die Kraft des Gedächtniſſes geſchwunden, doch habe er im 40ſten Jahre noch die Fähigkeit gehabt, 200 Verſe, die er in deutſch oder latein geleſen, auf drei Tage zu behalten, jetzt aber müſſe er Alles, was er nicht vergeſſen wolle, ſogleich niederſchreiben. Mit dieſer ſeiner Gedächtnißſchwäche ſolle man denn entſchuldigen, wenn er manches drei- und mehrmal wiederhole, manches was ihm zu ſchwer ward, umgehe und wie die Schwalbe nach ihrer Speiſe in die Kreuz und Quere fahre nach mancherlei Gegenſtänden, die ihm ſeine Quellen darbieten, von denen er hier eine Reihe von Kirchenvätern und von alten Autoren nennt. Seine Beleſenheit iſt in der That für einen Mann jener Zeit ſehr bedeutend; er kennt das alte und neue Teſtament durch und durch und bekennt ſelbſt, daß der größte Schatz ſeiner Weisheit aus der Bibel geſammelt ſei, daß er daraus Alles zuſammengeſtoppelt habe, wie ein Mann, der kein eigenes Baufeld beſäße. Dieſe Vorliebe für die Bibel erinnert an den von unſerem Meiſter bewunderten Hugo von St. Victor, der einer der erſten Scholaſtiker war, der auf die Bibel als auf die Quelle chriſtlicher Weisheit zurückwies. Die heilige Schrift iſt unſerem Hugo die Kaiſerin aller Künſte, und heftig beklagt er, daß man die Lehren der hohen Meiſter vernachläſſige, welche die Seele fruchtbar zu machen beſtimmt ſind, daß Würmer und Schimmel die Bücher der Seele zernagen, daß die Welt nun aller Dinge verdrieße, die nicht dem Körper Genüſſe geben. Dieſe Eine Weisheit, die nach dem Himmel führt, iſt die Aufgabe ſeines Lebens und der ſtete Refrain ſeines Buchs. Nach vier und ſechzigjährigem Studium verſichert er von dieſer Kunſt nicht einmal das ABC zu verſtehen; er meine damit nicht weltliche Weisheit; auch mit der

habe er leider genug zu thun gehabt und ſo viele Spitzen darin gefunden, daß er nicht wiſſe, wie er ſich darin niederlaſſen ſolle. Alle Kunſt dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang iſt. Manche Seelen wohl möchten die ſieben freien Künſte zu Gottes Gunſt bringen, doch verkehrten ſie das einfältige Leben und den ſchlichten Wandel, von dem uns die erſten Boten des Chriſtenthums Muſter und Vorbild gegeben. Schärfer alſo als Thomaſin und ſchon im Sinne der Reformatoren eifert dieſer gegen dieſe Studien; beſorgt über die Zweifel und Scrupel, welche die Wiſſenſchaft nährt, weiſt er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der ſeine Seele bewahren wolle, die Künſte fahren zu laſſen und dem Herrn fleißig und einfältig zu dienen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift ſtimmen, nichts ein großer Schatz von Ehre dem Manne, der ewigen Fluch damit auf ſeine Seele ziehe. So wie er an ſolchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunkt aller und auch ſeiner Weisheit nennt, ſo vergleicht er ſein Geſchäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard und Gregor und anderer Glaubensmänner, Kirchenväter, Scholaſtiker und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den älteſten an bis auf Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt und bewundert [167]) und auszieht, ſo daß man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in ſeinem Buche ſtrafe und geißle, ohne ſelbſt weiſe zu ſein; auch als Sammler habe er ſein Verdienſt: nütze ja doch der Eſel mehr als die ſchönſingende Nachtigal. So fände man in ſeinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutſchland wenig verbreitet geweſen [168]) und

---

167) Cod. 98. f. 167.

Von den (7) tugenden ist vil geschriben; in got wâren alle siben.
Het ich nu sô tiefe sinne, daz ich die tugent und ouch die minne
möht getihten als ich wolte und als ich ze rehte solte,
sô wær ich vil wiser danne meister Huk, des herzen wanne
sô gar durchswungen hât die minne mit süezen worten üzen und inne,
daz al die meister im müezen wîchen, die nu leben in allen rîchen.
Wan meister Huk von sanct Victor füert gottes minn sô hôch empor
mit lob, und rennt sô verre vor, daz wênic ieman ûf sîn spor
mit swacher kunst komen getar, des kom ouch ich vil selten dar.

168) Ibid. f. 196.

Swâ ditz buoch vert durch diu lant, in Swaben in Dürngen in Bayern und Franken,

Honig und Honigſeim ſei in ſeinem Gedichte eingeſtreut aus den Lehren der heiligen Schrift. Ob er dieſe Beleſenheit überall unmittelbar aus den ſehr mannigfachen Quellenſchriftſtellern ſelbſt nimmt, darf man bezweifeln, da ſolche Sammlungen, wie der Köcher des Bonaventura, der überhaupt vieles mit dieſem deutſchen Werke gemein hat, ihm das, was Er ſuchte, mühlos an die Hand gab, ſo wie dieſes und ähnliche Werke auch den Myſtikern des 14. Jahrhunderts offenbar ihre Gelehrſamkeit und ihren Autoritätenreichthum gegeben haben. Auch die Alten, unter denen er viele lateiniſche Dichter und Proſaiſten benutzt, haben nach ihm manches Verdienſt, manchen Honig, doch nicht rein und frei vom Wachs. Gift iſt jede Kunſt, die nicht mit der heiligen Schrift recht ſtimmt. Juden und weiſe Heiden haben uns viele Dinge gelehrt, die uns nützlich und gut ſind, dennoch ſind ſie in manchen Dingen blind, über die ſie tief und doch erfolglos nachgedacht. Wer den Büchern der Plato und Ariſtoteles, der Seneca und Sokrates, Demoſthenes und Diogenes, Tullius und Empedocles zu ſehr nachfolge, der achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die Bibel bei Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unſeres Herrn Lob war; denn er ward im Schlafe dafür alſo geſchlagen, daß er es wachend beklagen mußte [169]). Auf weltliche Lieder [170]), auf alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerweſen wirft Hugo daher feindliche Blicke, und er iſt übel zu ſprechen, daß er wenige findet, die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wenden [171]). Wer ſo ſtreng nach dieſer Seite gerichtet iſt, von dem erwarten wir, daß er noch entſchiedener als Thomaſin ſich gegen die Lectüre von

---

dâ süln diutsche liute danken mîner sêl mit irm gepete,
mit almuosen, mit ander guottete, daz ich vil fremder lêr in hân
in tiutscher zunge kunt getân, die manc jâr vor und dennoch hiur
in tiutscher sprâche wâren tiuer.

169) V. 8500 sqq.

170) V. 11080 sqq.

171) Cod. 98. f. 142b.
Swer lesen, tihten, schriben kan, tiutsch, latîn, der ist ein man,
dem ich wol guots und êren gan. Der selbn ich wênic vinden kan,
die mit den drin unsern herren êren und niht dâmit ir sünde mêren.
Swer tihten kan, der nimpt sich an vil mêr dinges, denn er kan;
Swer tiutsch und latîn wol kan schriben, der wil an ir stat niht bliben,
wer wol kan lesen und singen, der wil über hôhe perge springen.

Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk wendet, und daß es ihm ein Gräuel iſt, weltliches Lob vor Gottes Lob geachtet zu ſehen und manche Frauen zu finden, die es mehr als unſeres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn ſie leſen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen wurden. Und obwohl er an anderen Stellen den Nutzen dieſer Abentheuer etwa ſo anerkennt, wie auch Thomaſin [172]), ſo klagt er doch anderswo um ſo deutlicher [173]), daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geſchichten der Juden den Menſchen weniger bekannt ſeien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch Lügen voll ſind. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren ſoll zu jeder Zeit, von dem er Leib und Seele hat, ſo dünkt es ihm eine Miſſethat, wenn einer etwas ſchreibt oder lieſt, woran unſeres Herrn Lob nicht iſt; und nach ſeiner Meinung habe mancher Mann an dieſen Büchern Leib und Seele, Gut und Ehre verloren, im thörichten Nachſtreben nach der Tapferkeit der alten Helden. Daher preiſt er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er ſeiner Zeit nur noch zuſchreibt, ſelbſt vor dem Konrad von Würzburg, der ihm, wie wir ſchon oben hörten, zu gelehrt iſt, den Marner, an dem das moraliſch-didactiſche Element ihn anzog. Ganz wie Thomaſin iſt Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in ſeiner Kritik des Konrad ausdrücklich hervor, daß an deutſchen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verſtünden; und obgleich er jenen poetiſchen, myſtiſchen, allegoriſchen Gebrauch der Naturgeſchichte für die Moral, jene Deutungen der Thiere und ihrer Eigenſchaften auf Chriſtus, auf Dogmen oder auf moraliſche Charaktere und Stände, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Teſtamente, und was wir Alles dieſer Art in den Gnomikern dieſer Zeiten

172) V. 1260.

Mit sünden er sîn houbet toubt, swer tihtet, des man niht geloubt;
swer noch der wîsen lêre behielte, manger tugent und witze er wielte.
Namhafter singer ist nu lützel; man siht etwenn, daz ein frisch stützel
lange einen dornzûn ûf heltet, als ist ouch dem swer noch beheltet
der vor genanten singer dœne, und ir getihte reine und schœne,
der vindet tugent, zuht und êre, hübschheit der werlde und uch die lêre,
von der sîn leben wird genæme und selten ieman widerzæme,
wanne sie den halten an zühten wider, der von im selben viel schir nider.

173) Cod. 98. f. 172b.

fanden, nicht verſchmäht, ſo iſt doch ſein Werk im Allgemeinen davon frei, redet aus einem ſchlichten Verſtande, der voll geſunder Erfahrungen, wenn auch oft von Befangenheit nicht frei iſt, zum ſchlichten Verſtande. Wie Freidank, den er vielfach und oft in längeren Stellen ausſchreibt, den er an einer Stelle nennt, wo er ſagt, obgleich es ihm oft geſchehen, daß, wenn er allein ſei, er ſich weiſe dünke, als ob er ſieben Männer Sinne hätte, ſo komme er ſich doch wieder in Geſellſchaft der Weiſen dümmer als ein Kind vor, wie dieſer Freidank greift er überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und ſein Treiben in allen Claſſen und Ständen, ſchildert und geißelt es mit Mitteln, die dem Volke gemäß ſind, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe, die über dem Theile des Freidank liegt, wo der Dichter nicht ſelbſt redet, ſondern mit ſchulmeiſterlicher Breite, Wichtigkeit, Lehrmiene und Eifer, eine Manier, die alles leicht ſchlimmer macht, was ſie beſſer machen will. Wenn das Buch nur ein Drittel ſeines Umfanges hätte, wenn es nicht ſo ins Unendliche Reihen von tautologiſchen Wörtern, Schimpfnamen, Verſen häufte, nicht ſo athemlos Jagd nach Eigenſchaften machte, mit denen man einen Begriff feſtzuſetzen ſucht, nach Quellen, aus denen man ein Laſter herleiten will, nach Bildern, mit denen man etwas zu verſinnlichen ſtrebt, wenn es nicht die ſchlechten Eigenſchaften ſo mancher ähnlicher Werke der Scholaſtiker, wie des berühmten Spiegels des Vincenz von Beauvais, theilte, wie viel vortrefflicher hätte das Werk nicht werden und wirken müſſen. Zwar auch ſo gehört es ſeinen Wirkungen nach zu dem Bedeutendſten, was die altdeutſche Literatur enthält; nicht leicht wird ein anderes Werk ſo verbreitet geweſen ſein; es litt wie alle Werke dieſes Charakters die merklichſten Veränderungen. Der Grund des Wohlgefallens an dieſem Werke liegt, was das Innere angeht, an der Geſinnung, die treu und wahr dasjenige ausſpricht, was nun ſchon lange anfing, in dem untern Volke zu gähren und was bis zur Reformation nicht aufhören ſollte, die Nation zu beſchäftigen und zu bewegen; und was das Aeußere angeht, an der populären Form, die der practiſchen Tendenz ganz angemeſſen iſt.

Beides macht zu der entſchiedenen Hinneigung des Verfaſſers zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem Frieden denſelben Gegenſatz, den wir im Freidank gewahrten, denſelben,

den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich gesunden Verständigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-practische hier das im Freidank etwa so sehr, wie das Narrenschiff wieder den Renner. Die Manier des Hugo möchte ich eine Vereinigung der beiden des Freidank und Stricker nennen. Das Sprichwörtliche und Gnomische herrscht vor und verbindet jene verschiedensten einzelnen Formen, deren sich der Stricker bediente. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichnisse, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker schon kannte. In ihrer Ausführung geräth er hie und da in förmliche Sermone über ein Thema der Bibel [174]). Doch ist dies das seltnere; gefälliger, lebhafter ist er in dem, was dem Buche eigentlich erst den poetischen Körper gibt, in den unzähligen Beispielen, Gleichnissen, Parabeln, Geschichtchen, Anecdoten, Erzählungen, mit denen er seine Sätze erläutert und erklärt. Selbsterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Beispiele aus der wirklichen Geschichte, die er in ziemlichen Umfange kennt, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, sein Werk mannichfaltig in der Form wie im Inhalt zu machen, und dabei erinnert er noch wie Stricker sehr oft an die Anfänge dieser Gattungen, wie z. B. neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichsam noch im Entstehen erscheinen; man darf nur die Thiergleichnisse, z. B. seine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte lesen: die kleinste Mühe gehört dazu, sie zu neuen und guten Fabeln zu machen [175]); so wie wieder seine treffliche Fabel vom Maulthier, das sich seines Vaters schämt, sich dem Thiermährchen nähert und sich weit und weiter von der Behandlung im Petrus Alfonsi und im Aesop entfernt. Jetzt legt er einem sterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Klosterpriester eine Klage über seinen Beruf, jetzt knüpft er seine Erörterungen über den Ursprung der Herrn und Knechte an ein Gespräch mit einem Haufen Bauern, unter die er gerathen sei, und hier wie in den schnurrigen Schwänken, die er gleichfalls einflicht, in den Geschichtchen vom Bauerwesen, wo er in die derben und rohen

174) Z. B. in dem Kapitel von böser Gewohnheit über den Text: Es muß ja Aergerniß kommen u. s. w.

175) Ed. Bamberg. p. 59. 60.

Verhältniſſe des häuslichen Lebens der untern Stände blicken läßt, erinnert er überall an Hans Sachs, und keine Zeit hat auch den Renner ſo fleißig geleſen und geachtet, wie die Reformationszeit. In dem abſoluten Gegenſatze gegen die ritterliche Poeſie, in der Entfernung von aller Abſtraction, in der völligen Verſetzung in die wirkliche Welt iſt auch der Renner ein natürlicher Vorläufer der Brandt und Aehnlicher, und die Welt, die er zu bekämpfen hat, iſt ſchon eine weit andere als die des Thomaſin, es iſt die materielle und rohe, der ſich auch die edleren Reformatoren gegenüber ſahen. Dies kann der kürzeſte Ueberblick über den Gang, den die moraliſchen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs deutlichſte lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt ſeinem Werke ein Gleichniß zu Grunde von einem Birnbaum, deſſen Stamm auf Adam und Eva, deſſen Früchte auf die Menſchen gedeutet werden. (Dabei iſt die Erlöſung in beliebten Bildern verſinnlicht: Eva brachte uns in Sünde und Tod, Ave, der Gruß des Engels an Maria, brachte uns aus der Noth; der Baum im Paradieſe ſtieß uns ins Verderben, von dem uns der Baum des Kreuzes rettete.) So lange der Baum in Blüthe war, iſt Alles gut: ſo iſt auch der Menſch in den Kinderjahren unſchuldig. Dann aber kommt „Herr Virwitz" zu den Mädchen und „Herr Selphart" zu den Jünglingen und bringt ſie zu Fall; dies vergleicht ſich dem herbſtlichen Fallen der Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den Brunnen, andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die in den Dorn fallen, ſind die Hoffärtigen. In Hoffart ſieht Hugo mit Berchtold den Grund des Verderbens der Zeit. Hier werden wir erkennen, daß der wackere Schulmeiſter in ſeiner Zeit den Nagel gerade ſo auf den Kopf trifft, wie Thomaſin, als er der ſeinigen das Horoscop ſtellte. Thomaſin ſah ſich nur Einem Stande gegenüber, deſſen Autorität und Herrſchaft damals noch allgemeiner anerkannt war, der die Nation repräſentirte. In dieſer Stellung durfte er in ſeiner Moral den Bezug auf den politiſchen Verkehr mehr aus den Augen ſetzen und ſich ganz auf den inneren Menſchen zurückziehen; dies gab auch ſein Verfahren an die Hand: er redet noch abſtract und allgemein von Tugend und Laſter, während Hugo beides mehr perſonificirt (ſo daß auch nun jene Stammbäume und Verwandtſchaften der Tugenden und Laſter aufkamen, zu denen

Hugo von St. Victor den Hauptanstoß gab), und Brandt gar nur noch von den Thoren und Lasterhaften spricht. Den Thomasin führte nun seine Betrachtung über einen Stand, den er als Stand noch für den Inbegriff alles Hohen und Großen ansieht, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Prinziplosigkeit im Handeln; den Hugo aber die seine auf einen einzigen kolossalen Uebelstand in der äußeren Gesellschaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrschen sieht, sondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem gleichsam privilegirten moralischen Ansehn, sondern alle Stände gleichmäßig dem Grundfehler der Zeit verfallen, wovon selbst nicht das Geschlecht ausgenommen ist, das die galante Ritterzeit von allen Gebrechen lossprach und als den Pfleger aller Sittlichkeit ansah. Diesen Grundfehler sieht Hugo ungefähr in dem stricten Gegentheile von dem, was den Grundfehler der ritterlichen Zeit ausmachte. Dort war es in der That die Selbstvergnüglichkeit, auf der das gedankenlose Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier ist es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes und jeder einzelnen Klasse mit dem, was sie ist und hat. Wir sehen also sogleich, wie Hugo, wenn er unter den in den Dorn gefallenen Birnen die Hoffart, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaaße) versinnlicht, in allen diesen Lastern im Grunde nur Eins und dasselbe meint, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man ist und hat, wie er denn auch in seinen weitschweifigen Definitionen und Bezeichnungen dieser Laster stets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es ist aber auch ganz klar, daß diese ganze Stimmung der Zeit in dem Kampfe liegt, der sich zwischen den untern und obern Classen des Staats entspann, nachdem das Bewußtsein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die sich Geistlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher sind jene Laster, ganz wie bei den Italienern dieser Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weitesten Sinne genommen, in dem sie den politischen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrscher auf die Unterthanen, des Adels auf seine Vasallen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungssucht begreifen. Dieses selbe Thema der unruhigen Strebsamkeit, Erwerbsucht und Unzufriedenheit geht durch die ganze Geschichte, wie durch die poetische

Literatur bis zur Reformation, wo es zur höchsten Verbreitung kommt, und daher erkläre man sich die Sympathie dieser letzteren Zeit mit solchen Gedichten wie der Renner ist.

Indem nun Hugo seine Lehre über die Hoffart verfolgt, zeigt er überall, wie auch trotz seiner großen Weitschweifigkeit und seiner häufigen Excurse der Grundgedanke seines Buchs so fest gewurzelt in ihm liegt, daß man darin zuletzt eine weit tiefere und innerlichere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möchte. Er geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzelnen, wie sich diese Hoffart äußert. Wie Berthold geht er am heftigsten gegen die Weiber zu Felde: man sieht, wie sehr die Zeiten geändert sind. Jede Erinnerung an die Bedeutung des ehemaligen Geschlechtsverhältnisses, jede Achtung vor dem Weibe ist ganz verschwunden; und während ehedem die höfischen Dichter jede Schuld an Unzucht und böser Sitte auf sich nahmen, so gedenkt der Renner (in einer späteren Stelle) in langer Predigt über die Unkeuschheit der Männer gar nicht, und schiebt, als ob sich das von selbst verstünde, alle Schuld allein auf die Weiber. Hier im Anfange des Gedichtes ist sein Eifer gegen die hoffärtige Empfindlichkeit der Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht ist, die an Unzähligen unzählige Fehler und Mängel finden. Er geht auf die Fürsten, das Hofgesinde, den Adel über. Man hört sogleich, es spricht kein Angehöriger des Standes: es ist kein Unmuth mehr über die Verderbtheit dieser Classe, sondern Aufgebung und Verzweiflung an allem Besserwerden; es ist kein Klagelied mehr wie früher, sondern Predigt, Wehruf, Satire voll Bitterkeit, Drohworte und Strafreden; es ist der Niedere, der gegen den Höheren in heftigem Eifer redet, der diesen durchaus nur in seinen Verhältnissen zu den Armen und den Bürgern sieht und feurig wie Berthold wider die Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen gegen die Dürftigen predigt, die jenen den Himmel verschließt (sie ist „des Himmels venster schubel"). Gleich streift Hugo hier auf Neid und Geiz über, auf das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen, wie es auch Berthold nennt). Es läßt sich denken, daß bei diesem Kapitel die Geistlichkeit nicht geschont wird; seitdem die Welt den Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen Bischof mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie bedeckt ist. In den Klagen gegen den Pabst und die päbstliche Gewalt

mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Gesinnung an alle die Männer, die seit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und schrieben. Er blickt auf die Widersetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf die Reaction gegen den Druck der Gewaltigen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg, der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böse Beispiel gegeben, an dem die Cardinäle die erste Schuld hätten, die den Pabststuhl drei Jahre leer gelassen. Nachdem Hugo so die Hoffart der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geistlichkeit nach weltlichem Besitze berührte, geht er auf das trotzige Aufstreben der Bauern über, belehrt sie und tröstet sie über den Ursprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich, spricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und unadeligen Sitten, und von dem Armen, der zum Vogt geworden ist und der wie der Rabe unter den Pfauen sich vor Hochmuth nicht zu lassen weiß. Er geht zu der Hoffart der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligste von allen scheint, da sie nach Gottes Gabe streben und doch nicht demüthig, wie ihnen gebühre, nach Gottes Willen leben. Dies führt ihn auf die Geistlichen und auf ihre Hoffart, die sich in der Uebernahme von sieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unersättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Gesinnung gegen den Stand trotz der Verworfenheit der Individuen theilt er wieder mit Freidank. Die Klosterleute lassen alle Zucht schwinden, unzufrieden streben sie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Eigenthums- und Erwerbsucht untergraben alles Klosterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt sich unter die Kapuze und den Nonnenschleier. Hier ist auch die Stelle, wo er einem Klostergeistlichen eine Klage und Reue in den Mund legt, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er sich, als er noch im weltlichen Stande war, ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zusammenhang auf Geiz und Habgier über, und auf die verschwisterten Laster der Lüge und Untreue, die mit dem Bestreben nach Reichthum allgemein wurden, wie nie vorher. Unter vielem Vagen und Unbestimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakterisirt, der die Tugend des Fastens übt, aber nicht um Gott zu ehren, sondern um Brod zu sparen; der

frei ist von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des Maaßes willen, der die Minne meidet, aber nicht um die Unkeuschheit zu meiden, sondern um nichts zu vergeuden. Er greift vor und streift auf die Unmäßigkeit und das Prassen an König Adolfs Hof über, kommt aber dann wieder zurück auf den Geizigen, auf den bösen Wirth, der seinem Gesinde nichts gönnt, nur bei fremder Kost und nicht bei seiner eigenen froh werden kann; auf die sauren und ernsten Mahle, bei denen man dem Gast die Bissen zählt. Mit dem unruhigen, gedankenvollen, rastlosen Streben nach Erwerb setzt er das Vernachlässigen aller geistigen Beschäftigung und aller geistlichen Lectüre in Verbindung, und ebenso die Sauerkeit der Zeit, über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt, daß die großen Beispiele der Freundschaft unter Griechen und Juden dahin sind; ehedem, sagt er, gingen einfältige Menschen dahin, wo sie ihre lieben Freunde fanden und umhalsten sie mit lachendem Munde und meinten das von Herzen, in süßer Treue einfältiglich, jetzt aber gebehrden wir uns ernstiglich, daß einer den andern ansieht, als habe er ihm ein Leid gethan: und dies kommt von jener unmenschlichen Sauerkeit, die Hoffart und Habsucht zu wege bringen. Er geht auf Diebe und Räuber über, mit denen er den Raubadel so bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Bettelmönche; zweierlei Diebe stehlen, sagt er, welche die Schande unter dem Mantel der Ehre bringen, das sind frommer Leute Kinder (Edle) und Pfaffen. Raub, Sengen und Brennen ist heute unser Brandopfer zum Himmel; ehedem ließen sich Heiden und Juden oft von Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesminne litten die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeistert nur die Habsucht und großes Gut gilt für die beste Weisheit. Er zeigt, wie Richter und Schöffen nur der Habsucht dienen; Sold, Bestechung, irdisches Gut verkehrt dem Richter das Urtheil; gerechte Richter sind nun seltener als schwarze Schwäne und weiße Raben. Heftig, bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juristen und Judisten zu Felde, die das Recht krumm drehen, bei der Nase herumziehen, wenn sie wollen die Muhme zur Base, die Base zur Muhme, den Daumen zum Finger und den Finger zum Daumen machen, die die Processe hinausziehen, bis Jemands Habe vom Roß bis zum Bettelstab kommt, und die die Richter selbst betrügen, so daß, wenn sie den Gewinn theilen, sie selbst Silber, diese aber

Zinn erhalten. Hoffart und Geiz haben zu ſeinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen Pabſt an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo Alles feil iſt, St. Peter ſelbſt, zu dem man den St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder ſei, wenn er nur gibt, ſo ſpricht man ihn heilig; und ſo viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären ſie mit Silber ſtatt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern ſicher ſein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, dieſem Ungeld, dem Uebelſten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Laſterblech Un entſtellt.

In einem dritten Theile behandelt unſer Moraliſt den Fraß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter und eindringender Beredſamkeit das unmäßige Leben, Trunkenheit, Lüderlichkeit und Freßgierde mit all ihrem Gefolge von Widrigkeit und Krankheit ekel und lächerlich zu machen. Wir haben fünf Sinne: der Seh-, Hör- und Riechſinn haben jeder zwei Organe, der Schmeckſinn nur den Einen Mund und doch pflegen wir dieſen mehr als jene alle zuſammen. Juden und Heiden halten mehr Maaß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Menſch läßt ſich zu Unerſättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und ſich begnügt. Man führe den Ochſen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo ſein Neſt iſt, aber nicht der trunkene Menſch. Er geht auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böſes Beiſpiel, auf ſchlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuſchheit über. In dieſen Theilen hört dann die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zuſammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter hier auf die früher behandelten Gegenſtände zurück und entſchuldigt ſich darüber mehrmals. Noch knüpft er hier vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die ſelbſt für uns kaum vortrefflicher zu ſagen ſind. In ſeiner Jugend, ſagt er, merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn ſeine Geſellen zu ihm kamen und mit ihm ſangen und ſprangen, ſo meinte er Alles zu haben, weſſen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern ſehe. Manches Kind iſt jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein liſtiger Fuchs; und wie ſoll das im Alter werden, was ſich ſchon in der Jugend alt macht? Will einer ſeine Freude auf das Alter ſpa-

ren, so hat er seiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt. Ihm graue, wenn er kleine Kinder sehe, die weise Worte reden und ernsthaft sind. — So redet er auch hernach, wenn er auf Bosheit zu sprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in der Schule, die, wenn sie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren drei noch kein Ei gelten, schon des Meisters Meister sein wollten. Doch, wir wollen diesen letzten Theilen des Werkes nicht weiter folgen, wo sich der Dichter vielfach in Abschweifungen, in christliche Mysterien, theologische Streitfragen, Erörterungen über Dichter, Vaterland und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und Lobpreisungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts mehr mit der allgemeinen Anlage des Werkes zu schaffen haben.

Die Achtung vor dem beschaulichen Leben, verbunden mit der gesunden Beherrschung aller practischen Verhältnisse des Lebens machte dies Buch der deutschen Nation beliebt, und setzt es in Eine Reihe mit jenen Dichtern, die früher unter dem Adel zum erstenmale die Begriffe der Humanität ausbreiten wollten und mit den Reformern des 15. und 16. Jahrhunderts. Wie lieb mußte dem Volke dieser Renner werden, da es noch keine Bibel und keinen Katechismus besaß, den Thomasin weniger verstand, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr seiner Gedanken und seiner Ansicht wie seiner Form fand! Denn wie gerne hat die Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt ist, etwas in der Hand, an dem sie das Gewissen regelt und übt! Wie außerordentlich mußten ferner die Wirkungen sein, mit denen solche Bücher wie dieses der Reformation vorarbeiteten! Aus Urzeiten hatte sich der salomonische Spruch und einzelnes Gnomische aus der Bibel unter die unmittelbarste Weisheit des Volks, unter die nationalen Sprichwörter gemischt; jetzt treten Prediger in der Kirche und im Buche, in Prosa und in Versen auf, die die heiligen Schriften vollkommen beherrschen, und die der höfischen Sprache der bisherigen Dichter entfremdet, im Volkston und in derber Verständlichkeit reden, und in dieser eindringlichen Manier in tausend beliebten, der Menge faßlichen Formen die ganze Weisheit der Bibel austrugen und das ganze Reich der Moral nach ihrer Lehre gestalteten. Wie anders mußte da die Uebersetzung der Bibel in einer neubeseelten Sprache, die Verbreitung dieser Bibel in Deutschland wirken, wo sie nichts Neues brachte, sondern nur das Längstbekannte mit

ihrer heiligen Autorität feſtigte und beſtärkte, wie anders hier, als in den romaniſchen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu leſen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unſere Poeſie dieſer Zeiten gegen die auswärtige ebenſo in den tiefſten Schatten ſtellt, wie uns eben dieſe Werke eines Thomaſin und Hugo, die zum Ruin dieſer Romanenpoeſie das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den dieſe Zeiten der Anarchie und der Auflöſung aller politiſchen Bande und aller geiſtigen Cultur, durch die Feſtigung einer großen moraliſchen Kraft mit der Emancipation des Mittelſtandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

Wenn der Renner und ähnliche ſatiriſch-didactiſche Werke als Vorläufer der practiſchen und verſtändigen Weltanſicht gelten müſſen, welche im 16. Jahrhundert den Stand der Religion, des Staates und der Geſellſchaft ganz bei uns veränderten, ſo müſſen wir dicht hierneben die myſtiſche Theoſophie des 14. Jahrhunderts beachten, die den Samen einer neuen lebendigen Frömmigkeit ausſtreute, der im 15. Jahrhundert aufging, obgleich ſie in ihren erſten Anfängen als eine Saat der Ketzerei und des Antichriſtenthums angeſehen ward und erſtickt zu werden drohte. Auch an dieſe Richtung unſerer religiöſen Cultur ſchloß ſich ein Zweig didactiſcher Poeſie an, die überall eine Anlehnung braucht; die Poeſie dient hier blos dem jeweiligen Stande der Zeit und ihren Influenzen. Wir konnten bisher aufs deutlichſte beobachten, daß unſere Literatur ſich überall da eine Stätte ſuchte, wo ſich das Kaiſerthum niederließ, ſo daß die politiſche Bedeutung und die poetiſche Blüthe der einzelnen Theile von Deutſchland immer Hand in Hand ging. Zur Zeit Heinrich's und Friedrich's I. wetteiferten Nord und Süd; in dem anarchiſchen Wechſel, der bald folgt, iſt die Blüthe allgemeiner und aufs äußerſte getrieben; unter Heinrich VII. wendet ſich die Literatur zu den Niederlanden hinüber, wie ſpäter unter Karl IV. nach Böhmen. Wenn die zweite Periode der Ritterromane, die wir vorher überblickten, die verfehlten Verſuche, den Glanz der hohenſtaufiſchen Zeit zu erneuern, etwa ſo darſtellen, wie die Zeit und der Geiſt eines Heinrich VII. im politiſchen, ſo zeigt die myſtiſche Dichtung und Theologie ſeit dem Anfang des 14. Jahrhunderts auf die Bedeutung hin, die ſich die Minoriten an dem Hofe Ludwig's IV. gegen ihren gemeinſamen Gegner Johann XXII. zu ver-

ſchaffen wußten. Bekannt genug aber iſt, wie gerade dieſe Mönche und gerade dieſer Monarch mit unter den Erſten eine entſchiedene Oppoſition gegen die Päbſte begannen, die ſich dann unter Fürſten und Volk fortpflanzte bis zur Reformation, wo ſelbſt Luther des berühmten Tauler Predigten mit ſo vieler Hochachtung las und empfahl. Mit Recht alſo erſcheint dieſe Richtung der Theologie und theologiſchen Poeſie mit an der Spitze, wo von den erſten Verſuchen zur Religions- und Sittenreform in Deutſchland die Rede iſt. Zwar im Anfange trat die neue Lehre der myſtiſchen Religionsphiloſophen als ein im reinſten Sinne des Worts ſpeculatives Syſtem von chriſtlichem Pantheismus auf, das für die Reinigung des moraliſchen Lebens und des religiöſen Wandels wenig zu verſprechen ſchien; allein weiterhin ward durch die kirchliche Verfolgung der kühnen Sätze dieſer Erzväter unſerer deutſchen Speculation allerdings zwar der philoſophiſche Kern ihrer Doctrin ausgebrannt, mit ihm aber auch das, was ſie in weiteren Kreiſen practiſch für immer unfruchtbar gelaſſen hätte. Die Predigten des Bruder Eckart, des großen Meiſters dieſer Schule, auf den die Strasburger Myſtiker Joh. Tauler, Nicolaus,[176] Rulman Merſwin (ein Bürger, Verfaſſer eines Buchs von den neun Felſen), der Coſtnitzer Heinrich Seuſe († 1385), der Brabanter Joh. Ruysbroek[177] († 1381) und Andere ihren gemeinſamen Urſprung zurückleiten, ſind alle mehr für eine auserwählte Geſellſchaft tiefſinniger Geiſter berechnet; die Taulerſchen ſind ſchon weit mehr einem größern Kreiſe gerecht und nehmen den Rückzug aus dem gefährlichem abſtracten Syſteme auf die practiſche Anweiſung zum chriſtlichen Wandel; und auf dieſem Wege ward weiterhin das berühmte Buch des Thomas a Kempis der Schlußſtein dieſes Gebäudes. Wenn auch ſelbſt dann, in der practiſcheren Geſtalt der myſtiſchen Doctrinen, jene Lehre von der Abgezogenheit der Seele und dem Preisgeben des Aeußerlichen und alles Sinnlichen wenig zu einem fruchtbaren Einwirken auf die Sittenzuſtände geeignet ſcheinen ſollte, ſo lag doch aber in dieſer Tendenz und in der äußerſten Conſequenz, mit der ſie betrieben wurde, die Abwendung von der unfruchtbaren Gelehrſamkeit der

176) Einige Predigten von ihnen in Pfeiffers deutſchen Myſtikern t. 1.
177) Einen Hermann von Schildiz nennt Hermann von Fritzlar auch als einen neueren Meiſter, I. 197.

Scholastiker und der dürren dialectischen Cultur des Verstandes, die Reinigung und Läuterung der dogmatischen Lehre von ungefügen und wunderlichen lächerlichen Sätzen. Auf diesem gesäuberten Gebiete nisteten sich dann zwar die Vorstellungen einer an Extravaganzen gewöhnten Phantasie ein, die aber doch eine Wärme des Herzens hervorriefen, unter deren Einfluß die Reinigung der Seele eher zu erzielen war als unter dem Froste der physicalischen Grübeleien über die Geburt Christi. Die Reden unserer Theosophen mochten zwar dem Volke unbegreiflich genug vorkommen, aber sie sprachen doch zu ihm in seiner Sprache und mit der Stimme des Herzens eben so oft, als mit Begriffsdeductionen. Sie wiesen zu einer Einfalt des Lebens zurück, die die Vielen weder begreifen hätten können noch wollen, wohl aber begriff man, was sie von der Einfachheit des patriarchalischen Lebens der ersten Christen predigten, jene Franziscaner des 13. Jahrhunderts sowohl wie diese Dominicaner des 14ten; und die Anwendung, die sie davon auf den anstößigen Prunk des Clerus machten, war am wenigsten dunkel und am wenigsten verloren. Wir haben bisher unter Geistlichen, Adel und Bürgern starke Stimmen gehört gegen Pabstthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden: jetzt aber treten ganze Mönchsorden reformirend hervor, die Geistlichkeit selbst fing an, sich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten sich zu sehr zu den höheren Klassen gewendet, und nur diese zu überzeugen gesucht, die sich zu sehr bei dem Uebelstande im Vortheil befanden, allein die Mönche standen dem Volke nahe, lehnten sich auf dieses, lehrten es in seiner Sprache, in Prosa, in Predigt eine practische Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, sammt ihrer Weisheit und Poesie den Rücken. Wenn für die Religion und Volksmoral die endliche Frucht dieser neuen Regungen eine völlige Rückkehr zu einer gesunden einfachen Lehre war, die von Standesbegriffen und gelehrten Spitzfindigkeiten zur derben Ansicht des Volkes zurückbrachte, so führte die Poesie auf demselben Wege von der Ritterpoesie auf die Volksdichtung über, so wenig das aus den anfänglichen Erscheinungen zu erwarten stand.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der Cultur der Aristokratie eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Theil tritt allmählig in den Vordergrund, und schiebt mit der po-

litiſchen Geltung der vornehmen Klaſſen, der Geiſtlichkeit und des Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung bei Seite. In jeder Revolutionszeit ſucht der fanatiſche Eifer von einem unerträglich gewordenen Uebermaaße verfeinerter oder verwickelter Verhältniſſe auf einen einfachen Stand der Dinge zurückzuführen. Nie iſt dies mit fanatiſcherem Eifer, nie aber auch für einen ſo theuren Gegenſtand geſchehen, als in den Bewegungen die die Reformation vorbereiteten und durchſetzten. Einerlei Drang, der aus dem Beſtehenden hinwegwies auf einen andern Zuſtand, den man damals nur kaum in der wirklichen Welt und dem ſocialen Verkehr für möglich hielt, rief die Secten der Waldenſer und anderer Ketzer, rief die Orden der Mönche und verſchiedene Doctrinen der Theologen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des urſprünglichen Chriſtenthums zurückholen; und alle Symptome der geiſtlichen Cultur ſeit dem 13. Jahrhundert weiſen auf dieſe Zeit und ihre Eigenthümlichkeiten carricaturartig zurück. Im heiligen Franziscus ſtand ein cyniſcher Chriſtus auf; wie dieſer im alten Teſtament, ſo war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes vorbedeutet; er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, und am Ende des 14. Jahrhunderts ſchrieb Bartholomäus Albizzi ſein Buch von den Aehnlichkeiten zwiſchen Franziscus und Chriſtus, und bewies, daß ſich jener dieſem vollkommen gleich gemacht und ihn in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn ſpäter eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, die das Buch den Baarfüßer Eulenſpiegel nannten. Fand Chriſtus an dieſem ſeinen Vertreter, ſo fand ihn Johannes an dem Abte Joachim von Flora oder wer ſonſt der Verfaſſer des ſogenannten ewigen Evangeliums iſt; und dieſer Prophet wirkte mit ſeinen Weiſſagungen ſo auf das 15. Jahrhundert fort, wie Franziscus mit ſeinen Wundern aufs 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armuth die Königin der Tugenden ſei und der vornehmſte Weg zum Himmel; und ſeine Apoſtel predigten das Leben der Märtyrer und erſten Glaubenshelden, als die Geiſtlichen mit dem Adel um die Wette das Räuberhandwerk trieben, und der letzte Grund ihrer Ermahnungen war jener Spruch des Erlöſers, der den neuen Chriſtus zuerſt zu ſeiner Ordensſtiftung bewogen haben ſoll, daß man von zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streich auf Einen Backen, den andern zum zweiten hinreichen ſolle. Und dies

predigte man, als sich gerade die Stände theilten und haßten, Misgunst, Neid und Erwerbsucht allen Eigennutz steigerte und alle Sicherheit der Person und des Besitzes aufzuhören anfing. Auch die äußeren Verhältnisse gestalteten sich also in diesen Zeiten zu einem solchen Gegensatze zu den neuen oder aus den alten wieder aufgenommenen Evangelien, in dem bei ihrem ersten Erscheinen diese selbst zu der Gesunkenheit der alten Welt standen. Die Gelehrsamkeit der Geistlichen, der Besitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchalischen Urzeit verschmäht. Doch zeigte sich schon bei Lebzeiten des Stifters dieses strengsten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrsamkeit zu verbannen, noch diese Armuth zu üben in solchen Zeiten leicht möglich war; und namentlich in Deutschland waren die üppigsten Auswüchse dieser Lehre nicht zu finden, wo schon im 13. Jahrhundert Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verspottete, sondern sogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzerischer Satzung nennt; und wo im 14. Jahrhundert um Ludwig IV. jene gelehrten Minoriten sich sammelten, deren Schriften dem päbstlichen Ansehen so gefährlich wurden. Fortwährend waren ja auch die Kämpfe der mildern Parthei der Franciscaner mit der strengern, den Spiritualen, die auf dem völligen Wegwenden von der äußern Welt bestanden, im Gange; im 14. Jahrhundert erhielten die letzteren wieder einen bedeutenden Anhang; im Hermann von Fritslar wird es aufs neue verlangt, der Mensch solle kein Eigenthum besitzen, es sei denn jedem anderen ebenso bereit und gegönnt bei ihm, wie ihm selbst; er solle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf, weder rechten noch unrechten; er solle kein Gut fordern, weder vor geistlichen noch weltlichen Gerichten; er solle sein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten u. s. w. [178]). In einem Manne wie Kaiser Ludwig schien sich dieser Kampf abzuspiegeln, denn für sein Schwanken zwischen Demuth und Opposition gegen die Kirche, für seine Bereitwilligkeit, jetzt die irdische Krone der himmlischen, jetzt diese jener zu opfern, wird Mannert schwerlich den gewünschten Aufschluß in archivalischen Nachrichten finden, sondern nur in dem ganzen Geiste der Zeit. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung auch schon im Renner sich

178) Cod. Pal. N. 114. f. 84.

finden, ſo würde doch Hugo die Schwärmereien der Myſtiker, wie ſie bald nach ihm laut wurden, nicht gebilligt, er würde vielmehr wie ſein Vorbild, Hugo von St. Victor, auf die affectirte Gottesliebe dieſer Verzückten ſchief geblickt haben, die ſich mit eingebildeter Uneigennützigkeit und Selbſtverläugnung täuſchten, und vor deren geiſtlicher Hoffart einzelne Verſtändige und Nüchterne ſchon damals warnten. Es verarge mir Niemand, wenn ich von dieſen Männern und ihren Lehren mit einiger Geringſchätzung rede, und Niemand lege mir es für Einſeitigkeit aus. Wenn man die Theoſophen jener Zeiten den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten und Grübeleien, ihr reines gottſeliges Beſtreben und ihren ascetiſchen Wandel der Disputirfertigkeit der Ariſtoteliker, den phantaſievollen Schwung ihrer Schriften und ihrer mühſeligen Andacht und Frömmigkeit der kalten und unfruchtbaren Methode der gelehrten Theologen gegenüber ſieht, ſo wird ſich jeder gerne auf ihre Seite ſtellen, da ſie einer practiſchen Religioſität immer viel näher ſtanden als die grübelnden Philoſophen, da ihre Allegorien und Viſionen doch noch die Phantaſie und das Herz berührten, während die lächerlichen Unterſuchungen über die Gründe der Menſchwerdung Gottes und das Weſen der Dreieinigkeit nur den dürrſten Verſtand beſchäftigten, und da große und wahre Frömmigkeit, auch wenn man die Selbſttäuſchung abſtreift, immer zurückbleibt. Ja, wenn man einen Blick wirft auf den Zuſtand der äußern Welt, die Ausartung des Clerus, den Aberglauben, die troſtloſe Stagnation in allen größeren Verhältniſſen des Staates, und im Kleinen auf den herrſchenden Raub, Mord und Eigennutz, ohne daß Eine große Seite in der Geſchichte entſchädigte, ohne daß Eine Freude des Lebens übrig geblieben wäre, die in der noch herrſchenden Claſſe ſchon ſeit dem Stricker gewichen war, und wenn man ſich erinnert, welche viel ärgere Erſcheinungen noch die Seuchen, die Erdbeben, die Heuſchreckenzüge, die Hungersnöthe, mit denen der Himmel durch dies 14. Jahrhundert die Menſchheit heimſuchte, in dieſen Zeiten hervorbrachte, wer wird da den kleinen Schritt von dieſer unerfreulichen äußeren Welt weg auf das Innere und das Leben der Seele nicht begreiflich und verzeihlich finden, wo man ſich jeder leidigen Berührung entziehen, und im unmittelbaren Verkehr mit dem Guten und Schönen verharren konnte; wer wird nicht ſelbſt die Energie gern aner-

kennen, mit der ein Ruysbroek, ein Tauler, von aller Halbheit entfernt, dieſer Welt den Rücken kehrten, mit der ein Thomas a Kempis ſehr bezeichnend im Beten, Faſten und Wachen ſelbſt eine größere Thätigkeit erblickt als im Handeln in der äußern Welt. Allein im Ueberſpringen von Extrem zu Extrem liegt nie etwas Großes: und zu lange haben wir uns in der neuern Zeit hinreißen laſſen von einem Reſt jener Freude am Selbſtquälen, an Zerriſſenheit und Seelenkampf, von einem Stolz auf die nur ſcheinbare Kraft, die in jeder extremen Anſicht und Handlungsweiſe liegt, und unſere Jugend brütet immer noch lieber im Halbdunkel halbverſtandener Grillen von innerem Unglück und Jammer, als daß ſie nach Maaß und Ordnung für ihre verwirrten Seelenzuſtände ſuchte. Der Rückfall von Einer Extravaganz in die andere iſt dann jedesmal unausbleiblich. Das ward auch damals deutlich: denn wer ſollte es glauben, daß Anhänger der myſtiſchen Schule, die im 14. Jahrhundert die Schmach des Backenſtreichs lieber zweimal tragen als einmal rächen wollten, im Anfang des 15ten die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords auf Kirchenverſammlungen öffentlich vertheidigten und approbirten, oder wer ſollte meinen, daß dieſe Menſchen ſo voll heiliger Gottesliebe von ſo häßlichem Menſchenhaſſe glühen konnten, mit dem ſie andere geiſtliche Orden, abweichende Zweige ihres eigenen, Ketzer und Juden verfolgten! Denn freilich, wie ſollten ſie auch andere Menſchen ſchonen, die ſich ſelbſt nicht ſchonten! Denn nur mit einer anderen Art Donquixotterie wollten ſie, wie die Ritter um ihrer Frauen, ſo dieſe um ihres Gottes willen gerne Schlaf und Speiſe und Trank aufgeben, jede Stimme der Natur um der ſtörungsloſen Andacht willen unterdrücken, jede Stimme der Vernunft mit dem Glauben übertäuben. Wie dort in der Qual des Dienſtes, im Gehorſam und Entbehren ein Verdienſt geſucht wird, ſo hier im Opfer des Willens und des Begehrens, in Selbſterniedrigung und Flucht des geſelligen Verkehrs. Zum Verwieſenen von der Erde ſoll man ſich machen und in der Mönchstracht des Abgeſchiedenen von der Welt den Menſchen wie ein Narr erſcheinen, man ſoll das beſchauliche Thun der Maria vorziehen dem dienſtfertigen der guten Magdalene, ein geiſtlich ſchauendes Leben ſoll in uns geweckt werden, das ein ſterbendes Leben, ein lebendes Sterben ſei, das uns be-

fähigt, uns von allem Sichtbaren frei zu machen, in eine Ledigkeit und Müßigkeit die Seele zu versetzen, in der wir mit Gott zusammenfallen, in innerer Abstraction in seiner Vereinigung bleiben, uns in den Abgrund seines Wesens versenken können. Der Körper soll abgetödtet werden, man nimmt zum Zwecke des Lebens den Tod, man verzückt den wachen Geist in Träume, und reißt den rührigen Körper zum Schlafe, um auch schon bei Lebzeit die kothige Wand des Leibes umzuwerfen, die uns allein hindert, schon hier den seligen Zustand der Engel zu erreichen. Jede Thatkraft und Lebenslust wird hier vernichtet, jeder gerade Gedanke überspannt, jede Empfindung überreizt, die Einbildung mit Bildern überladen, die Seele aufgeregt in üppigen Vorstellungen von einer beseligenden Hochzeit mit Gott, mit dem geistlichen Bräutigam. Alle Strenge eines heiligen Bernhard oder Augustin gegen das weltliche Gelüste kehrte wieder, von denen der Eine sagte, hätte je Maria nach einem ihrer Schuhe gesehen, wie er ihr stehe, so wäre sie nicht Gottes Mutter geworden, und der andere beichtete und bereuete, daß er über die Beobachtung eines von Hunden verfolgten Hasen die Zeit verloren habe; die Werke des Einen wie des Anderen sind auch neben Bonaventura Hauptquelle der mystischen Weisheit des 13. und 14. Jahrhunderts geworden. Wie soll man dergleichen in einer Zeit hervorheben, die marklos und thatenlos ohnehin genug ist, und so viele Neigung zur Rückkehr in dieses Unheil verrathen hat!

Den großen Zweck, den die mystische Theologie von ihrer moralischen Seite hatte, die Herstellung unverwickelter Verhältnisse und einfacher Grundlagen zu dem Fortbau eines regenerirten geistigen Lebens, hat sie in jenen Zeiten erreicht, diese historische Anerkennung muß ihr sicher bleiben; aber ihrem Herüberwirken in eine Zeit, die unter ganz anderen Bedingungen steht, die einen Reichthum des geistigen Lebens nicht entbehren kann und ihn noch lange nicht so weit gesteigert hat, daß eine Reaction dagegen nöthig wäre oder Erfolg hoffen könnte, ihren practischen Einflüssen auf unsere Zustände, wo sie nur traurige Irrungen anrichten kann, muß man sich widersetzen. Anders verhält es sich vielleicht mit der Betrachtung des ursprünglichen Stammes, jenes rein speculativen Systems, an dessen Zweige sich jene ascetische Moral als zeitgemäße Frucht ansetzte. An sich betrachtet, gibt dieses System die reine Befriedigung eines philosophischen Kunstwerks, die Freude, die jedes streng

cohärente Ganze macht; es hat hiſtoriſch die Bedeutung, daß es den Grund aller unſerer tranſcendentalen Wiſſenſchaft bildet und die wunderbare Anlage unſerer Sprache für Abſtraction und Speculation gleich mit dem Beginnen in einer merkwürdigen Fülle und Tiefe aufſchließt; verpflanzt auf unſern Boden (wie denn die Ueberwirkung dieſer Philoſophie auf den Spinozismus und Hegelianismus evident iſt) würde dieſes Gewächs, unter anderem Himmel und auf anderem Grunde gepflegt, ohnehin ganz andere Früchte tragen, als es in jenen Jahrhunderten getragen hat. Auf das Fundament der ganzen myſtiſchen Religionsphiloſophie in Deutſchland iſt neuerdings philoſophiſcherſeits (von Hegel ſelbſt) und theologiſcherſeits [179]), offenſiv und defenſiv, wieder hingewieſen worden: auf die Schriften des Dominicaners Heinrich Eckart († vor 1329). Er war in heidniſcher und chriſtlicher Philoſophie gebildet, erſt Schüler, dann Lehrer in Paris, ſeit 1304 Provinzial ſeines Ordens in Sachſen, dann Generalvicar in Böhmen, ſpäter wahrſcheinlich in Strasburg mit den Begharden in Verbindung gekommen; nachher lehrte er in Cöln ſeine Neuerungen, wo der Hauptſitz der Brüder des freien Geiſtes war, mit deren Lehren wie mit denen der Begharden die Eckartſchen Verwandtſchaft haben, und neben denen ſie von der Kirche verdammt wurden. Die äußerſten Spitzen dieſer Sätze brauchen wir nur anzudeuten, um zunächſt nur für unſere Zwecke klar zu machen, daß dieſe neue Philoſophie auf die deutſche Dichtung nicht einmal ſo viel herüberwirken konnte, wie die ſcholaſtiſche Theologie auf die gnomiſchen Dichter, oder wie die geſchichtliche Ueberlieferung auf die hiſtoriſche Poeſie; und dies darum, weil jener Meiſter der Speculation das Gebiet der Philoſophie ſcharf umzeichnete und keine Miſchung der Grenzen geſtattete. Wir geben aus den reinern Quellen [180]) nur die oberſten und letzten Sätze, auf welche dieſes ſtrengſte Syſtem practiſcher und theoretiſcher Abgezogenheit hinausläuft, möglichſt in den originalen Ausdrücken

179) C. Schmidt in den Theol. Studien und Kritiken. 1839. II.

180) Nicht aus den Reden, die im Anhange der Baſeler Ausgaben der Tauleriſchen Predigten gedruckt ſind, ſondern aus zwei Handſchriften, wovon die Eine verloren geglaubt war, und deren abſchriftliche Mittheilung ich Herrn Pfeiffer danke, der ſie nun in der Kürze in den weiter zu erwartenden Bänden ſeiner Myſtiker dem Druck übergeben wird.

selbst: Aller Dinge letztes Ende ist die verborgene Finsterniß der Gottheit, da Gott sich selber unbekannt und unbewußt ist; Gottheit und Gott ist verschieden, wie Nichtwirken und Wirken; das Wirken der Gottheit, das Wesen Gottes, Gott selbst, tritt mit dem Bekennen (Erkennen) seiner selbst ein, denn sein Erkennen ist sein Wirken; sein Erkennen und sein Wirken ist sein Wesen; er ist blos Wesen, das einzige Wesen, das da ist; alle Eigenschaft abgezogen und abgeschieden und abgeschüttet, daß nichts bleibt, als ein einziges Ist, das ist die Bezeichnung Gottes; in diesem Ist, diesem Wesen, sind alle Wesen, alle Creaturen inbegriffen. Mit dem Eintritt des Selbstbewußtseins in die Gottheit, des Lichts in die Finsterniß, der Offenbarung Gottes in sich selbst, ist der ewige Ausfluß aller Dinge aus Gott gegeben, der in sich selbst verfließt; in diesem ewigen Ausflusse bleiben die Dinge ohne Maaße (Erscheinung); der ewige Ausfluß ist bloße Offenbarung Gottes in sich selbst; alle Creatur fließt darin aus, ohne sich selber, da ist sie Gott mit Gott. Alle Dinge sind nicht von ihnen selber, sondern sie sind gewirkt von einer Sache (causa), die ihr selbes selber ist, das ist der Vater; und aller Dinge Abbild ist der Sohn. Des Vaters Anblick seiner eigenen Natur, der Wiederblick seiner Natur, das ist sein Sohn; vor aller Schöpfung hat der Sohn vor dem Vater, der Vater vor dem Sohn gespielt in einer schwebenden Stille; beider Spiel mit einander, ist der heilige Geist, an dem sie beide spielen und er mit beiden; das Spiel ist dasselbe, was es ist, woran sie spielen: ihr Spielen und der Gegenstand ihres Spieles ist Eins; ihr gegenseitiges Lieben ist Eins mit dem Gegenstand der Liebe, so ist das Wesen, das sein selbes Wesen ist, in sich selbst verschlossen, und Eigenschaft in Wesen aufgelöst. Hätte der Bildner aller Dinge in dem Vater nicht ewig geschwebt, so hätte der Vater nichts wirken können, darum mußten mehrere Personen sein als Eine; denn an dem ewigen Ausflusse ist der Sohn von dem Vater ausgeflossen in alle Dinge, mit ihm, und nicht allein; der ewige Ausfluß ist die Ursache aller Dinge in der Ewigkeit. Von ihm verschieden aber ist der Ausfluß in der Zeit, da die Dinge geschaffen sind aus Nichts, da sind sie nicht mehr Gott in Gott, sondern Creatur, nicht mehr ohne sich selbst und ohne Maaßen, sondern mit Maaßen, zu Form und Erscheinung gekommen. Die Welt ist nicht ewig gewesen in dieser zeitlichen Erscheinung, sondern nur ewig in Gott; ursprünglich

sind die Dinge nichts an sich selbst, sondern Gott in Gott, und darum streben sie hinauf zu ihm und er fließt in Alles aus, besonders aber in die menschliche Seele. Denn dies sind die drei großen Schöpfungen, da Gott das Werde sprach: in der Ewigkeit, in der drei Personen Einung in göttlicher Natur; in der Zeit, in der Einung göttlicher und menschlicher Natur in Einer Person, und in der Ewigkeit und Zeit, in der Einung der Seele mit Gott, die ist besser und höher, als wenn ein Mensch alle Werke thäte, die alle Creatur thut. In dieser Einung war Adam vor dem Falle, da hatte er alle Creatur an seiner obersten Kraft, wie der Magnet seine Kraft gießt in die Nadel und mit einer viele andere an sich zieht; als er aber seine oberste Kraft von Gott schied, da fiel er mit allen seinen Kräften und mit aller Creatur. Nun strebte aber diese, einen Menschen zu schaffen, der wieder in die Einung käme, in der Adam war, der alle Creatur zu der Einung erhöbe, in der sie mit der menschlichen Natur war, und die menschliche zu der, in welcher sie mit Gott war. Das ward vollbracht an Christus, da er sprach, ich will alle Dinge an mich ziehen. In ihm stund Alles in einer geordneten Einung mit der obersten Kraft; und so geschieht es dem Menschen, der sich mit Christus vereint, in ihm werden alle mannichfaltige Dinge gesammelt; da wird man ein Gott; alle Creatur ist ein Mensch, und der Mensch ist Gott an Christus Person. Darum ist Christus Mensch geworden, daß der Mensch Eins werde mit ihm; die Seele soll sich mit Gott vereinigen, und daß dies desto sicherer geschehe, soll sie ledig aller Dinge, aller Creatur überdrüssig werden, das Weltliche ertödten und nur den Geist Gottes in sich leben lassen, und daß auch dieser desto freier wirke, soll sie Gott selbst ihren freien Willen anheim geben; sie soll sich der Sinne begeben und der niedern Seelenkräfte und ihrer Werke, daß allein die oberste Kraft der Vernunft wirke mit Gott, oder vielmehr ihn wirken lasse ohne Hinderniß. So wirkt er seine Göttlichkeit an ihr und wieder sie an sich, das ist das Wesen der Vollkommenheit. Die Seele hat keinen heimlicheren Zugang zu Gott, als mit Nichts zu Nichts, darum soll sie sich sinnlicher Dinge ermüßigen, denn ein einziger Anblick der Blosheit, die Gott ist, reiniget mehr die Seele als alle Werke der Christenheit. Darum liegt auch der Kern des ewigen Lebens mehr im Verständniß, als in der Liebe, denn die Vernunft geht grade auf zu Gott, die Liebe

aber kehrt sich zu dem, was sie liebt und nimmt davon was gut ist; Verständniß nimmt das, wovon es gut ist; Honig ist das süßeste, die Liebe nimmt Gott insofern er süß ist, aber Verständniß insofern er Wesen ist. Darum, wie lauter und unschuldig die Werke sind, die da vollbracht werden in dem Lichte der Seele, so sind die noch unschuldiger, die da innen bleiben und in dem Geist, und nicht herauskommen. Da nähert sich die Seele ihrem Zustande nach dem Tode, wo sie in die Gottheit geworfen wird, ihre Individualität (ihr Icht) verliert, im Antlitz Gottes begraben; da sie aller Creatur unbekannt, ihr aber alle Creatur bekannt wird. — Man erkennt aus diesen letzten Sätzen, wie wenig diese Lehre auf den practischen Wandel unmittelbar überwirken konnte, und eben so sehr aus dem Ganzen, wie wenig Verbindung mit Poesie, Phantasie und plastischer Anschauung sie zuläßt. Der Meister, der seine Weisheit von Gott begehrt, und alle Offenbarungen seines Geistes übernatürlich von der Gnade empfängt, verschmäht mit seinem Lehrer Augustinus die empirische Erkenntniß, die Bilder aufnimmt wie das Auge; und die geistigere, die von sinnlichen Dingen Bilder nimmt; er verschmäht es also die factischen Texte der Bibel einfältig zu nehmen, wie sie sind, und verschmäht sich bei der Lehre und bildlichem Sinn der Gleichnisse zu begnügen; er sucht nur die Erkenntniß der Engel, die erkennt ohne Bild und Gleichniß, wie es inwendig ist in dem Geiste. Seine Predigten sind daher schon von denen seines Schülers Tauler verschieden, und noch weit mehr von denen des David und Berthold; sie sind Schulreden voller Citate und Autoritäten aus Heiden und Christen, voller Erörterungen oder Schulfragen und voll von friedlicher Polemik [181]).

181) Das Fragment einer Predigt dieser Art ist auch das Stück, dem Docen in den Miscellaneen 1,140 den Titel: „Von der wirklichen und möglichen Vernunft" gegeben hat, und das mit diesem unpassenden Titel in lit. Handbücher eingetragen ist. Es ist gegen unseren Eckart gerichtet und ich theile seinen Inhalt hier darum gern mit, weil er in einigem das gleich zu analysirende Gedicht von den 7 Graden zu erläutern dient. Es ist eine Streitfrage, wie der Mensch selig sei. Einige sagen, die Seligkeit sei ein so großes Gut, daß Gott sie keinem Menschen von Natur mittheilen könne, sondern daß sie ihm durch übernatürliche Kraft, durch Gnade, durch das Licht der Glorie gegeben werde. Meister Eckart spricht: Seligkeit liege darin, daß man Gott leide oder sich mit ihm vereine, denn dies sei eins: wo nämlich zwei Dinge sich vereinen,

Das ſinnliche Element, das zur Kunſt unentbehrlich iſt, entſchwand den Dichtern, die ſich in Deutſchland an Materien dieſer Art verſuchten, noch mehr als unſeren Gnomikern, die wir vorhin kennen gelernt haben. Wir wandten aber auch wenig Sorgfalt auf dieſe Gattungen an, die der Poeſie überhaupt fremd liegen. Dante hat in dieſer Gattung eine dichteriſche Größe bewieſen, die eines beſſern Objectes werth war. Was ſich in Deutſchland Aehnliches zeigte, ſteht hinter ihm ſo weit zurück, blieb ſo roh und unentwickelt und fiel ſo entſchieden in Proſa herab, wie die Ritterromane dieſer ſpätern Jahrhunderte gegen Arioſt, oder auch wie die engliſchen und deutſchen Myſterien hinter Calderon, in deſſen merkwürdigen Autos dieſe Gattung eine Vollendung wie nirgends ſonſt erhalten hat. Wenige Stücke ſolcher myſtiſcher Poeſie beſitzen wir in der

---

da muß das Eine das Andere leiden, wie Holz das Feuer. So nun leide der ledige, leidende Geiſt das vernünftigere Wirken Gottes: denn Gott iſt ein vernünftiges Wirken, ſein Weſen iſt ſein Wirken. Gegen dies geht nun unſer Theoſoph zu Felde: Etwas, ſagt er, ſei in der Seele, deſſen Weſen gleichfalls vernünftiges Wirken ſei, und dies ſei ſelig von Natur (während jene bloße Seligkeit durch Gnade zugaben). Jedes vernünftige Weſen ſei ſelig von Natur. Der vernünftige Menſch aber ſei blos darum nicht ſelig von Natur, weil in ſeiner Seele noch eine andere Vernunft, die mögliche, leidende, nicht wirkende, ſei, welche dem Geiſte eigen iſt, inſofern er dem Zeitlichen angehört in dem Körper. Könnte ſich die Vernunft einfach, ohne ein Medium zu der wirkenden Vernunft kehren, ſo wäre der Menſch hier ſchon ſelig wie dort: „denn das iſt die Seligkeit des Menſchen, daß er bekennet ſein eigen Sein in der Weiſe der wirkenden Vernunft.“ Dieſe leidende Vernunft aber kann durch Gnade eben ſo ſelig werden, wie die wirkende von Natur iſt; dieſe letztre bedarf der Gnade nicht (und darum iſt Natur beſſer als Gnade), denn ſie fließt aus Gott und kehrt dahin zurück, ihr eigenes Wirken iſt natürlich, es iſt ihr Weſen; ihr Weſen und Wirken aber beſteht darin, daß ſie Gott ſieht und liebt ohne Medium, und darum iſt ſie ſelig von Natur. Die mögliche Vernunft aber kann durch Gnade werden, was dieſe durch Natur iſt; ſie muß alſo ſtreben, dieſer Gnade theilhaftig zu werden. Dies wird ſie dadurch, daß ſie ſich von dem Körperlichen ledig macht; denn iſt ſie dies, ſo kann die wirkende Vernunft ſie überformen, Eindrücke auf ſie üben, ſo daß ſie ihrer Ledigkeit los wird und des Wirkens theilhaft. Wie die oberſte Vernunft es von Natur hat, daß ſie ſelig ſei, ſo hat es dann dieſe durch Gnade. In ihrem Gottſchauen liegt dann ihre Seligkeit, und der Verdammten Hölle iſt nichts, als daß ſie ſich durch Sünden dieſer Ueberformung beraubt haben (denn alles Andere, was man von der Hölle ſagt, ſind nur Bilder für grobe Köpfe). —

Literatur des 14ten Jahrhunderts, die ſich zu dem Renner ganz ſo verhalten, wie unſere theoſophiſchen Prediger zu dem Volkslehrer Berthold. Derſelbe Mann, der die Abhandlung über das Abendmahl proſaiſch ſchrieb, die in einer der letzten Noten erwähnt ward (er nennt ſich einen Mönch von Heilsbronn), und der an der poetiſchen Behandlung dieſer heiligen Materien Anſtand nahm, hat doch auch einige andere Stücke gereimt und zwar mit nicht geringerer Fertigkeit, als er in ſeiner Proſa gezeigt hat. Das erſte iſt das Buch der ſieben Grade [182]), dem Inhalte nach verwandt mit den fünf Graden der Liebe, die Dionyſius ſtatuirt, der Form nach an Vieles bei Dante, bei St. Bernhard, Bonaventura und Aehnlichen erinnernd. Der Dichter unternimmt ſein Werk, obgleich er nichts von heiligen Dingen zu wiſſen geſteht, hofft aber, daß Gott, der Bileam's Eſel reden machte und wohl einen Stummen ſprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit lehren könne. Ezechiel, iſt ſein Text, ſah in einem Geſichte einen Tempel, zu dem ein Thor mit ſieben Stufen führte. Der Tempel bedeutet das Himmelreich, die ſieben Stufen ſiebenerlei Gebete, in denen die reine Seele ſtufenmäßig hinauf in das Himmelreich geht. Die erſte Stufe iſt das Gebet, das von trockenem Herzen geht, zerſtreute, andachtsloſe Worte, unter Störung der Andacht durch Aeußerlichkeiten. Die zweite iſt Reue und Buße, Wachen und Beten, Peinigung und Kaſteiung: auf dieſer Stufe ſtand Magdalena. Auf der dritten Stufe lodert in dem Menſchen eine neue Minne auf, welche die Furcht austreibt, die noch auf der zweiten manche Thräne vergoß; die Miſſethat ſchmilzt, Vertrauen und Hoffnung beleben ſich, und Liebe zu Gott, die dem Menſchen jedoch mehr zu ſchaffen giebt, als die Furcht vorher. Der vierte Grad gebiert die Gnade, wenn im Gebet die Seele mit Gottes Liebe übergoſſen wird, ſo daß die äußeren Sinne erſtarren und die reine Seele in ſüßem Harren brennt, bis ſie in dieſem Feuer eine neue Gluth gewinnt, kraft der das Herz nun unſeres Herrn ſelbſt begehrt. Noch aber zeigt ſich der Herr zornig gegen ſeine Traute, als ob er ihre Be-

182) Cod. Pal. N. 417. f. 63. Eine Proſa verwandten Inhalts (von den Staffeln des Gebets) und Eine von der Menſchwerdung Gottes, die ſchon darum Intereſſe genug darbieten, weil ſie älter ſind, als unſere Poeten und Prediger dieſer Schule, hat Pfeiffer in dem erſten Bande ſeiner Myſtiker mitgetheilt.

gier verſchmähe, die doch er nur mittheilt, und lange läßt er ſie ſchmachten, um ſie mehr zu locken und zu reizen. Die Seele verſenkt ſich ſo in Minne, daß ſie in der Trunkenheit die Gottheit und ihre Majeſtät vergißt und Gott ihren Trauten nennt. Er tadelt ſie um ihre Verwegenheit und zieht ſie abſtoßend an. Im fünften Grade wird die ſtete Andacht zur natürlichen Gewohnheit und wäſcht jede kleine Schuld ab; Gott ſcheint jetzt unter allen Creaturen allein auf dieſe Seele ſein Auge gerichtet zu haben. Die Andacht tobt in ihr nun ſo, daß alle äußern Sinne erſterben und alle fleiſchliche Luſt weicht, daß die offenen Augen nicht ſehen, die offenen Ohren nicht hören, ſo daß der Menſch alsdann der Welt wie ein Thor erſcheint. Die Sünden werden nun von Gottes Barmherzigkeit bedeckt, ja ſie kommen der Seele zu Gute. Sie bildet ſich nun nach Gottes Bild, dem ſie zuvor durch Sünde ungleich geworden, ſie ſchmilzt wie Wachs und wie dieſes das Siegel, ſo nimmt ſie rein Gottes Bild in ſich auf. Wie in dieſem Grade zwiſchen Gott und Seele Gleichung ward durch ihre Blicke, ſo wird im ſechſten Grade Einigung zwiſchen ihnen, wie zwiſchen Gott, Vater und Sohn, nur daß dieſe Einigung eine natürliche und ewige iſt, jene aber von der Gnade bewirkt. Die Seele iſt hier in dem Zuſtande, wo ſie nichts anders will und thut, als was Gott thut und will, wo ſie ihn liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe, wo ſie die Liebe empfindet, die Chriſt empfand als er Menſch ward, damit wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dies iſt der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde ſtehen. Das ſiebente Gebet ſpricht die Seele ſchon vor Gott ſelbſt, entledigt des Körpers, ſchauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von dieſem Grade ſagte Jeſaias, daß kein Auge je dieſe Freude ſah, kein Ohr ſie hörte. Darum will der Dichter nicht ſeinen Athem verſchwenden; denn wer könne ſagen vom lichten Scheine in den die Engel gekleidet ſind, ihre ſchöne Ordnung, den Harfenklang und ſüßen Geſang der Patriarchen, dieſe Freude ohne Trauer, dieſen Frieden ohne Krieg, dieſe Wahrheit ohne Lug, dieſe Luſt ohne Noth, dies Leben ohne Tod.

Von allen Bildern und Vorſtellungen der Myſtiker nahm die Poeſie am liebſten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf, und ſie war auch die, welche noch am verträglichſten mit der poetiſchen Behandlung war. Der Grundgedanke dazu

fand ſich in der Auslegung des hohen Liedes, das in Paraphraſen bekanntlich ſchon ſehr früh ins Deutſche übergegangen war, auch im 13. Jahrhunderte durch Bron von Schonebecke [183]) und, wie wir ſchon hörten, durch Frauenlob wohl erſt im 14ten eine poetiſche Behandlung erfuhr. Die Seele, die ſich nach Gott und ſeiner „Gemahlſchaft" ſehnt, heißt die Tochter von Syon, im Gegenſatze auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, dem Weltkinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel, der Seele, die bereits auf dem Thron der Freuden ſitzt. Von demſelben Verfaſſer, von dem das vorige Stück iſt, rührt auch der heilige Alexius, von dem Graff in der Diutisca den Anfang [184]), und die Tochter von Syon her, die er ganz mittheilt. Die ſehnſüchtige Seele führt ſich redend ein; allegoriſche Figuren treten dialogiſch hinzu. Cogitatio quält ſie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathloſigkeit; der Glaube tröſtet ſie, ſie ſolle alle vergängliche Freude laſſen, ſich reuig an Jeſus halten und über ſich ins Himmelreich blicken. Die Zuverſicht, in Gottes Küche die Küchenmeiſterin, beſtärkt ſie in dieſer Weltverachtung und weiſt ſie an die Weisheit. Dieſe wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armuth, Barmherzigkeit, Gehorſam und Keuſchheit; ſie ſolle verleugnen wer ſie iſt, hoch über ſich empor fliegen durch alle Chöre zum oberſten Chor: dann werde der Liebſte ihr entgegen gehen und ſie mit Armen umfangen, mit Gnade übergießen, ſie in ſeine Trinität führen, ihr ſeine Majeſtät zeigen, ſie bei der Hand leiten ins Land der Engel, und ſie da ſpeculiren und ſich ſelbſt contempliren laſſen, bis ſie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne weiſt ſie noch näher zu dieſer Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio ſei. Minne und Gebet führen ſie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trifft mit ihrem Geſchoſſe den König auf ſeinem Thron, ſo daß er die Seele minniglich in ſeine Arme nimmt und ſie ſich vereint. Gemahl, ſpricht er, ſei gewiß ich laſſe dich nimmer mehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man ſieht, wie weit dies Thema führte. Nun kamen bald die plumpen Meiſterſänger des folgenden Jahrhunderts an dieſe Liebkoſung Gottes, und

183) Bragur, 1, 2. S. 326.
184) Das Ganze in Maßmanns Alexius.

man findet dann schon im Beheim inbrünstige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie diese: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich sehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchstes Heil, du süßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Lust und Kurzweil, Altissimus, höchster Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmlischer Bräutigam, dich besitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht von einem Bruder Lamprecht v. Regensburg, das zu Ehren des Provinzials Gerhard, noch zu Ende des 13. Jahrhunderts gedichtet ist, und von dem das vorhergegangene eine etwas spätere, kürzere Variation ist. Da ich das Gedicht selbst nicht kenne, offenbar aber nach dem Auszuge, den Welcker daraus mitgetheilt hat [185]) der Inhalt mit weniger Verschiedenheit und nur in größerer Ausführlichkeit derselbe ist mit dem unseres kleineren Stückes, so gehe ich um so weniger darauf ein, da ohnehin in dieser Sphäre die Gedankenarmuth gar zu groß ist. Sonst wäre vielleicht manche interessante Notiz aus dem Gedichte zu ziehen; wohin ich z. B. die Bemerkung des Bruders rechne, nach welcher jene Kunst, die die oberste Weisheit in Christ setzt, hauptsächlich in seinen Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgestanden sei, weil im Weibe, wie der Minorit beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr sanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne schneller die Begierde entzündet, daß sie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel schwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk ist. Damit muß man denn die Briefe Heinrich's von Nördlingen an Margarete Ebner zusammenhalten; und das Leben der Adelheit Langenmann, die so vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloster bei Nürnberg ein Trost ward, die durch das Interdict, das unter Ludwig IV. auf dem Lande lag, rathlos waren.

Wenn diese Stücke sich einfach auf dem Gebiete der mystischen Speculation aufhalten, ohne irgend poetische Prätensionen zu machen, so gibt es wieder andere, die eine gewisse dichterische Farbe suchen und sich zu gewissen poetischen Gattungen neigen, die in der Zeit cultivirt wurden. Dahin würden wir den Anticlaudianus des Alanus ab insulis (aus Ryssel 1114 — 1203) rechnen (so genannt, weil

185) Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. Vgl. Hoffmann's Fundgruben S. 307.

hier die Natur mit den Tugenden auftritt, wie umgekehrt beim Claudian die Furie unter den Laſtern) wie er von Heinrich von Neuenſtadt, dem obenerwähnten Dichter des Apollonius von Tyrus, im Anfang des 14. Jahrhunderts unter dem Titel Unſeres Herrn Zukunft bearbeitet ward [186]). Er ſteht mit dieſem Gedichte, ſo weit er es überſetzt hat, neben den Allegorikern und Viſionsmännern, mit dem aber, was er eigenthümlich hinzugethan hat, neben den Sittenpredigern, die wir in weiterhinfolgenden Abtheilungen betrachten werden. Im Vortrag iſt bei Neuenſtadt außer der dunkleren Vorrede alles anſchaulich und klar; derb ſatiriſch zum Theil, und kräftig und eindringend ſind die Stellen, wo er gleich ſeinen älteren und jüngeren Landsleuten Stricker, Suchenwirt u. A. gegen die Hoffarth der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Freſſen und Saufen, gegen Geiſtliche, Mönche und Nonnen, und die Laßheit im Gottesdienſt, insbeſondere in ſeiner Vaterſtadt loszieht [187]). Der Inhalt des Werkes, ſo weit er dem Original folgt, iſt etwa dieſer: Alanus wird in ein fremdes Land verſetzt, und findet da einen See mit vier Thürmen, die ihm die Natur auf die vier Elemente deutet. Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur von dem troſtloſen Zuſtand der Erde ſpricht; ſie will einen vollkommenen Menſchen ſchaffen und die Weisheit ſoll von Gott eine reine Seele für den Körper erbitten. Die ſieben Künſte ſchirren der Weisheit den Wagen, wir folgen einer leichten Beſchreibung der Fahrt in den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die Tugenden fahren in die erkohrene Maria. Sie ſollte einen Menſchen ohne Vater gebären, rein wie einſt Adam, der ohne Vater und Mutter, und Eva, die ohne Mutter geboren war. Nun folgt die Verkündigung, eine Ankündigung von Chriſt's Wirken, Marien's Lob und Ruhm, Chriſt's Verdienſte und Leiden, Alles nicht erzählend, ſon-

186) Cod. Pal. N. 401.

187) Fol. 4.

Frâzheit hât genomen überhant, und allermeist in Osterlant,
trunken vol und übersat ist manig man in Winer stat,
und etelich frauwe ouch aldâ, swie si ez gewunne oder swâ,
sie muoz immer genuog haben, gar früeje ir krankez herze laben,
ê sie dann zuo der kirchen gê, sie drinket liht ein engstel ê,
und izzet ouch villiht ein huon, daz muoz ir dann gar sanfte tuon
in dem hâubt und in dem magen, sie machent veizt iren kragen,
daz sie pfuesten als diu swîn, dâmit wil sie dann heilig sîn.

dern lyriſcher behandelt, oft zelotiſch, untermiſcht zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateiniſchen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiligen und Myſtiker. Wie dann der Dichter an die Todes- und Auferſtehungsgeſchichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang im Himmel durch die Engel, wird die Erzählung vorherrſchender. Auch hier alſo das Wohlgefallen am Ueberirdiſchen. Im dritten Buche ſtehen wir dann wieder dem Inhalte unſerer myſtiſchen Schriften näher. Unſeres Herrn Zukunft (Ankunft) iſt viererlei: Wie er vom Himmel kam; wie er in reine Herzen und Gedanken kommt; wie er ſeinen Tod für unſere Sünden bot, und wie er vom jüngſten Gerichte kommt. Von dieſem Thema, vom jüngſten Tag und dem Endechriſt redet er jetzt, wo die Mythe einen ähnlichen Zuſammenhang des Weltendes mit Chriſtus, wie vorher der Weltſchöpfung ſucht. Vielfache Dichtungen über dieſes Thema, über den Streit des Endechriſts und Elias und Enoch, über die Schreckenszeichen des jüngſten Tages, über den Krieg des Leibes und der Seele (der hier in eine elende Viſion eines frommen Mannes gekleidet iſt), gab es wie in ältern ſo in ſpäteren Zeiten in Menge[188]). In dieſen letzten Theilen geht die ganze Behandlung aufs Graſſe und Furchtbare aus, bis ins Ekle (z. B. in der Teufelsſchilderung), und ſie will zerknirſchen, bußfertig machen und zahm durch Schreckniß und Drohung. Wie dies auf der einen Seite mit der aſcetiſchen Methode der Myſtiker zuſammenhängt, auf der andern Seite auf den Zelotismus des 15. Jahrhunderts vorbereitet, dies liegt zu ſehr am Tage, als daß man weiter darauf achtſam machen müßte. Dieſe ganze allegoriſche Manier aber ward ſchon früher, noch jetzt und noch ſpäter auch auf andere, minnigliche, oder allgemein ſittliche, Gegenſtände

188) Ich denke, dieſe Sachen, die man zum Theil im Grundriß von Hagen und Büſching verzeichnet findet und die übrigens faſt alle nur handſchriftlich exiſtiren, nicht weiter zu berühren, da es mir ohnehin ſcheint, als bezöge ich mich für meinen Zweck ſchon zu viel auf ungedruckte, unverbreitete und unbedeutende Dinge. Ein Gedicht: Sibyllen Weiſſagung (im Cod. Monac. 746.) würde ſich an Neuenſtadt's Gedicht am beſten anreihen, weil es Sittenpredigt, beſonders über den Uebermuth der Geiſtlichen; Weiſſagung der Geſchichte (bis 1361), des Endchriſt's und des Untergangs der Welt an die Mythe von einem Baume knüpft, der auf Adam's Grabe gewachſen ſei und ſpäter zu Chriſtus Kreuz wurde.

angewandt und traf allmälig im 15. Jahrhundert mit dem entgegengeſetzteſten Geſchmack zuſammen, nach dem ſich die Dichtung auf einmal an Gemälde und Holzſchnitte anſchloß und ins Plaſtiſche aus dem Ueberſinnlichſten überſprang, worauf wir ſpäter zurückkommen.

Die chriſtliche Literatur, in ſo weit ſie ſich der Dichtung hingab oder doch näherte, war im Anfange ausgegangen vom lateiniſchen Lied oder Pſalm, und neben dieſem exiſtirten die heiligen Schriften in Proſa. Beides ging in deutſche Ueberſetzungen über, nachher in poetiſche Paraphraſen. Als das Epos in der Dichtungsgeſchichte herrſchte, ſuchte die geiſtliche Poeſie die epiſche legendiſche Form; wie ſich hernach die Didactik hervorthat, ſo ward auch die Legende lehrhaft. Die Laien hielten eine Art von gemiſchter weltlich-geiſtlicher Predigt in gebundener Rede feſt, die Geiſtlichen redeten in der Volksſprache und in Proſa, die ſich jetzt auch in die Erbauungsſchriften drängte. Nur der gelehrte und ſinnbildende Theil der Lehre haftete etwas ſtrenger in der Poeſie: wir lernten oben die Gnomiker mit ihrer chriſtlichen Symbolik kennen und mit ihrer weitläuftigen Gelehrſamkeit, wir hörten ſchon unter ihnen einzelne Stimmen, die ſich gegen dieſe Gelehrſamkeit auflehnten, wir ſahen den Renner nachfolgen, der ausdrücklich gegen Wiſſenſchaft und Kunſt anging, wir betrachteten endlich eben jetzt die Myſtiker, die die Gelehrſamkeit verachteten. Dem Stoffe nach ſehen wir auch hier ein ſtetes Rückſchreiten vom Factiſchen, Sinnlichen zum Ueberſinnlichen; der Form nach ebenſo von Erzählung zum Beiſpiel, zur Lehre, zur Allegorie und Viſion. Später werden wir finden, daß die Legende wieder kommt, und daß ſofort der Kreislauf rückwärts führt bis zur Reformation, wo wie im anfänglichen Stande der Dinge die proſaiſche Schrift neben dem einfachen Kirchenliede erſcheint, bis beides im Laufe der Zeiten hernach noch einmal verſuchte, ſich zum chriſtlichen Epos und zum ſchöngeiſtigen Hymnus zu geſtalten.

Der Kampf der Scholaſtik mit der Myſtik hat ſich in der Dichtung nicht ſehr polemiſch ausgedrückt. Die Gegenſätze liegen aber ſchroff gegeneinander in den Gnomikern und in den letztgenannten Poeſien; im 14. Jahrhundert aber ſchien ſich dies ſo zu nähern, wie im 13ten in der Theologie ſelbſt Myſtik und Scholaſtik ſich die Hand reichten. Wir würden ſagen, daß Heinrich von Muglin der Manier und dem Stoffe nach ſich ganz zwiſchen Beides theilt. Er lebte unter Karl IV., hatte dieſem in dem Buch der Maide ein

Denkmal geſetzt, ſonſt aber, nach einer Stelle zu Anfang ſeiner ungariſchen Chronik [189]), mit dem Namen des Herzogs Rudolf IV. von Oeſtreich alle ſeine Werke geziert. Seine kleineren Gedichte ſetzen die Manier der Gnomiker roher und übertriebener in dieſen Zeiten fort. Ich kenne deren aus einer mangelhaften Heidelberger Handſchrift [190]), hinter der man ſonſt ein zuſammenhängendes Gedicht geſucht hat, deſſen Verfaſſer unbekannt war. Es iſt aber nichts, als eine Reihe von einzelnen Strophen des verſchiedenartigſten Inhalts; und daß ſie von Heinrich von Müglen ſind, deſſen Name allerdings nicht genannt iſt, beweiſet die zum Theil wörtliche Uebereinſtimmung einzelner dieſer Gedichte, die ſich über die Künſte verbreiten, mit dem gleichen Thema in dem Buch der Maide. Auch ſieht man hier, daß von der Hagen [191]) mit Unrecht die Feindlichkeit zwiſchen Müglen und Regenbogen geleugnet hat, der ganz füglich weit ins 14. Jahrhundert hineingelebt haben kann, obgleich auch die Eine Stelle, die in dieſer Handſchrift gegen Regenbogen gerichtet iſt [192]), ſich ſchon auf den Todten beziehen könnte. Sonſt erklärt die Frauenlobiſche Manier dieſer gnomiſchen Stücke die üble Stimmung gegen Regenbogen vollkommen; denn es iſt ganz der ſcholaſtiſche, phyſikaliſche, aſtronomiſche, chemiſche, geomantiſche, mediciniſch-aſtrologiſche und ſibylliniſche Unſinn der ſchlimmſten jener kunſtvollen Sänger, der ſich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Geſchichten, Fabeln, chriſtlichen Glaubensgeheimniſſen und alter Mythologie ausläßt. Stellen nun dieſe Stücke den Dichter ganz zu Frauenlob, ſo iſt auch ſein Lobgedicht auf die Maria [193]) hierneben ganz zur Erwähnung geeignet, da es ſich unmittelbar an die goldne Schmiede des Conrad von Würzburg anſchließt, von dem Heinrich dieſelben Lobſprüche gebraucht, die jener von Gottfried gebraucht hatte [194]), und das er

189) Cod. Pal. N. 5.
190) Cod. Pal. N. 693.
191) Alt. Muſ. 2, 181.
192) Fol. 12.
193) Cod. Pal. 356. fol. 103b.
194) Ibid. fol. 105.
Von Wirzburg Cuonrât bas boliret hât din lobes glas,
der blüender sprüch ein bildner was, ein former und ein houptsmit,
wann ich gedihtes zwerk, von Muglin Heinrich solich werk
nit mag florieren u. s. w.

aus Lappen älterer Gedichte zuſammengeflickt hat, ſeiner Unfähigkeit geſtändig [195]). In der That iſt hier nichts geſchehen, als daß die alten wunderlichen Gleichniſſe und Vorſtellungen, und jene Reihen von wunderbarem Gepflänz, Gethier und Steinwerk, in neue barbariſche Sprache und in rohe Reime und Strophen gebracht ſind. Der Preis der Maria ſetzte ſich bis ins 15. und 16. Jahrhundert fort, und wie in der Wirklichkeit, ſo auch ſank im Gedichte alle Würde herab. Im 15. Jahrhundert begannen die Streitigkeiten über die Empfängniß der Maria von neuem und mit der alten Bigotterie: die ganze Vorliebe für ihren Cultus ſchien wieder aufzutauchen mit anderen neuen Heiligen und Wundern; alle alten Geſchichten von ihr wurden aufgefriſcht und mit neuen vermehrt, ſie erhielt neue Feſte, ihr Ave ward das verbreitetſte Gebet, die ihr gewidmete Verehrung ward angeſehen als Gott oder Chriſtus ſelbſt erzeigt; und dies trieb ſich bis zu den bekannten Scandalen und ſchmählichen Betrügereien, die noch im 16. Jahrhundert die Dominicaner mit ihren Wundererſcheinungen veranlaßten. In der Predigt erſchien im 15. Jahrhundert jenes Uebermaaß von Unſinn in dem Mariale des Bernardin von Buſti, wo Maria's Geſtalt beſchrieben, ihre alten und zahlloſen Benennungen erklärt, ihre Sitten und Tugenden geprieſen, die Geſchichten ihres Lebens und ihres Todes erzählt, und darunter theologiſche Streitfragen und Spitzfindigkeiten gemiſcht wurden. Dieß Alles erſcheint dann auch im Gedicht; und von dieſem Muglin bis zu einem Conrad Harder von Würzburg, in deſſen Lobgedichten auf Maria [196]) (nicht auf den heiligen Geiſt, wie Docen und Adelung ſagen: denn dieſer wird nur im Anfang zu Hülfe gerufen), der blos exclamatoriſche Bombaſt ſchon nicht mehr Gewicht genug in der deutſchen Sprache findet, ſondern ſchon lateiniſche Brocken dazwiſchen wirft, um die Feierlichkeit zu nähren, wofür dann andere einen andern Schwung in gehäuften Reimen ſuchen [197]), oder bis zu den ſieben Freuden

195) Im Anfang:

Was ê die maister hân der kunste wât gesnitten an,
die zeist ich wider unde span darus eins niuwen dihtes kleit.
Nit dan ûff alte wât mîn sin bisher geferbet hât.
Uff schmid ich manig slymmat, mit ungefüger arbeit.

196) Cod. Pal. 356. fol. 77. Cod. 392.

197) Z. B. in einem anderen Mariengedichte in dieſem Codex fol. 90.

Maria's von dem Suchenwirt, die gleichfalls von der goldenen Schmiede angeregt ſind, oder bis zu dem goldenen Tempel des Hermann von Sachſenheim (1455), oder zu Michel Beheim, in deſſen Mariengedichten die Sprache noch viel tiefer ſinkt, und von da an zu den vielfachſten Stücken namenloſer Meiſterſänger iſt ein einziger Zug der jammervollſten Reimereien, die wohl jemals Jemandem zu Ehren gedichtet wurden und zu Schande und Schimpf des Dichters gereichten.

Mehr mit den Myſtikern, zunächſt mit dem Anticlaudianus berührt ſich Heinrich, wenigſtens der Form und Einkleidung nach, in dem Buch der Maide [198]), das zu Ehren Karls IV. gedichtet iſt, und das man auf bloße Anſicht des Anfangs oder des Endes mit anderen Titeln zu nennen pflegte. Die verſchiedenen Künſte (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt, woher auch der Titel kommt), treten vor den Kaiſer um ihr Urtheil zu empfangen; Philoſophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Muſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, Phyſik, Alchymie, Metaphyſik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt ſich an und gibt eine Probe ihres Wiſſens und Geſchäftes [199]). Der Kaiſer fragt ſeinen Rath, wem er den Preiß geben ſolle, dieſer aber lehnt die Entſcheidung ab. Der Kaiſer befragt den Dichter [200]), aber auch Er überläßt es der Einſicht des Regenten, der dann für die letzte entſcheidet. Er ſchickt ſie aber vorerſt in das Land der Natur, um von ihr

---

Christo soltu bringen zu gedingen und mit gelingen;
ler uns darnach ringen, daz wir zwingen die hoffartswingen,
mach uns frolich dringen, do erklingen englisch singen,
daz wir frolich werden springen, als kunig David mit der slingen.

198) Cod. Pal. N. 14.

199) Z. B. die Phyſik:
Du kranker in mîn schuole kum, ich lêr dich wie raubarbarum
mag vegen aller colerâ, und ist dem ersten stapfen nâ,
in wurtzen die da hitzig sîn, der krank si nutzet ane pîn;
dy salbey behelt die ander stuf, welch arzt ez weiz der ist kein luf,
uff der dritten stuffen auch wil stete wonen knobelauch u. ſ.

200) Fol. 23.:
Der keyser sprach von Mugellin Heinrich, waz dunket dich gesin,
welch under in hab die wirdicheit? Er sprach, mîn sin zu enge schreit,
daz er die wîsheit nie erlief; dîn wirde hôch breit unde tief
dy sal von schulden daz verstân, welch under in sal die wirde hân.

die Bestätigung seines Urtheils zu hören. Das Geleit gibt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur besprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dies ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum soll sich die Natur nicht vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend.

6. Beispiele.

Es sieht wohl recht wie ein schroffer Gegensatz aus, wenn wir in dieser Abtheilung neben die kaum besprochenen tiefsinnigen Dichtungen aus dem Gebiete der Philosophie und Theologie eine Reihe von Sammelwerken, die sich um Novellen, Anecdoten und Schwänke drehen und meist aus dem Alterthum entlehnt sind oder sein sollen, erwähnen; und dennoch führen diese Dichtungen und ihre Dichter ganz natürlich zu diesen Gegenständen über. Wie nahe sich die Legenden und Wundergeschichten der Maria und aller Heiligen mit den Possen des weltlichen Schwanks berührten, haben wir bereits im 13. Jahrhundert gesehen, und die großen Massen von poetischen Erzählungen beiderlei Art, die dieses Jahrhundert hervorbrachte, sammelte das 14te in Collectivhandschriften, wie denn die meisten Codices dieser Art in Heidelberg, Wien, Würzburg, Gotha und sonst in dieses Jahrhundert fallen. In diesem 14. Jahrhundert wandte sich der Geschmack, vielleicht gesättigt an den ritterlichen Schnurren und Lieblingsgeschichtchen und an den deutschen Thier- und andern Mährchen, deutlich der antikeren Form der Fabel, der moralischen und historischen Anecdote aus der alten Welt zu und wo er doch die gewöhnlichen und bekannten Ehehistörchen, Rechtsfälle u. dgl. festhielt, setzte er sie in Prosa um und suchte sie moralisch zu wenden. Das Zusammentreffen des Wohlgefallens an

jenen Anecdoten aus dem Leben alter Philosophen und Helden mit der Freude an solchen mystischen Vorstellungen lag auch in der That gar nicht außer der Natur der Sache. Wenn ja die Mystiker zum erstenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die scholastische Erkenntniß mit ächter Religiosität und einer practischen Moral und Lebensweisheit gemein hatte, und wie verschwunden jeder Edelmuth, jede große begeisternde Tugend schien, wie leer die Zeit an Charakteren sowohl, wie an wahrer Bildung war, so mußten sie sich wohl von so vieler Besonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit angezogen finden, die jede der zahllosen Geschichten im Diogenes Laertius, im Valerius Maximus und Aehnlichen ihnen darbot, und die sie unter jenen Heiden wirklich und wirksam sahen, nicht in der Nähe unter den Christen. Es ist daher ganz natürlich, daß im 15. Jahrhundert auf der Spitze unserer Mystik ein Thomas a Kempis, indem er die Agricola und Lange zur Reise nach Italien und zu humanistischen Studien spornt, eine der ersten Veranlassungen zur Aufnahme der Klassiker in Deutschland gab, und daß der beschauliche, der Einsamkeit frohe Petrarka, der so viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Visionen, den Reliquiensammler Karl IV. zum Zug und zur Besitznahme des harrenden Italiens und der Weltstadt Rom mit feuriger Beredsamkeit aufzumuntern, sich an der rüstigen Thatkraft der Alten freute, die feigen, frommen, gutmüthigen, ehr- und ruhmvergessenen Fürsten seiner Zeit verhöhnte und in seinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den schon einzelne Dichter des 13. Jahrhunderts kannten und benutzten, übersetzte Heinrich von Müglen, also einer der Poeten, deren Geschmack in einer ganz andern Sphäre zu liegen schien, im Jahre 1369 [201]), gut genug für sein offenbar überall höchst geringes Talent, aber ohne alle Kenntniß der lateinischen und Kunst in der deutschen Sprache, so daß sich auch gleich der nächste Uebersetzer dieses Autors, Peter Selbet (1535) veranlaßt fand, gegen diese ältere Version zu polemisiren.

Noch früher aber ward die Fabel unmittelbarer aus antikerer Quelle zu uns verpflanzt, obgleich wir uns weder damals, noch

201) Ed. Augsb. 1489. fol.

auch in dem nächsten Jahrhundert weit von den Producten der römischen Kaiserzeit entfernten, weder in diesem noch in irgend einem andern Zweige, den wir aus dem Alterthum aufnahmen. Ich rede vom Bonerius, der uns vielfach in seinen patriotischen Anklängen an das republicanische oder volksmäßige Prinzip erinnert, das wir jetzt stets mehr bei jeder Gelegenheit werden hervortauchen, und immer ein gewisses Verhältniß halten sehen mit der Zuneigung des gebildeten Theils der Nation zu dem Antiken. Gesinnung und Inhalt mahnt in Boners Buch vielfach an Hugo von Trimberg zurück.

Ganz denselben Sinn, der den Renner durchdringt, dieselbe Wegwendung von den weltlichen Trieben, denselben Hang zum „geistlichen", inneren Leben, bei vielleicht noch weit gründlicherer Menschen- und Weltkenntniß, denselben Haß gegen die Schule und Gelehrsamkeit, dasselbe Vorherrschen der Betrachtungen über Gewalt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg wegen Mein und Dein, der nun die Erde überzieht, dieselbe gleichmäßige Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den emporstrebenden übermüthigen Geringern, all dies und mehrere Züge dieser Art auch in dem Edelsteine [202]) nachzuweisen, der berühmten Fabelsammlung, die neben dem Renner mit am frühesten und am gewaltigsten den Eifer für unsere alte Literatur erweckte, würde eine leichte Arbeit sein. Der Verfasser dieser Sammlung ist der Predigermönch Ulrich Boner (ein Berner Geschlecht), der um 1324—49 in Urkunden erscheint, und der diese Fabeln dem Johannes von Ringgenberg zu Liebe nach dem Lateinischen dichtete, der selbst heilige Lieder sang. Durch diese Zeitbestimmung ist erst neuerdings herausgestellt [203]), daß der Edelstein einige Zeit nach Hugo von Trimberg (ca. 1330) entstand, nachdem man ihn früher um ein halbes Jahrhundert zu jung, später um einen noch längeren Zeitraum zu alt machen wollte; die Reinheit des Vortrags konnte zu letzterem Irrthum leichter verführen, der ganze Geist der Moral aber und der Lebensansicht weist, mit vielen Eigenthümlichkeiten der Manier und des schweizerischen Dialects im Vortrag, auf die Zeiten

202) Ed. Benecke. 1816. Jetzt besser W. Pfeiffer. Leipz. 1844.

203) Docen in den Wiener Jahrbüchern Bd. 15. S. 52. Gött. gel. Anz. 1820. p. 717.

des anfangenden 14. Jahrhunderts hin. Wie der Renner iſt der Edelſtein eines der verbreitetſten Bücher des deutſchen Mittelalters; viele Abſchriften haben ſich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunſt ward er 1461 in Bamberg gedruckt, was gewiß ein triftiger Beweis für ſeine Beliebtheit iſt, da, wie Leſſing ſagte, die erſten Drucker nicht überall mit ihrer Wahl auf die beſten, aber doch gewiß auf die gangbarſten Bücher fielen; nachher bemühten ſich Scherz, Bodmer, Eſchenburg für die erneuerte Verbreitung dieſer Fabeln und endlich erhielten ſie gleich bei der erſten Reſtauration unſrer alten Literatur eine nette Ausgabe von Benecke, die für den Anfänger in unſerer alten Sprache berechnet war. Der Edelſtein iſt im Grunde die einzige erfreuliche Erſcheinung in dieſer ganzen Periode, denn nichts von dem ſtört hier, was noch im Renner abſchreckt. Es herrſcht hier in der Lehre, die auch dem Bonerius in der Fabel die Hauptſache iſt [204]), eine Sicherheit, eine Präciſion, eine Beſtimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus dieſen Zeiten damit verglichen werden kann, und dieſe Helle der Einſicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag ſo ſchön heraus, daß man bei Vergleichung dieſer Einfachheit mit der embryonenartigen und trüben gelehrten Weisheit der Gnomiker nichts Beſſeres ſagen kann, als was der wackere Fabuliſt ſelbſt davon empfindet. Schmucklos nennt er ſein Buch, und einfältig und ungeziert ſeine Worte, doch enthielten ſie einen Schatz von weiſen Lehren. Die dürre Schale berge oft ſüßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilſame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer ſeine Worte künſtlich zu flechten wiſſe, der dünke ſich nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem ſei es nütze, mancher aber trage Speer, Meſſer und Schwert, die in ſeiner Hand wenig frommten. Wem ſchlichte Worte nicht nütze ſeien, der ziehe auch

204) Wer die bîschaft merken wil,
der setz sich ûf des endes zil.
Der nutz lît an dem ende gar
der bîschaft, wer sîn nimet war.
Diu getât ist nicht alsô gewesen
der bîschaft, als mans hœret lesen.
Dar um list man ein bîschaft guot,
daz wîser werd des menschen muot.

keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige jetzt hohe Weisheit, der sich doch selber nicht verstehe. Man kann den Gegensatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die verschrobenen Gnomologen kaum besser ausdrücken. Seine Fabel ist im Vergleich mit der Strickerschen bedeutend vorgeschritten; selten treffen wir hier jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit schiefer Spitze; fast niemals eine andere als eine moralische Beziehung, und nur zuweilen die speciellere Anwendung auf Zustände der näheren Umgebung. Dies gerade ist ja der außerordentliche Werth der in der Fabel aller Zeiten vorherrschenden Moral, daß sie frei von jedem religiös-dogmatischen oder vaterländisch und national-beschränkten die allgemeingültigste Regel der Sitte und des Verkehrs aufstellt, und dies Ausdauernde, was sich im äußersten Osten sowohl wie im äußersten Westen durch Jahrtausende bewährt hat, muß man doch wohl das Wesen der Fabel nennen, während das poetische Kleid, in dem sie erscheint, vielfach die Farbe der Zeiten und Völker getragen und gewechselt hat, so daß auch wieder unter diesen mannichfaltigen Formen doch diejenige wohl die ächteste ist, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenso in dem Gewande ausdrücken will, die einfachste, die schmuckloseste also, so wie auch eben darum das Erfinden neuer Fabeln fast unmöglich ist, weil die Jahrtausende, welche die Fabel ausgebildet haben, wohl nur eine kleine Nachlese übrig ließen. In allem diesem ist die Fabel mit dem Sprichwort so verwandt, daß man sie nur eine poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bekanntlich sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprichwörter gewesen. So verhalten sich denn auch die Spruchsammlungen in den Lehren des Cato u. A., die unter der Form der Lehre eines Vaters oder Erziehers an seinen Sohn oder Schüler so beliebt waren, zu den ähnlich eingekleideten Fabel- und Beispielsammlungen im Alfonsus, den sieben weisen Meistern und Bidpai, ja im Aesop, der von Romulus für seinen Sohn Tiberius übersetzt sein sollte, ganz wie das einzelne Sprichwort zur einzelnen Fabel. Dieser Verhalt war noch beim Stricker weniger erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der Erzählung, dem Schwank, der Anecdote verschwistert, die in Strickers Zeiten blühten und ihren Einfluß auf den erzählenden Theil der

Fabel übten. Dies iſt auch noch im Bonerius ſichtbar; unter ſeinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln ſtehen einzelne (wie die vom liebkoſenden Eſel und ſo im Renner die von der Elſter und Taube), in denen das Geſchickte der Schilderung faſt zum Hauptzwecke wird, andere, (wie die vom Fieber und Floh, Nr. 48, von Vater, Sohn und Eſel, Nr. 52, von den drei Geſellen, Nr. 74, vom ſingenden Pfaffen, Nr. 82) wo der Muthwille des Schwankes vorſcheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach, ſind die Bonerſchen Fabeln dieſen Einflüſſen entwachſen. Sie zeigen die Verbindung und Wechſelbeziehung des Sprichworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwiſchen den altklaſſiſchen und Leſſing, und mit Recht hat man ſie darum mit zu den vorzüglichſten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteriſtiſche des deutſchen Sprichworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es iſt nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, ſondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins Licht ſtellen, ſondern mehrere oder ſo viele ſie an die Hand giebt, die eben deshalb auch häufig nicht an das Ende zuſammengeſtellt ſind, ſondern ungeduldig die Geſchichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erſcheinen. Auch iſt das Verſchwimmen des Sprichworts und der Fabel an einigen Beiſpielen im Boner ſehr anſchaulich zu machen [205]).

Etwas ſpäter als dieſe Fabelſammlung (um 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Mönchs und Leutprieſters Konrads von Ammenhuſen [206]) (im Thurgau), eine freie Bearbeitung des lateiniſchen Werkes, das der Dominicaner Jacob von Ceſſoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum ſchrieb. In Proſa iſt dies Werk faſt in alle Sprachen überſetzt, auch ins Hoch- [207]) und Niederdeutſche. So wörtlich dieſe proſaiſchen Ueberſetzungen

205) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprichwort: „Dô der siech genas, dô was er der er ê ouch was“ variirt wird in:
ein wolf was siech; dô er genas,
er was ein wolf als er ê was.

206) Cod. Pal. 398.

207) Ich kenne eine Strasb. Ausgabe von 1483.

zu ſein pflegen, ſo frei iſt die poetiſche unſeres Konrad, der ſich übrigens einer deutſchen proſaiſchen Bearbeitung anzuſchließen ſcheint [208]), indem nicht alle die verſchiedenen Drucke, die davon im 15. Jahrhundert veranſtaltet wurden, aus Einer Quelle herrühren. Dieſes Werk in ſeiner poetiſchen Form, die wir hier allein beachtenswerth finden, hat die verſchiedenartigſten Beziehungen zu der Literatur und Cultur dieſer Zeiten, obgleich es in ſich ohne allen Werth iſt. Bekanntlich war das Schachſpiel einmal (1197—1208) von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Jacob von Ceſſoles aber wußte es durch ſeine moraliſchen Deutungen wieder zu empfehlen. Was empfahl ſich auch nicht durch dieſe moraliſchen Deutungen! So ſchwärzte man ja die üppigſten Geſchichten in die Geſta Romanorum ein unter dem ſchützenden Schild der myſtiſchen Auslegung! So fuhr es denn unſerm Konrad, als er das lateiniſche Buch las, durch den Sinn, er könne ſich durch deſſen Uebertragung ein beſſeres Verdienſt erwerben, als manche mit ihren Schandmährchen und frivolen Erzählungen. Ihm alſo kam es nur auf den moraliſchen Gehalt an, und auch uns kann natürlich hier nicht intereſſiren, was aus dem Buche in Bezug auf die alte (von der unſeren verſchiedene) Art des Schachſpielens, der Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre [209]). Das Spiel und ſeine Figuren ſind nur zu einem Rahmen genommen, um darin die Tauſende von Anecdoten, geſchichtlichen Zügen, Lehren, Sittenpredigten, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter der alten Bezeichnung eines Beiſpiels begriff, zu ſammeln. Wohl an 20000 Verſe hat der Dichter aus dem Buche gemacht mit Gottes Hülfe; denn über ſeine eigne Unfähigkeit hat wohl keiner der vielen auf ſich ſelbſt mistrauiſchen Dichter dieſer Zeiten mit ſolcher Herzens- und Seelenangſt und wahrer Beklemmung gejammert und ſich von allen Seiten gegen jeden Vorwurf verſchanzt, wie dieſer im Anfang ſeiner Arbeit thut. Mit der Zeit aber ſcheint ihm, je breiter ſein Buch ward, der Muth geſtiegen zu ſein: und während er im

208) So ſcheint's wenigſtens nach dem, was Bruns in ſeinen Beiträgen ꝛc. S. 68 sqq. beibringt.

209) Siehe darüber die Auszüge Panzer's und Nachtigall's in einer Abhandlung in der deutſchen Monatſchrift 1797. S. 104—110 aus der Proſaausgabe von 1477.

Anfang ſchüchtern auf ſeine Zuſätze aufmerkſam macht, ſo werden dieſe Hindeutungen ſpäter, wie die Zuſätze ſelbſt, viel häufiger und er wünſcht zuletzt, die Abſchreiber möchten doch das lateiniſche Original beiſchreiben, damit man beſſer überſähe, was ſeine Zuthat ſei. Und während er im Anfang ſeinen Namen [210]) nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müſſen, ſo beſinnt er ſich am Ende doch eines anderen und nennet ſich in einem Acroſtichon von unſinnigem Inhalte [211]). Man ſieht in ihm ſchon den ungeduldigen Trieb des Leſens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Geleſenen verbunden iſt, jenen Zug, der die producirluſtigen Meiſterſänger ſo ſehr charakteriſirt und ihre ganze Literatur in einen eigenen Gegenſatz zu der hohenſtaufiſchen Zeit ſetzt, wo die Sitte der ängſtlichen Uebertragung bei viel größeren Anlagen der Dichter unſerer Literatur ſo ſchadete, wie das ſelbſtverläſſige Schaffen der geringeren Köpfe des 15. und 16. Jahrhunderts. Die größte Beleſenheit ſcheint unſerem Konrad eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftſtellern urtheilen ſollte, die er citirt. Allein was ihm ſein Original nicht an die Hand gab, das fand er in den myſtiſchen Schriften dieſer Zeiten, welche ſo viele hiſtoriſche Anecdoten aus der alten Welt ſchon aus Auguſtinus, Hieronymus, Ambroſius u. A. geſammelt hatten, im Valerius Maximus, den er lateiniſch geleſen haben mag, in den Geſtis Romanorum, wo ſo häufig die Quellen angegeben ſind, und im Petrus Alfonſi beiſammen. An die Myſtiker erinnert er in einigen ſinnbildlichen Deutungen alter bibliſcher Geſchichten; in der Manier an den Renner, oder an die ſpätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit ſind zugleich das Originale und das Intereſſante in ſeinem Werke. Im erſten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachſpiels handelt, hat er zu dergleichen am wenigſten Gelegenheit. Im zweiten dagegen,

---

210) Fol. 5[b].
Daz ich minen namen verswigen habe,
daz ist beschehen umbe daz, ich wolte weder gunst noch haz
lop noch strâfen darumbe gern, ich wil ir beider samt enbern.

211) Dis buoch tiht ich Cuonrât
von Ammenhûsen in der stat
ze Stein, da ich münch und liutpriester was
ich kunde ez niht getihten baz.

wo er von den Hauptfiguren (= Landvögte) handelt, gibt ihm der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwischen Albrecht und Adolf, die er noch als Zeitgenossen von sich betrachtet, und die zwischen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabst und Pfaffen, gegen Geistliche und Richter, gegen die allgemeine Habgier vom Ersten bis zum letzten und gegen alle möglichen politischen Gebrechen zu predigen [212]). Am wichtigsten aber ist das dritte Buch, das von den Venden (Fanten; unseren Bauern) handelt, in denen er die Landleute und Handwerker darstellt. Hier sieht man deutlich den popular gesinnten Priester, der auf Erleichterung des Bauernstandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterstandes zur Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkstandes hinarbeitet. Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stadtpolizei, die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechsler, die Schreiber und alle möglichen Klassen der Handwerker einzeln vornimmt, sie satirisch und oft launig um die Erbsünden ihrer jeseitigen Geschäfte straft, weniger neckisch und ernster als ein Hans Sachs und Andere, so mahnt er überall an das Aehnliche in den Satirikern und Zeitgenossen des Letztern und führt tiefer in das Besondere der Staatsklassen, in die natürlichen Abtheilungen der Betriebsmenschen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte zwischen diesem und dem Teichner ein. In diesen Regionen, sieht man klar, ist er weit heimischer zu Hause, als unter Königen und Adel; und dies wollen wir hinfort immer im Auge haben, wie wir unter den Dichtern wie in dem Lieblingsstoffe ihrer Producte stets mehr die höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattungen und Gegenstände verlassen.

Eine Quelle Konrad's nannten wir die Gesta Romanorum; er führt sie selbst an und erzählt eine Menge darin wirklich enthaltener Geschichten unter seinen belehrenden Beispielen. Dies könnte nun schwerlich die in vielfachen Drucken bekannte lateinische Sammlung mit den moralischen und mystischen Anwendungen sein [213]), die man dem Petrus Berchorius zuzuschreiben pflegt,

212) Daß auch Er das Geschäft des Predigers versieht, oder die Gegenstände der Predigt abhandelt, deutet f. 72 an. „Ich möhte dis underwegen lân, die brediger sagent sin degelich gnuog.“

213) Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis. 1488. Die erste Ausgabe ist von 1473. Ueber das Literarische muß man vor

wenn ſie anders erſt um das Jahr 1340 entſtanden ſein ſollte [214]). Bekanntlich aber wird auch in dieſer Sammlung wieder ebenſo auf andere Geſta Romanorum neben dem Macrob, Valerius, Alfonſus, Bidpai u. A. als Quelle hingewieſen, die man gewiß nicht mit Dunlop für römiſche Geſchichtswerke überhaupt nehmen kann. Bei der vielfachen Berührung der Geſten mit der Kaiſerchronik, die ja eben ſo wieder auf eine andere Quelle hinweiſt, iſt nicht anders anzunehmen, als daß zwiſchen beiden Werken eine Menge anderer verſchiedenartiger Bearbeitungen der römiſchen Legenden und Sagengeſchichte aus der Kaiſerzeit exiſtirt habe und daß die ältere der beiden Sammlungen andere wird vor ſich gehabt haben, wie die jüngere derſelben in abweichenden proſaiſchen Sagengeſchichten der Römer ſpäter nach ſich hatte. Auch wird Niemand dieſes lateiniſche Werk mit den theologiſchen Deutungen für Original halten mögen, denn die dies thun, berufen ſich, wie es ſcheint, auf eine Stelle beim Glaſſius [215]), die dem auch ſonſt durch ſeinen allegoriſchen Wuſt bekannten Benedictiner nichts als die myſtiſchen und allegoriſchen Auslegungen zuſchreibt. Ich habe weder das Material dazu, noch dünkt es mir auch in eine deutſche Dichtungsgeſchichte gehörig, über die Entſtehung dieſer Novellen- oder Anecdotenſammlung, die ſo viele Ausbreitung fand, Unterſuchungen anzuſtellen. Sollten ſie gründlich ausfallen, ſo forderte dies ein immenſes Studium der geſammten Novellenliteratur des Mittelalters und dieſes wäre etwa einem Schreiber der italieniſchen Poeſiegeſchichte zuzumuthen, wo dieſe Gattung im Boccaccio und ſonſt eine ſo ungemeine Vollendung erhielt; allein in Deutſchlands Dichtung ſpielen dieſe Dinge eine viel zu untergeordnete Rolle, als daß hier zwiſchen dem Reſultat und der Mühſeligkeit der höchſt weitläufigen hierzu nöthigen Studien ein Verhältniß ſein könnte. Den Geſichtspunkt, von dem man bei einer ſolchen für die allgemeine Literatur- und

---

allem zur Hand nehmen: Dr. A. Keller, Gestà Rom. 1837., wo man den lateiniſchen Text mit Proben von Bearbeitungen in andern Sprachen, Unterſuchung und literar-hiſtoriſchen Commentar findet. Dazu ſeine Ausgabe der deutſchen Geſten mit den Moralen aus der Münchner Hſ. N. 54. aus dem 14—15. Jh. 1841.

214) Siehe den Abſchnitt aus Dunlop hist. of fiction, oder auch die eigne Abhandlung Warton's über dies Werk.

215) Bibl. sacra p. 440.

Culturgeſchichte immer höchſt wichtigen Unterſuchung ausgehen müßte, getraute ich mir wohl eher anzugeben. Der Forſcher müßte auf die Quellen der ächten Kaiſergeſchichte zurückgehen, ſobald er ſich des Materials der bekannteſten Bearbeitungen der Geſten und der Kaiſerchronik verſichert hätte, und müßte zunächſt dort und in der Cultur und dem moraliſchen Zuſtande der Kaiſerzeiten einen Theil der vereinzelten Stoffe ſo gut ſuchen, wie einen kleinern Theil auch noch in der älteren Geſchichte Roms. Er müßte dann beſonders die Kirchenväter, die Legenden, die Schriftſteller der barbariſchen Jahrhunderte, die ſagenhaften Urgeſchichten der ſüdlichen Staaten in Europa, durchſuchen; und überhaupt Alles dieſes für die Literaturgeſchichte auszuziehen, könnte ein verdienſtliches Werk für einen beleſenen Literarhiſtoriker werden. Seine Unterſuchung würde ihn bis auf die von Griechen redigirten Gesta oder Acta der Kaiſerzeit, auf die Sammlungen anſtößiger Anekdoten von dem Hofe zurückführen, denn daß dieſe Novellen ſich bis dahin zurückverfolgen laſſen und daher ihre volksmäßige Entſtehung nachgewieſen werden muß, liegt theilweiſe ſehr deutlich in dem Charakter der Erzählungen ſelbſt. Denn auch in den ſpäteſten Bearbeitungen hat ſich Alles, was Bedeutendes in der römiſchen Menſchheit dieſer Zeiten vorging, gleichſam abgeſpiegelt erhalten. Oder wäre die Verderbniß des häuslichen und ehelichen Lebens, das unter der Regeneration der Welt durch die Barbaren mitregenerirt werden ſollte, und der anarchiſche Zuſtand des ſich auflöſenden Reiches und die Rechtsbücher, die dieſem abhelfen ſollten, und die geſunkene moraliſche Kraft, welche die Märtyrer und Heiligen wieder zu beleben anfingen, wären dies Alles nicht die Hauptſeiten der Culturgeſchichte des untergehenden Weltreichs, die dann wieder alle in die Kaiſerchronik und die Geſten eingegangen ſind, welche erſtere noch den Umſturz des Reiches durch die Barbaren und den Uebergang des römiſchen Reichs an die Deutſchen hinzugefügt? Denn man nehme nur einmal alle Legenden und alle wirklich hiſtoriſchen Anekdoten aus beiden Werken hinweg, man füge hinzu alle die Geſchichten, die ſich um Gattentreue und Ehebruch, um verfolgte Kinder und Stiefmütter drehen, man ſcheide ferner die große Anzahl von Anekdoten aus, die ſich mit Rechtsfällen beſchäftigen, die von treuer Befolgung des Geſetzes, von treuer Handhabung des Geſetzes, von ſcharfer Entſcheidung ſchwieriger Proceſſe, von guten Verantwortungen und

ſophiſtiſchen Ausreden, von Beliſtungen, Betrügereien, Schalkſtreichen und guter Umgehung der Geſetze erzählen, ſo wird man ſo gut wie nichts weiter übrig behalten; obgleich damit nicht geſagt ſein ſoll, daß die Urquellen aller dieſer Geſchichtchen in dieſen Zeiten lägen, ſondern nur, daß damals ältere neben neuentſtandenen aufgefriſcht und an neue Perſonen angeknüpft wurden, da ja manche dieſer Novellen deutlicher oder undeutlicher auf die älteren griechiſchen Zeiten hinweiſen. Dieſe Sagen alſo könnten, ſcheint es, ebenſo dazu dienen, den trockenen Geſchichten aus den Zeiten der Barbarenherrſchaft einen ſolchen poetiſchen Hintergrund zu geben, wie Schlegel meinte, daß es unſere alten Volkspoeſien unſerer Nationalgeſchichte könnten. Dann müßten nur freilich die hiſtoriſchen Berührungen, die Uebereinſtimmung der Sitten u. dgl. wenigſtens eben ſo genau erforſcht werden, als in der deutſchen Geſchichte und Sage. Das hiſtoriſche Studium dieſer Werke könnte dann vielleicht von Nutzen werden; für die Poeſie, für die deutſche namentlich, ſind ſie nicht ſehr wichtig geworden, da überhaupt nur die kleinen Romane und Novellen bei uns ein längeres Intereſſe behalten haben, und dies vergleichsweiſe weit nicht ſo groß, als bei anderen Nationen, da bei uns auch die gewöhnliche Unterhaltung den Reiz der Erzählung nicht kennt, während bei den Italienern Schwänke und Schnurren, Kniffe und Betrügereien, Eheſcandale und Rechtshändel noch heute tauſendmal wiederholt, auch das tauſendſtemal noch angehört, ſo wie die Erinnerungen an berühmte hiſtoriſche Namen, ohne Kenntniß beim Redner und beim Hörer, ewig erneut werden. Es war ſchwerlich für die Moralität des Mittelalters ein Nutzen, daß dieſe Stoffe, die einer ſybaritiſchen Zeit werth waren, wohl nur in ſolchen Zeiten entſtanden, und in ähnlichen ſtets wieder aufgenommen ſein können, gleich unter das rohe Geſchlecht der erobernden Barbaren kamen, die ſich deren ohne Zweifel ſogleich bemächtigten, da eine Anzahl von ſehr rauhen Sittenzügen (wie das Bluttrinken unter treuen Freunden u. dgl.) nachgewieſen werden kann.

Natürlich ſind die myſtiſchen Auslegungen, wie ſchon angedeutet ward, erſt in dieſen Zeiten des 14. Jahrhunderts entſtanden und empfahlen ſich und die Erzählungen, denen ſie beigefügt ſind, eben dieſer Zeit, daher wir von jetzt an einen ſo weitläufigen Gebrauch davon gemacht ſehen, daß, wenn ſie auch nicht in dieſem Jahr-

hundert übersetzt worden wären, uns doch auch ihre lateinische Gestalt interessiren und wenigstens Erwähnung finden müßte. Von Petrus Alfonsi an bis auf den Apiarius des Thomas Cantipratensis, das Speculum Exemplorum, das Promtuarium von Herolt (1418), den Formicarius des Johann Nyder zeigt eine lange Reihe von ähnlichen Werken dieselbe Neigung, Erzählungen aus der alten Welt und dem Oriente auf die Sittenlehre anzuwenden. Diese allegorischen Beigaben also setzen auch diesen so weltlichen und frivolen Stoff in Verbindung mit dem mystischen Geschmacke der Zeit; und bekanntlich sind die Erzählungen dieser Art, wie sie ursprünglich schon in die Kirchenväter eingingen, ausdrücklich für die Zwecke der geistlichen Redner gesammelt und von diesen (noch spät von Abraham a St. Clara) eben so wohl wie von den poetischen Laienpredigern benutzt worden. Wann nun diese Sammlung ins Deutsche übersetzt ward, weiß ich nicht genau auszumachen, da mir alle Hülfsmittel abgehen; so wenig wie ich angeben kann, in welchem Verhältnisse die deutschen Uebersetzungen zu den verschiedenen lateinischen Originalen stehen. Dunlop hat bemerkt, daß es eine englische Umarbeitung der Gesten gebe, die auch nur in England eine Verbreitung gefunden habe; allein auch nur die continentale Bearbeitung hat schon im Lateinischen Veränderungen erlitten [216]); der einzige deutsche Druck [217]), den ich gerade vergleichen kann, stimmt in der Anordnung gar nicht, und auch nicht im Inhalte ganz mit den viel häufigeren lateinischen Drucken, die man findet, überein; und dennoch zweifle ich nicht, daß es auch andere deutsche Uebersetzungen gibt, die mit diesem gewöhnlichen lateinischen Originale zusammentreffen. Weniger bekannt wird es vielleicht sein, daß es auch eine deutsche Bearbeitung ohne mystische Auslegungen gibt. Ich habe sie in einer Handschrift von 1470 [218]) vor mir, obgleich ihre Entstehung natürlich älter ist, als diese Abschrift, so wie auch die der gedruckten Uebersetzungen mit den Auslegungen wenigstens etwas älter, als die Drucke sein mögen. So sehr es die Wahrscheinlichkeit für sich hätte, daß jene nackten Erzählungen erst spät

216) Die Regensb. Handschr. der lateinischen Gesten ist von den Drucken verschieden.

217) Das Buch Gesta Romanorum, von den geschichten oder geschehen Dingen der römer, geistlichen und weltlichen. Augsb. 1489. bei Hanns Schobser.

218) Cod. Pal. N. 101.

im 15. Jahrhundert gemacht ſeien, wo man anfing, den allegoriſchen Unfug zu bekämpfen, wie ja auch Luther gethan hat, ſo iſt doch der ganze Vortrag in dieſer Behandlung viel zu rein und unſchuldig, als daß man ſie nicht bedeutend früher ſetzen müßte. Denn die Erzählung in dieſer Sammlung, die wieder ihrerſeits weder mit dem Latein noch mit den deutſchen Drucken übereintrifft, iſt weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Styl des Hermann von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart ſtimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel Unſinniges läuft mit unter! wie Vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auffaſſen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erſte Entſtehung dieſer Dinge in ſehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke ſind hier noch viel thörichter und haben eine gewiſſe noch unſchuldigere und unſichere Maſchinerie [219]), als manche der Erzählungen in den ſieben weiſen Meiſtern, die gleich ihren neugriechiſchen Urſprung zur Schau tragen, oder doch eine Form haben, die vom griechiſchen Geſchmacke unwohlthätig inficirt iſt.

Der Inhalt der ſieben weiſen Meiſter iſt in die Geſta Romanorum aufgenommen, beſtand aber auch geſondert in metriſchen deutſchen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutſchen Geſten. Ich verweiſe auch hier auf die Unterſuchungen anderer Literarhiſtoriker [220]), obgleich auch hier keiner bei der Zerſtreutheit

---

219) So in Nr. 36 dieſer Sammlung. Ein Mann ſucht drei Dinge, Freud ohne Trübſal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finſterniß. Er findet ſie nicht, bis er einſt einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaſte ſendet, wo er den Hütern ſagen ſoll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulaſſen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre. — Auf ganz ähnliche Weiſe verhilft dieſer ſelbe Alte in Nr. 31 einem Ritter zu einem ſchwarzen Roſſe, Horne und Falken, die Kaiſer Symmachus ihm abforderte, wenn er nicht um ſein Gut kommen wolle, das an des Kaiſers Beſitzungen ſtößt und das dieſer gern damit verbinden wollte u. ſ. w.

220) Die Neueſte bei H. A. Keller, li romans des sept Sages. 1836. Wir ändern in dem obigen Texte hier wie bei den Gestis Rom. nichts, bis die Unterſuchung ein befriedigendes Ziel erreicht hat, wohin Keller ſeinem Verſprechen gemäß zu gelangen ſtrebt. Den franzöſiſchen Text, den Keller herausgegeben hat, hält er für die älteſte erhaltene Bearbeitung; die Hſ. iſt von 1284.

der Hülfsmittel im Stande war, ſo wenig wie über den Bidpai eine zuſammenhängende und überzeugende Geſchichte des Werkes zu geben. Nach Dunlop wäre daſſelbe in ſeiner älteſten Geſtalt in einer hebräiſchen Ueberſetzung übrig [221]). Die griechiſchen Verſionen unterm Titel Syntipas berufen ſich auf ſyriſche und perſiſche Originale [222]). Auf eine lateiniſche Ueberſetzung, die aber eine andere ſein müßte, als die im 15. Jahrhundert in Cölln gedruckte, bezieht ſich die franzöſiſche metriſche Ueberſetzung, der Dolopatos; und wieder aus einer andern verſificirten franzöſiſchen Bearbeitung entſtanden die franzöſiſchen und engliſchen Proſen. Bei uns exiſtirte das Buch in verſchiedenen poetiſchen Behandlungen, deren Eine unmittelbar aus dem Lateiniſchen [223]) übertragen iſt, die andere nach einer deutſchen Proſa. Ich kenne die Erſtere nur aus Anführungen, die Letztere iſt von Keller herausgegeben [224]). Sonſt iſt es eigenthümlich, daß man in allen Abſchriften und Drucken

---

221) Vgl. Ellis specimens. T. 3. p. 5. Das Zuſammenhängendſte hatte vor Keller wohl Dacier in den Mém. de l'acad. des inscript. T. XLI. p. 546 beigebracht. Nach ihm iſt es kein Zweifel, daß die deutſchen Proſen und Poeſien einerlei lateiniſche Quelle (die des Mönchs von Haute-Selve) haben mit dem Reimwerk des Herbers, und daß der Dolopatos überall mit unſerm gewöhnlichen Volksbuche übereinſtimmt. Die ſyriſche Bearbeitung iſt nicht bekannt und fällt nach Keller's Vermuthung mit der hebräiſchen zuſammen, über die der gründlichſte Aufſchluß bei der Sammlung Notes et Extr. IX. 414.

222) Die des Michael Andropulos, herausgeg. von Boiſſonade. 1828.

223) Grundriß S. 304.

224) Dyocletianus Leben von Hans von Bühel. Quedl. 1841. Der Dichter gibt am Schluß die Zeit ſeiner Dichtung an:

Do man zalt dvsent vierhundert jar
vnd zwölff dar zuo das ist war,
do dicht ich Buheler sicherlich
by zyten herrn Friderichs
von Sarwert ertzbischoff
zuo Coln, by dem in sinem hoff
was ich, wann ich sein diener was,
zuo Boppelstorff ich sasz
vnd macht dis vorgeschriben gedicht.

In der Einleitung gibt Keller Nachträge zu ſeinen lit. hiſt. Erörterungen im romans de 7 Sages. Da in dieſem Gebiete nun auch die Franzoſen thätig werden (vgl. A Loiseleur Deslongchamps, essai sur les fables indiennes. Paris 1838, eine Unterſuchung über das Verhältniß der 7 W. M. zu dem Pantſchatantra, der die franz. Proſa von den 7 W. M.

dieſer Werke faſt nirgends einen literariſchen Wink erbeutet, aber dieſe gereimte Bearbeitung vom Jahre 1412 trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel. Es iſt derſelbe, der um 1400 die Königstochter aus Frankreich [225]) bearbeitete (gleiches Inhalts mit Meie und Belaflor aus dem 13. Jahrhundert und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, die wir in Einzelnem am Anfang des 15. Jahrhunderts häufiger finden. Auch die ſieben weiſe Meiſter zeigen einen für dieſe Zeit gewandten Schreiber. Eine proſaiſche Heidelberger Handſchrift [226]) ſtimmt mit dieſer Bearbeitung des Bühelers ſo, daß ich ſchließen möchte, ſie und des Bühelers Proſa hätten noch nähere Verwandtſchaft, als den Abſtamm aus Einer lat. Quelle. In jedem Falle wiſſen wir, daß poetiſche und proſaiſche Bearbeitungen dieſer Erzählungen im 14. Jahrhundert bereits verbreitet waren und dies hatte auch ſchon Goldaſt gewußt. Die Erzählungen bei dem Bühler und die in der erwähnten Handſchrift ſtimmen beide dem Inhalte nach mit unſeren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigſtens iſt mir eine Geſtalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Sentimentalität des 17. Jahrhunderts oder noch ſpäterer Bearbeiter an ſich trägt. Wie ſich zu dieſen übereinſtimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Geſten verhält, hat Görres in den Volksbüchern auseinandergeſetzt [227]) und ich will es daher hier nicht wiederholen. Dagegen will ich in der Note die wieder verſchiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handſchrift der Geſten [228]) angeben, die mir auch

---

beigedruckt iſt), ſo läßt ſich immer mehr ein endliches reines Reſultat vorausſehen, das uns Keller, der in fortwährenden Studien alle älteren und neueren Erſcheinungen controllirt, hoffentlich einmal zuſammenfaſſen wird.

225) Auszüglich von Elwert im D. Muſ. 1784, Bd. 2. p. 256.

226) Cod. 149.

227) Görres Volksbücher S. 158 sqq.

228) Die erſte Erzählung der Kaiſerin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiſerin im Volksbuch handelt von einem Kaiſer, den ſieben Meiſter bezaubert haben, daß er außerhalb ſeines Palaſtes ſtets blind ward. Der Knabe Merlin löſt den Zauber. Statt dieſer Geſchichte erzählt ſie hier von einem Gärtner, der ſich einen Haſen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meiſters (im Volksbuch des fünften) von Hippokrates und Galen iſt hier einfacher, abgekürzter, und

hier von Wichtigkeit ſcheint, weil wir ſehen können, daß mehrmals an der Stelle von britiſchen Wundergeſchichten und Zauberanekdoten, die den Geſchmack des 12. oder 13. Jahrhunderts verrathen und die auch von Dacier geradezu als Aenderungen und Zugaben des lateiniſchen Verfaſſers des Dolopatos betrachtet werden, viel einfachere, rohere, nicht eben beſſere Erzählungen ſtehen, die auf größere Aechtheit und Alter deuten, wie ſie auch weit knapper, einfacher und hie und da ſchöner erzählt ſind, wo ihnen die zu große Kürze nicht ſchadet. Auch treffen ſie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine engere Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, wo die Geſchichten ſelbſt ſchon ſo ſehr Hauptſache ſind, daß in der Einſchaltung in den gedruckten Geſten ſogar dieſe Einkleidung fallen gelaſſen wird. Es ſcheint daher dieſe Geſtalt eine eigene Mitte zwiſchen dem Dolopatos und den daraus gefloſſenen Bearbeitungen und dem griechiſchen Syntipas zu halten, deſſen orientaliſcherem Charakter ſie näher kommt, gleich dem ſie einige der ſonſt gewöhnlichſten Erzählungen nicht kennt, obwohl ſie auch wieder deſſen Erzählungen hier und da vertauſcht hat. Weiter auf dieſe Dinge einzugehen, halte ich nicht für angemeſſen, obgleich mir wohl bekannt iſt, daß Andere einen unſchätzbaren Werth in dieſen Novellen gefunden haben

---

ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung der Kaiſerin hat im Volksbuch allerhand Wunderthaten und Zaubereien des Virgil; hier handelt ſichs von einem Sohne, deſſen Vater ihm ſeinen Hang zum Diebſtahl allzu ſehr nachſieht; als nun der Dieb gehängt wird, beißt er dem nachläſſigen Vater die Naſe ab. — Statt der unſinnigen ſechſten Geſchichte der Kaiſerin von dem ausſätzigen Kaiſer, der Peter's und Paul's Leichnam in Rom holen will, iſt hier eine Erzählung aus Bidpai, von ſieben Meiſtern, die einem Könige mit Bezauberungen nach dem Leben ſtellen und die er auf Rath der Königin umbringen läßt. — Statt der des ſechſten Meiſters im Volksbuch iſt hier ein Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet und dafür von ihr die Vogelſprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm ſeine geheime Kenntniß, die ſie ihm abgelauſcht, abzwingen und will ſich zu Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß ſie ihm heimlich jeden Tag zwei ſeiner Weiber ißt und räth ſie mit Prügeln zu heilen, welches probat gefunden wird. — Die ſiebente Erzählung der Kaiſerin iſt ganz einfach, von einem Sohn, der ſeinen Vater in einen Brunnen ſtürzt; und die des ſiebenten Meiſters von dem preußiſchen Ritterzug eines Edlen und der Treuloſigkeit ſeines Weibes. Gerade dieſe Erzählung verräth neuern Urſprung und ſteht an der Stelle der Matrone von Epheſus; *im* Gedanken aber iſt ſie ganz gleich.

und ſich ordentlich freuten, daß ihre Verbreitung die aller Klaſſiker übertrafe und zunächſt derjenigen der Bibel gleichkäme. Wahr aber iſt, daß ihre Wirkung und vielfache Benutzung in den nächſten Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts ganz ungemein bedeutend war.

Die Einkleidung der ſieben weiſen Meiſter iſt bekannt genug. Ein Kaiſer hat einen Sohn, den er von ſieben Meiſtern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Geſtirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erſcheint alſo und redet nicht. Seine Stiefmutter, erſt in Liebe zu ihm entbrannt, dann verſchmäht und wüthend, dringt auf ſeine Hinrichtung, bewegt den Kaiſer jedesmal mit einer bezugvollen Geſchichte, daß er den Tod ſeines Sohnes befiehlt, einer der Meiſter aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Friſt. So vergehen 7 Tage, nach denen die Gefahr verſchwunden iſt, und nun entdeckt der Prinz die Schmach ſeiner Stiefmutter. Nur im griechiſchen Syntipas iſt die Einkleidung im Anfang etwas anders und zwar geſchickter, am Ende aber unvortheilhafter. In den verſchiedenen alten und neuen, einheimiſchen und fremden Bearbeitungen wechſeln ſowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meiſter, des Kaiſers und des Prinzen. In den deutſchen Behandlungen iſt der Sohn Diocletian, der Vater bald Pontian, bald Domitian, ſonſt trägt jener auch die Namen Florentin, Eraſtus, Lucinian und der Vater die des Cyrus, Vespaſian u. A.; und der Haupterzieher iſt bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutſchen Stücken fehlt dieſer aber ganz. Dieſer letzte Name nun weiſt auf die bekannte Fabelſammlung, die unter dem Namen des Bidpai geht, zurück; und dieſe angegebene Einkleidung nicht weniger, die bekanntlich auch die Disciplin des Petrus Alfonſi, dieſes verwandte Werk, an ſich trägt, das nicht vollſtändig ins Deutſche überſetzt ward, wohl aber in ſeinen vereinzelten Fabeln und Geſchichten in die Geſten, in Boner, in Steinhöwel u. A. übergangen iſt [229]). Schon in der indiſchen Geſtalt des berühmten Fabelwerkes, die unter dem Namen Hitopadeſa auch in Europa bekannt ward, die aber wieder auf einem älteren Werke ruht, iſt die Form die Belehrung fürſtlicher Prinzen durch die Erzählungen ihres Erziehers, und dieſer Erzieher heißt in den ſemi-

229) S. d. Anmerkungen in Schmidt's Ausgabe des Alfonſus.

tischen Bearbeitungen des indischen Buches Sandabar. Auch über die Geschichte dieses Buches ist überall nur mangelhafte Kenntniß [230]), so daß selbst Grimm, obgleich ihn seine Untersuchungen über die Fabel natürlich auf dies Werk hinwiesen, hier in einen Hauptirrthum fallen konnte (den er jedoch alsbald verbesserte), und daß, was noch auffallender ist, der Herausgeber des Hitopadesa, Wilkins, unsicher war, ob nur die verschiedenen orientalischen Geschichten von Kalila und Dimna den Hitopadesa wirklich zur Quelle hatten. Dies nun ist selbst aus einer der entferntesten Bearbeitungen, die dieses ungemein verbreitete Werk erhalten hat, erkennbar. Im 15. Jahrhundert nämlich ward das Buch aus dem Latein des Johann von Capua (zw. 1262—1278) ins Deutsche übersetzt [231]), gewiß nicht von dem Herzog Eberhard von Würtemberg, dessen Name (Eberhart Grav zu Wirtemberg) in einem Acrostichon im Anfang genannt wird, was aber nur bedeuten kann, daß das Werk ihm zu Ehren, vielleicht auf seine Aufforderung übersetzt ist, indem er selbst bekanntlich kein Latein verstand [232]). Ich nenne dies Werk gleich hier, weil durch die ganzen Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts Ein und derselbe Sinn, ein gleicher Heißhunger nach Bekanntmachung des Wissenswertheſten, das man damals in Fabel und moralischem Beispiel vorzüglich suchte, diese Bücher unter die Deutschen verbreitete, und damit man mit Einemmale übersehe, wie in den drei letztgenannten Werken ein regelmäßiger Rückgang auf die Quellen dieser verschiedenen Sammlungen Statt hat: denn bekanntlich sind mehrere Stücke aus Bidpai noch in den deutschen

230) Am weitesten wird wohl de Sacy in seiner Ausgabe des Abdallah Ben Almokassa die Sache gebracht haben; diese entgeht mir aber. Vgl. de Sacy's Artikel in den notices et extraits etc. tom. IX.

231) Ausgabe von 1483, dem Cod. Pal. 127. beigebunden. Uebrigens sind in Heidelberg drei Handschriften (Nr. 84, 85, 466) davon, die im Catalog alle als Handschriften der sieben weisen Meister angeführt sind.

232) Wahrscheinlich hatte Schickardt bei der Vorrede, die der im J. 1636 in Tübingen gedruckten und von Ochsenbach verfertigten Uebersetzung des Gulistan von Sadi vorgesetzt ist, keinen anderen Grund, als dies Acrostichon, daß er Eberharden zum Verfasser machte; und weil er vielleicht wußte, daß er kein Latein verstand, und Uebereinstimmung mit italienischen Uebersetzungen fand, so ließ er ihn das Buch aus dem Italienischen übersetzen, obgleich die italienischen Bearbeitungen des Joh. von Capua *jünger* sind, als die deutschen.

Geſten wiederzufinden [233]). Ein einziger Blick nun in das deutſche Werk zeigt, daß die Herleitung der arabiſchen Fabeln unter dem Titel Kalila und Dimna aus dem Hitopadeſa unſtreitig iſt. Denn noch in dieſem deutſchen Werke iſt das vierte Capitel mit ſehr wenigen Abweichungen dem Inhalte des erſten im Hitopadeſa gleich; und das zweite Capitel des indiſchen Werkes iſt die Geſchichte von dem Löwen, dem Ochſen (Sangjivaka) und den zwei Schakals (Karattaka und Damanaka), die dort vorangeſtellt und zum Titel des Werkes geworden iſt, deren Ausgang (den Fall des Dimna) der Hitopadeſa übrigens nicht kennt. Die beiden letzten Capitel des Hitopadeſa ſind viel abweichender von unſerem Buche, das an Capitelzahl und an Fabeln viel reicher iſt, dennoch aber finden ſich die Beiſpiele des indiſchen Originals meiſt alle darunter. Das deutſche Buch nun iſt eine Ueberſetzung der in den Jahren 1470 bis 1480 im Druck bekannt gewordenen lateiniſchen Bearbeitung des Johann von Capua, der wieder eine hebräiſche Quelle hatte. Wie ſich nun dieſe wieder zu den perſiſchen und arabiſchen verhält, weiß ich nicht; denn dieſe ſind, ſcheint es, doppelter Art. Es iſt nämlich die Sage, daß Nuſchirwan durch ſeinen Arzt Bezruïah das Buch der Weisheit, das königliche Buch (Homaiun Nameh), aus Indien habe holen und ins Altperſiſche überſetzen laſſen; die arabiſche Ueberſetzung hieraus iſt durch de Sacy bekannt geworden; aus dieſem Arabiſchen ging das Werk wieder ins Neuperſiſche, und hier aus Proſa in Verſe über, und wieder überſetzte es Abul Mala ſpäter unter dem Gazneviden Bahram Schah ins Neuperſiſche unmittelbar aus dem Arabiſchen, und dies ſoll der Text der franzöſiſchen Ueberſetzung (1769) ſein, von der wieder Wilkins ſagt, daß ſie dem Hitopadeſa am nächſten kommt. Ich zweifle kaum, daß ſie auch mit der lateiniſchen und deutſchen übereinſtimmt, ſo daß dann nach der Einen Umgeſtaltung aus dem Indiſchen ins Perſiſche dies Werk, wie es auch dem Oriente gemäß ſcheinen möchte, keine ſo großen Veränderungen mehr erlitten hat, wie die ſieben weiſen Meiſter in Europa. Denn auch noch jene Sage von der Sendung

233) So im Cod. Pal. 101. Nr. 6. vom Dieb und dem Mondenſchein. Nr. 52. von der glücklichen Liſt einer überraſchten Ehebrecherin. Nr. 57. von dem Brückenwärter, der das Recht hat von jedem körperlichen Gebrechen einen Pfennig zu erheben. Nr. 82. von der Natter im Hauſe u. A.

des Arztes erkennt sich in dem deutschen Buche zu Anfang sogleich wieder und die Namen des Arztes Berosias und des Königs Anistras Caßri (Anuschirwan Chosru) sind leidlich erhalten. Die morgenländische Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet auch aus dem deutschen Buche noch ganz entschieden hervor, und wie diese drei Sammelwerke überhaupt wenig Zuthat und persönliche Einwirkung der jeweiligen Umarbeiter und kaum eine Spur der Zeit, in der sie umgearbeitet wurden, verrathen, so dieses offenbar am wenigsten, und es behauptete sogar den orientalischen Lehr- und Erzählton, neben dem factenlosen ganz didactischen Rahmen, der Häufung der Sentenzen und Gemeinplätze, und der beschwerlichen Einschachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrsätze des Meisters. Auch dies Werk übrigens empfahl sich in Deutschland noch durch die Art und Weise, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abgeschiedenheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an dem, was Gott und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines unfurchtsamen ruhigen Gemüthes.

7. Ausgang der höfischen Kunst. Historisches Volkslied.

Zu Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts war in Deutschland ein Aufschwung und ein Bestreben in der Literatur, wie überhaupt in dem geistigen Treiben der Nation; es blieb aber beim Versuch. Man hätte denken sollen, die günstigen Verhältnisse in Italien, die verhältnißmäßige Ruhe in Deutschland hätte Karl IV. bewegen und auffordern müssen zu großen Handlungen, allein er hatte keinen Trieb zu Großem und kein Herz und keinen Sinn für Deutschland. Man hätte erwarten mögen, daß seine Verbindungen mit den tüchtigsten italienischen Gelehrten einen literarischen Verkehr hätte öffnen können; ein allgemeines Band bezeichnet auch der Novellengeschmack in beiden Ländern, der jedoch in Deutschland unausgebildet blieb; sonst aber war, was Karl für Wissenschaft und Kunst that, für die er so viel Interesse zeigte, seinem Böhmen allein vorbehalten, und seine Prager Universitätsstiftung war so gut, wie der Weinbau, den er der Stadt und Umgegend aufzwang und wie so manches andere seiner stürmischen Civilisation, nur eine unvor-

bereitete und unnatürlich übereilte Maaßregel, da es noch kaum vorher in Böhmen an den nöthigſten Schulen gefehlt hatte. Wer es weiß, wie viel die niederländiſchen Schulmänner, und überhaupt die fortgerückte humaniſtiſche Bildung der Reformation vorarbeitete, der wird keinen nähern Aufſchluß bedürfen über die Urſachen, warum in Böhmen weder Schule und Univerſität, noch die Huſſiſche Reform der Kirche zu einem erfreulichen Ziele führten. Von den Höfen aus ſollte weder die Staatskraft, noch von den Gelehrten und Scholaſtikern die Lehrbegriffe, noch von den Prälaten, Concilien und Cardinalcollegien die kirchlichen Gebräuche und Sittenzucht der Prieſter in Deutſchland hergeſtellt werden. Von Höfen und ritterlichen Dienſtleuten auch nicht die Poeſie. Man ſah wohl, es gährte im ganzen Reiche hin und her; ſeitdem die großen und kleinen Fürſten ihren Schutz den Dichtern verſagt hatten, ſo merkt man wohl, wie namentlich die Sittenlehrer von Thomaſin und Freidank an ihre Rede nicht weiter an die Höfe wenden und an die ritterliche Geſellſchaft und Alles, was wir ſeit dem Renner von Poeſie beſprachen, hat mit Höfen und ritterlicher Geſellſchaft auch nichts weiter zu thun. Vom nämlichen Augenblick aber an, wo in Böhmen und Oeſtreich durch die Univerſitäten wieder eine Ausſicht für die Kunſt, durch die glänzenden Herrſcher ein glänzender Hofſtaat geordnet war, zog ſich auch die Poeſie, ſo dürftig ſie war, dorthin, und empfand bald, daß ſie in die Hände von wiſſenſchaftlichen Männern, von eigentlichen Gelehrten, Aerzten u. ſ. w. fallen und vielfach der trockenſten Wiſſenſchaft dienen ſollte; es drängen ſich auch wieder wie Carricaturen einige Dichter hervor, die zwar ſelbſt aus dem Staube emporgekommen, ſich mit höfiſchen Poeſien an Höfe zu drängen verſuchen und kläglich ſcheitern. Da ſchon die Poeſie entſchieden auf dem Wege zum Volke herab war, ſtrebten die dürftigſten Talente ſich wieder auf die Höhe, nach den Thronen, zurückzuleiten, und erſt nachdem dies auf die ſchlagendſte Weiſe mislungen war, brachen dann alle Stände bis in die niederſte Hefe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte ſich jeder, ſo gut es gehen wollte, ſeines größern oder kleinern Antheils. Denſelben peinlichen Gegenſatz nun, den die Kirchenreformverſuche im 15. Jahrhundert, und die theologiſchen Zänkereien gegen die Reformation Luther's und Zwingli's und die glorreichen Kämpfe der Humaniſten machen, machen die öſtreichiſchen Sittenprediger des 14.

Jahrhunderts gegen Alkmar und Brandt, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches edles Beſtreben, den beſten Willen, die ſchönſten menſchlichen Anlagen theilen die frühern mit den ſpätern, und ſie haben nur die begünſtigenden Verhältniſſe nicht und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; ſie haben nicht die Energie des Volks, auf das ſie ſich ſtützen könnten, und ohne dieſe ſcheitern ſie mit ihren vereinzelten Kräften.

Wir haben oben noch in der guten höfiſchen Zeit in den öſtreichiſchen Landen am entſchiedenſten die erſten Symptome des Untergangs der ritterlichen Bildung und des Anfangs einer neuen volksthümlichen gefunden; wir haben des Stricker's Klagen über den Verfall der Hofzucht und des Ritterthums gehört, wir haben Nithart's Lieder kennen gelernt, wo ein übermüthiger Bauernſtand ſich dem Ritterſtande nahe ſtellte und mit ihm vermiſchte. Wir können den weiteren Verlauf dieſer Verhältniſſe an einem fortgehenden Faden durch zwei volle Jahrhunderte, in dieſen Gegenden feſtſtehend, verfolgen. Wir werden unten in einem anderen Abſchnitte finden, wie man höfiſcher Seits ſich in Wien an dem Bauernvolke reibt, wir wollen ſogleich hören, wie man bäuriſcher Seits in das höfiſche Leben hinaufſtrebt; wir werden Dichter hören, die dem ritterlichen Weſen und Stande den Rücken kehren, und andere, die das verfallene Leben dieſer Klaſſe wieder herzuſtellen und zu heben ſtreben, ohne daß es ihnen weiter gelingen kann. Das aus ſchöner und edler Geſinnung entworfene Gedicht: der Meier Helmprecht von Wernher dem Gartenäre (um 1240) [234]) ſchließt ſich noch ganz an jene Blütenzeit der Ritterdichtung an und blickt mit Wohlgefallen auf den Zeitgenoſſen Nithart hin, an deſſen Bauerngedichte ſich ſein (erzählender) Inhalt enge anlehnt. Die Erzählung, deren Schauplatz in Oeſtreich iſt, ſchildert das Emporſteigen des Bauernſtandes an einem Beiſpiele, deſſen Lehre wider das Ringen der Menſchen gegen ihren Orden gerichtet iſt. Des Meier Helmprecht's Sohn, ein bauernſtolzer Jüngling, will zuſehen, wie es bei Hofe hergeht, und ſcheuet nicht der Hofleute Spott noch ſeines Vaters Rath und Mahnung, er reiht ſich zu dem Geſinde eines Burgwirthes, der von Raub lebt, und zeigt ſich ſpäter einmal in ſeiner

234) Ed. Joſ. Bergmann 1839. und von Haupt in der Zeitſchrift für d. Alt. t. IV.

neuen Herrlichkeit zu Hauſe. Ueber der freundlichen Bewirthung unterhält man ſich von den alten Hoffitten, da man buhurdirte, tanzte, ſang, von Herzog Ernſt las, jagte, und ſchoß, die aber nun vertauſcht ſind mit Trinken und aber Trinken, mit Lügen und Trügen, mit Spott und Verläumdung, mit Rauben und Schinden der Bauern. Auf eine Mahnung ſeines Vaters droht der junge Held, deſſen Eigenthum ſelbſt nicht mehr zu ſchonen; er vermählt ſeine Schweſter mit einem ſeiner Genoſſen, Lämperſlint; über der Hochzeit aber, gegen die Artus Feſte gering waren, tritt die Kataſtrophe ein: die Rache des Richters und bald die ſchlimmere der geſchädigten Bauern trifft das ſelbſtherriſche Kind. Aehnliche Zuſtände wie dieſe treffen wir in einer Reihe von (15) Gedichten des öſtreichiſchen Ritters Seifried Helbling [235]), die im Verlaufe der Jahre 1288 — 99 gemacht ſind, einem Sammelwerke, wie Strickers Welt, dem der Dichter den allgemeinen Titel des kleinen Lucidarius („Lichtgeber") gegeben hat, weil einige größere Stücke in der Form eines Geſprächs zwiſchen dem Ritterdichter und ſeinem Knechte verfaßt ſind, ſo wie der ältere doctrinäre Lucidarius, oder die aurea gemma, in Unterredungen zwiſchen Meiſter und Jünger. In dieſen, den intereſſanteren Stücken der kleinen Sammlung nimmt der Dichter die beſcheidene Wendung, daß er ſeine bitteren Klagen über die Zuſtände der öſtreichiſchen Lande ſeinem Knechte in den Mund legt, der mit ſeiner dreiſten aber reifen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängſtlichen Herrn in Verlegenheit und Erſtaunen ſetzt. Wir wollen die kleinern unter den „Büchlein", wie ſie der Dichter nennt, übergehen, auch ein größeres (N. 7.), worin der Verfaſſer im Traume die Schlachtordnung und den Kampf der Tugenden und Laſter beobachtet, und wollen möglichſt kurz den Inhalt der Stücke andeuten, die unſerer gegenwärtigen Betrachtung näher liegen. In dem erſten Geſpräche fragt der Knecht nach den rechten Oſtermanne, und weiterhin auch nach der rechtgearteten Frau; ſeine Schilderungen und Erfahrungen aber ſtoßen überall auf Oſtergänſe und Oſteraffen, auf Leute mit wunderlichen, nachgeahmten Trachten und Sitten, und jedesmal ſind dieß Charaktergemälde und Genrebilder in dem rohen, karrikirten, bäuriſchen, und unhöfiſchen Style, wie wir ſie ſeit Nithart und Tanhuſer in Oeſtreich

235) W. Karajan in Haupts Zeitſchrift. tom. IV.

schon gewöhnt sind. In dem zweiten Stücke sitzt der Ritter mit dem Rathe der sieben Tugenden (Treue, Wahrheit, Scham, Zucht, Maas, Ehre und Bescheidenheit) an Fürsten Statt und hört des Knappen Rede, der über das Aufstreben des Bauern, über die Verdorbenheit der Gerichte, über Lotterſinger und Juden, über geistliches und weltliches Regiment, über alle eingerissenen Laster und Schäden klagend sein gepreßtes Herz erleichtert. In dem achten Stück sitzt der Ritter wieder an Königs Statt und muß des Knechtes neue Klage über alle Verhältnisse des Landes, über Reich und Regierung hören; das Auf und Ab, die Vermischung des Ritter- und Bauernstandes durch Heirathen, durch gleichartigen Besitz, Tracht und Sitte, bildet im Eingang das Hauptthema. Das dritte Gedicht, ein Gespräch in Badhause, ist ironischer gewendet; der Ritter nimmt hier das „Merken und Melden", das Schimpfen und Schelten seines Dieners über die fremden Sitten der Oestreicher nicht mehr so geduldig hin; im 4ten und 15. Stücke ist der Knecht dann verabschiedet, und es wird nur noch aus der Erinnerung auf seine Unterhaltung zurückgeblickt. Das 4te Stück enthält eine, freilich nicht historisch gehaltene und unvollendete Erzählung der Verschwörung von vier Ministerialen im Jahr 1295, die wegen der Vorliebe des Herzogs von Oestreich für fremden Hofadel sich auflehnen, und das Land unter sich theilen wollen; so wie das 15te Stück die Belagerung Wiens durch den Ungarischen König Andreas III. erzählt. Hier ist der Eingang besonders charakteristisch: die alte Sitte der goldnen Ritterzeit und der Wolfram'schen Dichtungen, die Zeit wo die Welt voll Freude war, und die Herrn freigebig, die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich und edel, ist in Gegensatz gebracht mit der Gegenwart; der Knecht sieht den Hoffesten zu, mit seinen Gedanken auf Parzival und Gamuret, während die Hofleute um ihn her von Kühen, und Korn- und Weinwucher reden.

Wenn wir hier überall an die Gegenstände und Ansichten des Stricker erinnert werden, dessen Klaggedicht Helbling ohne Zweifel sehr gut kannte, so dürfen wir fünfzig Jahre weiter vorschreiten und wir finden in Oestreich noch immer die ähnlichen Dichtungen, die sich über die Verhältnisse des Lebens sittenrichterlich verbreiten, und leise gewahren wir, wie sich diese letzteren allmählich so verändern, daß Bildung, Wohlstand, Gedeihen immer mehr in die

unteren Claſſen der Geſellſchaft herabſteigen. Heinrich der Teichner, (der bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte) erinnert noch überall an ſeine öſtreichiſchen Vorfahren, den Tanhuſer und Aehnliche, und dem ganzen Eindruck ſeiner Reden nach an den Stricker; nur daß bei ihm ſchon die Hoffnung auf das Hofweſen und die Ritterzucht ganz geſchwunden iſt und in ſeinen einfachen Spruchgedichten, die man den Priameln etwa ſo vergleichen möchte, wie die Stücke des Muscatblut und ähnlicher Dichter den gelehrten ſtrophiſchen Sprüchen der Gnomiker, die Lehre das Beiſpiel faſt ganz verdrängt hat, ſo daß er nur ſeltener die Fabel oder Erzählung zu Hülfe nimmt. Daher iſt er jenen farbloſen, ſchwerfälligen Predigten des Stricker, die ſo alles Lichts und Schattens entbehren, am nächſten, und es kann dazu dienen, den Unterſchied des Teichneriſchen und des Vortrags des Suchenwirt zu charakteriſiren, was dieſer letztere von ſich ſelbſt ſagt, und was ihm Hugo von Montfort mit ſeinen eigenen Worten nachrühmte, daß ſich ſeine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten. Von der knappen, oft abgebrochenen, oft verwiſchten und nebelhafteren Manier des Teichners und dem dunkleren Zuſammenhang in vielen beſonders ſeiner abſtracteren Lehrgedichte, die faſt alle in trochäiſchem Maaße abgefaßt ſind, kann man das nicht ſagen. Dieſe Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zuſammen. Er mag reich geweſen ſein, er entſagte aber dem Gaukelſpiele der Welt, er theilte ſein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog ſich zu geiſtlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an ſein Ende [236]), in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohnſüchtiger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beſchäftigt mit dem Leſen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit [237]).

---

236) Suchenwirt's Rede vom Teichner; in der Ausgabe ſeiner Werke von Primiſſer S. 64.

Er hât mit keusche seinen leib untz an sein end behalten;
geistlicher weishait walten begund er für der welde spot,
im liebet in dem hertzen got für alle weltleich êe;
sein rât, sein weise lere ist in der welde garten
gesæt mit worten zarten der welt ze trôste, got ze lob.
Mit gueten siten swebt er ob allen, die getihtes pflegen,
spil, lueder liez er underwegen; swern, schelten, pœse wort
wart nie kainz von im gehört.

237) Ebend. V. 58—68.

Ob wohl der gute, friedliche, ſtille Mann, deſſen ſanfte Art ſich ſo ſehr in ſeinen leidenſchaftloſen nur manchmal von behaglicher Ironie gefärbten Poeſien ausſpricht, je einen größeren Kummer gehabt hat, als da ihn nach einem Beinbruch ſeine Pflegerin auf verſprochene Ehe anklagte und der Verdruß über dieſen Makel, den man ſeiner unbefleckten Keuſchheit anhängen wollte, ihm auf mehrere Wochen das Dichten ganz verleidete, dem er ſonſt täglich obzuliegen pflegte? Man begreift, daß ein Mann dieſes Temperaments, der ſo ſehr an die friedlichen und gemüthlichen öſtreichiſchen Herzöge dieſes Jahrhunderts erinnert, den Lauf der Welt wohl mit geſundem Sinn aus der Ferne beobachten, nicht aus der Nähe lebendig aufgreifen und dichteriſch darſtellen, daß er die Gebrechen der Zeit kennen, aber die Verderber nicht hart angehen kann. Auf Hof und Ritterleben hat er jede Hoffnung aufgegeben; die Zeiten, wo der Hof eine Schule der Zucht war, ſind ihm dahin [238]); das üppige Toben der Hofſchranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten Ritter, das Turnieren und Stechen, das der Suchenwirt der eingeriſſenen Gefahrloſigkeit und Spielerei wegen verachtet (während Reimar von Zweter 100 Jahre vorher die Mordſucht dabei beklagte), kann ihm nicht die Tapferkeit der Parzivale erſetzen, und ein Turnierer, wenn er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug giebt, ſcheint ihm doch nicht eben ſehr viel vor einem Wirthshauslieger vorauszuhaben. Nicht allein widerſteht ihm der Friedensverkehr der Ritter, ſondern auch ihre Nachahmerei der alten Heroen, die damals in den preußiſchen Kreuzzügen eben in jenen Gegenden beſondere Nahrung fand. Die Ritterſchaft, ſagt er, iſt zum Schutze der Waiſen, Armen und Bevortheilten geſetzt, wie der Arzt für den Kranken; und ſchlecht haben nach ſeiner Meinung ſogar die alten Recken dieſen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem ſie der Welt dienten, und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. So ziehen nun auch die heutigen Rittersleute, keinem Weiſen zur Freude,

238) In Schottky's Auszügen aus Teichner's Werken in den Wiener Jahrbüchern 1818. T. I. im Anzeigeblatt S. 34.

Wer guot gepâr — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hof niht vrâgen vil; daz was ê ein schuol der tugent,
daz man kindel in der iugent dâ hin liez in solchem muot,
daz siu zuhtig wurden und guot: daz ist leider nu dâ hin.

nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, laſſen aber ſchutzlos ihre Armen, und in Noth die Wittwen und Waiſen zurück. Schützten ſie die, ſo hätten ſie ſo viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge. Es tauge nicht, daß ſie dahin fahren und ſchlechtes Gericht in ihrer Heimat wiſſen: tilgten ſie was da Unrecht geſchieht, ſo föchten ſie um das Himmelreich; ſagten ſie in der Gerichtsſtube die Wahrheit und würden darum in kurzer Zeit erſchlagen, ſo würden ſie Heilige und Märtyrer ſo gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags faſtet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und ſie hebt über alle Fürſten und zu Helden über alle Rieſen macht [239]). Dies könnte gegen einen Suchenwirt gerichtet ſcheinen, der gerade dieſe Preußenfahrten ſo vielfach beſingt, der noch andere Anſichten vom Ritterleben hat, der ſolche Ehrenreden in Menge gedichtet hat, wie ſie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich dieſe Panegyriſten ſolche Loblieder ſängen, die ohne Unterſchied auf jeden Einzelnen gleich gut paſſen. Sonſt aber ſpottet er der Wappenſänger, in deren Klaſſe der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten [240]); ſo wie er den Ritterdienſt auch von

239) Cod. Pal. 384. fol. 70.

240) Schottky a. a. O. S. 36.

Waz man von dem wâppen sait, daz ist niht alz diu wârhait;
dâ ist vil gelognes an. Dâ man die wârhait ret dervan,
waz ain pider ritter tuet, daz wære wol ze hœren guet.
Aber daz man ez überliuget, daz ein ritter hab erziuget,
daz allen rîchen wær ze grôz — daz ist gespotes hûsgenôz.
Ich waiz niht dar zuo sprechen, daz ein ritter mag zeprechen
meniger sper pî sînen tagen, denn der swartzwalt mag getragen
zwî und est; der ist sô prait, zwainczic mîl, als man sait;
dâ mit giht er, menig sper hab der helt hin und her
geprochen, und ze hûffen prâht. Hurtâ her, wie er vaht,
als der wint in dem ror, iezunt hinten iezunt vor;
alsô treib erz ûf und ab; er schütet liut in daz grab,
hûffen wîs, reht als die piren von dem poum her nider riren,
wann er überzîtig ist. Er hât gevohten manig vrist,
daz ez in den pergen hal, als ein donner slüeg ze tal. —
Wie mag daz diu wârheit wesen? Diu wârheit wær guot zo lesen!
Dem solt ein ritter gern geben, der sîn ritterlîchez leben
mit der wârheit præht ze schein.

anderen Seiten verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf seinen Fahrten im harten Dienst einer Frau umher; als er heimkam, fand er sie mit einem Mönche buhlerische Gemeinschaft treiben; und da er ihr Vorwürfe macht, so spottet sie seinen Ritterdienst aus, und meint, Minnesang und Ritterschaft wiege nun weit unter dem Pfennig [241]). Anderswo singt er von dem Thema, es sei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräche meint die Traute, ihr rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gesetzten Nothpfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu schätzen wisse; das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre [242]). Selten sind die muthwilligen Schwänke bei ihm, die sonst in der Zeit allgemein sind, selten die allegorischen Stücke, in denen ernsthafter von der Minne die Rede ist, wie bei Vielen seiner Zeitgenossen; und dann ist Alles voll Klage über die neue Art zu lieben, über die neuen Trachten und unerhörten Moden und über der Frauen Hoffart, so daß der Dichter dann Veranlassung findet, sich gegen die guten Frauen (die er nicht meine) zu entschuldigen, wie der Büheler, indem er die sieben weisen Meister behandelte.

Von Hof- und Ritterſitte erbaut ist also der Teichner nicht, allein, daß er irgend in den untern Ständen dafür einen Ersatz suchte, daran ist eben so wenig ein Gedanke. Ist er von dem Adel abgewandt, so ist er doch nicht dem Volke zugewandt; sein Spruchgedicht hat daher etwas Gelehrtes, nichts Populares an sich. Er ist zwar weit entfernt von jener fatalen Schulweisheit, die z. B. in jenem oben erwähnten Laiendoctrinal herrscht, die ganz nur aus Belesenheit fließt, nur auf fremder Autorität ruht und jede Tugend nicht aus dem sittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus den natürlichen Verhältnissen, sondern beides nur aus der Schrift, aus der Empfehlung dieses oder jenes Heiligen und Kirchenvaters erläutert und wieder empfiehlt: allein wie weit steht er doch auch von

241) Cod. Pal. 384. fol. 44. Einzelne Stücke von ihm sind auch in dem Cod. Monac. 714 und gedruckt im Liederbuch der Hätzlerin.

242) Ebend. f. 52.

einem Freidank ab, den er kennt und achtet [243], wie weit von deſſen Schärfe und innerem Halte, ſo ähnlich ſich die Geſinnungen, ſo ähnlich der vielfache Gebrauch des Sprichworts iſt, das nicht ſelten, wie etwa ſpäter bei Murner, das Thema ſeiner Gedichte macht. Wie ganz anders ſpricht die kräftige Grundſätzlichkeit eines Walther oder Freidank zu dem Leſer, wie ganz anders die natürliche Indignation des Brandt, als der häufig flache Witz oder eine ironiſche, manchmal möchte man ſagen ſophiſtiſche Wendung des Teichner. Wer ein böſes Weib hat, lehrt er, der ſchlage ſie nicht, ſondern er lobe die Guten vor ihr, ſo wird ſie vor Zorn Gicht bekommen und ſterben, denn ſie wollen lieber ihren Vater erſchlagen wiſſen, als andere Weiber gelobt. Nichts ſchlimmeres als ein böſes Weib; wer ſie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein beſſer mit unreinen Bälgen gerüſtetes Querholz geſehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb ſchlimmer ſei, läßt er ſich fragen. Der Spieler; denn er ſtehle Weib und Kindern, was er verthue, dieſer aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler ſei, ein Räuber oder ein betrügeriſcher Wirth? Dieſer; denn gegen jenen darf man ſich doch wehren. — Er kennt Leute, die ſich vor den Gänſen bis auf den Boden neigen ſollten; das ſind die Schreiber, denn ſie verdanken Alles ihnen. Ihre Gewalt und Untugend iſt nicht neu; Chriſtus ward durch ſie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieſes die Welt verloren wäre, ſo mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung ſtehen. — Manchmal berühren die Fragen, die er ſich ſtellt, ſtrengere philoſophiſche Probleme; ſo in einigen gedruckten Stücken bei Docen [244] über die Natur der Menſchen und Thiere, wo der Vorzug des Menſchen vortrefflich in ſeine Strebſamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in ſein ſittliches Gefühl (Scham), in ſeine Vernunft (er erkennt was böſe und gut iſt), und ſeine Bildſamkeit (er iſt ein unbeſchriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze über freien Willen und den Zwang der Geſtirne ſtehen; und über die Scham, die er auf

243) Cod. Pal. 384. fol. 42.
Stæch ein aid als ein dorn, ez würde niht sô vil gesworn,
hât der Fridank gesprochen, und hât nihtz dran geprochen etc.
Vgl. fol. 94b.

244) Misc. 2, 228.

die Frage nennt, ob er etwas wiſſe, das der Jugend zur Ehre, dem Alter zur Schande gereicht [245]). Aus ſolchen Stücken erklärt man ſich am leichteſten ſeine Verſchmelzung der Begriffe eines gelehrten und eines dichteriſchen Meiſters, ſeine entſchiedene Zuneigung zum Spruchgedicht [246]), im Gegenſatze zu der für den Geſang zugerichteten Poeſie, die er an ihrer Stelle ehrt, aber nicht im Lehrpoem. Manches Düſtere ſpielt in ſeine Lehren herein: Er mag nicht, daß ein Greis in ſeinen letzten Jahren fröhlich ſei, das heißt er, ſich gegen die Hölle freuen. Er meint, als Kind zu ſterben, ſei das beſte, da ja jeder nach ſeiner Herberge eile. Er kennt die Welt: nach langem Nachdenken hat ers heraus, was ſie iſt; nichts als: Aeffſt du mich, ſo äff' ich dich. Und trotz ſeinem richtigen Blicke in dieſe Welt trifft er nicht den Ton, der ſie bekehren könnte, und man möchte auch von ihm ſagen, was er ſehr ſchön vom Zuſchauer beim Schachſpiele ſagt: er ſcheint es beſſer als der Spieler zu verſtehen und ſollte er ſelbſt ſpielen, ſo würde er es noch ſchlechter machen.

Sehr intereſſant iſt der Gegenſatz, den zu dem Teichner ſein Freund und Landsmann, Peter Suchenwirt [247]) (lebte bis um oder über das Ende des 14. Jahrhunderts), bildet. Der Suchenwirt iſt ſeiner Beſchäftigung nach an den Hof und die Ritterwelt geknüpft; und iſt er zwar eben ſo wenig über ihre Mängel blind wie der Teichner, ſo iſt ſein Eifer doch ein reformatoriſcher, und

245) Ἐπαινοῦμεν τῶν μὲν νεων τοὺς αἰδήμονας. πρεσβυτέρων δ' οὐδεὶς ἂν ἐπαινέσειεν, ὅτι αἰσχυντηλός. οὐδὲν γὰρ οἰόμεθα δεῖν αὐτὸν πράττειν, ἐφ' οἷς ἔστιν αἰσχύνη. Aristot.

246) In Schottky's Auszügen S. 30.
Waz ich ie gesingen hôrt, des beleib ich nutzes lær,
wie gar süez diu wîs halt wær. Ich hœr manigen maister nennen,
den man nie gesingen hôrt; Aristoteles sîn wort
nie besang, noch sîn genôz. Wolt man nieman ze maister horden,
denn der wort besliuzt in wîs, waz wær denn der maister prîs,
als ich ê gesprochen hân? Ouch diu nater wird gepant,
und der tiuffel, wizt ir wol, niur mit worten, singens hol;
spiez und swert wirt ouch betwungen, niur mit worten, ungesungen,
daz siu müezn ir snîden lân. Siut daz wort denn twingen kan,
daz kein wîs niht kan betwingen, sô ist bezzer wort ân singen,
dann diu wîs unworthaft.

247) Seine Werke, herausg. von Primiſſer. Wien 1827. Vgl. Koberſtein, über die Sprache des öſtr. Dichters Suchenwirth. Naumb. 1842.

kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger, und als ſolcher hielt er ſich nicht immer in Wien auf, ſondern er ritt in den Landen umher und beſuchte die Höfe der Fürſten. Die Burgen der Edlen, welchen er ſeine Reden und Gedichte vortrug, das Weſen dieſer fahrenden Leute, zu welchen auch Spielleute, Mimen, Wahrſager, Looswerfer gerechnet wurden, ſchildert Suchenwirt ſelbſt an mehreren Orten: Ich ritt, ſagt er, in fremde Lande, daß ich den edlen Fürſten bekannt würde und meine nothdürftige Nahrung verdiente. Dieſem Stande (heißt es anderswo), der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunſt pfleget, und die Biedern und Guten auszeichnet, die Böſen aber ganz unterwegs läßt, dieſem Stande aber geziemt es, großen Herren aufzuwarten, und das Lob der Edlen zu ſagen. — Suchenwirt gehörte gewiß zu jener beſondern Klaſſe von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde, oder deren Gehülfen waren, und deren beſondere Angelegenheit es war, die Unterſchiede, Viſirung und Bläſonnirung der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeſchreibungen zu verfaſſen. Er nennt dieſe Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen [248]). Als ſolchem lag ihm ob, beim Einſchreiben der Turniere zugegen zu ſein, das Turnier, ſo wie die Turnierrechte und Geſetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienſte, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu verſehen. — Daher ſenden die Frauen Ehre und Minne, da ſie ein Turnier wollen ausrufen laſſen, zu Suchenwirt [249]): den findet man in Oeſtreich bei den Fürſten tugendhaft, ihm ſind die Unterſchiede der Wappen mit Namen wohl bekannt [250]). Dieſer Geſchmack am Wappenweſen fängt, obgleich er niemals ganz ausgeſtorben war, doch wieder an lebhafter auch in der wirklichen Welt zu werden, ſeitdem man in den ſpätern Ritterromanen des 13. und 14. Jahrhunderts die Wappen in der Poeſie häufiger nennen hört. Schon in einem hiſtoriſchen Gedicht auf die Schlacht am Haſenbühel [251]) findet ſich dieſe Rückſicht auf die Wappen; hinfort wird in allegoriſchen Gedichten an den unpaſſendſten Stellen die Wappen-

248) VII, II. p. 20.

249) XXX, 169—180. p. 98.

250) Primiſſer in der Einleitung p. XII. sqq.

251) In Rauch's scripptt. rer. austr. II.

beſchreibung ein ſo beliebter poetiſcher Zierrat, wie ſonſt die Stein- und Pflanzenbeſchreibungen; faſt in allen Ehrenreden des Suchenwirt erſcheint ſie am Schluſſe [252]) und „ähnliche Verbindungen des Dichters und Herolds in einer Perſon waren auch ſpäterhin nicht ſelten; ſo erſcheint der Zeitgenoſſe Püterichs von Reicherzhauſen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen ſchilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte ſoll der Hofpoet in Dresden ein Heroldskleid getragen haben [253])." Seit dem 15. Jahrhundert wird auch dieſer Stoff mehr zur Proſa herabgezogen, ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur heraldiſchen Wiſſenſchaft; ſo lange er aber in der Poeſie heimiſch war, ſteht auch Er in engſter Verbindung mit der Malerei und der bildenden Kunſt, der ſich jetzt die Dichtung von allen Seiten her zu nähern ſucht, ſo wie man umgekehrt den Verband mit der Muſik aufgab. Dieſer ſein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenheit, „mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereigniſſen der Zeit in vertrauter Bekanntſchaft ſtehen zu können." Er verhehlt ſich die Verdorbenheit und Geſunkenheit der ritterlichen Welt nicht, ſagte ich ſchon oben: ſein Brief über der Welt Lauf [254]) zeigt dies deutlich genug und macht unter allen Stücken des Dichters ſeinem Talente und ſeinem Herzen mit die meiſte Ehre. An Ehren ab, an Schanden auf, ſagt er, iſt nun das Werben der Welt. Die Ehre muß verderben, Zucht und Scham ſind krank, Untreu hat großen Anhang, der Wahrheit iſt die Zunge, der Freigebigkeit ſind die Arme lahm, der Treue iſt der Fuß, der Rede das Herz verletzt, die Gerechtigkeit iſt die Stiege herabgefallen. An den Höfen muß die mannhafte Ritterſchaft an der Pforte ſtehen, Schmeichler und Federleſer, Ohrenbläſer und Hofſchranzen werden aufgenommen und belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte, bis die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben ſich nun mit Simonie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht: das

252) Daher rühmt denn auch Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f. 3. von ihm, daß zu Wappenſchildereien der Suchenwirt gehöre,
der dick mit red als nâhe schirt, man möcht es griffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich uch mit ainem wort,
er ist der best den ich ie gehôrt von gott und von den wâppen.

253) Primiſſer p. XIV.

254) N. XXI. p. 68.

adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter soll auf Feld und auf Reisen Wittwen und Waisen schirmen, seinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlsprechen. So klagt er auch an andern Stellen über die Raubsucht der Ritter auf der Einen Seite und auf der anderen über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geschnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfische Benehmen und die feine Eleganz der alten Ritter verloren ging; und wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen seines Guts, und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weist er auf das Beispiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden besingt, die den charakteristischsten Theil seiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verschiedener östreichischer und anderer Edlen in einheimischen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde, erinnert uns an alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse, die sich im 14. Jahrhundert zutrugen, und giebt manche interessante historische Notiz, denn seine Erzählung darf mit Vorsicht für die wirkliche Geschichte gebraucht werden. In sehr gleichmäßiger Form setzt er diese Denkmale seinen sehr verschiedenen Helden. Der Eingang ist jedesmal „geblümt" mit gehobeneren Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geistes, ohne dessen Hülfe der Dichter sich nichts zutraut [255]), dessen Klagen über seine Unkunst, wie Primisser mit Recht sagt, nicht blos der Ausdruck der Bescheidenheit sind; alsdann folgt die trockene Erzählung der Thaten seines Helden, und die Klage um ihn, sein Lob und die Beschreibung seines Wappens schließt. Auch diese Gedichte wurden, meint der Herausgeber, bei guter Gelegenheit gesprochen und nicht gesungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere historische Reimereien wieder

255) Z. B. S. 40.

Ach got, hiet ich der künsten grunt ein tail durchsuocht, sô wær mir kunt,
wie vor di maister bân gelesen die veinen wart auz trüeben vesen,
in irs hertzen flammen tegel; si schiften mit des sinnes segel
mit vleizz auf hôher künsten sê: sô kreuch ich armer unde gê
auf spörem land ellende, mein sin ist unbehende
zu tichten maisterleicher chunst. Heyliger geist, du geist vernunst,
waz menschensinn begreifen mag: so hilf auch mir u. s. w.

mit Noten begleitet, damit man wenigſtens die Wahl habe zwiſchen Singen und Leſen. Ueberall ſucht der Dichter in dieſen Heldenliedern die Farbe des alten Rittergedichtes feſtzuhalten, und er denkt auch bei ſeinen Helden an die der Tafelrunde und bei ſeinem Preiſe an den des Wolfram [256]). Denn mit dem 14. Jahrhundert, wo ein neuer Rittergeiſt in der romaniſchen Welt emporkam, kam auch wenigſtens eine Spur davon in die Gegenden von Deutſchland, wo ſich Reichthum und Regſamkeit damals zeigte. Von der Abentheuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der franzöſiſchen, engliſchen und beſonders ſpaniſchen Ritterwelt aus den Romanen überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dies im Gegenſatz zu den rohen Sitten der Zeit macht, und die bei der neuen Geſtaltung der ſpätern Proſa-Romane bis zum Don Quixote wieder neuen Stoff aus der Wirklichkeit für die Poeſie bot, iſt unter uns Weniges, aber doch Einiges zu finden. Der Geiſt des Reiſens, des Wanderns kam über ganz Europa; man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entſtehung der Kreuzzüge die Welt geſtanden haben mußte: einzelne Abentheuerer durchfuhren alle Nähen und Fernen; Reiſende beſuchten die alten Welttheile, die größten Bewegungen im Oriente und die augenſcheinlichſten Gefahren konnten ſelbſt eine Menge von Fürſten im 14. und 15. Jahrhundert nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten, für die die Weltverachtung und Frömmigkeit neue Begeiſterung weckte; und die Rittersleute gingen einzeln auf Kriegsdienſte und in größerer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Gedicht von Albrechts III. Ritterſchaft in Preußen (1377). Der Dichter war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und ohne Gefahren, ſoll den Stoff zu einem panegyriſchen Liede hergeben; Empfang, Bewirthung, Rüſtung der Ausziehenden, alles trägt den Ton eines höfiſchen Romans; es iſt der ſchönſte Fortgang von der poetiſchen Erzählung von dem Kreuzzuge Ludwigs von Thüringen,

256) S. 31.

was man in alten puochen sait von Parcivâl, von Gamuret,
von Wygaloys, von Lantzulet, von manigen helden guote tât,
her Wolfram dâ nicht schulden hât, vil hundert jâr ist iz gewesen
vor im, er hât iz hôrn lesen; was ich von dem Pidiwen sag
den ich mit gantzen trewen chlag, und guotes von im geiehen,
das hat man offt und dik gesehen mit sichtikleichen augen an.

den ich oben erwähnte, zu diesem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man fast eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die siebente Ehrenrede feiert, ist am heiligen Grabe und in Babylon gewesen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV. einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Ehreuzpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere seiner Gepriesenen aber verrichteten ihre Thaten in den einheimischen oder in den großen Nationalkriegen, die damals fast in allen europäischen Staaten waren; wir begleiten sie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jahrhundert war in dieser Hinsicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge hatten aufgehört; der Kriegseifer gegen die Heiden hatte sich gelegt und ward zur Intoleranz. Bisher hatte ein gemeinsames Interesse Fürsten, Adel und Geistlichkeit vielfach verbunden; man hatte sich einem gemeinschaftlichen Feinde gegenübergesehen; man hatte in Brüderschaft mit allen christlichen Nationen in Einer Reihe gefochten. Nun hörte dies auf; die Nationen sahen sich auf sich selbst zurückgewiesen; ein Gefühl von Nationalität tauchte plötzlich auf, und zwar selbst zwischen verschwisterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man sich einem neuen Interesse gewöhnlich überläßt. Sprachidiome fingen sich an, bestimmter zu scheiden, der Engländer verstand den Franzosen, der Franzose den Italiener weniger; der Norddeutsche schien es versuchen zu wollen, seinen Dialect in der Schrift gegen den siegreichen Hochdeutschen geltend zu machen. Die Begeisterung für allgemeine innere Zwecke hörte in den Nationen auf: diese litten gemeinsame Verbrüderung; Bestreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Autarkie regte sich in den Ländern und hier stießen sich die volksthümlichen Interessen. Das christliche Band löste sich auf; hinfort wollte sich jedes Volk nach seiner eigenthümlichen Natur politisch entwickeln, und traf mit dem ungleichen Nachbar feindlich zusammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene meistens so wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Schottland und England, zwischen

England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragonien und Caſtilien, jene vielfach verſchlungenen Kämpfe in Italien, wo ſich ſogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Colliſionen in Oeſtreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte die Waffen, die man ſonſt gegen die Feinde der chriſtlichen Menſchheit kehrte, gegen ſich ſelbſt, und das iſt, ſagt der Teichner, der Grund der Bosheit und eigenen Verderbniß der Welt, daß das Gift, das ehemals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch die Helden dieſe bekämpften, nun in die Menſchen ſelbſt überging und ſie untereinander zerfleiſchen machte. In Deutſchland haben wir zwiſchen Ober- und Niederländern ſeitdem jene allegoriſchen Neckereien, mit denen oberdeutſche Prieſter ſich gerne mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer mit den Höllenbewohnern ſtichelnd vergleichen. Sonſt ſchied ſich bei uns der öſtliche Theil, der ſeither einer eigenen Entwickelung folgte, ruhiger ab, wenn man die Kämpfe Friedrichs und der Böhmen mit Ludwig dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zuſammentreffen hatte nur zwiſchen den Extremen, den herrſchſüchtigen öſtreichiſchen Herzögen und den freiheitsliebenden Schweizern Statt. — Wie hier die Selbſtſucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach individueller Ausbildung ſo weit ging, daß forthin bei der ſteigenden Gefahr, die der Chriſtenheit von den Türken drohte, im grellſten Gegenſatze gegen jene begeiſterten Kreuzzeiten, kein Arm ſich mehr für den Nachbar, ja ohne die äußerſte Noth nicht einmal zum eigenen Schutze erhob, ſo daß nun alle Ermahnungen der Concilien, alle Drohungen der Päbſte, alle Hülferufe der Bedrohten, alle Bitten der Fürſten, jeder Weheſchrei des geſunkenen griechiſchen Reichs vergebens verhallte, ſo trennten ſich auch innerhalb der Staaten alle Bande der Geſellſchaft. Der Adel kannte keine gemeinſamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn verarmt; mit Neid ſah er die Reichsſtädte, den Bürger und den Bauer im regelmäßigen Gewerbe reich werden, ſah den Handel anfangen die Welt zu beherrſchen, und die Freude, den Glanz, die Bildung bei dem Patriciſchen Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor wie privilegirt allein beſaß; und wie dieſe Städte um ſich griffen, ſo bedrohten ihn auf der andern Seite habſüchtige Fürſten, die dem allgemeinen Drang zum Eigennutze ſo gut verfielen, wie alle Corporationen und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren, wie

in Frankreich und England, da war doch für Ehrſüchtige noch ein ehrbarer Ausweg, wo aber der arme Adel ſich wie in Deutſchland nur den reichen Reichsſtädten gegenüber ſah, da fing er an in geſchloſſenen Raubverbrüderungen mit der Fauſt und vom Stegreif auf den ſchnellen Erwerb deſſen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße ſich erarbeitet hatte, und er ſprang von der gleichgültigen Sorgloſigkeit zu Thomaſins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Trimberg's Zeit ſchon Meiſter war. So haben wir nun namentlich in Deutſchland, wo kein Kaiſer ſtörte, keine große Nationalbegebenheit abzog, die verderblichen Kriege der Fürſten und Edlen mit den Reichsſtädten. — Gegen die reichen Handelshäupter und patriciſchen Innungen lehnten ſich ſchon im 13. Jahrhundert die niedern Handwerke auf; noch aber war ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering geweſen, aber jetzt im 14. Jahrhundert griff man überall das früher verfehlte Unternehmen, diesmal mit beſſerem Erfolge, wieder auf; und wie lange dauerte es, ſo trat auch noch eine tiefer ſtehende Klaſſe hervor mit Anſprüchen, von denen ſie früher nichts einmal geahnet hatte. — Die Geiſtlichen hatten durch ihr Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Geſellſchaft verloren; ſie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte ſich ſogleich alles in Corporationen mit den härteſten Formen aufs individuellſte geſchieden, ab, und die Franziscaner verfolgten ſich untereinander und zuſammenſtehend wieder die Dominicaner; die Bettelmönche haßten die Predigermönche; Alle wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Urſprung hatten und den gleichen Zweck der Kirchenreform und der Rückführung patriarchaliſcher Einfalt; und die ganze Chriſtenheit wandte ſich gegen dieſe Secten, die es wohl mit ihr meinten, mit gleicher Vertilgungsſucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jahrhundert die härteſten Verfolgungen zu erdulden hatten. Bald dürfen wir noch eine Stufe tiefer ſteigen und bemerken, wie ſich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe ſeiner Selbſtſtändigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandteſte und Nächſte, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Feſtlichkeit, mit Scherz und Satire verfolgte.

Dieſes Zerſtäuben der friedlichen generellen Bildung in eine ſtürmiſche, gährende und wild durcheinandergreifende Bildung kleiner

und kleinſter Corporationen, dieſer Uebergang der politiſchen Geltung von der geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratie zu dem Volke, zeigte ſich nirgends vollendeter als in Deutſchland. Und wie in Staat und Kirche und Volksbildung, ſo auch in der Poeſie, ſo dürftig ſie war. Wir hatten paſſiver wie irgend eine andere Nation in der Zeit der univerſellen Richtung das Gemeingut der britiſchen und fränkiſchen Poeſien getheilt, deſto entſchiedener verſchmähten wir aber auch jetzt von der Ausartung dieſer Poeſien viel zu leiden und wir zogen uns lieber auf unſere arme Didactik zurück und ſuchten mit ihr nothdürftig eine Erinnerung an beſſere Zeiten zu halten, um uns in dieſe deſto lebhafter zur günſtigen Zeit der Umgeſtaltung zurückſetzen zu können. Wir ſparten die Kräfte; wir wollten ſie nicht an die übertriebene Verfeinerung einer Gattung von Dichtungen vergeuden, die einer ſolchen Verfeinerung nicht werth war; wir ließen vielmehr dieſe Dichtungen in ſolcher Weiſe verfallen, hielten nur ſolche Gegenſtände feſt, ſchränkten ſie in eine ſolche Form ein, daß ſie leichter auch in den untern Klaſſen Eingang finden konnten, die jetzt eben ihre äußern Bedürfniſſe veredlend auch ein inneres zu empfinden begannen. Mehr und mehr, ſahen wir, ſetzte der ſublime Ritterroman derbere, ſatiriſche, komiſche Züge zu; mehr und mehr ſchrumpfte die Volksſage wieder zu Liedern zuſammen, oder beides ging in Proſen, und hier ebenfalls vom größeren zum kleineren Umfang über. Die Reſte der alten Literatur alſo accommodirten ſich (wir werden das weiterhin alles noch deutlicher ſehen) den Bedürfniſſen und dem Geſchmacke des Volks: ſie gewöhnten das Volk zur Theilnahme an der Literatur. Das Charakteriſtiſche, ſahen wir ſchon, iſt auch hier das Einſchränken des Größeren in Kleineres, das Spalten des Ganzen in Theile. Die Romane waren im 14. Jahrhundert wie vergeſſen und erſt gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts nennt man ſie, jedoch faſt nur die Wolframſchen wieder; man hatte nur Geduld für die kurzen Stücke der Gnomiker; man behielt vielleicht nicht einmal den Renner ſo lieb wie den Freidank, obgleich er den Sitten und dem Geſchmacke näher ſtand und man ſuchte die Catoniſchen Lehren, die Räthe des Ariſtoteles [257]) wieder hervor und behielt fortdauernd ähnliche Stücke kurzer Spruch-

257) Dieſe ſind vom Suchenwirth behandelt in Nr. 38 und mit der Zeit mehrfach verändert und verlängert worden.

weisheit [258]) lieb. Mit Leidenschaft griff man die kurzen historischen Anecdoten aus der alten Welt und die Novellen auf, die Quintessenz der romantischen Poesien, und die Fabel, das verkörperte Sprichwort voll gedrungener Weisheit. Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht so in schöner Muse obliegen, wie der Adel: was es lesen sollte, mußte Reiz haben, kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den practischen Sinn, lebenvoll für die Einbildungskraft sein; und was es singen sollte, konnte kein Epos mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebender Erinnerung. Wie man also bei uns mit dem ganzen Nachdruck der bewegten Volksmacht im Religiösen die universale katholische Kirche umwarf, um dem besondern Bedürfnisse nachzukommen, wie man das Universalreich Karls V. umstieß, um sich lieber ohne politische äußere Macht innerlich individuell gestalten zu können, so erschütterte man auch den einförmigen romantischen Geschmack, der bis dahin allein herrschte. Tausend verschiedene Stände mit eben so viel verschiedenen Richtungen und Ansichten bewegten seitdem ihre verschiedenen Kräfte: ungeübt in eigner Production, ohne anregende äußere Ereignisse suchten sie vorerst aufzunehmen und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verflossen nicht viel mehr als hundert Jahre, so hatte man sich, unterstützt durch die Buchdruckerkunst, bereits einzelner Stücke der indischen und hebräischen, der lateinischen und römischen, der italienischen und französischen Literatur bemächtigt. Unter diesen Anstrengungen lernte sich die eigene Kraft auch selbständig versuchen. Es bedurfte nur einer großen Begebenheit in der politischen Welt, so fing man jetzt unter der neuen volksmäßigen Entwickelung an, was zur Zeit der alten volksmäßigen Entwickelung ebenso geschehen und nachher von der ritterlichen Welt, welche die Wirklichkeit floh, versäumt worden war: man ergriff diese Begebenheit und übergab sie dem Liede und Gesang. Die großen Nationalkriege, die wir als den merkwürdigen Wendepunkt bezeichneten, der die Nationen überhaupt zur Volksthümlichkeit brachte, brachten die Nationen auch wieder zu einer volksthümlichen Lyrik. Die schottischen und französischen, die Albi-

258) Wie z. B. den Tugendspiegel in den Altd. Blättern von Haupt und Hoffmann I. S. 88.

genser- und Schweizer-Kriege haben zum erneuten Nationalgesang begeistert. Leider geschah in Deutschland nichts Großes in diesen Zeiten: allein wo doch auch ein mäßig Großes geschah, da rief es auch bei uns den Volksgesang hervor. So haben wir unter Suchenwirt's Helden solche, die, von den preußischen Zügen zu 92.
schweigen, in den Kriegen der Gegenkaiser, in den Fehden, die durch die Tyroler Erbschaftssache und in den Händeln des Pseudo-waldemar betheiligt sind, und die Sempacher Schlacht findet in der Rede von fünf Fürsten [259]) eine Erwähnung. Aber hier sieht man, wie diese Nationalbegebenheiten den Hofsängern entrissen wurden. Diese Panegyriken wurden vergessen, aber die Volkslieder von der Sempacher Schlacht (1386), und vor andern das von Suter, sind der Nation theuer geblieben. Von diesen Zeiten an gab es kein Ereigniß von nur einiger Bedeutung mehr, das nicht seinen Sänger gefunden hätte und wir stehen in einer Zeit, wie wir uns jene frühern Jahrhunderte denken müssen, wo das deutsche Volk in allen Klassen sang, nur das sich aus dem historischen Gesang dieser neuen Zeit nichts Episches bilden konnte, weil Geschichte und Aufklärung störte: und so sehen wir Beheims größere historische Gesänge in einem jämmerlichen Abstich selbst gegen das roheste Lied vielleicht eines Landsknechts über die nämlichen Gegenstände. Den Krieg mit den Reichsstädten hat dagegen Suchenwirt in einem mehr volksthümlichen Gedichte besungen [260]), das uns die Stellung der Volksstände gegen einander lebhaft versinnlicht. Die Fürsten und Stände, sagt er, verwirren sich in Kriege, Raub und Brand verwüstet die Lande. Wenn keine Bauern mehr sind, dann wird der Spaß sein Ende haben, und wovon werden dann die leben, die sich jetzt Herr nennen, da doch die Fürsten nicht mit dem Pfluge gehen und die Bürger sich dessen schämen? Den Städten verhält man ihre Nahrung durch Wegelagerung und Raub, nun fegen sie den Harnisch aus dem Roste. Den Reichen sind die Kasten gefüllt, und den Armen leer, dem Volke ist der Magen hohl und mit Ingrimm sehen sie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nun rotten sie sich in schreckliche Haufen zusammen und drängt einer dem andern vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wollen

259) N. 20.
260) N. 37.

mit ihnen eſſen; denn beſſer iſt, daß wir erſchlagen werden, als Hungers ſterben. Schreckliches Blutvergießen zwiſchen Ritter und Knecht, zwiſchen Arm und Reich iſt die Folge. Wo Städte und Fürſten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Haupttheile ſind, wie ſoll es da ausgehen? Wir ſollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, in dem wir gegen einander wüthen. Dies allgemeine Bild erläutern alsdann ſeit dieſen Zeiten durch mehr als ein Jahrhundert zahlloſe Volks-, Fehde- und Schlachtlieder aus dieſen Reichsſtädtekriegen im Einzelnen und dieſe beginnen im 14. Jahrhundert von Zahl und Bedeutung zu werden [261]). Innerhalb der Städte, erwähnten wir oben weiter, treten die revolutionären Zwiſte der Zünfte und der Patricier hervor, und wie auch in Auffaſſung dieſer Zuſtände das Kunſtmäßige ins Volksmäßige überging, und das Umfaſſendere ins Kürzere, das deutet ſich an dem einen Beiſpiele an, wie in Cölln ähnliche Bewegungen im 13. Jahrhundert in einem großen erzählenden Reimgedichte, das wir bereits erwähnten, behandelt wurden, die jetzt nur für die Beſchreibung der Weberſchlacht (1370) [262]) dem Hauptereigniſſe nach einen Sänger fanden. In einzelnen Stücken wird der bürgerliche Sinn gegen Adel und Geiſtlichkeit wach, ſo beſonders beſtimmt in dem Lied des „Pfaffenfeindes von Aſchersleben" über die Magdeburger Fehde [263]) (1431—35). Was die Bewegungen in der Kirche und die Trennungen in Secten angeht, ſo wiſſen wir, daß wir die neue Verbreitung vulgarer Kirchenlieder den Myſtikern [264]), die wir an der Spitze der Bewegungen gegen den todten Cultus und die lateiniſche Predigt ſahen, und den einzelnen fanatiſchen Secten, wie den Geißlern [265]) zu danken haben, während die politiſchen Vertilgungsmahnungen gegen dieſe Ketzer wie gegen die Juden ein Vorrecht der Schul- und Hof-

261) In Soltau's hiſt. Volksliedern 1836: ein 'Lied' über den Judenmord in Deggendorf von 1337, die Laupenſchlacht (berniſch) von 1339, ohne den Reiz der Sempacher Lieder; der Brand des Kloſters Katenelburg 1346 (niederdeutſch) und in eben dieſem Dialecte das Lied von Buſſo von Erxleben (Geſchichte von Stendal), und Kappenſen's 'rohes' Gedicht von Erſteigung der Stadt Lüneburg (1371). vgl. 202.

262) In der Ausgabe der Cölner Chronik von Hagen.

263) Bei Soltau p. 96.

264) Von Tauler z. B. in Rambach's Anthol. chriſtl. Geſänge.

265) In den Chroniken von Königshoven und Gensbein ſind deren mitgetheilt.

ſänger blieben. Große poetiſche Ereigniſſe hatte Deutſchland damals nicht: ſein hiſtoriſcher Volksgeſang konnte daher nicht bedeutend werden; aber deſto merkwürdiger, werden wir nachher ſehen, iſt ſein volksthümlicher Kirchengeſang geworden. Denn nach innen entfaltet ſich jetzt ein mächtiger Bildungstrieb: und wie die bürgerlichen Stände ſich nun der Dichtung, wie des ganzen Lebens bemächtigen, wie ſich die ganz einzige Erſcheinung des Zunftgeſanges, und dieſer wieder in dem merkwürdigen Gegenſatze des anſäſſigen, geregelten Meiſtergeſanges und des ſchrankenloſen Liedes der wandernden Geſellen ausbildete, wie jede einzelne Volksklaſſe der einzelnen Berückſichtigung im Lob- oder Spottgeſang werth gehalten wird, ſo wie jeder Einzelne wieder ſich berufen fühlte, alle Ereigniſſe, ſeiner Beurtheilung unterwerfend, in Lieder zu bringen, und jede Ueberlieferung nach ſeinem Geſchmack zu geſtalten, wie ſich unter dieſem allgemeinen raſtloſen Getriebe der ganze Zuſtand der geſelligen Verhältniſſe wie der Literatur zum vollen Gegenſatz gegen die frühern Zeiten umändert, und wie man ſich endlich dieſer verkehrten Welt halb bewußt wird und ſie unter tauſend Formen der Ironie, der Satire, des Humors und des vollkommenen Unſinns darſtellt, dies Alles zu zeigen wird nun der immer näherrückende und ſtets ſchwierigere Gegenſtand unſeres Geſchäftes.

Das hiſtoriſche Lied und die lyriſche Kritik des öffentlichen Lebens hatte, wie wir gelegentlich erwähnten, ſchon ſeit ganz frühen Zeiten ſeinen Beſtand in Deutſchland und hat unter irgend einer Geſtalt wohl immer exiſtirt. Die Volksthümlichkeit in beiden war zur Zeit der ariſtokratiſchen Kultur geringer, wo ſich das Eine mehr zur umfaſſenderen Reimchronik, die andere in die Sirventes der Minneſänger zog. Wenn auch vereinzelte Erſcheinungen, wie das Lied von Freiburg's Bunde mit Bern (1243) [266], das die Fabel auf das Gemeinweſen anwendet, wie es auch Boner in ſeinen Nutzanwendungen in anderer Art thut, beweiſen, daß auch das volksmäßigere politiſche Lied nicht ganz ausging, ſo erſcheint es doch in den Zeiten der generellen Bildung, die wir eben bezeichneten, offenbar im Hintergrunde, und erſt im 14. Jahrhundert tritt es in erhaltenen Documenten wieder hervor. Einen beſtimmten Charakter annehmen, zu großer Verbreitung kommen konnte es

266) Wolffs Samml. hiſtor. Lieder S. 448.

auch nicht wohl früher, nicht ehe die volksthümliche Bildung überhaupt die aristokratische anzufechten begann. Im 14. Jahrhundert aber traten die Schweizer in ihren glorreichen Kampf gegen Oestreich, der sich sehr bald zu einem Kampfe republicanischer und aristocratischer Prinzipien ausbildete; schon in die Bonerschen Fabeln gingen daher die Grundsätze eines republicanischen Mannes ein. Es kamen Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Heerd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffart und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen; es wurden Siege erfochten, die der Volksbewaffnung ihr uraltes Ansehen zurückgaben. Die historischen Lieder, die auf die Kämpfe und Schlachten im Kloster von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels (1376—1388) gedichtet sind, erkämpfen dem deutschen Volksliede so gut seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie, wie die Schlachten selbst dem Volke, das sie gewann, seine Freiheit. Wer in das geheime Triebwerk der Dinge sehen könnte, wie einfach würde der die Gesetze der menschlichen Natur finden! Denn wie auffallend ist es doch, nach vielen hundert Jahren, seitdem in Deutschland die ritterliche Kriegskunst das Fußvolk verdrängt hatte und eine ritterliche Dichtung die volksthümliche, kehrt nun auf einmal der Gebrauch des Fußvolks erfolgreich wieder und sogleich nimmt man auch die verdrängte Manier der Poesie wieder auf. In dem Augenblick, wo Suchenwirt in Wien das alte Ritterwesen im Ton des ritterlichen Liedes noch einmal zu verherrlichen sucht, die Kreuzfahrten anpreist und den alten Frauen- und Hofdienst und das Andenken des bei Sempach gefallenen Leopold zu retten sucht, stimmt der Luzerner Suter sein Sempacher Lied [267]) in dem Tone des uralten deutschen Volksgesanges an, singt in einer Strophe, die vielleicht noch ursprünglichere Theile hat, als die gewöhnliche vierzeilige unseres alten einheimischen Epos, nimmt unabsichtlich die Wendungen und die Ausdrücke der Nibelungen, setzt seinen heroischen Bauern, seinem Winkelried und Hans Rot ihre Denkmale, spottet der Ritter und

267) Wolff, S. 454. Wackernagel's Leseb. S. 708.

ihres Frauenverkehrs, wie auch Keppensen in dem erwähnten niederdeutschen Liede aus dem Lüneburgischen Erbfolgestreit (1371) [268]) thut, und er gebraucht mit Glück die kecken Späße und Ironien, die der altdeutschen Sage fast überall anhängen [269]). Zur äußerlichen Erklärung dieser Erscheinung liegt die Annahme nahe, daß gerade damals die deutschen Epen muthmaßlich ebenso noch einmal eine erneuerte Aufnahme gefunden haben müssen, wie in eben dieser Zeit bei Anderen die Ritterpoesien, und es stimmte gut dazu, wenn gerade auch jetzt erst die Vilkinasage gesammelt wäre, wo auch in Mecklenburg z. B. Ernst von Kirchberg [270]) (1378) in seiner Reimchronik gleichfalls einen uralten Ton anstimmt. Eine tiefere Erklärung läßt sich nur ahnen; man fühlt, welch ein geheimes Band zwischen den inneren Zuständen und ihrem Ausdrucke ist, aber wer will seinen Schlingungen folgen? Man merkt, daß gleiche oder ähnliche Verhältnisse der Urgeschichte unserer Nation und diesen Zeiten des 14. — 16. Jahrhunderts eigen sind, die bei großen Verschiedenheiten hier und da durchscheinen, und dies kann die Geschichte auch darstellen, daß die Bildung des deutschen Volks seit dem Hervortreten der untern Klassen nichts anderes ist, als eine Regeneration und Wiederholung der älteren in der Sphäre des Adels vollendeten Geschichte in dem weiteren Kreise des ganzen Volkes. Wie schon vorhin gesagt ward, ohne die Existenz der Geschichtschreibung hätten sich die Schweizerlieder so gut, wie die Lieder aus der Völkerwanderung zum Epos fortbilden können, und wer die verschiedenen Sempacher, Glarner, Aargauer u. a. Lieder zu einander vergleicht, sieht leicht, wie sie Allgemeingut waren und fortbildend erweitert wurden. So aber hatten sie ihre Hauptwirkung darin, daß sie zuerst wieder im Staatsleben menschliche Empfindungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Mannkraft und Herz für Vaterland und eignen Besitz erregten und den 'frommen' Heroismus' alter Zeiten in einem tüchtigen Geschlecht

199 f.

198 m.

268) Ebend. S. 370.

269) Am Ende z. B.

Ku Brüni sprach zum Stiere: Ach solt ich dir nit klagen,
mich wolt uff diser riviere ein herr gemulken haben.
He, ich hab im den kübel umgschlagen,
ich gab im eins zum ore, das in musst vergraben.

270) In Westphalen, scriptt. rer. Germanicarum. IV.

wieder ins Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier doch, wenn die östreichischen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenossen sangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unversöhnlichem Hasse, die Stimme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, selbst wo sie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlagen der dünkelhaften Gegner scherzten. Wenn man doch auch so in Deutschland die hussitischen Lieder und ihre geistlichen Schlachtgesänge gehört hätte, und nicht blos die Ergießungen erbitterter und geschlagener Feinde und befangener Zeloten! Im inneren Deutschland überhaupt wollte es mit dem historischen Volksgesange darum nicht fort, weil alles Große, was geschah, an den Grenzen vorging, bis erst im Laufe der Zeiten die innere Geschichte der Nation durch die Reformation bedeutend ward und dann auch weniger das historische, als das kritische und skoptische Lied emporbrachte. Wie die moralische Censur, die unsere Poesie übte, bisher immer groß und stets gesund und tüchtig war, so übte sie auch in der Reformationszeit ihr Amt stärker als je; mit der politischen wollte es weniger gehen. Wo auch einmal ein armer deutscher Poet etwas hinreimte, das richtete er nützlicher zu einem Geschenk für seinen gnädigen Herrn ein; und überhaupt verdiente doch auch wohl ein Albrecht von Brandenburg und ein Pfalzgraf Friedrich und sein Sieg bei Seckenheim (1462) [271]) weit eher ein Lied, als so manche kleine That der Reichstädter; und wenn der schwache Kaiser Friedrich auch keine Volkssänger fand, sondern nur etwa einen Beheim und die bretagnische Heirathsgeschichte Maximilian's höchstens einen Hans Ortenstein [272]) zum Dichten reizte, so sang man doch dagegen dem jungen Ladislaus, der ein Volksliebling und die Hoffnung der Christenheit war, recht aufrichtig gemeinte Loblieder. Es wollte auch innerhalb Deutschland gar nichts von den Bewegungen der untern Stände glücken; die Schweizer, die hussitischen, die dithmarsischen Bauern machten innerhalb 150 Jahren den Kriegsruhm der deutschen Ritterschaft an allen Grenzen zu Schanden, allein die Bauernkriege in Deutschland nahmen gleich eine solche Wendung, daß jeder Vernünftige sich

q. 207.

271) Hormayers Taschenbuch 1834. S. 1 sqq.

272) Die Geschichte zwischen des römischen Künigs und des Künigs von Frankreich. o. O. 1491.

abwandte, und ſo mißlangen auch die bürgerlichen Bewegungen in Wien: der Bürgermeiſter Holzer, der wohl ehedem auf die Vertreibung des ſchlechten Grafen Cilly Spottlieder ins Volk gebracht hatte, mußte ſich von dem fürſtlichen Poeten Michel Beheim an den Pranger ſtellen laſſen. So herrſchte denn eine ganz offenbare Scheu, ſich über öffentliche Dinge aufrichtig hören zu laſſen, und ſo laut ſich, wie wir ſogleich erfahren wollen, der Hofparaſit Beheim mit ſeinen hiſtoriſchen Gedichten und Beurtheilungen der Zeitbegebenheiten machte, ſo rückhaltend iſt dagegen Hans Roſenplût in einem allegoriſchen und abſichtlich dunkel und räthſelhaft gehaltenen Liede von dem ausgeflogenen Türken, zu dem ſich Zeislein und Meiſen geſellt hätten (dies ſind Anſpielungen auf den huſſitiſchen Prieſter Mies und auf Ziska) um den Adler zu rupfen. Dieſer Roſenplût der Schnepperer [273]) iſt aber auch ein wahrheitsliebender, volksſinnigerer, geraderer und viel tüchtigerer Mann als der weinsbergiſche Weber; ſein Urtheil über die Begebenheiten bei Tachaw und Tauß, bei denen er ſelbſt gegenwärtig war (1431) und worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Huſſenflucht) gemacht hat [274]), iſt ganz vortrefflich und ſehr anſchaulich verſetzt er darin in das deutſche Kriegsweſen. Man kommt um Gotteswillen, und trachtet doch nur darnach, ſeinen Beutel zu ſpicken; man zankt um den Alleinbeſitz einer Stadt, noch ehe man ſie hat; man unterhandelt, man beräth, „man ſpinnt ungehecheltes Werg,“ man veruneinigt ſich über das Bannertragen, man vermißt ſich hoch und theuer, und ſetzt die heiligſten und ehrenrührigſten Schwüre dran, daß man mit tapferer Hand ſtreiten wolle, und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertſtreich davon, ſo daß, wie Hans ſagt, eine gleiche Zahl von Bademägden ein Beſſeres geleiſtet hätten. Auf ſolche Thaten ließen ſich freilich keine Lieder machen. Und was die deutſchen Städtekriege angeht, ſo iſt auch da alles Geſchehende ſo kleinlich, daß es gleich jämmerlich und ängſtlich herauskommt, wenn die Rothenburger einmal ein Oertchen

215.

208.

273) Den Beinamen variirt er ſelbſt mit Schwätzer:

Der dieses liedlein hat geticht, das uns die warheit geyt,
der trinkt viel lieber wein denn wasser, und helts der pabst geweyht.
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber byderbmann,
der in ein grossen Swatzer heist, der tuot kein sünd daran.

274) Dresdener Hſ. N. 19. S. 165 sqq.

einnehmen, oder die Nürnberger ihren Feinden eine Schlappe beibringen, und wenn sich über das Eine Ereigniß ein Bäckersknecht bescheiden vernehmen läßt, oder über das Andere unser Hans Rosenplüt ein anspruchvolles Gedicht macht [275]). Es ist doch ganz was anderes wie Suter den Stier von Uri (mit jener beliebten meist aus den Wappen hergenommenen Thier-Allegorie, die in allen diesen historischen Volksliedern nach dem allgemeinen Geschmacke dieser Zeiten durchweg herrscht) [276]) mit dem feindlichen Löwen in Kampf bringt, und wie Rosenplüt seiner eingepferchten Schafe Sieg über die 22 belagernden Wölfe darstellt; ganz anders, wenn dort der Winkelried die Spieße der Ritter in seine Brust gräbt, und hier der Sieg mit den „bleiernen Schlehen" über die Ritterschwerter erfochten wird; ganz anders die innige Begeisterung dort, die der entscheidende Schlag in einer großen Volkssache jedem Mitkämpfer einflößte, als hier die künstliche Lebendigkeit der Beschreibung in dem Gedichte des Reichsbürgers; ganz anders der Wechsel von Andacht, Erzählung, Satire und Spott dort, als hier das episch kleinliche Herzählen von allen trockenen und dürren Gleichgültigkeiten, was das historische Lied in Deutschland im Allgemeinen ganz werthlos gelassen hat. Die allgemeine Neigung der Zeit zu Thatsächlichem, die Flucht vor aller Abstraction veranlaßte diese unsäglich trockenen Reimereien. Und daran leiden übrigens auch schon die Lieder Veit Weber's [277]) (aus Freiburg im Breisgau), und andere Schweizergesänge aus dem burgundischen Kriege (1476. 7.), denen überhaupt alle jene schönen Grundlagen schon fehlen, die den Thatsachen selbst, die dem Burgundischen Kriege gegen den Habsburgischen ebenso abgehen. Immer zwar behauptet das Kriegslied der Schweizer auch in diesen Zeiten noch seinen Rang, wie ihr kriegerischer Charakter und ihre Todesverachtung noch im schwäbischen Kriege sonderbar absticht gegen die Insubordination und die tändelnde Art, mit der die guten Reichsstädter, ähnlich wie die

275) Es ist auch in Wolff's Samml. gedruckt.

276) Uebrigens wagt man sich auch in freie Allegorien, z. B. in dem Gedichte über Albrecht, den Schwiegersohn König Sigmund's (1438) im deutschen Museum 1776.

277) Ausg. von Schreiber: Kriegs- und Siegslieder aus dem 15. Jahrh. von V. Weber 1814.

Italiener ihre Kriegszüge behandelten[278]), die sich etwa im Trunke, wo es aufs tapferste Einschenken ankam, vermaßen je Einer drei Schweizer auf sich zu nehmen, und ihre „schwäbischen Possen" auch in den Bewegungen des Bauernkrieges nicht lassen konnten. In jedem epischen und lyrischen Liede nun drückte sich natürlich bei der großen Unmittelbarkeit dieser Gesänge der Charakter der Begebenheiten und Nationen genau ab; und so viel Ernst und Würde in den Schweizer-Liedern des 15. Jahrhunderts noch ist, so mischt sich doch schon Selbstgefühl und Uebermuth und ein Trotz auf ihren alten Ruhm unwohlthätig ein; so groß die Thaten bei Granson, Murten und Nancy waren, so war da weder ein großes Recht noch eine große Sache mehr; und trotz den Anlagen des mehr professionirten Dichters[279]) Veit Weber, können seine Lieder weit nicht die Wirkung machen, wie das einfachere Gedicht des Suter. Dagegen spricht wieder, obgleich die historisch treue und minutiöse Erzählung den poetischen Werth gering hält, aus den dithmarsischen Liedern über die Schlacht bei Hemmingstede[280]) (1500) ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß wenn sie Recht hätten, Gott sie nicht verderben, hätten sie aber Unrecht, sie möge sterben lassen. Auch was den Vortag angeht, die alten kecken Züge[281]) und den Romanzenton, würde ich diese Lieder mehr

278) Mit den Schweizerliedern über den schwäbischen Krieg muß man einen Druck von 1499 o. O. vergleichen, der die deutsche Seite in einer gereimten Erzählung vertritt, um den lächerlichen Abstand der Poesien auf beiden Seiten recht zu empfinden. Der Titel ist: Von diesem krieg wie ungefüeg der switzer stamm ist ungehorsam dem römischen reich u. s. w.

279) Er sagt von sich:

Mit gesang vertreib ich min leben,
von tichten kan ich nit lan,
darumb mir stett hand geben,
die schilt ich an mir han;
dass ich mich dester bas mög erweren,
und ehrlich kum gegangen
für fürsten und für herren.

280) Im Neocorus, von Dahlmann herausg. 1827.

281) Neocorus, 1, 518 am Schluß eines Tanzliedes:

den schweizerischen des 14. Jahrhunderts vergleichen, wie überhaupt etwas noch ganz Urvolksthümliches in dem Volksgesang dieser Dithmarsen und in dessen Tradition durch Tanzweisen liegt. Grade da also, wo der Schauplatz unsrer alten großen Volkssagen ist, im Norden und Süden, wo auch die spätere Volkschronik (unter Schweizern und Dithmarsen) am thatenreichsten und schönsten existirt, da sind auch die frischesten Volkslieder in diesen Jahrhunderten entstanden, und in eben diesen Gegenden sind die Sammlungen dieser Lieder und das Interesse daran am ältesten und am meisten eingewurzelt [282]).

Das historische Lied im inneren Deutschland blieb also bei seiner Nüchternheit; die poetische Kritik des öffentlichen Lebens bezog sich mehr auf Moralisches als auf Politisches. Wo sie sich auf das Moralische bezog, da ward die Stimme der poetischen Sittenprediger stets heftiger und lauter, je mehr sie aus dem Kreise des Volkes hervorkamen; wo sie sich auf das Politische bezog, da mußte es ein allgemeines Thema sein, wenn ein etwas freierer Ton angestimmt werden sollte. So sagt Cyriacus Spangenberg in der sächsischen Chronik, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Lieder im Volke gesungen wurden, worin die Obrigkeit gemahnt werde, Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren und die Straßen rein zu halten. Auch in der Türkengefahr erlaubte es die christliche Licenz schon, freimüthiger und kecker die zögernden deutschen Fürsten und die Ritterschaft anzugreifen, die ganz stufenmäßig ihre alte Begeisterung für die christlichen Kreuzkämpfe in den letzten preußischen, den hussitischen und türkischen Kriegen bis zur Indolenz sinken ließ. Man fühlte indessen nicht allein in der moralischen, sondern auch in der politischen Welt die Gebrechen schon im 15. Jahrhundert stets mehr, und auch unter den Poeten dieser Zeit, wie der des 14ten, läßt sich entdecken, wie man sich auf verschiedene Weise in der Gesellschaft stellte und sie

---

Segget dem koninge gude nacht, he hefft unss braden höner gebracht; tastet tho, gi leven gesten, dit gifft uns konig Hanss thom besten
gistern waren se alle rike, un stecken se hir in dem schlicke;
gistern do voreden se einen hogen mort, nu hacken ehn de raven de ogen uth.

282) Vergl. die Einleitung bei Soltau.

beurtheilte, wie wir vorher bei den öſtreichiſchen Dichtern ſahen. Der Kampf des Alten und Neuen und die Gegenſätze werden dabei ſtets lebhafter; die Dichter ſind aus der bürgerlichen Klaſſe, aber zum Theil noch im Hofweſen befangen wie in den Regeln der alten höfiſchen Kunſt. Zwei Dichter, die man gewöhnlich ſchon Meiſterſänger nennt, zeigen der Eine, wie unrettbar das Alte ſeinem Untergange entgegen ging und die höfiſche Kunſt hinſtarb, der Andere, wie machtvoll mit den untern Klaſſen neue Begriffe und ein neuer Geſchmack emporkamen. Jener erſte iſt Michel Beheim, und dieſer letztere iſt Hans Roſenplüt. Beide ſuchten noch die Höfe mit ihrer Kunſt, Roſenplüt noch ganz als ein ſolcher Wappen- 207.
dichter, wie Suchenwirt [283]). Ganz ſo erklärt er noch das Wappen des Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut, ſingt deſſen Preis in einer Ehrenrede (1460) und erhebt ihn in unmäßigem Lobe; auch andere ſeiner Gedichte, die wie das obenerwähnte, allegoriſche Einkleidung tragen, nennt er Wappenreden. Trotz dieſer ſeiner Stellung aber zu Hof und Ritterſchaft die ihn wie Beheim in ganz Deutſchland umtrieb [284]), hat er auch weiter nicht die geringſte Sympathie mit dem alten Ritterweſen, ſondern eröffnet mit aller Entſchiedenheit die Volksmanier und die Stoffe, die wir dann bis zu Hans Sachs hin ſich weiter bilden ſehen. Es iſt ſelten, und ſteht ihm fremd, daß er ſich (wie in dem Gedichte von den 7 Wochentagen) auf ascetiſche Vorſchriften einläßt und dabei die herkömmlichen Bilder und lateiniſchen Brocken gebraucht; auch ſeine Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Miſchung des alten Schwulſtes mit den ganz gemeinen Ausdrücken der Volksſprache, erſcheinen ſeltſam neben ſeiner ſonſtigen Klarheit und Heiterkeit; die üppigen Naturſchildereien in den Eingängen ſeiner Allegorien, die Beſchreibung der Steine und Pflanzen oder etwa der muſicirenden Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung, die dann

283) In ſeinem Gedichte auf den Herzog Ludwig von Landshut ſagt er:
ich — bin ein fremder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keysern,
und bin irer wappen ein nachreyser,
nach Adams ere zu plasonniren,
und auch ir varb zu difidiren,
und such an iren hofen mein narung.

284) Dresdener Hſ. 19. S. 102. Ich hab alle teutſche land durchſucht ꝛc.

einem solchen lächerlichen Vergleiche ankleben, die gesuchten sonderbaren Reime [285]), in denen er sich dann gefällt, all dies sind seltnere Auswüchse bei ihm, in denen selbst er übrigens als ein berufenerer Mann erscheint, als die meisten seiner ungefähren Zeitgenossen. Seine Erzählungen und Schwänke, von denen manches gedruckt ist [286]), halten sich noch am meisten an den alten reineren Erzählton, selbst wo die Gegenstände derber sind, so wie umgekehrt seine Fastnachtspiele, auf die wir unten zurückkommen, die bäurische, zotige und ganz ungezogene schmutzige Volksmanier am ärgsten an sich tragen. Er urtheilt von dem Stande der Welt im Allgemeinen nicht besser, als der Teichner, aber er ist glücklich dabei, wie der stets klagende Mann des Volks überhaupt; und bei etwas näherem Zusehen findet man, welch ein guter Bürgersmann er ist. Bei Teichner und Suchenwirt hört man kaum von einer andern, als der ritterlichen Gesellschaft, bei Rosenplüt fast nur von der bürgerlichen; tadelt er beide, so trifft sein Tadel die letzteren gelinder, lobt er beide, so ist sein Lob der letzteren inniger. In dem Gedicht vom Einsiedel [287]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt so: Die Frommen sieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie drücken und beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen schützte und Unrecht spaltete, so ist Fürst und Adel von Schande entstellt; ihre Gerechtigkeit besteht nicht mehr, das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen, weil man sie zum Hof hinausjagt. Zum Pabste wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen grauft, die im Lande sengen und brennen; Leute mit ver-

285) In Nr. 7 dieser Handschrift sind die Reime der ersten Verse folgende: Freude: Haybe, schoft: proft, krewtlein: hewtlein, zeglich: kecklich, Säftlein: Schäftlein, Tönlein: Krönlein, flindelt: gezindelt, Eftlein: Käftlein, geschmolzen: überstolzen u. s. f.

286) Von seinen Priameln sind einige gedruckt in dem Bericht an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1837. Seine Weinsegen und Grüße: Altd. Blätter I. 4.

287) Nr. 9 in der angeführten Handschrift.

giftetem Rufe, die vielleicht selbst hinterm Busche gepaßt haben, werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren sollen. Hat ein solcher dann mit der Pfründe erst Hab und Gut erhalten und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, so geht er auf schöne Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischoff, so wählt man ihn an seine Stelle, da er im Stifte mächtig geworden; von seinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande, im Eisenhut und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren sollten. Kaum daß die arme Priesterschaft in den kleinsten Pfründen das Volk noch belehrt. In der Gemeinde stehts nicht besser. Was der Edelmann trägt, will auch der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerksmann nach und diesem wieder der Bauer; jeder wills dem andern gleich thun, gewinn' ers nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan sitzen daher die Wucherer; Beten und Kirchengehen ist ihnen langweilig. Man sieht leicht, wie hier der Nachdruck auf dem ersten Theile liegt. Man vergleiche weiter den Spruch zum Lobe des Herzogs Ludwig, wie pflichtmäßig Alles herauskommt, gegen die Innigkeit und Herzlichkeit, mit der er sein Nürnberg [288]) (1447) preist, seinen weisen Rath, den getreuen Hirten der Stadt, die gehorsame Gemeinde, die wohlgezogene Priesterschaft, die in der That erstaunlichen Wohlthätigkeitsanstalten, ihre meisterlichen und bildenden Künstler, ihre Kaufmannschaft und Handelsverbindung, ihren redlich erworbenen Reichthum und ihren Glanz, der sie, wie auch Aeneas Sylvius anerkennt, unter die ersten Städte der Welt stellt. Und am sprechendsten lernt man den Dichter in seinem Fastnachtspiel vom Türken kennen [289]). Der Großtürke erscheint unterm Geleite der Stadt Nürnberg auf deutschem Boden als Reformator, denn er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Christen Unglücksstunde geschlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falsch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niedern will er ausrotten. Ihr seid alle, sagt der Türke dem päbstlichen Boten, der ihm mit dem Bann droht, ungetreu aneinander, ihr habt böse Münze, falsche Richter und ungetreue Amtleute, wo ist einer, der das Alles austilgt? Ihr

288) Ebend. Nr. 11.

289) Ist gedruckt in Tieck's deutschem Theater.

habt Juden, die euch mit Wucher freſſen und in gutem Frieden ſitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Roſſe reiten und um den Glauben ſich wenig kümmern, ihr habt böſe Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beſchwerung und kleinen Frieden, wo iſt einer, der das Alles abſtellt? Die Kuchen eurer Fürſten ſind alle zu fett geſchmeltzt, ihre Roſſe zu ſchön und zu glatt; noch höhen ſie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn ſie einer einmal darum tadelt, ſo ſchlagen ſie ihnen ihre Rinder nieder, und ſollte ihr Weib und Kind darum Hungers ſterben [290]). Dem vom Pabſt, Kaiſer und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — Auf andere Seiten des Dichters werden wir gelegentlich zurückkommen. Man erkennt übrigens ſogleich, wie dieſer Ton die politiſche Kritik der Hutten einleitet, ſo wie Roſenplüt überhaupt als Bahnbrecher für jede Gattung faſt, welche die Reformationszeit auszeichnet, und als ein Vorläufer von Hans Sachs betrachtet werden muß.

Dem Roſenplüt entgegenſetzen wollten wir den Michel Beheim [291]). Es kommt uns weder darauf an, ſeine zahlloſen Poeſien

290) Dazu denn als Probe der Manier folgende Stelle, die Botſchaft des türkiſchen an den deutſchen Kaiſer:

Sage deinem keyser hinwider, dem obersten haupt,
im sei recht und unrecht erlaubt,
wolle er hageln, so wollen wir schawern,
und wolle er weinen, so wollen wir trawern,
wolle er sawern, so wollen wir bittern,
und wolle er lachen, so wollen wir kittern,
und wolle er trennen, so wollen wir reiſsen,
und wolle er f—, so wollen wir uns besch—
wolle ers dan verbieten, so wollen wirs halten,
das raten unsern fursten wir alten;
und wollen im dann ein pot hinwider tun,
wenn dann ein fuchs wird fliehen ein hun,
und wenn ein hund ein hasen fleucht,
und wenn ein einfeltiger ein beschiſsen Juden betreugt,
und wenn ein frosch einen storchen verschlickt,
und wenn der pettler nimmer an seine cleider flickt,
und wenn ein gans ein wolff wird jagen,
und wenn die frawen nimmer kinder tragen,
wenn im das alles geschicht, erst wollen wir fliehen,
und mit schanden wieder heim ziehen.

291) Gedrucktes in der Sammlung für altd. Lit. und Kunſt. Ich benutze die Codd. Pall. 335. 386. 351. 375. 382 und beſonders 312.

durchzugehen und zu charakteriſiren, noch auch ihn unter anderen ſeiner Zeitgenoſſen oder nächſten Vorgängern und in ſeinem Verhältniſſe zu dieſen, zu einem Schöndoch, Harder, Leſch, Hültzing u. A. zu zeigen, denn ſowohl ſeine als auch dieſer Männer meiſte Dichtungen theilen zu ſehr die Form und den allgemeinen Charakter des Meiſtergeſanges (obwohl ſie noch keiner Schule angehören) und verdienen die particulare Auszeichnung zu wenig, als daß ſie nicht in der allgemeinen Erwähnung deſſelben ſpäter mit eingeſchloſſen werden dürften; es gilt uns nur darum an den merkwürdigen Schickſalen dieſes Mannes (geb. 1421) zu verſinnlichen, wie das Heil der Dichtung fernerhin nicht mehr an den Höfen gelegen war, ſondern im Volke, und wie hart ſich eben an ihm der Verſuch ſtrafte, aus den Gewerbsklaſſen des Volkes, in denen er geboren und für die er erzogen war, die Kunſt noch einmal an die Höfe zu tragen. Seinen Urſprung leitete Michel aus Böhmen her; ſo wenigſtens beantwortete er die Frage, die man ihm an König Ladislaus Hof in Prag einſt ſtellte, woher ſein Name Beheim käme, da er doch ein Deutſcher ſei: ſeine Ahnen ſeien aus Böhmen vertrieben worden und hätten ſich in Schwaben (in Weinsberg) niedergelaſſen. Sein Vater war ein Weber und er ſelbſt ernährte ſich eine Weile durch das vom Vater erlernte Handwerk, bis er an das Geſchäft des Dichtens kam. Da nahm ihn ſein Herr Conrad von Weinsberg von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürſten Hof ſuchen, und entſchloß ſich der Singkunſt ſich zu ergeben bis zu ſeinem Tode. Doch blieb er dem Handwerke hold, bei dem es ihm einſt behaglich war, und wollte ſich deſſen nicht ſchämen, auch da er keine Tücher mehr zu machen wußte [292]). Der arme Mann; wie oft mag er in ſeinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedacht haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während er

292) Cod. 312. f. 24.

Ich mein nit daz ich guter tücher vil mach mer,
doch pin ich danoch disem antwerk holde,
und wil mich sein nit schemen wo ich ker,
wan es mir offt gutlichen hat getan,
e dann ich hon gewist ein ander leben.
Nun han ich ein anders gevangen an,
und hoff mir soll das nit mer werden not;
in singens kunst han ich mich gantz ergeben,
und muss es treiben biz an meinen tot.

ſpäter ſeine Armuth und Blöße beklagen mußte [293]). Es hatte ſich ihm eine glänzende Ausſicht eröffnet, er gab die ſichere dafür hin; er trieb ſich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, und da er frühe Weib und Kind hatte, ſo hemmte ihn das vielfach am Wandern, und leider ward er ſo oft auch gegen ſeinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß ſich der ſelbſt vergnügliche Weber noch tröſtete und meinte, er dürfe ſich ſeines Geſanges nicht ſchämen, er dürfe wohl vor die Merker kommen, denn er wiſſe ſeiner Silben Zahl wohl zu ſetzen nach rechter Läng und Breite, ſo daß er es mit ſeinen Zeitgenoſſen ſchon aufzunehmen wagte, wenn er ſich gleich nicht meſſen wollte mit jenen alten zwölf Geſangmeiſtern, die noch in der guten Zeit lebten, wo ſie nicht um Lohn der Fürſten betteln, um Brod und Wein ſorgen, ſondern wo ſie all ihren Sinn aufs Dichten wenden durften, während er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie ſtark mußte in ihm die Begeiſterung für die Kunſt ſein, die ihm ſo ſchnöde lohnte, und der er doch auch in Jammer und Noth bis zu ſeiner letzten Stunde anhängen wollte, die er an Höfen und bei Fürſten verachtet, aber ſonſt im Himmel nnd in der Hölle und unter den Thieren und Elementen im Preiſe ſah. Es iſt gewiß nicht leicht ein Meiſterſänger zu finden, der an dichteriſchen Anlagen tiefer zu ſetzen, oder an Geſinnung und Charakter ſo verſehrt wäre, wie dieſer Beheim, und dennoch iſt dieſe Hingebung für eine edle Sache ſo rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbniſſen, mit der eine drückende Armuth ſo leicht die Moralität gefährdet, wohl zu erkennen. Nach dem Tode ſeines erſten Herrn ſtrebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht zu Brandenburg. Aber gleich unter dieſem hätte er lernen ſollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einſt nach Heidelberg, ſang

293) Ibid. f. 224.

Was hülff mich mein gesang, daz ich dapey verdürbe,
kein narung erwürbe?
pesser ist mir geton, daz ich mich zih davon,
wil mich kein fürst versehen, so mufs ich vorter spehen,
ein anders vahen an, wan ich kan nit bestan
in solchem wesen mer, wann ich mich nie so ser
verzert bei meinen tagen; mein armut mufs ich clagen,
ich wart nie mer so plofs.

da vor dem Hofe in seiner schlichten goldnen Weise und strafte des Adels Brandstiftung und Räubereien. Das war freilich am unrechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stande, sich gegen den christlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts anderes singen wolle, so solle man ihn in einen tiefen Bach werfen. Der arme Sänger gab dem Spötter seinen Spott wieder und schlich sich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgrafen nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das mag (nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) 1449 gewesen sein. Er verschwur dann, seinen Herrn nicht wieder zu sehen bis dessen Zwiste beigelegt seien. Er fuhr dann erst eine Zeit in Deutschland umher, kam hernach nach Lübek und von da wandte er sich an den mit dem Brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Der König (Christian von Oldenburg) war nicht in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfangen hatte, schickte ihn ihrem Gatten nach Norwegen. Erst hatte er da einen Sturm zu bestehen; dann reiste er dem Fürsten zu Lande nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König eine Zeit lang, litt bei der Rückkehr abermals Sturm und meinte, ohne die gute Pflege wäre er elend umgekommen. Nach einigem Aufenthalte an Christians Hof kehrte er nach Brandenburg zurück. Nachher kam er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in einem Gedichte gelegentlich sehr ausführlich das Horoscop stellt, und deutet „wie er seine Art von den zwölf Häusern und seine Natur von den Planeten" hat, obgleich er sonst der Wahrsagerei und der Vogelschau abhold ist, wie dem Alp und der Wolfswandlung und jederlei Aberglauben, und den Zauberern und Weissagern so gram, wie den Quacksalbern, Schatzgräbern, Verzückten, Todtenweckern und Herstellern der Jungfrauschaft [294]). Wir finden ihn alsdann im Dienste des Herzogs Albrecht von Oestreich, und damals hat er vielleicht die freundlichern Gedichte gemacht zum Lobe Oestreichs, zum Preise der Wiener Universität, deren Verdienste um die Christenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Constanz er nicht genug zu rühmen weiß [295]), so wie er auch sonst ein

294) Cod. 382. f. 156 sqq.

295) Cod. 312. f. 153.

heftiger Gegner der Hussiten ist und ihrer Gebräuche spottet [296]), wie überhaupt jede Stimme der damaligen Zeit fast ungetheilt noch Parthei gegen diese Ketzer nimmt, wie z. B. der Prischuch, der die elende Reimerei von der Costnitzer Kirchenversammlung gemacht hat [297]). Beheim hat sich auch in Wien für diesmal nicht lange aufgehalten; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In diesen Zeiten machte er die verschiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Diese und seine übrigen historischen Gedichte sind das Umfassendste in seinen Werken und sie setzen unter veränderten Verhältnissen Suchenwirt's Ehrenreden fort, sind aber überall zu viel größerem Umfang angewachsen und stehen in ihrem dichterischen wie historischen Werthe unendlich weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er sich den Stoff zu einem Gesang [298]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verschafft, die so unglücklich (1444) für den erstern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Elisabeth, Wittwe König Albrecht's; die ungarischen Erbgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrich's III., die Eroberung von Constantinopel (1453), die Ermordung seines Patrons, des schmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht [299]). Ueberall singt er seines Dienstherrn Preis; er nimmt sich dieses häßlichen Charakters so gut an, wie jedes andern, denn es ist sein ausgesprochener Grundsatz, daß er dessen Lied sänge, dessen Brod er esse und mit den Wölfen heule. Wenn er denn nur so klug gewesen wäre, sich mit dem Hofgesinde zu

296) In einem Spottlied f. 217 sagt er, er wolle die Hussiten vertheidigen: sie seien nicht ungläubig, denn sie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römische Reich; sie empfingen das Sacrament in zwei Gestalten, bald würden sie es in drei bis vier nehmen; sie verwürfen nicht die Heiligen, denn sie hielten die Huß und Rockenzahn (den berühmten Priester Johann Rokyncana) heiliger als Gott; der Priester Meßgewande seien Harnisch und Helme; sie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten sie ihren Gottesdienst unter Vogelgesang und Büchsenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

297) In einer Heidelb. Handschr. der Weltchronik des Rudolf von Ems. Nr. 321. f. 288.

298) Cod. Pal. 312. f. 157.

299) Ibid. f. 228.

halten: aber da ihm diese nichts gaben, ihn vielmehr über die Achsel ansahen und auf sein Gewerb mit Verachtung blickten, so scheint er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um sich an ihnen zu reiben. Ladislaus hatte ihm Beweise seines Wohlgefallens gegeben, aber doch konnte er es nicht lassen, wenigstens gleichnißweise den Ketzern an seinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wußte selbst nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends klug; er mußte wohl noch vor Ladislaus Tode (1457) von seinem Hofe weg, obwohl er vorerst noch in Ungarn geblieben sein mag. Bald treffen wir ihn an Kaiser Friedrich's Hofe selbst. Er macht 1462 den bekannten Aufstand der Wiener mit, und hält mit dem Kaiser die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeister Holzer aus. Er hat drei Jahre nachher diese Begebenheit in Reime gebracht [300]), sie zu lesen als einen Spruch, oder zu singen als ein Lied; er hatte es schon während den Aengsten der Belagerung der Wiener Burg selbst angefangen und seine Weise darum die Angstweise genannt. Hier schüttet er denn seinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Lasterbälge" aus und beweist, daß er im Hassen und Schimpfen so arg sein kann, als unmäßig und niedrig im Loben. Was er selbst dabei erlebt und gethan, und wie er allen Hunger und alle Last mitgetragen, fließt mit in seine unsäglich rohe und langweilige Erzählung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug- und Büchsenmeistern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu den Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigens zur Erläuterung des damaligen Zustandes von Wien nicht ganz ohne Nutzen ist. Unter den Wienern machte er sich mit seinem Poem keine Freunde, sie schmähten und verfolgten ihn, aber es drängte ihn diese Materie zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Propheten, der den Fall von Jerusalem verschweigen wollte: es brannte ihn bis er geschrieben [301]). Wie gern würde man diesen Wahrheitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich sähe, wie bloße Fürstendienerei ihn zu diesem Hasse der niedern Stände, denen er selbst angehörte, verleitete, wie er auch sonst bei jeder Gelegenheit seinen Zorn ausläßt an den Reichsstädten, die die einzig große

300) Cod. Pal. N. 386. Das Buch von den Wienern. W. Karejan. 1843.
301) Ibid. fol. 181.

Seite der damaligen deutschen Geschichte sind, an den Bürgern, den Schneidern und Bauern, wie er sie nennt, deren Emporkommen und frische Strebsamkeit selbst ein Aeneas Sylvius in diesen Zeiten bewundert, und bald ein Hutten, der diesen Glanz seiner Ritterschaft lieber gegönnt hätte, mit aufrichtiger Wahrheit bestaunt. Den Fürsten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Artur und Karl vor! und hofft von ihnen Unterstützung seiner Kunst, die nirgends einen Sinn dafür hatten: denn der Gelehrte und Adelige, weil er sah, daß das Volk ihm den Rücken kehrte, that desgleichen und dichtete hinfort lateinisch und lateinische Dichter fanden dann etwa bei den deutschen Kaisern noch eine Lorbeerkrone. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, sein Leben in Ruhe beschließen zu dürfen, denn hatte er auch mit seiner Anhänglichkeit und seinen Lobliedern nicht so viel verdient? Allein es geschah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er singen wollte, das Handwerk legte: denn man war jetzt nur etwa noch Hofnarren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dies war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines Kaiserers so fest und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt selbst an des Kaisers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Kost und Speise absagen ließ [302]). Da geschah dem Wohldiener sein Recht; und nun fing er an gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel in frischem Zorn Gedichte zu schreiben, oder seines Muscatblüt „große Lüg" nachahmend höhnisch zu rühmen, wie wohl es in der Christenheit stehe; wie der Sultan und sein Herr die Taufe begehrten, der Pabst mit allen Geistlichen sich wacker hielte und von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter in Gottes Willen unbestochen aufs Recht hielten, alle Priester in ihrer Lehre vergeben, was sie selbst thun, wie der Kaiser in Eintracht mit aller Welt und nur mit den Türken in rastlosem Kriege stehe, wie überall Friede und Sicherheit herrsche, Ungeld und Schatzung und falsche Münze unerhört sei, und jeder Stand sich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus seinen Wanderstab weiter setzen und er fand eine endliche Zufluchtstätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war gerade seit der Stiftung der Uni-

302) Cod. Pal. 312. f. 156.

verſität einiger literariſcher Sinn; die Pfalzgräfin Eliſabeth hatte dort Berthold's Predigten ſchreiben und das Leben der heiligen Eliſabeth aus dem Latein überſetzen laſſen; Pfalzgraf Otto hatte ſich für das Wohl der Academie intereſſirt und an Friedrich's Hof fehlte es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. Wer hört ſich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wenn er ein Mann wie der böſe Fritz wäre, dem am Ende wenig an dergleichen Lob gelegen zu ſein brauchte! Vielleicht war es ſchon um des Lachens willen der Mühe werth, zwei ſo ſchamloſe Schmeichler, wie unſern Beheim und den Caplan Mathis von Kemnat ſich an einem großen Heldengedichte [303]) abwechſelnd abplagen zu ſehen, das in vollem Ernſte den ſiegreichen Friedrich über Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas ſetzte, das den Otto zu einem Heiligen machte, und deſſen wackere Dichter ſogar mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als er den Achill um ſeinen Sänger beneidete, hatte ſie zu ihrem Werke begeiſtert!

8. Veränderungen des lyriſchen Geſanges. Allegorien.

Wir haben ſo eben aus der Poeſie des 14. und 15. Jahrhunderts die Dichter hervorgehoben, welche die perſönlichen Verhältniſſe der Sängerzunft und die Veränderungen in ihrer äußeren Lage zu erläutern dienen; es war natürlich, daß ſich dies in ſolchen Gedichten ausſprach, welche die öffentlichen und Privatzuſtände der Zeit zu ihren Gegenſtänden hatten und daher practiſchen und didactiſchen Characters waren. Wir wollen jetzt auf andere herrſchende poetiſche Gattungen achten, auf das lyriſche Lied und was ſich aus ihm entwickelt, um innerhalb der reineren Dichtungen, die von Beziehungen nach außen freier ſind, dieſelben Schickſale der Poeſie zu finden, die denen der Poeten genau entſprechen. Wie wir in den Gegenſätzen der Teichner und Suchenwirt, der Roſenplüt und

303) Cod. Pal. 335. f. 123 heißt es:
Also ich hie an diser statt ein erztichter dutscher poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mim gesellen,
mittichter diser hystory, beschliefs das end des siges hye u. s. w.

Beheim den Uebergang der Dichtung aus den höfischen Kreisen in die Sphäre des Volkes beobachteten, wie wir bei einem Suchenwirt, so unvolksmäßig er im Ganzen ist, allmählig zum volksmäßig historischen Liede übergeführt worden, so gleiten wir auch in der Lyrik und in einer Gattung allegorischer Reden, die vom Ende des 13. bis ins 15. und 16. Jahrhundert so häufig fast wie die Beispiele sind, und die ebenfalls, wie die geschichtlichen Reden des Suchenwirt, wie die vielen aufgefrischten erzählenden Werke noch den alten Rittergeschmack festhalten und das Minnelied ersetzen wollen, ganz unvermerkt in den Ton des erotischen Volksliedes über. Dieser Uebergang ist fortwährend der Faden, an dem wir unsere Leser durch die wenig erfreulichen Producte dieser Zeiten hindurchführen. Wir haben schon früher erfahren, wie jene Lieder östreichischer uud schweizerischer Dichter in der Nachblütezeit des Minnegesangs in Stoff und Manier leiser oder lauter zu dem Geschmacke des Volkes herüberleiteten, und auch jetzt an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts können wir in hinreichendem Material verfolgen, wie sich das Höfische und Volksthümliche in dem erotischen Gesange bald streitet bald nähert. Wie eifrig der alte Adel in dem Minneliede jetzt noch immer hie und da behauptet werden soll, so gleitet man doch auch hier, wie in jenen Rittergedichten deutscher und karolingischer Sage in das Derbe und Rohe, ja bis zum Verachten der Weiber herab. Das epische und lyrische Lied prägt gleichmäßig die veränderten Zeiten ab, wo man den Ausdruck „es stand abentheuerlich" von der Unsicherheit der von Raubrittern belagerten Straßen brauchte, wo die Gesellen von der alten Minne einer der ärgsten jener schrecklichen Ritterbünde um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren [304]), wo der Ritter von Westerburg, dem galanten Frauendienste Feind, in Mismuth sang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das lasse ich sie verstan," und wo er von Kaiser Ludwig darum getadelt werden mußte, um den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib so minniglich" wieder gutzumachen [305]). In der Limburger Chronik, die eben diesen Zug erzählt, sieht man, aber leider nur aus kargen Anfängen der Lieder, die sie erwähnt,

304) Frankenberger Chronik. a. 1380.

305) Fasti Limpurgenses ed. Heidelb. 1619. p. 11.

daß ſchon in dieſen Zeiten der Ton des Minneliedes in den des ſpätern Volksliedes überſpielt, aber doch noch vorherrſcht, obgleich ſchon der Volksgeſang ſich dieſer auch von Rittern ausgehenden Weiſen allgemein bemächtigte. Man ſieht aus den verſchiedenen Stellen dieſer Chronik, die ſich mit dem Geſange beſchäftigen, und die wir nicht auszuziehen brauchen, da ſie von Leſſing, Forkel, Roſenkranz u. A. ſchon mitgetheilt ſind, daß ſowohl der dichtende Ritter ſchon dem Volkston ſich fügte, als auch der dichtende Mönch den Ton des Minneliedes traf [306]); und dies Herablaſſen ritterlicher Poeten in populare Manier und das Hinaufſtreben gewerblicher Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt ſich alſo im Lied wie in den größeren Dichtungen, ebenſo wie im wirklichen Leben der Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürger durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Anſehn und Würde, der Ritter durch Ordensverbindung mit jedem gemeinen Räuber nach Macht und Gewalt ſtrebte, bis ſich dann der Bürgerſtand allmählig ſo in der Literatur feſtigte, daß er ſeine eigenen Zuſtände achten und beſingen lernte, wie er auch den Reichen und durch ritterliche Frauen vornehm gewordenen Bürgern zu verbieten anfing, ſich von der Zunftgenoſſenſchaft loszuſagen.

Dieſem Schwanken der äußeren Zuſtände des Lebens gleicht nicht nur die Lage der Dichtung in jener Zeit, da ſie, wie wir ſehen, von den Höfen verdrängt und in förmliche Schulen der Meiſterſänger noch nicht aufgenommen war, ſondern auch die innere Beſchaffenheit des Geſangs ſpricht dieſe Zwieſpältigkeit vortrefflich aus.

Dies lernt man am beſten und in hinreichender Fülle aus dem

---

306) Ebend. Sp. 36. Zu disser zeit, 5 oder 6 jahr davor, war auf dem Mayn ein münch Barfüsser Ordens, der ward von den lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, dass im niemand uf Reinesstrom oder in dissen landen wol gleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle meister pfiffen und andere spilleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang diess lied: „Ich bin aussgezehlet, man weisset mich armen vor die thür, untrew ich spür nun zu allen zeiten.“ Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche zeit, mennigliche freude geit, ohn mir, wer mainte das?“ Item: „der Untrew ist mit mir gespielt“ etc.

Liederbuche, das von Clara Hätzlerin [307]) in Augsburg, um 1470 — 71 abgeschrieben wurde. Es enthält außer einer Anzahl von Priameln, Gnomen und am Rande beigeschriebenen minniglichen Sprüchen, die in ernster Rede und burlesker Widerrede die Sprüche von Salomon und Marcolph nachahmen, 85 erzählende oder didactische und 134 lyrische Stücke von ganz verschiedenen Verfassern. In diesen letzteren streitet sich die alte und junge Zeit auf Weg und Steg; das völlig ausgeprägte Volksliebeslied des 16. Jahrhunderts, das schon in seinem ganzen Gesichtskreise der neuern Zeit angehört, enthält so viele Reminiscenzen an diese Lieder, wie diese ihrerseits wieder an die alten Eigenheiten des Minneliedes erinnern. Und auch darin zeigt sich die Mitte, die diese Lieder zwischen beiden genannten Gattungen und Perioden halten, daß in ihnen weder der Ritterstand mehr so vorzugsweise wie früher in dem Minneliede allein steht, noch aber auch irgend ein anderer niederer Stand darin namhaft erscheint, wie so oft später der Fall ist. Einzelne Stücke [308]) sind wie aus Stellen des reinen Minne- und Volksliedes zusammengesetzt. Wir gehen überall aus den Verhältnissen des Minnegesanges in ähnlichen Formen zu den derberen der niederen Gesellschaft über; von den Merkern zu den Klaffern, von der Linde an der Heide auf die Diele, von jener schwermüthigen Sehnsucht zu Schimpf und Scherz, von der ernsten Minneklage zu ihrer Parodie. Die Liederweisen vereinfachen sich und wenn man nur die Gattung der Taglieder von Wolframs oder Walthers Stücken bis auf das zur Volksliederzeit berühmte Von hoher Art ein Fräulein zart zusammenstellen möchte, so würde unser Liederbuch das Wesentliche zu einer fortlaufenden Reihe liefern, die uns ein Bild von den Veränderungen der Form in einer gleichbleibenden Materie gäbe. Sehen wir von unserer Sammlung ab, so bieten uns die Zeiten des ausgehenden 14. und anfangenden 15. Jahrhunderts zwei befreundete ritterliche Sänger, deren Lieder uns gleich-

307) Ed. C. Haltaus. Quedl. 1840. Fr. Pfeiffer macht mich aufmerksam, daß die Hätzlerin ohne Grund eine Nonne genannt worden ist; daß sie vielmehr blos eine Abschreiberin gewesen sein wird, indem sie auch noch andere Handschriften, wie Hartliebs Buch von der Zauberei, die Geschichte der Krönung Friedrichs III. und einen Schwabenspiegel gefertigt hat.

308) Wie N. 36. Mein Herz hat im erwelt ꝛc. und mehrere andere.

falls den Character der Lyrik dieser Zeit repräsentirend darstellen können. Der Eine ist Hugo von Montfort (in Vorarlberg um 1354 — 1423), der Andere Oswald von Wolkenstein [309]) (in Gröden in Tirol geb. 1367 † 1445); beide waren zusammen nach Lithauen, Compostella und Jerusalem gezogen. Sie waren aus der Zahl jener reise- und schlaglustigen Ritter, aus denen Suchenwirt einige in seinen Ehrenreden verewigt hat; Oswald hatte 1395 mit Herzog Albrecht IV. das heilige Land und die Küste von Africa besucht, war dann in ganz Europa gereist, stand später im Kriege der Brüder Ernst und Friedrich von Oestreich im Elephantenbunde des tirolischen Adels gegen Herzog Friedrich, der nach geschlossenem Vergleiche mit seinem Bruder ihn verfolgte, aber, seiner Sängergabe wegen, nicht verderben wollte; 1419 zog er gegen die Hussiten aus; dann lebte er der Dichtung und Muse, zurückgezogen auf seiner erkauften Veste Hauenstein, auf der Alpe, die für den Rosengarten Laurins gilt, jenes tirolischen Liedes, in dem die mineralogische Bedeutung des Thales Fassa verewigt scheint. Die Katastrophe, die damals den Tiroler Adel beugte, war für die Literatur in diesen Gegenden bedeutend, und wir gewahren hier dieselben Erscheinungen, die wir gleich nachher, wenn wir die prosaische Romanpoesie und Uebersetzungsliteratur betrachten, in ganz Süddeutschland an Höfen und Städten beobachten können. Wie hier in den kriegerischen Bewegungen der Fürsten und Ritter demokratische und aristokratische Tendenzen, die Macht der Städte und des großen Adels im Kampfe liegen, so fängt einerseits die humanistische und klassische, andererseits die rein volksthümliche Literatur sich im 15. Jahrhundert in all diesen Gegenden an, mit der altritterlichen zu streiten, die vergebens ihre letzten Anstrengungen zum Widerstande aufbietet. Oswald sang seine Minnelieder im alten Stile; Annenberg, dessen Verwandte mit jenen gegen Herzog Friedrich verbündet waren, widmete sich gleichfalls (1420—80) literarischer Thätigkeit und sammelte Minne- und Heldenlieder in

309) Nachrichten über ihn im Tiroler Almanach für 1803. 4. und Hormayer's Archiv 1823. Im Boten von und für Tirol und Vorarlberg 1823. Zerstreut ist: das Land Tirol. 1—3. Insbruck 1837. Vgl. auch Vanotti, Gesch. der Grafen v. Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. p. 180 ff.

eine Bibliothek; auch Conrad Vintler, auf Runggſtein, dem man eine Sammlung von Fabeln und Paramythien zuſchreibt, die ſich in Innsbruck handſchriftlich findet, theilte dieſe Beſchäftigung. In ihren Sammlungen ſpielt aber auch die klaſſiſche Literatur ſchon eine große Rolle [310]), die von Italien in dieſe benachbarten Lande am erſten herüberreichte und die ſchon durch den bloßen äußeren Contraſt, und mehr durch ihren inneren Geiſt die mittelaltrigen Lebensordnungen und Literaturproducte bald gleichmäßig erſchütterte. Hierneben bedenke man, daß in Tirol ſchon der Natur des Landes nach alles Volksthümliche der Sage und Dichtung, Mährchen, Legende und Volkslied gewiß uralt heimiſch iſt, ſo begreift man wohl, daß der neuerhobene ritterliche Geſang Oswald's und Hugo's, wie ſehr er im alten Geiſte fortfahren wollte, gleich allen jenen Geſängen und Liedern der Clara Hätzlerin den alten Ton nicht mehr behaupten konnte. Von des Wolkenſteiner's Liedern kenne ich nur die wenigen, die in Clara's Sammlung und in Forkel's Geſchichte der Muſik [311]) mitgetheilt ſind; vielleicht ſind gerade dieſe Stücke nicht geeignet, ſeinen Geſang überhaupt zu vertreten, denn die Kenner ſeiner ſämmtlichen Gedichte bezeichnen einerſeits eine Mannichfaltigkeit in ihnen, die aus einzelnen Proben nicht erkannt werden kann, und dann heben ſie vor ſeinen Minneliedern, geiſtlichen Geſängen, gereimten Lebensgeſchichten, politiſchen Lehr- und Spottgedichten ſeine volksthümlichen Lieder als das vorzüglichſte aus und vergleichen ſie ſo nahe mit Hugo's, daß ſie ſogar vermuthen, es gehörten unter des letzteren Liedern viele dem Oswald an. Jene gedruckten Stücke ſind meiſt verkünſtelt, überladen und roh; Hugo von Montforts Lieder [312]) machen einen einfacheren und gefälligeren Eindruck. Zwar auch Er iſt noch einer der anſtaunenden Verehrer des Titurel und ahmt ihn 'unterweilen' nach [313]),

310) Ich muß dieſe Ausſage die Verfaſſer des ſtoffreichen patriotiſchen Werkes über das Land Tirol verbürgen laſſen, denen ich ſie entlehne.

311) Ende des 2. Bandes. Eine Ausgabe von Wolkenſtein's Gedichten ſteht zu erwarten.

312) Cod. Pal. N. 329.

313) F. 6. Ich han ein buch gelesen aller tewtsch ein blum
das mag nicht anders wesen, genent Titterel
ist es sunder rum. Darnach han ich gesunnen
die reimen auch gemelsen, ist daran nicht gewunnen

doch bringt in seiner guten Natur ein frischer gesunder Sinn lebhaft durch, der auf die Einfalt des volksthümlichen Geschmacks überführt. Hugo von Montfort's Gedichte sind größerentheils Reden, wie er sie nennt, allegorische Stücke, die er meist im J. 1401 gemacht hat und die sich alle im Lehrton, am häufigsten in dialogischer Form, um die Lage der Welt, des Reiches und der Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte und neue Minne drehen. Diese haben nichts Eigenthümliches vor den ähnlichen Sachen anderer Poeten voraus, aber mehr seine Briefe und Lieder, zu denen er sich die Musikweisen durch seinen treuen Knecht Burk Mangolt hat machen lassen. Sie zeigen den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am schönsten; sie sind häufig wenig verschieden von einem Minnelied, nur alle breiter gerathen, in den Tönen sehr einfach, und in der Wahl unschöner Bilder mehr meistersängerisch. Ueberall aber nehmen sie den Volkston an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterliede; die unmittelbarsten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten in herzlichen Worten bezeichnet zwischen die alten Convenienzausdrücke des Ritters, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß es Gefühle aus Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente errathen läßt, ohne sie auszusprechen, ist häufig erkennbar. Der Duft der frischen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüber gibt uns auch eben dieser Mann einen höchst interessanten Aufschluß, der über fast alle diese Spaziergänge und Allegorien aufklären kann; er hat einen großen Theil davon wirklich in Wäldern, in Feldern und zu Rosse gedichtet [314]); und ein großer Theil der ähnlichen Gedichte hat auch das Gepräge solcher Productionen, die in der

---

die leng die kürtz, oder han ichts vergessen,
so singt der gauch mit der nachtigal in dem meyen;
also ticht ich auch, tue ich recht, ich trotz den rechten rayen.

314) Fol. 39.
Han ich mich mit meinem tichten in den reimen iender vergessen,
das tu ein ander schlichten, ich kan es nicht als messen,
ain zimbermann hat dick ain schnur verhawen, die er misst mit sitten,
so han ich vil geticht in welden und in awen, und dartzu geritten.
Dis buch han ich gemachen, den sechsten tail wol zerossen,
darumb sol nieman lachen, ob es ist als gentzlich nicht beslossen,
als ob ich es hett mit sitten aufsgemessen u. s. w.

That auf träumerischen Gängen und Ritten in Wald und Einsamkeit von sinnigen Menschen ausgebrütet sind, die sich eben jetzt des Reizes der äußeren Natur und ihrer Einflüsse auf das menschliche Herz anfangen bewußt zu werden.

Wenn die beiden genannten Dichter die lyrische oder lyrisch-didactische Dichtung des anfangenden 15. Jahrhunderts von ritterlicher Seite vertreten, so steht ihnen bürgerlicher Seits in gleicher oder größerer Vielseitigkeit Muscatblut entgegen, der noch um 1437 dichtete, und wenn sich die Angaben des Michel Beheim [315]) auf etwas factisches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herren gesungen hat. Schon nach dem Wenigen, was von ihm gedruckt ist [316]), scheint er sich in den mannichfaltigsten Gegenständen, ja in sehr verschiedenen Arten des Vortrags zurecht zu finden. Es sind Minne- und Naturlieder von ihm bekannt, die an Fluß und Frische an manches Gute der schlesischen Dichter erinnern und sich wohl über das ähnliche bei seinen ritterlichen Zeitgenossen erheben; dann aber giebt es wieder Liebesgespräche in seinem eigenthümlichen kurzzeiligen und langstrophigen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der uns in Hugo von Montfort's Liedern zuweilen anspricht, so fern liegen. wie eben sein künstlicher Ton von Hugo's kunstlosen Strophen, so daß man, wie bei jedem Meistersänger, sieht, daß die vorgeschriebene schwierige Versart den Gedanken nach den Reimen modelt und daß je gezierter Vers und Reim, um so geringer die freie Bewegung und die Natürlichkeit ist. Es gibt Räthsel, ganz in der schlechten breiten Manier der frühern Gnomiker, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder scherzt er ganz naiv und schelmisch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Szenen, die sich daraus entwickeln. Recht gesund, ehrbar, kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er sich an, wenn er über die Sünden der Zeit, Simonie und Ketzerei u. A., predigt, oder wenn er die Würde des Gesanges erhebt: und dieser ehrbare Ernst möchte ihn

315) Cod. Pal. 312. f. 252.

316) Viele seiner Gedichte in Mylii Lustgarten, übers. von Lycosthenes Psellionorus (Wolfhart Spangenberg) 1621. Außer den Liederbüchern der Clara Hätzlerin enthält das altd. Mus. einiges von ihm; handschriftlich der Cod. Pal. N. 342. Von anderem giebt Mone's Anzeiger 1832. Sp. 258 sqq. Nachricht.

wohl am beſten charakteriſiren, denn ſelbſt in komiſcheren Rathſchlägen (an Jungfrauen, ſich vor klaffenden Weibern zu hüten; an Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden; an Männer, die widerhaarigen Weiber mit Prügeln ſich nach Wunſch zu ziehen u. ſ. w.) nimmt er doch den Ton der Neckerei kaum nur auf Augenblicke an. Weniger gefällig iſt es dann wieder, wenn er zwiſchen Verſtiegenheit und burlesker Niedrigkeit ſchwankend ſeine Marienlieder ſingt, die üppigen Bilder der alten inbrünſtigen Frauenleiche in volksliederlicher Form, mit lateiniſchen Brocken durchwebt, wieder bringt, und die Werbung der Jungfrau um einen Sponſen unter den Dreien der Dreifaltigkeit wie in einer Art Leierlied zur Hochzeit beſingt. Hier weiſt er auf Frauenlob zurück und auf die dogmatiſchen und religiöſen Geſänge der Meiſterſänger vorwärts; und auch der Form ſeiner Gedichte nach iſt Muscatblut der beſte Vermittler zwiſchen den Frauenlob und Regenbogen und den Meiſterſängern des 15. Jahrhunderts, und bei dieſen letztern ſtand er auch in einem nicht geringen Anſehen. Noch Sebaſt. Brant benutzte ihn in kleinen Gedichten und für Michel Beheim ſchien es keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukommen, obgleich er ſich da weit verrechnete.

Wir haben bis hierhin vorzugsweiſe auf dem lyriſchen Inhalte des Liederbuches der Hätzlerin, auf den lyriſchen Gedichten der Poeten verweilt, die unſerer Sammlerin zum ausziehen am nächſten lagen, wir bemerkten aber, daß ſich überall in ihren Werken das Lyriſche mit didactiſchen, rhetoriſchen und erzählenden Elementen, das Lied mit Lehre, Rede und Schwank vermiſchte. Der nicht lyriſche Theil jenes Liederbuches enthält eine Reihe von größeren Gedichten, die unter ſehr verſchiedene Benennungen fallen können, und ſehr verſchiedenes Inhalts ſind; und blickt man nach dem ähnlichen über den Umfang dieſer Sammlung hinaus, ſo findet man im 15. Jahrhundert eine Unmaſſe von Handſchriften, die von einer großen Anzahl von Dichtern Stücke dieſes Characters enthalten, was dann die ungemeine Fruchtbarkeit eines Hans Sachs in dieſen vagen Gattungen erklären hilft. Es ſind Schwänke der altbeliebten Art, die in dieſen Zeiten im Vortrag eine Mitte zwiſchen Stricker und Hans Sachs halten, Ehehiſtörchen, Beiſpiele von Liſt und Verſchlagenheit, dreiſte und muthwillige Beichten und Buhlergeſchichten; es werden minnigliche, moraliſche, pſychologiſche Probleme

von der Welt Stand und Lauf verhandelt und gelöst; es sind Streite, Wortkriege, Tenzonen, Klagen über den Verfall der Liebe, der Sitte, des Vaterlandes, der Frömmigkeit; Freudenergüsse über glückliche Liebe und bewegte Minnelehre; Deutung der Blumen und der Farben; medicinische und andere practische Rathschläge; Lob und Tadel der Geschlechter und Stände, wobei es characteristisch ist, daß die Frauen am öftersten leiden müssen, die Bauern am meisten zufrieden sein dürfen; im Gespräche der Vögel bei der Wahl ihres Königs Rede und Widerrede, gute und böse Rathschläge an die Regenten. Oft ist der Uebergang des lyrischen Liedes in leichte Erzähl- oder Redeformen augenscheinlich; die Liedesform (wie in dem bekannten Nun freut euch ihr frohen Kinder) dehnt sich zur didactischen Allegorie aus; das Minne-, Tag- und Klaglied ist nur länger oft, speculativer oft, schildernder und factischer geworden. Der singende Dichter fällt aus der Arie in das Recitativ; er spricht einen Spruch oder eine Rede; er hält einen Monolog oder einen Dialog; er malt eine Scene hinzu; er berichtet: dies ist vielleicht das springende Wort für diese ungemein characteristische Gattung. Es ist am häufigsten ein Nachtabentheuer, ein einsamer Gang, eine Belauschung, ein Zusammentreffen, ein Traum, eine Vision, die der Dichter berichtet und die ihm den Rahmen zu seinen didactischen Erörterungen, zum Ergusse seiner Empfindungen darbietet und für Naturschilderung und Prachtgemälde dem alten Hang zur Malerei Raum genug übrig läßt. Wir haben keinen allgemeineren passenden Namen für diese letztere Art von Gedichten, als Allegorien; sie hat bei unsern Dichtern keinen Namen, als den der Rede, und auch in Frankreich wird sie unter dem allgemeinen Begriffe der Fabliaux eingeschlossen, wo sie nicht speciell mit dem Ausdrucke songe bezeichnet werden kann. Aus dieser Gattung haben sich bei uns im 17. Jahrhundert die Schäfereien entwickelt, und wie das Idyll merkwürdig in der Mitte zwischen Epos und Drama steht, und gleich dem letztern gerne die wesentlichen Formen aller Poesie, Erzählung und Gespräch, Lehre und Gesang in sich versammelt, oder sich in sie zertheilt, so concentriren sich auch in jene vageren Allegorien, bald deutlicher, bald unkenntlicher, lyrische, dialogische, epische und didactische Bestandtheile: sie theilen mit dem Idyll den Character der Schilderung von ruhenden Zuständen, und sie können mit ihm, insofern sie die Handlung, die Seele von Epos und Drama, auf-

geben, von beiden aber den äußeren Körper, Erzählung und Geſpräch gleichmäßig an ſich tragen, als Ausgänge des Epos und Anfänge des Schauſpiels zugleich betrachtet werden, als die Gattung, wohin ſich der Reſt von poetiſcher Erfindung, ſo gering er immerhin ſein mag, in jenen Zeiten flüchtete, in denen Alles zuſammenarbeitete, die Dichtung in ihren reinern Formen zu zerſtören. Das allegoriſche Element durchrankt unſere ganze Dichtung in der Periode, wo ſie zwiſchen Epos und Drama geſtaltlos in der Mitte liegt, es griff im 13. Jahrh. in das Reimepos (Triſtan) ein, überdeckte im 16. Jahrhundert (im Theuerdank) und in dem Geſchichtsroman des 17. Jahrhunderts das hiſtoriſche Gedicht im Großen, wie es zwei Jahrhunderte lang vorher das kleinere hiſtoriſche Lied und den Wappengeſang durchdrang; die Gattung des Dramas erſtand erſt mit den allegoriſchen Myſterien; in den Minnegeſang ſtrömte der allegoriſche Aether ein und verflüchtigte die gnomiſche und myſtiſche Poeſie; Sinnbild und Gleichniß gab den didactiſchen Gedichten des Thomaſin und Stricker, des Hugo von Trimberg und der Satire des Seb. Brant das Kleid; der Reineke Fuchs kann als ein reines Epos oder als eine reine Allegorie betrachtet werden; noch im 17. Jahrhundert endlich bemühte man ſich in Theorie und Praxis um die Allegorie als eine eigene poetiſche Gattung, bis dieſer Hang in der Ausbildung von Parabel und Fabel im 18. Jahrhundert ausſtarb, wo zuletzt noch Winkelmann ſich der Allegorie in der plaſtiſchen Kunſt annahm und Klopſtock allegoriſche Reſte in ſeinem Epos feſthielt.

Die minniglichen Allegorien ſind aus dieſer Gattung die gewöhnlichſten und häufigſten; ſie hängen mit dem Minneliede ſichtbar zuſammen; ſie laſſen ſich gleichſam auf die ſinnige Allegorie in Gottfried's Triſtan zurückführen und dauern von jener guten Zeit an bis auf Hans Sachs und noch ſpäterhin fort. In der höfiſchen hellen Manier haben wir Ulrich von Lichtenſteins Frauendienſt und Frauenbuch kennen gelernt, die ſchon weſentliche Züge für dieſe Gattung liefern; ihnen zur Seite kann man aus Wolframſcher Schule die Jagd des Hadamar von Laber († nach 1277) in Dienſten des Herzogs Ludwig von Baiern ſtellen [317]), ein vielgeleſenes oft

317) S. über ihn v. d. Hagen M. S. IV, 8. 145. Mone's badiſches Archiv I. und Quellen und Forſchungen I. p. 221—39, wo das Verhältniß der Handſchriften beſtimmt wird.

abgeschriebenes und von jedem der in diesen Zeiten sehr producirlustigen Abschreiber verändertes umfangreiches Gedicht, von dem noch Püterich in Ausdrücken des größten Lobes spricht. Der Druck des ursprünglichen Gedichtes würde willkommen sein; man trifft es gemeinhin nur in Ueberarbeitungen. Der Gedanke, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, gefiel noch im 15. Jahrhundert; ein kleines Gedicht bei Suchenwirt (das Gejaid) würde Primisser anders ausgelegt haben, wenn er dies Werk von Hadamar gekannt hätte. Der Jäger flicht seine Liebesklage in seine allegorische Jagdbeschreibung ein, sein Herz wird als Hund dargestellt, der ihn auf die Fährte weist, mit dem er sich unterredet, den er ans Seil fangen will, der ihm entläuft, knurrt, schreit, verwundet, zerrissen, von Wölfen (Merkern) bedroht wird u. s. w. Das Ganze ist ohne Wirkung und selbst schwer zu lesen und zu verstehen; es ist zu unübersehbar breit und körperlos, die Gleichförmigkeit peinlich, die Allegorie gleich im Anfang schon ermüdend, weil sie gar keine Veränderung bietet. Die Strophe, der Ton des Titurel ist nachgeahmt; doch ziehen unter dem eintönigen Fluß des Ganzen vereinzelt die überraschendsten Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art von Weiberachtung und Vergötterung, liebliche gemüthvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menschlichen Gemüths, und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur. Plastischer, malerischer, als in dieser Allegorie werden die ähnlichen Minnegedichte, worin die Frau Minne selbst personificirt auftritt. Die Göttin, die so innig von dem ritterlichen Geschlechte verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechischen Attributen bekannt werden, so ergriff man diese Gestalt und bildete sie nun allegorisch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus identisch; man hatte endlich heraus, daß die Minne auch sinnlich erschien und jeder Dichter zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne sein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu sehen und im Traum oder auf träumerischen Fahrten und Spaziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Insel, Burg, Berg, Garten, Kloster oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich seit geraumer Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienst sich „Verlegenheit," Tölpelhaftigkeit, geschmacklose und schamlose Tracht (die

jetzt auch von allen Chronikschreibern heftig angefochten wird, Läppischkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingestellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einsamkeit umirrte, alle Tugenden, Ehre, Scham, Zucht, Stetigkeit mit sich genommen hatte, stets aber ihre Theilnahme an dem undankbaren und verworfenen Geschlechte behielt, fortwährend jeden frauendienstlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet, unterstützt und unterweilen mit ihrer Erscheinung belohnt, und mit ihrer Ermahnung und Lehre tröstet und stärkt. Wir haben von Heinzelin von Konstanz ein Gedicht von der Minne-Lehre, das sich an die obigen Werke aus der Zeit des 13. Jahrhunderts noch anreiht, und unsere Minneallegorien vielleicht am besten vertritt[318]). Der Dichter wird im Traum in eine schöne Aue versetzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Embleme ausdeuten. Das Gedicht geht aber hernach zu einem Briefwechsel und Gespräche zwischen dem Dichter und seiner Geliebten über; es ist hier also noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die dialogische Form, die im Minneliede hier und da vorkam, ist erweitert, und dies ward jetzt so weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelstrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Versicherungen eines sehnsuchtsvollen Liebenden an seine spröde Dame[319]). Der eigentliche Liebesdienst, oder das Factische desselben, schwindet immer mehr, obgleich man die Verbindung dieser Dinge mit Lichtensteins Gedicht deutlich erkennt. Die Gattung geht alsdann bis zum 15. und 16. Jahrhundert ununterbrochen fort, nur daß sie im Gegenstande nicht ausschließlich der Minne treu bleibt. In dem Fleigertüchlein[320]), das einen schwäbischen Dichter, der in Tirol, am Bodensee und in der Pfalz gleich bekannt scheint, zum Verfasser hat und Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhunderts gedichtet ist, findet der Poet im

318) In Müller's Sammlung unter dem Titel Got Amur und in dem Abdruck der Weingartner Hs. in der Bibl. des Lit. Vereins in Stuttgart 1843.; verschieden im Inhalt ist der französische Dieu d'Amours ed. Jubinal. 1834. — Von Heinzelin von Konstanz haben wir oben in einer Note schon eine geistliche Tenzone erwähnt; eine weltliche, die zu unseren Minnedialogen gehört, enthält die Wiener Hs. N. 2705.

319) Cod. Pal. 348.

320) Cod. Pal. 353. f. 121.

Walde einen klagenden Jüngling, der ihm ſein Leid vertrauen will, wenn er auf ſein „Fleigerlein," ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei ſich trägt, ſchwören wolle, ſein Geheimniß zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun ſeine Abentheuer, beſchreibt einen Sturm, den er gelitten und den ſeine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter ſeinen Unglauben ausläßt [321]) und dann folgt eine langweilige Erzählung ſeiner begebenheitsloſen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr ſeine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen in dieſem Gedichte auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois und andere Romane, und die große Beleſenheit in dieſem Gebiete, die der Dichter verräth, ſtellen auch dies Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in dieſen Zeiten den reineren Rittergeſchmack zurückführen wollen, ohne daß es gelänge. Wir halten den Dichter dieſes Werkchens auch für den des Spiegels [322]) (Spiegels Abentheuer), und zwar eben der gleichen Manier und Beleſenheit, der gleichen Reminiscenzen an alte Romane wegen, beſonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung [323]) manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrſamkeit und einige ſchöne Schilderungen einfließen. In einem köſtlichen Walde unter Vogelgeſang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es iſt die Treue. Sie iſt von ihrer Kaiſerin ausgeſandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt ſeine eigene: das Bild ſeines Weibes habe ſich feſt wie ein Siegel in ſein Herz gedrückt, und er könne mit ſeiner Treue ein ganzes Land übergülden. Sie ſagte ihm, ihre Kaiſerin ſei Frau Abentheuer, ihre Schweſter, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und ſie

321) Fol. 137.

„Geſell der wort geswig, es ist ein abtgottery.
ruff an die magt mary" u. s. w.;

wie ihn dann der Jüngling bittet, ihm ſeinen Glauben zu laſſen:

„Ja gern geſell hab dir dein cleynot als du hast,
ich han auch dick geblast myn dag in kalten ofen u. s. w.

322) Cod. Pal. 313. f. 75.

323) Ebend. Gleich Anfangs bekennt der Dichter ſeine Nachahmung:

Myn synn hoch uff stigen in kunstreichen sal,
wie wol myn synn sind smal, iedoch so wil ich suochen
uſs mancher hand buochen schon byspil und figur —

nennt ihm die anderen Schweſtertugenden, die dort in Amt und Dienſt ſtehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Bruſt einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwiſchen 12 — 40 Jahren erblickt; ſobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieſer Schönheiten gefangen, über der er ſogleich ſeine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft ſie entſetzt „Nummer dumen Jeſu Chriſt" und kreuzt ſich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn zum Hofnarren machen [324]); und es findet ſich in einem Buche, das an der Kaiſerin Hof gehalten wird, daß er ſein Herz trotz ſeiner Liebe zu ſeinem Eheweibe an eine unſtete Buhlerin gehängt habe. In dieſem Buche lieſt er dann, daß auch ſeine neue Erkorene ein untreues Weib ſei und dies bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greifen heimgebracht. Ganz verwandt mit dieſem Stücke iſt die Mohrin [325]) von Hermann von Sachſenheim (um 1450). Der Dichter begegnet auf ſeinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komiſcher Prozeſſion, verkehrt auf einem alten hinkenden Maulthier ſitzend, im Geleite von Pfeifern, Trompetern und Schalksnarren vor die Königin gebracht wird. Er iſt ſeiner Treuloſigkeit wegen verklagt und ſein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Danhäuſer iſt der Vorſitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung iſt ins Parodiſche gezogen, der Untreue werden ironiſche Lobreden gehalten, der Oberrichter iſt ſich ſelbſt in dem fraglichen Punkte nicht des beſten Beiſpiels bewußt, die Frau Venus iſt eine Heidin, und das Ganze berührt ſich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo auch die Frau Minne

324) Fol. 95.

Ir wist wol uns starb hür unser alter dor hie gigel,
den uns der brobst von Ligel schickt zu eynem osterspil —

325) In alten Drucken; zuerſt Strasburg 1512. Nach dem Wormſer von 1538 ausgezogen in Reichard's Romanenbibl. Bd. 7. Des Dichters goldenen Tempel, den er im 90. Jahre dichtete (er ſtarb 1458), haben wir ſchon, bei Gelegenheit von Conrads von Würzburg goldner Schmiede erwähnt, und vorhin bei Heinrich Muglin.

schon eine Teufelin ist. Wir müssen beachten, wie in diesen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraschend wahren Zügen und Schilderungen, besonders im Spiegel, bald das Derbe der Nithart oder Tanhuser, bald das neu-sentimentale im Hadloub oder im Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts hervortritt. Denn auch dieser Zweig des Minneliedes und jene grob idyllischen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbstbekenntniß eines alten Minners [326]), der sich einführt mit einem komischen Selbstlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er seine Zuversicht auf eine Dirne gestellt, die den Kälbern gut Gras zu streuen gewußt; er traf sie jüngst im Klee und grüßte sie im feierlichen Minnestil: sie lachte ihn an und wußte nicht, sollte sie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechselt das Gespräch unter ihnen, Er im hohen Pathos des Verliebten, sie im derben Bauerton (etwa wie im Cupido und der Magd in des Knaben Wunderhorn), und in den größten Zoten und Obscönitäten endigt die Begegnung. Damit muß man denn solche Stücke wie die Graserin [327]) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamenkreise verschmäht, seine Sommerfreuden mit einer Mäherin, seine Winterfreuden mit einer Stubenheitzerin besingt; und dann die ironischen Stücke, wo sich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge streiten [328]); wo der Pabst ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geist" [329]), oder wo der Beichtvater sich überzeugen läßt, daß buhlerische Liebe erlaubt sei [330]) u. dgl. Doch sind im Allgemeinen diese allegorischen Stücke gegen diese sündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, gegen die Ehemacherei, die auf Reichthum ausgeht, und gegen die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall sprechen aus diesem reinen Sinne die verschiedenen Stücke dieser Gattung bei dem Suchenwirt. Wo sonst einen verirrten oder

326) Cod. Pal. 313. f. 454.

327) Cod. Pal. N. 4. f. 208.

328) Ebendas. f. 225.

329) Altd. Wälder Bd. III.

330) Cod. Pal. 313. f. 466.

wandernden Dichter der Minne Orden und Regel [331]) gelehrt wird, da ſind es die alten edlen Vorſchriften des wahren Minnedienſtes; wo ihr Weſen zu ergründen geſucht wird, iſt es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meiſter Altſchwert, der eine Reihe ſolcher Allegorien gemacht hat [332]), jene bäueriſche Art der Liebeswerbung ſelbſt aufs Bäueriſchſte ſchildert und die gemeinſten Ausdrücke, die man nicht wieder berühren kann, dabei nicht ſcheut, da iſt doch die Geſinnung auf das Edlere und Beſſere gerichtet; und hierin berühren ſich dieſes rohen Poeten Gedichte mit denen, die in gleich roher Sprache den Bombaſt eines Meiſter Egen bewundern, bis zum Unſinn nachmachen [333]) und ſich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu ſtellen ſtreben. Dahin gehört das Gedicht von der Minne Burg [334]), eine Grundſuppe voll von dem ſeltſamſten Schwulſte, den übertriebenſten Wolframſchen Uebertreibungen [335]) und von Exclamationen, die an unſinniger und falſcherhabener Manier, an Miſchung des Sonderbarſten mit dem Platteſten kaum ihres Gleichen hat [336]).

---

331) Cod. Pal. 313. f. 44.

332) Cod. Pal. 358. Der Kittel; der Tugenden Schatz; der Spiegel; Venus Garten; und verſchiedene Fragen: ob Minne beſſer ſei als Geſellſchaft; ob Männertreue beſſer ſei als Weibertreue u. dergl. Vergl. Cod. Pal. 313. von f. 156. an.

333) Der Dichter der Minneburg ſpricht f. 13. ſeine Bewunderung für den weiſen Meiſter Egen von Bamberg aus, der gerade nur ſo weit bekannt iſt, daß man weiß, er theilte den bombaſtiſchen Geſchmack. Zur Probe ſtehe der Anfang der Minneburg hier:

Gebeltzter will entsprüſset, min hertz das clain verdrüſset,
nach art der wurtzein flechten mit biken, als die spechten,
so clopst an myn dinst der kranck, verdien ich nu hie des danck,
des bitt ich zu irn gnaden, soll mir myn vliſs misrathen,
das sie mir gütlich messe. heay dusse matresse.
Ains hertzen kranck des mynen, ich hett sin ewig pynen,
würde ich ir gnade beroubet u. s. w.

Einige Stücke von ihm ſind im Cod. Monac. 714.

334) Cod. Pal. 385.

335) Es heißt von der Geliebten: Ihr Leib iſt wie Muscatblüt. Den Heiden, die ſich mit bitterem Meerwaſſer behelfen, könnte ſie helfen: ſie dürfte nur mit ihrem Finger ins Meer ſtoßen, ſo würde es ſüß wie ein Honigbrunnen, daß Menſchen und Vieh es genießen könnten.

336) Noch ein Beiſpiel fol. 56b.

Ach gott wie ist verfelcket, vermuret und verkelcket
in mich der mynne kunder! Die Mynne hat nu wunder

Wir verweilen bei dieſem Meiſter Egen ſo wenig, wie auf den anderen Zeitgenoſſen, die wir aus Clara's und anderen handſchriftlichen Sammlungen des 15. Jahrhunderts kennen lernen. Ihre Zahl iſt ſehr bedeutend; einzelne Stücke des Suchenſinn [337]), der wie Suchenwirt und Teichner ein wandernder Dichter des 14. Jahrhunderts war, des Schondoch [338]), Harder, Kaltenbach, Jörg Schilcher, ſind im Druck bekannt geworden, andere Namen, wie Stephan Vohburg aus Oeſtreich, Johannes Duro, den Regensburger u. ſ. lernt man aus Handſchriften kennen; faſt alle bringen uns Material, die Geſchichte unſerer Allegorien zu verfolgen. Wir verſchmähen Alles und heben nur noch zum Beiſpiele Einen einzigen Poeten heraus, der uns zu der Geſtalt dieſer Gattung in der Reformationszeit überführt, und am beſten zeigt, wie die Allegorie die nebelhafte Manier und den alten Stil ablegt, zu größerer volksmäßiger Verſtändlichkeit ſich herabläßt und klar und hell wird, ſo daß man ſchon an die gereimte Proſa der reformatoriſchen Didaktiker erinnert wird. Der Verfaſſer nennt ſich einen armen elenden Knaben [339]), und hat alſo wohl wirklich der Volksklaſſe angehört; er macht den ſchönſten Uebergang zu den ähnlichen Allegorien bei Hans Sachs, die überall den ſtrengſten Bezug auf die Gegenwart haben und den minniglichen Inhalt nur gelegentlich noch behaupten. Von den verſchiedenen Stücken dieſes elenden Knaben (ſein Zuname ſei Schabab, ſagt er) laſſen wir der Minne Gericht (1549 gedichtet), der Liebe Leid und Freud u. A. bei Seite und geben nur noch den Inhalt von der Liebe

---

mir in das hertz gestiftet; ich vörcht mir sy vergiftet
mit frödenrichem wandel, das ich vor frölichem mandel
werde esen laides zidelbast; ir mynneclicher süsser glast
mich in dem hertzen kützelt, das mir myn fröde verhützelt
ist, und auch gar verdorret; also bin ich verstorret,
sie hat mir abgeblundert min fröde das mich halt wundert,
wie ich sy so veraffet; ich han sie ane gegaffet
lang mit myner ougen zwirbel, das mynes libes synnen wirbel
ist gar uff sie getorckelt, nun hörent wie sie mich morckelt.

337) Einige Lieder von ihm in Fichard's Frankf. Archiv III, 223—48.

338) Eine Erzählung von ihm, an deren Schluß er ſich nennt, hat Laßberg 1826 auf den Namen Hugo von Langenſtein's herausgegeben: wie ein heidniſcher König, genannt der Littower, bekehrt ward u. ſ.

339) Cod. Pal. N. 344.

und dem Pfennig an [340]), weil dies Werkchen, ein Lieblingsstück des Jahrhunderts, verändert und mehrmals gedruckt ward. Es behandelt einen Gegenstand, der ja unter tausend Variationen bisher uns vorgeführt ward: daß das sittige innerliche Leben der alten Zeit mit dem äußeren rohen Erwerbstrieb der neuen vertauscht ward, daß, wie Rosenplüt in seinen Priameln sagt, die Liebe, welche die Menschen gegeneinander, die sie zur Gerechtigkeit, zu Verwandten, zu Gott haben sollten, nun einzig und allein auf den Pfennig gefallen war. Und dieser Gegenstand ist hier in einem so einfachen Bilde versinnlicht, wie es das Volksbuch mit anderen Gegenständen oft thut, wie es gerade dem Volke verständlich und angenehm war. Auch diese Form hatte der Teichner und Suchenwirt schon vorbereitet. Hier streiten sich Liebe und Pfennig, und der letztere vertheidigt seine Sache mit großer Beredsamkeit. Er ist der Abgott der Welt, Alles was geschieht, geschieht durch ihn, wer ihn hat, der hat auch Liebe, Niemand kann ihm widersprechen oder sich gegen seinen Willen setzen, nie war seine Gewalt so groß wie jetzt und nie die der Liebe so klein. Zu gutem Ende stößt der Pfennig die Liebe von einem Steige in den Bach, der Dichter aber rettet sie. Sie führt ihn zu ihrem Gezelte, wo die Tugenden nacheinander den Pfennig verklagen. Heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit, den Adel, die Ritterschaft, die sich auf das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die Suchenwirt oder an die reformatorischen Poeten, und die Gesinnung ist überall wie die eines Brant oder Hans Sachs.

Wie sehr das allegorische Princip gerade in den unpoetischsten Zeiten die Poesie durchdrang, und wie man gleichsam die poetische Blöße mit diesem Gewande der bildlichen Erfindung deckte, sieht man am nachdrücklichsten in dem berühmten Buche, das an der äußersten Stätte den Ausgang des Epos und die Verflüchtigung der epischen Elemente bezeichnet, dem Theuerdank [341]). Er entstand (1517) gerade in der Zeit, als die Begebenheiten in Deutschlands Geschichte so bedeutender Natur wurden, daß sie immer mehr die Dichtungen nach sich rissen, und alles Interesse von jeder

340) Ebend. fol. 34.

341) Erste Ausgabe Nürnberg 1517. Die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1553 u. ff. Die von Mathäus Schultes von 1679.

anderen Gattung, die nicht politischer Art war, abzuziehen schienen. Er hat es mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetischsten Stoffe behandelt; nur der Unterschied ist uns hier von Interesse, daß während überall sonst in diesem Jahrhunderte der Prosa, Practik und Wissenschaft die Poesie nur noch im Verse und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken gesucht wird, hier die Allegorie als das wesentlich Poetische gilt, was sehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entschiedensten allegorischen Stellen angemerkt wird, die Handlungen seien hier poetisch, seien poetisch gestellt. Dies Gedicht steht am Schlusse einer Reihe von altritterlichen Poesien, die, wie wir sogleich sehen werden, noch im 15. Jahrhundert in einer Zeit höfischer und ritterlicher Reaction gegen die aufstrebende Volksbildung an dem Hofe Albrecht's von Baiern und in der Pfalz gepflegt wurden, denn es will die Thaten Kaiser Maximilian's nach der Weise der alten Heldenbücher besingen und zwingt sich dazu in einen Ton, der hier und da an den alten jetzt ganz verschwindenden Stil der Ritterromane noch schwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meistersängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieses allegorische Epos gar nicht, so großen Ruf es, selbst bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog sich auch am seltensten auf den Inhalt. Die königliche Entstehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Ansehen eines Königs unter den Erstlingen der Druckerkunst. In der Zeit selbst, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterschied man das innere Verdienst und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Damals prostituirten sich die Könige noch nicht, wenn sie dichteten, weil die höhere Bildung immerhin noch in den höheren Ständen weilte. Und so konnte der kleingroße Kaiser in dem Gedichte, das er, wie auch den verwandten Weißkunig, selbst entworfen und von seinem Melchior Pfinzing hat ausführen lassen, die Abentheuer und geringen Zufälle, die er auf Jagden und auf Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe erzählen und an einen der bedeutendsten Momente seiner Geschichte, die Werbung um Maria von Burgund (eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateinisch, deutsch und selbst spanisch behandelt ward), anknüpfen. So vornehm und dürftig die Allegorie ist, die das

Werk dem Verſtändniſſe der Menge entziehen ſollte, ſo trocken, monoton und wiederholend der Vortrag, ſo durfte das Buch unter dem damaligen Geſchlechte doch wohl auf manchen geduldigen Leſer rechnen; man arbeitete es ſpäter (Joh. Albrecht Jormann noch im Jahr 1680 frei in Alexandrinern) um und Burkard Waldis gab (1553) mehrere tauſend Verſe und allerhand moraliſche Sentenzen zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müſſen, als eine Haupteigenſchaft des Theuerdank aufgezählt wurden; es fanden ſich Leute, die ſich damit beſchäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateiniſche Verſe und fremde Sprachen zu überſetzen; und ſpäter ſchrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten [342]). Ergötzte man ſich doch bald an unzähligen Gedichten über Schützenfeſte und fürſtliche Hochzeiten, warum ſollte man nicht die wichtig behandelten Unfälle des guten Kaiſers gern leſen, der wirklich als der beſte Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der ſo bürgerlich war und ſo ritterlich ſein wollte, ſo viel Anlage hatte zu ſtiller Thätigkeit und ſo viel Glanz um ſich breiten mochte, und in einer eigenen Miſchung der kleinlichen Natur ſeines Vaters und der ſtolzen ſeiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürſt für einen friedlichen Volksſtamm geweſen wäre, aber von Cäſar und Karl dem Großen zu träumen liebte, ſo wie ſein Erbland für ein abgeſchloſſenes Gedeihen in Gemüthlichkeit und Behagen gemacht war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmaniſchen Reichs in Europa ganz unnatürlich zu einem Weltreich anſchwoll. Von einem ſolchen Manne nun iſt es erklärlich, daß er die ſchale Reimerei, die er mit ſeinem Geheimſchreiber mühſam und langſam zu Stande brachte, auch in einer koſtbaren Ausſtattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönſperger, der zugleich Schrift-

342) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Gloſſen verſehen von Fr. Hummel 1790. Vieles andere vereinzelte iſt darüber geſchrieben; Neues in Jäck und Heller's Beiträgen 2. S. 87; und das Neueſte in Haltaus Ausgabe des Theuerdank 1836, wo noch einmal der Antheil Pfinzing's an dieſem Gedichte und Treitzſauerwein's an dem Weißkunig (um 1512 von dem Kaiſer halbvollendet, gedruckt Wien 1775) genau und gründlich erörtert wird.

gießer und Papiermüller war, ward für das Werk ausersehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich 1517 in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dies poetische Werk ein Denkmal des Erfindungsgeistes der damaligen Zeit und ihrer mechanischen Fertigkeit. Als solches mußte es die Schriftsteller über Kunst- oder Buchdruckergeschichte immer so sehr interessiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Nie hat das allegorische Gedicht in Deutschland Glück gemacht, so wenig wie in Griechenland. Alle diese schwachen Versuche, zusammen mit dem, was wir gelegentlich von Personificationen intellectueller und moralischer Tugenden kennen lernten, und was man weiterhin im 17. Jahrhundert noch als epische Allegorie beifügen kann, stehen gegen das, was Franzosen und Engländer hier geleistet haben, so weit zurück, wie überhaupt Alles, was wir in diesen Zeiten producirten, hinter so manchem der fremden Nationen zurücksteht, die das Aehnliche behandelten. Bekanntlich gilt der Roman von der Rose (gleichviel mit welchem Rechte) für den Triumph der altfranzösischen Poesie und von der Zeit seiner Entstehung und von noch früheren Zeiten her ist fast kein namhafter Dichter bis auf Rousseau und Voltaire, der sich nicht mit der Allegorie beschäftigt hätte, die bei uns glücklicherweise liegen blieb. So ists auch unter den Engländern, die so manche anspruchsvolle Gedichte dieser Art zu ihren vorzüglichsten poetischen Producten rechnen. Unter den Italienern hat Dante in seinem unsterblichen Gedichte das offenbarende Werk an die Spitze dieser Gattung gestellt, und was das 14. Jahrhundert dort von ähnlichen Dichtungen, wie unsere letztbesprochenen aufweist, das trägt gern die Farbe seiner Comödie. Wir haben zum Beweise den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den ich hier auch darum erwähne, weil er 1468 übersetzt ist [343]) und den Uebergang auch dieser Gattung in Prosa zeigt. Die Einkleidung, die Waldszenen, die Prachtschilderungen, die Edelsteinbeschreibung und alles was in eine solche Allegorie gehörte, ist ganz im gewöhnlichen Geschmack; die Ein-

343) Translation oder Tütschungen des hochgeehrten Nicolai von Wyle. Strasb. 1510. Nr. 12.

miſchung geſchichtlicher Perſonen aber, denen der Erzähler in ſeiner Viſion begegnet, erinnert an Dante und gibt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperloſen deutſchen Originalen findet. Die Ueberſetzung iſt von Niclas von Wyle und leitet uns mit dieſem Namen auf eine andere Dichtungsart über, wo der Kampf des alten und neuen Geſchmacks ſich noch greller zeigen ſollte.

9. Proſaromane.

Wenn wir bisher einzelne Dichter in kleineren Gattungen und ſchüchterner mit dem Verſuche beſchäftigt geſehen haben, die poetiſche Manier der alten höfiſchen Zeit und die Stellung der Poeten in der adeligen Geſellſchaft zurückzurufen, ſo werden wir jetzt ſehen, daß ſich dies in anderen, älteren, feſter begründeten Gattungen, die auch für die Höfe und den Adel allein intereſſant bleiben konnten, von dieſen Höfen aus wirkſamer fortſetzte. Ein dünner Faden von namhafteren Poeten und Poeſien führte uns von dem 13. zum 15. Jahrhundert herüber: jetzt treffen wir wieder auf größere Maſſen von Producten und Producenten, die ſich mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt und der zuſammentreffenden erneuten Verbindung mit Italien bis zum Uebermaaß ſteigern, ſo mechaniſch entſtehen oder verfahren und ſich ſo regellos kreuzen, daß wir uns plötzlich in eine gährende Revolutionszeit verſetzt ſehen, wo auf eine Weile jede geordnete Entwickelung zu verſchwinden ſcheint. Ein jeder der letzten Abſchnitte führte uns von den Productionen der alten Ordnung leiſe zu den Anfängen einer neuen herüber, von dem ritterlich romantiſchen Geſchmacke zum volksmäßigen und allmählig auch zum antiken, denn beides reichte ſich in Deutſchland jedesmal aufs innigſte die Hand, wo etwas wahrhaft Großes in der nationalen Bildung geſchehen iſt. Die Freude an der Gegenwart, die ein ſo eigenthümliches Element der ritterlichen Dichtung war, hatte ſich lange verloren: man kehrte zu dem natürlicheren Hange der Herabſetzung des Gegenwärtigen gegen das Alte zurück; nach beſſeren Zuſtänden ſtrebend ſehnte man ſich nach dem Vergangenen, wo das geringere Bedürfniß ein leichteres Glück geſtattet hatte. Wie weit man aber dabei zurückgehen wollte, das hing von den Menſchen ab. Wie die Kirchenreformer zum Theil ſich mit der Rückkehr zu

den Lehren der Kirchenväter begnügten, zum Theil aber die Urgemeinden der Apostel und den Wandel des Heilandes unmittelbar zum Muster nahmen, so genügte im Politischen einem Hutten zur Einen Zeit die Herstellung der alten Kraft des Adels, zur anderen sieht er auf den Urstand der Germanen, wie ihn Tacitus schildert, und wieder andere streifen mit ihren Blicken auf die Bürgertugend der Römer und Griechen, wie man im Moralischen schon lange neben dem Evangelium auf die Lebensphilosophie der Alten hinzudeuten begonnen hatte. Auch in der Poesie war der nämliche Fall. Der Geschmack fiel auf die alten Ritterbücher zurück, denn sie lagen der Nation immerhin am nächsten; allein die Sprache derselben ward bald nicht mehr verstanden, man änderte den Ton der Poesie, man setzte sie in Prosa um, die Gelehrten verglichen mit lateinischen Schriften, die einen ganz neuen Schwung erhielten, man glaubte, die klassischen Lateiner des Alterthums oder des 15. Jahrhunderts übersetzen zu müssen, um erst die Sprache zu neuer Gewandtheit zu bilden: so kam man wieder auf Romane im neugriechischen Geschmacke. Wir haben gesehen, daß sich in Oestreich, während im inneren Deutschland sich Alles so ungemein veränderte, mit dem größeren Frieden, den die gemüthlichen Regenten dort bis auf Friedrich III. aufrecht hielten, die Dichtung in dem alten Gleise fortbewegte; und dort war es daher möglich, daß sich der alte Stil der Ritterdichter bis auf den Wolkensteiner fortsetzen konnte. Offenbar ward an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts in Süddeutschland mehrfach der Versuch gemacht, die alte Vers- und Reimkunst wieder zurückzuführen; den Büheler und Hugo v. Montfort sahen wir eben auf dem Wege, wie Oswald. Allein ihre Zeit war auch gerade die Grenze, wo noch Versuche dieser Art denkbar waren und der Schauplatz der böhmisch-östreichischen Literatur entschied für Deutschland eine andere Epoche. Die Bewegungen des Hussitenkrieges, die auf das Concil von Constanz folgten, waren der Anfang zu all den politischen und kirchlichen Revolutionen, die nun Deutschland zu erschüttern begannen, die auch in die Literatur eindrangen, und in allen Verhältnissen gleichmäßig den unteren Ständen eine neue Bedeutung gaben. Was Böhmen für die Pflege der deutschen Poesie gethan hatte, war wenig: selbst das Wenige ward nun bis auf die letzte Spur vertilgt. Die Aufregung in diesen Gegenden führte die gewaltigen Zerrüttungen des an lange Ruhe

gewöhnten Oeſtreichs mit ſich und die verſuchte Revolution unter Friedrich; und die Abentheuer Michel Beheim's in dieſen Gegenden verſinnlichen es recht gut, wie nun die Dichtung auch dieſes Oeſtreichs, ihrer bisherigen letzten Zufluchtsſtätte, beraubt wurde. Zum Glück öffneten gerade die Reichsſtädte ein neues Aſyl, als Wien aufhörte, die Poeſie zu pflegen, und die Höfe von Würtemberg, Baiern und der Pfalz fing ein Geiſt der Bildung an zu beleben, der bald mancherlei Früchte zu bringen verſprach. Von den Höfen aus, und beſonders von dem weiblichen Theile der Höfe, ward die höfiſche Poeſie in proſaiſcher Form ebenſo verbreitet, wie einſt in poetiſcher, und dies geſchah, ſo weit wir wiſſen, gerade wie früher, von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrich's von Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 den Roman von Lother und Maller aus dem Lateiniſchen ins Wälſche überſetzt und 1437 überſetzte beider Tochter, Eliſabeth, Gräfin von Naſſau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutſche [344]). Ebenſo überſetzte ſie die Geſchichte des Hug Schapler aus dem franzöſiſchen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionysкirche in Paris abgeſchrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidonia überſetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzog Sigmunds von Oeſtreich (mit dem ſie 1448 — 80 vermählt war) aus dem Wälſchen. Auf Veranlaſſung der Landgräfin Anna von Thüringen ſchrieb Rothe (ca. 1442) ſeine Thüringiſche Chronik [345]). Die Markgräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, redete nach Albrecht von Eyb italieniſch, lateiniſch und griechiſch und war in allen Klaſſikern bewandert. Wie die Pfalzgräfin Eliſabeth ſchon früher für die geiſtliche Literatur geſorgt hatte, haben wir ſchon oben angeführt; an die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Mathilde, Erzherzogin von Oeſtreich, iſt des bairiſchen Ritters Jacob Püterich

344) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genannt waz Margret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrichs v. Lothringen — haussfraw, die hat diss buch erstmals uss latin in welsche sprach thun schreiben in dem jar der geburt Chr. 1405 und ist danach fürbafs von welscher sprach zu teutsch gemacht durch die wolgeboren fraw Elisabeth von Lotringen grevin, witwe zu Nassow und Sarbrücken, des vorgenannten hertzog Fr. und Fraw M. tochter, die es durch sich selb also schlecht geteutscht hat, wie es an im selber ist beschehen etc.

345) In Mencken's scriptt. rer. Germ. II.

von Reicherzhausen poetische Epistel (1462) gerichtet, so wie viele der Uebersetzungen des Niclas von Wyle; und in Margrete von Parsberg und Ursula von Asberg, geb. von Seckendorf, haben beide literarische Freundinnen. In dem Aufsatze in Niclas Werken über lobwürdige Frauen rühmt er in der Zueignung außer den savoyischen und braunschweigischen Prinzessinnen am Würtembergischen Hofe und der Kaiserin Leonore von Portugal, Friedrichs III. Gattin, noch besonders die Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oestreich als eine große Liebhaberin aller Künste. Wenn die Schicksale des Beheim den Ausspruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen, in welchem er die Fürsten in Deutschland wegen des Verfalls der Poesie beschuldigt [346]), so zeigt dagegen eben dieser Niclas von Wyle (Stadtschreiber in Eßlingen), daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen, den gelehrten Anstrich zu finden, die Verbindung mit den freien Künsten herzustellen, dem höfischen Geschmack zu schmeicheln, sich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelsängerischen Straffermonen, sondern an die sinnigen und häufig fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in diesen Regionen wieder einem geistigen Interesse Eingang zu verschaffen. Wie eingebürgert mußte dieser Niclas an allen Höfen seiner Nachbarschaft sein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzögen Ulrich und Eberhard von Würtemberg und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden seine Werke dedicirte; wie beliebt mußte er da sein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog; wie genau mußte der geistige Verkehr zwischen ihm und den verschiedenen Fürstinnen seiner Bekanntschaft sein, da seine Mittheilungen nicht leidige Zusendungen zudringlicher Kriecherei waren, sondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß sie mehr Witz hatten als er [347]). Die große Pracht und Sorg-

346) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius argue, quibus laevissimarum rerum major est cura quam literarum.

347) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einst, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten übersetzt; er entschuldigt sich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verstände. Die Fürstin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken.

falt, womit einzelne Handſchriften der Proſaromane des 15. Jahrhunderts geſchrieben und gemalt ſind [348]), bezeugt, daß dieſe Werke vorzugsweiſe für fürſtliche Perſonen beſtimmt waren; zu Ehren oder auf Aufforderung der Pfalzgrafen Albrecht, Philipp, des Markgrafen Rudolf von Hohenburg u. A. dichteten Hartlieb, Johann von Soeſt und Ringoltingen; daß er nur für Herren und Adel dichte, ſagt Johann an mehreren Stellen ausdrücklich. Dieſe Bücher waren wohl nicht übermäßig verbreitet vor der Druckerkunſt; man ſuchte auch mühſelig nach den älteren Rittergedichten, und es kommt bei Püterich ein Beiſpiel vor, wie einer weitläufigen Verweiſung es bedurfte, um dem Herzog Otto von Baiern ein ſolches Buch (von dem Ritter mit dem Bock) zu verſchaffen [349]). Die Fürſten ſammelten die Romane in Bibliotheken; und die Erzherzogin Mathilde, an welche Püterich ſeinen Brief gerichtet hat, beſaß eine Sammlung von 94 Werken, von denen Püterich 23 als ihm unbekannt bezeichnet. Dieſe gerade ſind aber, ſo weit man weiß, lauter ſolche neuere Romane, die erſt in dieſen Zeiten ſelbſt entſtanden ſind: Lanzelot, die Mohrin, Meluſine, Niclas' von Wyle Ueberſetzungen, Pontus, Galmy, Tundal, Markgraf Walther, Margrete von Limburg und Lothar und Maller u. ſ. w. Püterich aber bekennt ſelbſt, daß er dieſe neuen Bücher, ſo unbegränzt ſeine Sucht nach Erwerb von Alten iſt, für nichts achtet [350]): das Anſehn, in welchem ſie ſtanden, war alſo nicht allgemein; und die Verkürzungen, in die man ſie bald zwang, zeigen, daß man ſie wenig heilig achtete. Auch die Proſawerke nämlich hatten daſſelbe Schick-

---

O hohe ſcharfe Vernunft im weiblichen Herzen, ruft er, ich habe ſeither Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprichwort ſagt, all meine Käſe abgerathen hat.

348) So die Heidelb. Handſchr. von Lanzelot Nr. 147.

349) Adelung's Püterich 1788. S. 9.

350) Ed. Adelung S. 25.

Ich gie des hie mein beicht, wie ichs erkobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baider landen
mit frag ich sy ersuechet, bis das ich ir samb mir bracht ze hannden.
Wiewoll das maniger aselt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stellen, rauben, auch darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekaufft unnd darzu funden,
doch nur die alten puecher, der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

sal, wie die poetischen, man steigt vom kleinen Umfang zum größten und fällt von diesem herab in den Auszug, um nachher wieder die alten umfangreichen Texte aufzusuchen. Das verschiedene Maaß dient den verschiedenen Ständen; wie Caspar von der Roen und Ulrich Fürterer und, wie wir oben sahen, schon andere vor ihnen, die alten Reimgedichte, so kürzt ein Conrad Heidörfer den Hug Schapler, Andere aber noch weit ärger jene Meluſinen und andere Novellen zu Volksbüchern. Zu besserem Verständniſſe löſt man die gereimten alten Romane in Prosa auf, oder läßt die deutschen Reimwerke liegen und geht auf fremde, oft lateiniſche Prosen zurück, da die lateiniſche Poesie fast immer um ein oder mehrere Jahrhunderte früher der späteren Vulgardichtung den Weg wies; und zu leichterer Bewältigung beſchneidet man ſie.

Wir folgen nun ganz im Allgemeinen dem Gang, den dieſe Prosen genommen haben. Vollſtändig zu ſein, iſt hier Niemanden möglich, der nicht mit ſeinen literariſchen Arbeiten unterwegs ſein kann, weil dieſe Werke, ſo mannichfaltig einige davon in Drucken exiſtiren, ſehr zerſtreut ſind. Es wäre verdienſtlich, wenn Jemand eine deutſche Romanbibliothek in anderen Zwecken und mit anderen Mitteln entwerfen wollte und könnte, als Reichardt in Nachahmung der franzöſiſchen Bibliothèque universelle des romans gethan hat, in der Zeit, wo auch die Bodmer, Casparſon und Müller die erſte Hand an die Bekanntmachung unſerer alten Poeſien legten, ungefähr mit gleich geringer Umſicht wie jene. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß freilich bei uns nichts zu einem ſolchen immerhin ſehr weitläufigen Unternehmen auffordert und daß für die viele Mühe, die es verurſachen dürfte, kein Dank ſein würde und es iſt charakteriſtiſch genug, daß unſere Volksbücher eine viel größere Aufmerkſamkeit fanden. In Frankreich und Spanien hatten die Prosaromane eine ganz andere Bedeutung. In dieſen Ländern gab es in dieſen Jahrhunderten einen neuen Glanz des Ritterthums, der durchaus von dem poetiſchen Ritterromane her ſeine Farbe trug; abentheuerliche Feſte und Prozeſſionen, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen ſonderbare Figuren und Deviſen, die grillenhafteſten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenſte Liebesdienſt und die ſteifſte Etiquette und Ceremonie, kurz Alles, was nur die alten Poeſien andeuteten, drängte ſich im 14. und 15. Jahrhundert in das wirkliche Leben ein, und davon

hat Deutschland nur unter Maximilian etwas Aehnliches gesehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minniglichen Märtyrer im 14. Jahrhundert unglaublicherweise den Wahnsinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutschland der Minnegesang ins Volk, und jene herzvolle Stimme der Natur, die das erotische Volkslied auszeichnet, belebt das tonlose conventionelle Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme. Während die Ritter in Frankreich und England die Pfauen- und Fasangelübde ablegten, welche die Abentheuerlichkeit der Kriege begünstigten, lagen die Deutschen in Wald und Winter im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf; und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorstellungen, bei Festen und Mahlen, in prächtiger Ueberladung den lebendigen Verkehr verschönern mußte, gab es bei uns wenige Fastnachtsspiele und Mysterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt; die fanatischen Kriege und die Furchtbarkeit der Hussitischen Bauern mochte den deutschen Rittersleuten den galanten Kampf und die minnigliche Verzückung und Begeisterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes- und Religionsfeinde ankam, in Liebschaften und Courtoisie mit den Feinden rivalisirten. Wie wir daher das Leben und die Denkart des 13. Jahrhunderts aus unseren ehemaligen Poesien in Deutschland erklären konnten, so fahren im Westen die Romane im 14., 15. und 16. Jahrhundert fort, Quelle für die Kulturgeschichte zu sein, und Leben und Poesie dienen sich wechselseitig zu erläutern. In Frankreich haben sich daher diese Romane, wie in Spanien, zu ungeheuren Mengen und Massen gebildet, sind fleißig gelesen und ausgezogen und bearbeitet worden; auf ihrem Höhepunkte bildete sich aus ihnen das unsterbliche Werk des Cervantes, genialer als Ariost auf dem poetischen Roman; und als der Geschmack an der Lectüre dieser Werke um ihrer selbst willen aufhörte, so haben die größten Alterthumsforscher, Diplomaten, Genealogen, Historiker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehrter Forschung angesehen und ganze Bücher über den practischen Nutzen derselben geschrieben. Diese Ehre ist bei uns kaum dem Reinhart Fuchs widerfahren; unsern deutschen Romanen konnte sie auch nicht füglich zu Theil werden. Denn sie

ſtehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Geſellſchaft von Intereſſe ſein, denen das Leben der romantiſchen Ritterwelt bekannt war oder die von fremden Gattinnen und Fürſtinnen darin eingeweiht waren, welche (wie z. B. Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Geſinnung oft weit von den nüchternen deutſchen Ehemännern und Dienſtleuten abſtehen mochten.

Die Einführung der Proſa war, ſahen wir bereits oben, von der Predigt, der theologiſchen Abhandlung, der Legende aus geſchehen; wir wollen, wie oben an Hermann von Fritzlar, ſo auch hier an dem ſogenannten Sommer- und Wintertheil, und an den einzelnen Legenden, die im 15. Jahrhundert in Proſa erſchienen, vorübergehen, da dieſe Dinge nicht auf poetiſchen Quellen beruhen und keinerlei poetiſche Form tragen; wir werden ſie ohnehin unten noch einmal aus einem andern Geſichtspuncte betrachten müſſen. Hielten wir uns nicht ſtreng an das Reindeutſche, ſo würden wir die nordiſche Vilkinaſage hier voranſtellen müſſen, die einen großen Theil der deutſchen Heldenſage nach deutſchen Erzählungen in ein encycliſches Ganze verband. Wie neben den proſaiſchen legendariſchen Erzählungen zugleich die kurzen weltlichen Novellen, kleinen Anecdoten und Schwänke in den Geſten und den ſieben weiſen Meiſtern hervortraten, dies würden wir der Kaiſerchronik und ihrem Inhalte vergleichen, und wie wir dann ſpäter in Verfolgung der poetiſchen Erzählung neben dem ausgebildeten poetiſchen Roman im 13. Jahrhundert dieſe Stoffe in einer größeren Ausdehnung und Vollendung wiederkehren ſehen, ſo treten dann auch gleich nach Erfindung des Drucks mit der größeren Maſſe der Romane auch jene Erzählungen, theils in jenen Sammlungen, theils auch vereinzelt [351]) wieder hervor. Die alten Geſchichten der Kaiſerchronik ſelbſt in Verbindung mit neuen erſcheinen als proſaiſche römiſche Geſchichte [352]) und wie in der poetiſchen Zeit, ſo führen ſie unter dieſen Werken den Reihen mit den trojaniſchen Geſchichten zugleich. Wir ſehen alſo, daß dieſe Proſaromane wie jene

351) So in Cod. 119. Die Novellen von dem Kaufmann Aronus u. ſeinem jungen Weibe, von St. Gregor, von dem Edelmann u. ſeinem Knechte Heinrich, u. A. aus Boccaz bekannte u. in einzelnen Drucken exiſtirende.

352) Jacobs und Uckert Beiträge zur älteren Lit. 1835. S. 76. und verſchiedene bei Panzer angeführte Drucke.

poetiſchen ganz materiell von der Chronik aus entſtehen und daß das Liebesweſen nicht ihr urſprüngliches Element war. Der trojaniſche Krieg in den proſaiſchen Bearbeitungen hat eine ſehr weite Verbreitung durch den Druck erhalten, hat den Guido von Colonna zu ſeiner Quelle, muß aber faſt zu gleicher Zeit gerade wie nach Herbort von Fritzlar einſt auch der poetiſche, mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die ſogar im Niederdeutſchen nebeneinander exiſtiren [353]). Die von Hans Mair aus Nördlingen iſt von 1392 ſchon [354]) und dies iſt die, welche in Drucken am gewöhnlichſten gefunden wird; verſchieden davon iſt eine Berliner Handſchrift, die wahrſcheinlich mit einer Gießener [355]) zuſammenſtimmt, welche ſchon 1417 geſchrieben iſt, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargeſtellt, in den Epiſoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, ſonſt in der Hauptſache gleich iſt. Wie ſich wieder dieſe Bearbeitung zu der von einem Heinrich aus Braunſchweig [356]) verhält, der das Werk auf Geheiß ſeines Herrn unternahm und deſſen Arbeit in einer Handſchrift von 1436 ſich erhalten hat, iſt mir unbekannt. Das in den gewöhnlichen Drucken bekannte Werk giebt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen feſthalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieſer Gattung ungewöhnlich iſt, man möchte ſagen, man ſieht im Großen die moraliſche Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von dem Thema der Gebrechlichkeit und Täuſchung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten, Apoſtrophen und Exclamationen darauf zurück. Die Rohheit iſt außerordentlich; ſelbſt die bloße Anlage iſt von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derſelben Begebenheiten entſtellt. Den Apollonius von Tyrus haben wir zuletzt von Heinrich von Neuenſtadt poetiſch (im 14. Jahrh.) behandelt geſehen; einen ganz verſchiedenen Eindruck von dieſem Gedichte macht die proſaiſche Bearbeitung, die man häufiger gedruckt [357]) findet; wie ſich die abweichende hand-

353) Scheller's Bücherkunde S. 78 sq.
354) Bragur IV., 2. S. 190.
355) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.
356) Grundriß S. 543.
357) Augsb. 1471. u. A.

schriftliche, die gleichfalls übrig ist, dazu verhält, weiß ich nicht zu sagen [358]). In jener ist die Farbe des griechischen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es ist auf die reinere Quelle zurückgegangen; und das haben wir der Auflösung der Reime und Verse offenbar in jenen Zeiten zu danken, daß man lernt, sich in fremden Geist zu finden, und daß im strengen Gegensatze der poetischen Romane diese prosaischen das Colorit ihrer lateinischen, französischen, italienischen, niederländischen Quellen eben so festhalten, wie es jene verwischten. Es mögen diese griechischen Romane und die nachher mehr in diesem Geschmacke von den Italienern nachgeahmten in der Anlage um nichts künstlerischer sein, als die britischen, so sind sie doch meist einfacher; im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt finden, aber die Empfindungen selbst sind doch natürlich und menschlich; oft durch Sinnlichkeit und Lüsternheit menschlich, aber eben darum doch wahr und treu; und daher traten diese Dinge, mit allen Liebessagen der griechischen Mythe viel näher an das Volk und Pyramus und Thisbe verdrängten Tristan und Isolde aus dem Sprichwort. Den Gegensatz, den der abentheuerliche Apollonius des Heinrich gegen den planen in der Prosa bildet, treffen wir bald in den Uebersetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotischen Ritterbücher im alten Stil; es ist derselbe Gegensatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Versuche des 15. Jahrhunderts macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen. Der versificirte Apollonius berührt sich mit den wunderbaren orientalischen Reisen und mit Alexander: auch hier also sehen wir die alten Verhältnisse wiederkehren. Merkwürdige, fabelhafte Reiseabentheuer mit den Wundern der fernen und alten geographischen Vorstellungen haben wir in jenen Zeiten im Herzog Ernst an wahre Geschichte geknüpft gefunden. Jetzt treffen wir auf die bekannten Reisen des Engländers Mandeville († 1372), die damals eines der beliebtesten Lesebücher ausmachten. Der Reisende selbst hat seine Fahrten in französischer, englischer und italienischer Sprache beschrieben; sie sind über ganz Europa verbreitet; ins Deutsche wurden sie im Anfang des 15. Jahrhunderts von Michael Velser übersetzt, später von einem Unbekannten,

358) Grundriß S. 207.

und um 1483 von Otto von Diemeringen, dessen Arbeit die schlechteste, aber verbreitetste ist, und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo sie nicht ohne abermalige Entstellungen geblieben ist. Ich überlasse es Andern [359]), über das Verhältniß und den relativen Werth dieser Uebersetzungen zu sprechen, denn dies Werk interessirt uns durchaus nur ganz im Allgemeinen. Wie in Herzog Ernst Geschichte und alte geographische Sage ganz eigen gemischt ist, so ist es hier Reisebeschreibung und mittelaltrige Geographie und Romantik. Bekanntlich nehmen die Bezüge auf Alexander und Ogier breite Stellen im Montevilla ein. Werke dieser Art leiteten früher die Poesien ein, hier führen sie auf die Wirklichkeit zurück. Wir haben schon oben gesehen, wie einzelne Reiseabentheurer seit dem Ausgang der Kreuzzüge und unter den größten Bewegungen der orientalischen Welt sich in die Gefahren der Wallfahrten stürzten; diese Unternehmungen flossen anfangs allerdings noch aus dem poetischen Hange nach Abentheuern, bald aus Wißbegierde; häufig noch aus Frömmigkeit und sündigem Gefühle, bald aber auch aus Gewinnsucht. In demselben Verhältnisse gehen die Reisebücher seit Marco Polo und Monteville (auch jener ward ins Deutsche übersetzt) [360]), im Schildberger, der von der Schlacht bei Nicopolis an sich bis 1427 im Oriente befand, im Hans Tucher (1479) und Bernhard von Breydenbach (1483) vom Gefabelten aufs Historische zurück und treten mehr in eine Reihe mit den Entdeckungsreisen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colon und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume gestattete nicht weiter, daß diese Reisen der poetischen Beschreibung anheimfielen, und gerade so ists mit der historischen Poesie. Geeignete Stoffe konnten anfänglich in Volkslieder aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar übergehen, die helle Geschichte aber litt nicht, daß sie sich episch fortbildeten; und wo man sich in beiden zwang, da kam ein heroisch-historisches Gedicht wie Beheims Friedrich heraus, das wir bereits kennen lernten, dem wohl des Bruders Fabri Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande (1481) im Vers-

359) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutschen Volksbüchern gesagt hat, die Zusätze von der Hagen's im Altd. Mus. I. S. 246 sq. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. May. Sp. 246 sqq.

360) Ed. Nürnb. 1477.

maaß des Liedes „Ich stund an einem Morgen" an Werth nichts vorausgeben wird [361]). Man konnte höchstens in verschiedenen Bearbeitungen und unter allerhand Veränderungen und zuletzt im Volksbuche die alten Abentheuer des Herzogs Ernst wiederholen, oder auch die Heinrichs des Löwen; beide aber waren im 15. Jahrhundert vielleicht nur in den balladenartigen Behandlungen im Umlauf, wo es vielleicht charakteristisch ist, daß im Ernst die geographischen Wunder mehr wegfallen [362]). Wenn auch „die Gesicht Tundali" (die in anderen Ausgaben dem auferweckten Lazarus zugeschrieben werden), der nach einem mehrtägigen Scheintode die Reise seiner Seele durch die Reiche der Seligen und Verdammten eröffnet, und wenn die wunderbarlichen Reisen des heiligen Brandanus auch wieder in mehrfachen Uebersetzungen prosaisch bekannt wurden, wie wir sie oben poetisch getroffen haben, so zeigt doch dies Alles nur, wie oben in der Poesie, so hier in der Prosa die letzte Flucht dieser Art Romantik in die Geisterwelt und diese unsinnigen irischen Mährchen konnten zu nichts dienen, als den Sprung in die Satire und Parodie zu erleichtern. Derselbe Doctor Johann Hartlieb, der auch einen Brandan und Ovids Kunst zu lieben (ed. 1483) übersetzte, eine Chiromantie übersetzte und überhaupt ein allzeit fertiger und höchst elender Scribent war, hat auch eine Uebersetzung des Alexander (1444) zu Ehren des Herzogs Albrecht von Baiern und seiner Gattin Anna von Braunschweig gemacht, die sehr große Freunde dieser erneuten Ritterliteratur, und nach allem, was ihnen dedicirt ward, sehr bigotte Anhänger an dem Alten waren. Seine Bearbeitung ist weit die verbreitetste, aber weder die älteste noch die einzige; kürzer soll die handschriftliche in Dresden sein, die von Nicolaus im Grunde geschrieben ist [363]). Auch Hartlieb's Werk ist mehr als Chronik und Geschichte zu betrachten und nimmt eine moralische Wendung, indem es als Fürstenspiegel betrachtet sein will. Es weist mit jener abentheuerlichen Quellenkritik auf den Eusebius, der in diesen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythischer Meister aller Kunst erscheint, wie der

361) Schelhorn amoen. III., 103.

362) Ich erwähnte das Gedicht, wie es sich in Roens Heldenbuch findet, schon oben. Das Gedicht von Heinrich dem Löwen ist in Reichard's Romanenbibl. t. 8 abgedruckt.

363) Grundriß S. 223.

trojaniſche Krieg wieder auf Dares und Dictys; und wie wir ſchon oben im Alexander des Eſchenbach Geſchicht- und Chronikartiges fanden, ſo dürfen wir dieſen proſaiſchen neben nichts anderem ſehen, als neben Aventin's lateiniſchen und deutſchen Chroniken, neben Hunnibald und ähnlichem, was aus Gottfried von Viterbo und dergleichen Fictionshiſtorikern in dieſen Zeiten lateiniſch oder deutſch ins Gedächtniß oder wieder ins Leben gerufen ward, ja unſer Alexander verweiſt am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus geſagt wird, ſie ſeien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch de origine Saxonum, wo man von der Herrſchaft der Griechen in dieſen Landen vieles finde; und die fabelhaften ſächſiſchen, thüringiſchen, meklenburgiſchen [364]), bairiſchen, böhmiſchen u. a. Chroniken, die wir aus dieſen Zeiten beſitzen, würden zur Vergleichung eben ſo hierher gehören, wie Enenkel's Fürſtenbuch oben zu dem Aehnlichen. Und wie faſt aus ſämmtlichen Zweigen der größeren Proſaſchriften dieſer Zeiten kürzere Volksbücher geworden ſind, ſo gingen denn auch Stücke dieſer Gattung in unſere deutſche „blaue Bibliothek" [365]). Verwandt ſind denn auch die Sagen von Kaiſer Karl's Streit vor Regensburg, und von ſeinen Ahnen und Geburt, die, wie ſie in der Kaiſerchronik begannen, ſo jetzt im Kreiſe ähnlicher Werke, proſaiſch und ausgebildeter in den Legenden, in der Weihenſtephaner Chronik, in Ulrich Fürterer's Beſchreibung vom Herkommen des Hauſes Baiern, erſcheinen [366]). Auch dieſer Stoff iſt, wenn nicht im Deutſchen, ſo doch im Däniſchen aus deutſchen Quellen zum Volksbuch geworden. Dagegen iſt es in dieſer Periode des äußerſten Verfalls der romantiſchen Kunſt eine auffallende Erſcheinung, daß die Volksepen von Karl dem Großen (wenigſtens nicht ohne große Veränderungen und Zuſätze) und die Nibelungen nicht in

364) Eine gereimte von Nicolaus Marſchalk († 1525) in Weſtphalens mon. t. I. Ich übergehe dergleichen als zu vereinzelte Spätfrüchte entlegenerer Gegenden.

365) Rieſengeſchichte, oder kurzweilige und nützliche Hiſtorie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kayſers Otto Tochter aus dem Kloſter bringen laſſen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entſtanden iſt u. ſ. w.

366) Grundriß S. 170 sq. Noch ungedruckt iſt das Gedicht von Karls Ahnen in einer Wiener Handſchr. Altd. Muſ. I. 576.

Prosa umgesetzt wurden. Wie diese ganze Zeit nur in einem Verhältniß zu der Verfallzeit des poetischen Romans betrachtet werden muß, da sie nur mit dieser, aber mit dieser auch so vielfach sympathisirt, daß sie als eine bloße Erneuerung derselben angesehen werden darf, so setzte sie Alles, was die Blüthezeit der alten Romantik eigenthümlich auszeichnet, aus den Augen, griff zu dem schlechtesten Stoff der Alexandersage und zu der geringeren Bearbeitung des Tristan, und ließ die Volksepen ganz liegen. Das Alles also, was sich nach unserer Ansicht aus dem Romane zur Epopöe veredelte, fiel nicht in den Roman zurück. Auch der Parzival des Wolfram existirt schwerlich in Prosa und wenn ihm auch die Auszeichnung ward, in seiner poetischen Urform (1477) gedruckt zu werden, so geschah dies, so groß auch die Aufnahme aller Wolframschen Gedichte im 14. und 15. Jahrhundert war, ohne Zweifel mehr, weil er ein Appendix zum Titurel war, dem die gleiche Ehre (1477) wiederfuhr, als umgekehrt. Anders war es mit jenen Gedichten der fränkischen und deutschen Sage, die wir oben als eine zweite Gestaltung bezeichneten, in welcher die historische Grundlage geringer, die poetische Fiction bedeutender war. Gerade so wie die wahre und fabelhafte Reisebeschreibung im Montevilla noch einmal vereinigt erscheint, um sich dann desto bestimmter auf der einen Seite nach der nakten Wirklichkeit, auf der andern zur bloßen Fiction und Vision zu spalten, so reichen sich Geschichte und poetische Sage in den vorhin genannten Werken noch einmal die Hand, um sich nun für immer zu trennen. Auch hier nun war in der deutschen Sage, die nicht fortgeschritten, die bei dem einmaligen Versuch poetisch erfinderischer Erweiterung stecken geblieben war, die Achtung vor der alten Form und dem Stoff zu groß, als daß man beides bedeutend angetastet hätte: im Heldenbuche wurde daher nur Einiges aus der letzten Periode mit größeren oder kleineren Veränderungen erneuert, und Caspar von der Roen (1472) kürzte dies wieder in der Art, wie wir es oben bereits angedeutet sahen. Die große wilde Rohheit und eine gewisse physische Ueberkraft in den aufkommenden untern Ständen der Nation verräth den Geschmack, der vorzugsweise auf solche barbarische Urstoffe der Sage, wie auf Siegfried zurückwies, den einzigen Gegenstand, der aus diesem Kreise zum Volksbuche geworden ist. Durchaus fremd stehen Caspar und Ulrich Fürterer's Werke, die treueren Verpflanzungen

alter Gedichte neben den Proſaromanen aus den anderen Sagenkreiſen. Auch andere gingen auf ihren Wegen und gaben Auszüge aus größeren Erzählungen (wie im Trimunitas von Martin Meier [367]) 1507), nur daß der Vortrag hier volksmäßiger wird. Weit mehr Eingang fanden dagegen die proſaiſchen Erzählungen aus eben dieſem britiſchen Sagenkreiſe und einen verhältnißmäßig noch größeren, die aus dem fränkiſchen. Wir haben oben ſchon die verſchiedenen Frauen genannt, die nach Deutſchland Stücke aus dieſem Kreiſe verpflanzten. Den Charakter dieſer Stücke kennen wir ſchon aus der letzten Periode der verſificirten Romane. Was den Raynald oder die Haymonskinder dem 13. und 14. Jahrhundert empfahl, empfahl ihn auch dem 15. und 16.; wahrſcheinlich wird er früher ſchon handſchriftlich in Ueberſetzungen exiſtirt haben, ehe er gedruckt erſcheint [368]). Iſt dies nicht, ſo mag die Geſchichte von Hug Schapler ſeine Stelle vertreten. Auch hier herrſcht, noch ärger, in dieſer fabelhaften Geſchichte von Hugo Capet's Thronbeſteigung, die ſchon Dante in ihrem Urſprunge kannte, jene gewaltige Rohheit und Brutalität, die uns wie in die Barbarei von Bauernkriegen oder in die wildeſte Urzeit zurückverſetzen. Ebendies empfahl ſich eben dieſen Zeiten, welche die Greuel der Huſſitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge, und natürliche Söhne auf mächtige Throne ſteigen und umgeben ſahen von jenen herkuliſchen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherren wurden und noch als Feldherren ihre rieſige Kraft mit fanatiſcher Tapferkeit und Blutluſt paarten. Mit dem Erwachen neuer phyſiſcher Kräfte in den Nationen brach auch in einzelnen Individuen eine ganz ungeheure Lebenskraft durch; wie in den roheſten Zeiten des Urzuſtandes machte ſich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob ſie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verſtand; und wenn doch unter den Menſchen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe ſchon die Früchte einer regern Kraft wären, ſo haftete dann auf ſolchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und Erzeuger und Erzeugte gingen denn, wie eben im Hug Schapler,

367) In Adelung's Magazin 2, 2, 51.
368) Simmern 1535.

in die Poesie ein. Wie dieser Fleischersohn den Thron von Frankreich bestieg, wie sich seine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, so wird noch mehr in den geschlechtlichen, als in den politischen Verhältnissen, das Mischen der untern und obern Stände im Romane dieser Zeit versinnlicht. Dies halten wir für das einzige originalere Element in diesen Prosaromanen, das sie wenigstens theilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung zeigt. So eng und schroff die nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte und des Ranges, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. Wir sehen daher, daß jetzt die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen; Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Hauptthema; im Pontus argumentirt der König von England schon mit unserm allgemeinen Abstamme von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit seine Tochter anbietet; die Geschichte von Guiscard und Sigismunde ward ein Gegenstand des Volksantheils; und ebenso die in aller Welt mit wetteifernder Fruchtbarkeit verbreitete Geschichte der Griseldis [369]), jener treuen, aus dem Bauernstande emporgehobenen, von ihrem Manne so hart geprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Im 15. Jahrhundert ward jene sinnige Liebe der Ritterzeit mit einer neuen sinnlicheren vertauscht. Nicht allein jedes Volkslied drückt dies aus, und manche Romane, sondern die Geschichte selbst. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die interessanten Abentheuer des Herzogs Wilhelm von Oestreich in seiner Werbung um die ungarische Hedwig mit Antheil an einer scheints mehr natürlichen als politischen Liebe gelesen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügellose Liebe von Sigmund bis auf die Fürsten der Reformationszeit poetisch erhoben und moralisch, selbst von so strengen Sittenrichtern, vorsichtig tolerirt wird? Wer weiß nicht, daß Sigmund's Abentheuer mit der schönen Elisabeth Morsinai, die die Mutter des Johann Hunyad sein soll,

369) Das Volksbuch von Markgraf Walther, dessen Stoff, wie ich schon oben anführte, bereits dem Püterich bekannt gewesen zu sein scheint, und schon 1471 in einer Uebersetzung aus Petrark gedruckt existirt, der ihn dem Boccaz entlehnte und eine ungemessene Vorliebe dafür hatte.

zum Romane, zur Sage ward, wie ſie in dieſen Tagen beliebt war? Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlaſſen, an dem er ſie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als ſie hernach mit ihrem Bruder Kaspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring geſtohlen, den doch Kaspar glücklicherweiſe noch wiedergewann, was denn den Namen und das Wappen Corvin's erklärt. Und endlich iſt die glühende ſüdliche Natur und Liebeswärme ſeines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius ſelbſt auf einfacher geſchichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte. Den Uebergang von jener alten Minne zu dieſer neuen Liebe, von der Gedankenliebe (denn ſo mußte man das Minnen und Meinen der Alten im Gegenſatze bezeichnen) zu der Herzensliebe, bezeichnet der Charakter der verſchiedenen Proſen dieſer Zeit ſehr gut. Vieles was noch ganz aus alten Bearbeitungen mit keiner anderen Veränderung, als der Verſe in Proſa, überging, wie der Wigalois, der nach Wirnt's Gedichte (1472) von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimter Rede beſchrieben" ward, oder wie Triſtan, (ed. Augsb. 1498) der nach dem Texte des Eilhart aufgelöſt und erweitert iſt, oder wie Wilhelm von Oeſtreich, der wahrſcheinlich aus dem obenerwähnten Gedichte des Johann von Würzburg herſtammt, geht natürlich noch ganz in dem alten Gleiſe und hat nichts als den Ton geändert. In manchen, wie im Fierabras (ed. Simmern 1533), wenn dieſer ſchon in dieſem Jahrhundert überſetzt ſein ſollte, deſſen Proſaquelle mit dem provenzaliſchen von Bekker herausgegebenen Gedichte Eine gemeinſame nordfranzöſiſche Quelle hat, iſt das Kriegeriſch-Wilde, der Pfaffenhaß, das Uebertrieben-Ungeheure, die Maſchinerie, der Aberglaube, die Wunder noch zu vorherrſchend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffaſſung in Calderons Brücke von Mantible ſo ermäßigt, daß die Liebesepiſode darin eine vorſtechende Rolle ſpielen könnte; und dieſer Art iſt die Geſchichte von Herzog Herpin [370]), die, wie ſo viele dieſer Vaſallenſagen, blutig und gräßlich iſt und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entſetzliche ausgeht. An noch viel Roheres

370) Cod. Pal. N. 152. Uebereinſtimmend wird wohl der Druck von dem weißen Ritter ſein. S. Panzer Annalen I. S. 47.

aber erinnert der Valentin und Namelos, der in einer Handschrift von 1465 bekannt und später wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geschichte von Olivier und Artus aus dem Französischen übersetzt ist [371]), welche letztere sich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Und was fast alle diese französischen und britischen Romane ungenießbar macht und so ungemein schwer auf den kleinen Kern gerathen läßt, der für den Literarhistoriker darin zu suchen ist, ist die ganz maaßlose Breite und Weitschweifigkeit der längst bekannten, noch einmal aufgefrischten Abentheuer. Waren die gereimten Ogier, und die Krone der Abentheuer schon unbezwinglich und unübersehbar, was muß man zu dem prosaischen Lanzelot [372]) sagen, der aus dem Französischen des Gautier Map [373]) übersetzt ist, und ganz nahe an den endlosen Umfang der Amadis streift! Und selbst die ansprechenderen Erzählungen von Pontus und Sidonia [374]) und von Lother und Maller [375]) und Aehnliche leiden alle an der ermüdenden Verschlingung ähnlicher und schlechter Abentheuer. Allmählig nimmt denn, wenn auch nicht die Breite, so doch die Wunderlichkeit der Abentheuer ab. Die prunkenden Begebenheiten werden in den Kreis gewöhnlicher Ereignisse herabgezogen; im Ritter Galwy, im Gabriotto und Reinhart ist eine Verbannung, ein Tournier schon eine so große Begebenheit, wie in Wilhelm von Orleans, der in Deutschland der Vorläufer dieser modernen Ritterpoesie ist. So lange noch der Stoff durch überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anspruchvoll blieb, war es nicht möglich, daß sich

371) Ein selteneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfarnuss. Die erst hystori von zweyen treuwen gesellen mit namen Olivier, eynes kunigs sun uſs Castilie, und Arto, eyns kunigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso etc. gezogen uſs frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern im Oechtland.“ Basel 1521.

372) Cod. Pal. 147. oder N. 91 u. 92.

373) Ueber diese verdächtige Persönlichkeit s. Jac. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4. p. 29. ff.

374) Cod. Pal. 142.; verschieden von den gewöhnlichen Drucken und vom Buch der Liebe, und also von einem anderen Uebersetzer als von Leonore.

375) Ed. Strasburg 1514, aber schon viel früher übersetzt, wie oben bemerkt wurde.

die Dinge weder aus den Massen herausarbeiteten, noch den wunderlich affectirten Ton ablegten, den steifen Bombast, in dem sich die Rede bewegt, das gespreizte und eckige Wesen, das straks zu den Reverenzen und Reifröcken des 17. Jahrhunderts überführt und für jeden gesunden Kopf schon im Keime in den poetischen Romanen unerträglich peinvoll ist. Es war daher schon ein Schritt zum Besseren, daß man mit Tristan und Flore und Blancheflour jene einfacheren Novellenstoffe aufnahm, die wir überall in ihren bescheidenen Ansprüchen viel liebenswürdiger fanden. Man druckte die Gesten und die sieben weisen Meister; man übersetzte den Boccaz [376]); man erweiterte einzelne der hier liebgewonnenen Novellen; und so gewann der Kaiser Octavian seine weitere Gestalt, in der er zum Volksbuch ward; der Fortunat ist aus einer kleinen Erzählung der Gesten erwachsen (schon zwischen 1440 — 50?); aus Boccaz haben wir getrennt und für sich einzelne Stücke erhalten; die Melusine ward von dem Schweizer Thüring von Ringoltingen 1456 aus dem Französischen übersetzt [377]), und sie existirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva und Magellone [378]). Dies sind denn jene beliebten, ihrer netten, einfältigen Weise wegen so beliebten Stoffe, die nachher so häufig erneut und wiedergedruckt, in allen Nationen gleichmäßig geachtet und mit Liebe bearbeitet und mit Dank aufgenommen wurden. Wie wir aber schon oben bemerkten, diese Dichtungen waren für die jedesmalige Zeit accomodirt, und je selbstständiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachste traf, desto besser war es: Tieck erntete fast ungetheilten Beifall, allein weder die Bücher der Liebe des 18. und 19. Jahrhunderts, noch der Goldfaden, noch Fr. Schlegel's Lother und Maller konnten das Aehnliche erlangen. Damals freilich, im 15. Jahrhundert, waren die Anforderungen noch gering; man durfte das Kleinste kaum bieten, so war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuschen Josephe, die in der ältern Zeit sehr im Hintergunde standen, rückte man nun blos hervor; die tragisch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie Tristan, die vormals fast un-

376) Die erste Ausgabe Ulm 1475? Später Augsb. 1490. Strasb. 1519 ꝛc.
377) Aus dem Französischen von Wilh. Salzmann übersetzt und gedruckt 1535.
378) Ed. Heidelberg 1491.

erhört waren, ließ man nun häufiger werden und konnte des Beifalls sicher sein; die Liebesepisoden, die sonst hinter den Irrfahrten verborgen lagen, zeichnete man jetzt in der Behandlung aus; wie man sonst die Liebe gesegnet und gepriesen hatte, so hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da auch die Leidenschaftlichkeit, die nun diese Liebe zu begleiten pflegt, mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Das heilige Kleinleben der Liebe verdrängt allmählig alles andere, so daß es nun schon in jenen einfacheren, moderner gefärbten Romanen ein kritisches Ereigniß von den größten Einflüssen ist, wenn sich einmal der Held vor der Geliebten bei Tische mit dem Messer den Finger verwundet.

Die Rückführung zu diesem Gefallen am Seelenleben von dem Geschmack an dem wirren Abentheurerwesen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechische Roman vollbracht, oder das, was dem griechischen Romane Aehnliches nach Deutschland, lateinisch oder deutsch, sich verbreitete. So brachen auch Wieland's Werke in neuerer Zeit erst der gesünderen Natur die Bahn, so verwerflich man sie auch sonst finden mag. Von dieser Seite her finden wir nun in diesen Zeiten den schon erwähnten Niclas von Wyle, Stadtschreiber von Eßlingen, und sein Uebersetzungswerk äußerst bedeutend. In denselben bairisch-schwäbischen Gegenden, wo wir den eigensinnigen Geschmack an dem Alten so festhalten sahen, regt sich zugleich zuerst der Sinn für die neue Richtung, die das Bekanntwerden und Verjüngen der Alten in Italien vorschrieb. Die Schriften des Boccaccio waren ganz geeignet, die Manier des Ritterromans aufs innerste zu erschüttern; den Frost der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter und politischer Vorurtheile zu brechen, diente Petrark's Begeisterung für die Muster des Alterthums und Poggio's überlegene Feder. Dem Freimuth der italienischen Humanisten eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Gesellschaft wie in dem Buche, mit Gesang und Kunst wie mit Wissenschaft befreundet war: diesen Mann hatte Niclas Wyle, als er Schulmeister in Zürich war, gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius dazu geschaffen, seiner Stellung nach, zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln

379) Aus dem Französischen 1535 von Veit Warbeck übersetzt und in Augsburg gedruckt.

und Er spornte zuerst die Fürsten, geißelte ihre Indolenz, schmähte den entarteten und verbauerten Adel, spottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzlosen Spitzfindigkeiten und warf mit die ersten Funken in das verglommene geistige Leben der Deutschen. Von dieses Mannes Schriften, so wie auch einzelne Stücke von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwischen 1460 — 80 ins Deutsche übersetzt. Er hat meist kurze Stücke einer practischen Lebensweisheit gewählt und trat so factisch gegen den ganzen Geist der zwecklosen Gelehrsamkeit auf. Wie in Philologie und Humanistik die Lange und Agrikola still den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, so ist auch dieser Mann ein geheimer Vorarbeiter für andere Richtungen Hutten's und für die Brandt und Kaisersberg. Vorsichtig und ohne Urtheil theilt er Poggio's Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit; er gibt Tractate über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch sie ohne Entscheidung, und ausdrücklich vorsichtiger als Hemmerlein, der auch über diesen Gegenstand in seinen Werken schrieb: denn ihm „ist es sicherer, darüber zu denken als zu schreiben." Eigenes Verdienst hat daher Wyle wenig; was aus seinem eignen Kopfe kommt, streift noch ins Obscure [380]), dreht sich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunctionen und Orthographie (worauf sich auch Steinhöwel in seiner Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz einzulassen für nöthig findet) über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Uebersetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit seinen Schriften eine stille Opposition gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutschen machen will, liegt in dem Selbstgefühl, mit dem er den Werth dieser Tractate „gegen alle deutsche Bücher, die er gelesen" heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte diese grundsätzliche Lebensweisheit, die er aus seinen Italie-

380) So erzählt er in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Lucian's Esel, daß er einmal von dem kaiserlichen Kammerschreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, daß ein ehrbarer Gastgeber auf seinen Eid versichert habe, er sei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt gewesen, bis ihm einst im Zank mit einer andern wilden Gans diese das Bezauberungswerk von seinem Halse gerissen hätte ꝛc.

nern verdollmetschte, namentlich den Gebildeteren ansprechen, da hier endlich einmal kein höfischer Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünschte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, da hier keine verzagende Lamentation, sondern wirkliche Aussicht und möglicher Trost geboten ward für den, der Hände und Füße zu regen wußte; da hier kein mystischer Prediger mehr Verabscheuung des äußeren Lebens predigte, kein Scholastiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, sondern ein gesunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröstung des Rechthandelns und der eigenen Thätigkeit wies. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reisewuth des Jahrhunderts, das Hinströmen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reisen nach entfernten Universitäten, die nothwendige Verbindung der nordischen Künstler mit dem Süden, die Fürsorge für Wege und Land- und Wasserposten, die neuen Erfindungen die zu Communicationen einluden, bald auch der Einfluß des häufigern Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünstigung der Buchdruckerkunst bald in diesen Zeiten aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehnten Briefwechsel, der den Trithemius in diesen Zeiten schon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke ansehen läßt, die erneuerten politischen Verbindungen Deutschlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande, die Deutschland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Mode Badeorte zu besuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen ferner Länder, Alles arbeitete zusammen, um eine Bewegung in die europäische Welt zu bringen, die Niemand schroffer empfand, als die Deutschen, wo im 14. Jahrhundert so viele Stagnation in allen Verhältnissen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die sich in so ausgedehnten Räumen herumdreht, bringt es mit sich, daß immer nur solche Zeiten des erleichterten und aufgeregten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortschritt in der europäischen Civilisation waren, und mit Recht sieht man in dem materiellen Bestreben nach Dampfmaschinen und Eisenbahnen in unsern Tagen die Vorboten eines rascher aufblühenden Lebens auch im geistigen Reiche. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß sie

breiten Schwulste der ritterlichen Vornehmheit gepaart sieht, daß man das „köstlich nach dem Latein gesetzte Deutsche gegen die gemeine Rede“ [381]), welche von Hermann's Legenden und den Anecdoten der Gesten an bis auf die in Schimpf und Ernst unsere Prosa so naiv und ansprechend machte, überschätzte, so daß dann selbst einem Hutten die verderbliche Gewöhnung nicht auffiel, nachdem schon Albrecht von Eyb in seinem Buch von der Ehe einigen Beweis gegeben hatte, wie viel wohlthätiger für die Sprache es war, wenn die Schreiber nicht sclavisch an ihren fremden Quellen hingen und nicht lateinisch denkend die vaterländische Rede niederschrieben. Trotz all dem ging aus der reizenden Schreibart des Italieners noch so viel in das Deutsche des Niclas ein, daß sein Eurialus und Lucretia, wie er in alle Sprachen überging, auch in Deutschland eine große Wirkung machte, und durch das ganze 16. Jahrhundert als Muster selbst von empfindlicheren Kritikern genannt wird; so wie die Empfindsamkeit, die in diesen Zeiten in den trockeneren Roman noch nachgetragen wird und der Geschmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichteren Manier des Boccaz, wohl hauptsächlich durch dies Werkchen bei uns angeregt ward. Für Deutschland hatte es das besondere Interesse, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verstanden ist. Zu den Zeiten des Concils von Basel (1431) lag Sigmund auf seinem Römerzuge fast ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige [382]) Kanzler „eine wundersame Liebschaft mit einer edlen Bürgerin“ und diese brachte Aeneas 1444 in eine lateinische Erzählung, die den Vorgang der italienischen Novellisten verräth, und den üppigen und leichten Anstrich des griechischen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 ist Niclas Uebersetzung. Man ist wie in eine andere Welt versetzt.

381) Der Auflöser des Wigalois sagt: Nun hab ich es ye uff mich genommen, wie wol ich mich des lateins in sunderheit nit gentzlich verstee, noch der kostlichen gesetzten teutsch und latein, noch nach dem sitten der poeten nichtzen enkan; so sag ich doch nach schlechter gemeiner rede, wann nicht ein yeder die gesetzten und subtilen rede oder wort versteet u. s. w.

382) Tu etiam aderas, schreibt ihm Aeneas selbst, et si verum his auribus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norant, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

Ein feuriger Liebhaber, ein eifersüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauschten und verfolgten Liebe, eine Trennung, und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das ist Alles. Die Würze der Erzählung sind nicht mehr Abentheuer und Thaten, sondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr abwechselnde Heereszüge der Helden, sondern ein amatorischer Briefwechsel, nicht mehr große Schlachten, sondern ein nächtlicher Anschlag oder sonst ein Abentheuer im Hause der Geliebten. An wie kleinen Geschichtchen und Sächelchen hängt hier das Interesse des Lesers! und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieser Darstellung: sie reißt uns hin, und wir hängen am Gelingen und Mislingen der Liebenden mit der Angst, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geschicke ist auch trotz mancherlei Schwulst, Exclamation und selbst Rohheiten diese Liebe in ihrem Entstehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie sich das Weib stellt, zurückhält, zürnt, nachgibt, wie sie löschend entzündet, stillend reizt, abweisend lockt; wie dann der schmerzlich glückliche Ton bei dem lange erschwerten Zusammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkosen getroffen ist, und das nichtssagende und doch so wichtige Gerede glücklicher und leidenschaftlicher Liebe; dann das schlagende Gewissen, das Pflichtgefühl der Frau zwischen ihrer Wagniß und ihrer Besonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben seiner Pflichtvergessenheit, und als sie überrascht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele steht, die leidenschaftliche Hitze und Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe und Ueberlegung des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendsten Sinnlichkeit und Ueppigkeit muß man hart neben einem der geisttödtenden Romane lesen und versuchen, um sich zu überzeugen, daß eine solche Erzählung die Stimmung der damaligen Zeit ähnlich wie Werther in neuerer Zeit berühren mußte, die wir vorbereitet schon vorher fanden und im Volksliede ganz herrschend finden werden, und die nur unter dem Rückfall der Zeit durch die Religionskriege und unter der Rückkehr des höfischen Lebens im 17. Jahrhundert noch nicht Bestand haben konnte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächst aus dem Latein des Aretin übersetzt und die übrigens ansprechender in

Albrecht's von Eyb Abhandlung von der Ehe in freier Bearbeitung nach Boccaccio erzählt und außerdem auch noch von Anderen übersetzt ist, daß auch andere Stücke in diesem Geschmacke, wie Cymon aus Cypern [383]), Camillus und Emilie verbreitet waren; und als im Laufe des 16. Jahrhunderts die alten Romane wieder hervorgesucht wurden, als die Fierabras (1533), die Haimons- 254.
kinder (1535), die Ogier (von Egenberger 1571), endlich selbst die Amadis (1590) wieder Eingang, neue Auflagen oder neue Uebersetzungen erfuhren, so ging doch in das alte Buch der Liebe (1578) [384]), das hier als der Mittelpunkt angesehen werden muß, selbst unter diesen breitern Stücken fast keines ein, wo nicht die Liebe und das Seelenleben der Liebenden die Hauptsache wäre, und die Aufnahme von Theagenes und Chariklea, von Tristan und Flore und namentlich von dem schon bezeichneten Galmy, Camillus und Emilie, Gabriotto und Reinhart, zeigt, wie sich der neugriechische Geschmack seit dem 15. Jahrh. mit dem Roman des Ritterthums mehr zu verschmelzen strebte und der empfindsame Schwulst, der diese Stücke im Buch der Liebe fast allein von ihrer älteren Quelle unterscheidet, ist nichts als eine Art Ausartung dieses Geschmacks, der sein Verwerfliches eben sowohl mit sich führt.

Mit diesem Niclas von Wyle theilt Albrecht von Eyb, den wir bereits erwähnten, das Verdienst, die deutsche Prosa wesentlich und unter den Ersten gefördert zu haben. Auch Er stand mit Aeneas Sylvius in Verbindung, er war Kämmerling als jener Pabst ward. Er schrieb gleichzeitig mit Niclas und ganz in seinem Geiste und war für Franken, was dieser für Schwaben. Ich darf ihn hier außer seiner schon genannten Behandlung der Geschichte von Guiscard und Sigismunde auch wegen einer zweiten Novelle erwähnen, die in seinem Ehebüchlein [385]) (1472) eingeschaltet ist,

---

383) Ed. Strasb. 1516.

384) Die Darmstädter Biblioth. besitzt ein Exemplar dieses selten gewordenen Buches. Die darin enthaltenen Stücke, die man theilweise auch aus den älteren Bearbeitungen kennt, sind: Kaiser Octavian; die schöne Magellone; Ritter Galmy; Tristrant; Camillus und Emilie; Florio und Bianceffora; Theagenes und Chariclea; Gabriotto und Reinhart; Melusine; der Spiegel der Tugend (den wir erst später erwähnen werden); Pontus und Sidonia; Herzog Harpin; Wigalois.

385) Ob einem manne sey zu nemen ein elich Weib oder nit. o. O. u. J.

jener blutschänderischen Geschichte von Albanus, die die Gräuel des Hauses Laius überbietet und wegen einer dritten von dem Kaufmann Aronus. Wir werden seiner übrigens noch an andern Stellen (namentlich mit Hans Nithart in Ulm bei dem Drama) gedenken müssen, und so werden wir auch anderswo noch dem äußerst verdienten Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm begegnen, dem Landsmann unseres Niclas, der unter andern (1473?) auch des Boccaz berühmtes Buch de claris mulieribus übersetzte [386]) und dabei mit derselben sclavischen Treue, wie Niclas verfuhr. Auch Er dedicirte dies Buch der Eleonore von Oestreich, Erzherzog Sigismunds Gemahlin, die überall als Freunde der Aufklärung erscheinen. So nahe Höfe, wie die dieses Sigismund und des Albrecht von Baiern, pflegten so verschiedene Tendenzen! So benachbarte Städte sahen so abweichende Bestrebungen! Diese wackeren Männer halfen in Nürnberg und Ulm den Samen für die Früchte der Reformation streuen, öffneten den Sinn für die Alten und für ihre practische Moral und wiesen den neuen Humanisten zuerst den Weg mit Uebersetzungen ihre neue Weisheit ins Volk zu bringen, während in München die alten Tafelrundromane aufgefrischt wurden und die Fabeleien aus Alexander, Brandan und allen Geistergeschichten sich mit dem astrologischen Unsinn der Zeit die Hand zu reichen begannen. In ähnlichem Zwiespalte sehen wir den Kaiser Max der alten Geschichte und Literatur, den Heldenliedern und aller ritterlichen Kunst und Sitte huldigen, und Mythus und Geschichte in den erzgegossenen Standbildern seines Löffler in Innsbruck verewigen, sogleich aber auch aller bürgerlichen Cultur die Hand reichen und Erforschung des klassischen Alterthums mit gleicher Empfänglichkeit begünstigen; beide letztere Richtungen brechen unter seiner Regierung wie durch eine verborgene Kraft und Anstoß hervor, um grade das zu stürzen, was er doch vorzugsweise zu stützen meinte.

10. Meistergesang.

Wir haben nacheinander gesehen, wie uns die einzelnen Zweige der Poesie, welche die Jahrhunderte ihres Verfalls in Deutschland pflegten, zuerst auf das volksmäßigere kirchliche Lied, auf den

386) Ed. Ulm bei Joh. Zainer o. J.

Schwank und die Anecdote, die Lieblingsunterhaltung der untern Klassen, auf das historische Lied und die laute Kritik der Zeiten und Sitten aus dem Munde des Volks, auf das Volksbuch und auf das erotische Volkslied überführte oder vorbereitete. In allen diesen Zweigen erblickten wir das Alte und Hergebrachte in einem stufenmäßigen Verfalle, selbst trotz manchen angestrengten Versuchen, eben dieses Alte wieder zu einem neuen Flore zu bringen. Es ist übrig, daß wir an der eigentlich lyrischen Dichtung den letzten Schritt zum Volke herüber beobachten und Absinken und Untergang nachweisen, ehe wir den entschiedenen Volksgesang und in ihm die ersten Anstöße zu einem neuen Aufschwunge betrachten.

Unsere einfache historische Entwickelung der Dichtung wird manche Fragen über den Unterschied des Minne- und Meistergesangs beseitigt haben, die noch vor zwei Jahrzehnten Gegenstände lebhafter Discussionen waren. Beschränkt man selbst, dem neueren Sprachgebrauche gemäß, den Ausdruck Meistersänger auf die Zeiten, wo die Kunst, in förmliche nachweisbare Schulen zurückgezogen, nach Regeln und Tabulaturen und nicht mehr nach blos herkömmlichen Gesetzen, hauptsächlich von Handwerkern geübt ward, so ist der Zusammenhang mit dem Minnegesang ganz unleugbar. Wir haben oben ausführlich gehört, in welchem geraden und ungeraden Verhältnisse der lyrische Gesang an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem eigentlichen Minnegesang stand; wir fanden so viele Anlehnungen darin ans Alte, wie Uebergänge zu einem Neuen, vorher nicht Dagewesenen. Dieser Gesang führte uns vielfach an die Grenze des Volksliedes hin, und während er in einem Müglin im Osten noch eine etwas längere Dauer ankündigt, bricht im Westen der Volksgesang vernehmbar durch und unterbricht offenbar den kunstmäßigen etwas, so vieles er auch davon an sich tragen mochte. Am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts ward mit einigem Erfolge in der Erzählung wie im Liede das förmliche Rückgehen auf den reineren Minnegesang uud all dessen Eigenthümlichkeiten versucht. Wenn die Lieder der Montfort und Oswald die Zeichen des kindischen Alters der reineren Minnepoesie an sich tragen, so trägt die allegorische, gelehrte oder religiöse Lyrik, oder soll ich sagen der Meistergesang des 15. Jahrhunderts die peinlichen Zeichen des Ueberlebens jener Periode der Gnomiker des 13. und 14. Jahrhunderts. In dem nämlichen Verhältnisse, wie die

Proſaromane einen erneuten Verfall der verfallenen Reimromane des 14. Jahrhunderts bezeichnen, bezeichnet der ſtrophiſche Lehrgeſang des 15. Jahrhunderts eine noch tiefere Stufe, als die war, auf die wir ihn im 14. etwa bei einem Müglin fanden. Alle äußeren Verhältniſſe und alle inneren Gegenſtände dieſer Kunſt und dieſer Künſtler aus dieſen beiden Perioden ſind faſt ganz dieſelben. Was das Local angeht [387]), ſo war in dieſen ſämmtlichen Perioden das Feſthaften auf dem Süden und der Zug von Weſt nach Oſt charakteriſtiſch. Der eigentliche Minnegeſang hatte ſeine Blüthe im Südweſten und hatte im Lichtenſtein und Aehnlichen in Oeſtreich eine etwas längere Dauer; der gnomiſche Geſang hatte ſeinen Hauptſitz am Rhein und ſtarb in Böhmen aus oder führte in einem Beheim auf den Meiſtergeſang beſtimmter über. Auch dieſer nimmt ſeinen Gang von dem Oberrheine, Franken und Baiern aus nach Oeſtreich und bis nach Pommern und Schleſien, von wo dann in einer neuen Periode eine neue Art von Dichtung ausgehen ſollte. An eigentliche Schulen und an geſchriebene Geſetze iſt vor Ende des 15. Jahrhunderts nicht zu denken, wenigſtens erlaubt es die Gewiſſenhaftigkeit des Geſchichtſchreibers nicht, ohne ausdrückliche Documente und ſelbſt ohne deutliche Winke dergleichen vor der älteſten Tabulatur, von der wir wiſſen [388]), anzunehmen. Weder in den zahlreichen Gedichten Beheim's noch Roſenplüt's läßt etwas auf die Exiſtenz von Schulen ſchließen; keine ſtädtiſche Urkunde in Nürnberg erwähnt ſie vor dem 16. Jahrhundert. Wir finden die Sänger des 15. Jahrhunderts auf Reiſen, wie damals, klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Ein Wetteifer war da, dies zeigen Beheim's Aeußerungen, allein es war ſchon nicht mehr der neidiſche und heftige des 13. und 14. Jahrhunderts, es war vielmehr eine Nachahmung der Beſten, welche die Zeit mit Vorzug nannte, und dies friedliche Verſtändniß, dieſer gemäßigte Wetteifer führte ſowohl zu der friedfertigen Geſelligkeit in den ſpäteren eigentlichen Meiſterſchulen, als auch zu ihren geordneten Wettgeſängen über. Die

387) Grimm über den Meiſtergeſang S. 129. „Im 14. Jahrh. blühte der Meiſtergeſang zu Mainz, Strasburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag. Im 15. zu Nürnberg, Augsburg. Im 16. zu Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz bis nach Danzig."

388) Die Strasburger von 1493. ſ. Schilter Thes. t. 3. p. 88.

wirklichen Tenzonen machten im 14. Jahrhundert gewiſſermaßen die Seele des gnomiſchen Geſanges aus; ſie wurden von fremden Meiſtern gehalten und nicht eine Schule oder Geſellſchaft ſetzte die Preiſe aus, ſondern der Ausforderer ſelbſt [389]), ob dieſer nun der ankommende Gaſt war oder einer der einheimiſchen Sänger, der dem Fremden mit einem Liedlein „einſchenkt" und ehrenden Willkomm bietet, galt gleich; und dieſer Preis beſtand ſchon früher in einem künſtlichen Kranze [390]). Dieſe Wettſtreite nahmen aber mit der Abnahme der Gelehrſamkeit unter den Singenden natürlicherweiſe auch ab. Seit dem Aufkommen der Univerſitäten, ſeit dem feſteren Zuſammenſchluß der Zünfte, ſeitdem die Hofmuſikanten und Stadtpfeifer hier und dort in förmliche Corporationen vereint wurden, bereitete ſich auch für den Geſang das Aehnliche vor, der eben in dieſen Zeiten, nachdem er ſein letztes Glück an den Höfen verſucht hatte, ſich in den Handwerksſtand ganz entſchieden herabzog. Von dieſen Zeiten an änderte ſich leicht der Begriff, den man bisher mit dem Worte Meiſter verbunden hatte, die ſieben Künſte, von denen dieſe Bürger natürlich noch viel weniger verſtehen konnten, als jene älteren Gnomiker, kamen in ein erneutes Anſehen, man ſah ſie noch immer als die Grundlage der Geſangeskunſt an, bis man dann ſpäter durch den eigentlichen Abſchluß dieſe Kunſt vielleicht als eine ſelbſtſtändige mehr an ihrer Seite ſehen wollte. Schon dadurch, daß bei dem Eintritt der Handwerksmeiſter im 15. Jahrhundert eine ſo große Maſſe von Aerzten und Aſtrologen die Dichtung übten, ergab ſich

389) Cod. Pal. 680. f. 63.
Frœlich will ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan;
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan
ein krantz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krentzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mâs vordenkt, dem wird das krentzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

390) Ibid. fol. 42.
— singt er sein gsank, nit z'kurtz nit z'lank,
gibt im recht wort und wise, er mus der kunst ein krentzel habn,
von edel rosen sibn, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschribn.

ein engeres Verhältniß zwiſchen den Magiſtern der freien Künſte und den Meiſtern des Geſanges. Daß man demgemäß bald auch den Vereinigungen einen neuen ſchulmäßigeren Charakter zu geben ſuchte, lag ziemlich nahe, da gleichzeitig bekanntlich auch jene rheiniſche, donauiſche, augsburgiſche u. a. Geſellſchaften der Celtes, Dalberg und Peutinger entſtanden, die aus dem ähnlichen Gefühle entſprangen, daß die humaniſtiſchen Studien neben den Univerſitäten einer anderen Pflegſtätte ſo bedürften, wie die Dichtung neben den Höfen. Wie ganz vag iſt noch in der älteren Stelle, die wir unten citiren [391]), der Begriff von Schule und Merkern; jene offenbar nur von dem Sangestag, von der Singſchule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verſtanden, dieſe in einem freieren Geſchäfte willkührlicher thätig (obgleich allgemein von Sylben- und Zahlmeſſen ſchon im 14. Jahrhundert geredet wird) und ſtatt in der Achtung der ſpäteren Merker vielmehr angefochten und bedroht erſcheinend. Bei Roſenplüt iſt nirgends, ſelbſt nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künſtler und Kunſtliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht, bei Beheim wird kaum etwas von Merkern gefunden, obgleich er ganz den Ton der Meiſter des 14. Jahrhunderts nachahmt, in ihrer Art von den Verhältniſſen der Sänger ſpricht, Tenzonen [392]) liefert, die offenbar — wie es deren auch ältere ſchon von Regenbogen gibt — blos fingirt ſind.

Mehr aber als Alles ſtellt der Inhalt der Lehrgeſänge dieſer Zeit ſie in eine Parallele mit den gnomiſchen des 13. und 14. Jahrhunderts. Wir ſcheiden hier die erzählenden Dichter aus, wenn man ſie auch (wie Folz und Roſenplüt) Meiſterſänger nennt und anderer Productionen wegen auch ſo zu nennen ein Recht hat, indem für Meiſtergeſang nur gelten kann, was ſtrophiſch und für den Geſang eingerichtet und berechnet war, obgleich damit nicht behauptet iſt, daß das ſo Eingerichtete nun wirklich nur geſungen und nie geleſen ward.

---

391) Cod. Pal. 392. f. 38.

Nun hört, warumb gieng ich ze schuol: das ich wol sehe, wie man hielt der meister stuol:
da tet sich fast die grechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des sehr verdrieſset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, damit wil ichs beschlieſsen.

392) Cod. Pal. 312. f. 44.

Daß man ſehr große hiſtoriſche und andere Gedichte für den Geſang und den Spruch damals beſtimmte, ward bereits oben erwähnt, nur die eigentliche Erzählung, die Novelle und der Schwank, blieb mehr der bloßen Rede anheim, obwohl auch die verſchiedenſten Gegenſtände der alten poetiſchen Erzählung, ſelbſt Volksſagen und Balladen in meiſterlichen Tönen behandelt wurden. Wie unter jenen gnomiſchen ernſten Gedichten mitunter ein Lied im Volkston und im derb vulgaren und komiſchen Geſchmacke unterlief, ſo auch jetzt; doch wird es nun ſeltener. Unter den zahlreichen Gedichten Beheim's iſt dergleichen wenig; ſeine Buhllieder, wie er ſie nennt, ſind ſpärlich, und ſeine Schimpf- und Scheltlieder in jenem Nithartiſchen Geſchmacke gerathen ihm äußerſt plump. Hans Folz ſetzt an ſeinen Zeitgenoſſen Kunz Zorn und Schneider aus, daß ſie „über gemeinlaiiſche Art, doch mit manchem gezwungenen Sinn" gedichtet. Die volksmäßige Manier in manchem ſtrenggeformten Meiſterliede war ja wohl auch ſo natürlich, wie die Gelehrſamkeit und meiſterliche Regel in manchem ächten Volksliede. Warum ſollte ſich auch ſelbſt nach der Einrichtung eigentlicher Meiſterſchulen, die einen ſo ſtrengen Gegenſatz gegen den Volksgeſang machten [393]), wie einſt die höfiſchen Minneſänger immerhin, ein angeſeſſener Meiſter nicht gern einmal an dem Stoffe eines Gaſſenliedes verſucht haben, das ihm noch aus ſeiner Geſellenzeit lieb war; und warum ſollte ein wandernder Burſche dem der Sinn darnach ſtand, einmal in die heimiſche Sängerſchule zu treten, nicht manches früh Aufgefaßte aus dem üblichen Zuſchnitte der Meiſterlieder in ſein Handwerksburſchenlied gebracht haben? Dennoch blieben alle Gegenſtände des Volksgeſanges im Allgemeinen dem Meiſtergeſang nicht minder fremd als einſt dem Minnegeſange;

393) Bragur 6, 2, 162. aus einem Meiſtergeſangbuch:

Dan wir hoffen, dafs mit der Zeit
die schendlichen Gassenlieder abnehmen,
die man schier alle Nacht ausschreit,
durch gottlos Gesind, das sich nicht thut schemen,
Gott und der Obrigkeit zu schmach
sind sie, und auch zu ergernuss der Jugent,
die lernet und dicht solchem nach,
dadurch wird gepflanzt Laster und Undugent,
darumb sollen wir mit ganzem Fleifs
solche Schandlieder fliehen,
und uns begeben Gott zu Preis.

beide in ihrer Art bestimmt zur Sittigung der Menschen verschmähten, dieser jeden unminniglichen Stoff und jener Alles, was nicht mit der Bibel oder der ernsten Geschichte zusammenhing. Nach der Reformation war bei den öffentlichen Singschulen, also bei den feierlichen Begehungen der Meister, nur unter dem einleitenden Freisingen erlaubt, außer den biblischen Geschichten auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten, sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre „zu singen;" in dem Hauptsingen aber ward nichts geduldet, als was aus der heil. Schrift alten und neuen Testaments componirt war [394]). So arg beschränkt nun war der Meistergesang im 15. Jahrhundert allerdings noch nicht, doch ist auch hier der religiöse Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter diesem wieder allerdings der streng biblische Stoff von sehr großen Umfang. Allein noch war in diesen Zeiten alle die Liebhaberei theils an der Speculation der Mystiker theils an der Gelehrsamkeit der Scholastiker so groß, daß die streng biblische Erzählung etwas im Hintergrunde erscheint gegen die „Figuren," die Deutungen und Auslegungen der Psalmen, Evangelien, Episteln, Prophezeihungen und Geschichten der Schrift, gegen die dunklen dogmatischen Räthsel, gegen die johanneischen Visionen und Träume, die Legenden, die kosmologischen und mythischen Sinnbildnereien, die Streitfragen von der Dreifaltigkeit und der Empfängniß Mariä und der Geburt Gottes, die Weissagungen vom jüngsten Gericht, und alle jene Hymnen und Dithyramben zum Preiß der Jungfrau Maria, die, wie wir schon oben hörten, überhaupt nie aufhörten, und in diesem 15. Jahrhundert von neuem wieder — man möchte sagen mehr als je — hervorkamen.

Man würde schwer begreifen, wie die Meistersänger des 15. Jahrhunderts gerade auf diesen Stoff mit solcher Leidenschaft verfielen, wenn man nicht sähe, daß ihnen die ganze Zeit gar nichts anderes darbot. Selbst schaffen konnten die Handwerker natürlich nichts: wer hätte ihnen Anregung, Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung bot: die Romane konnten sie nicht brauchen: die kleinen, besonders die komischen Erzählungen haben sie dagegen mit Leidenschaftlichkeit ergriffen; und für den eigentlichen Gesang, von dem wir hier allein reden, die religiösen Themen. Sie warfen sich auf jeden Theil mit einer gleich

394) Wagenseil de civ. Norib. comm. p. 543.

zähen Kraft; und im 15. Jahrhundert vertreten ihre Reimereien den ascetischen Sinn, welcher vor der Reformation eine Reaction gleichsam versuchte ebenso, wie nachher im 16. die Reformation selbst, bis sie wieder mehr historische Gelegenheitsgedichte machten und mit den Spruchgedichten endeten. Der erste Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in solcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den abergläubischen finstern und mysteriösen Hang des Zeitalters verriethen. Man hatte gar nichts eiligeres zu thun, als Alles aufzusuchen, was mit dem alten Mariencultus zusammenhing und diesen aufs neue fördern konnte. Man suchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor und übersetzte sie ins Niederdeutsche [395]), der Kreuziger des Johannes von Frankenstein (von 1300) ward am Ende des 15. Jahrhunderts mehrmals gedruckt und wahrscheinlich auch ins Niederdeutsche (Lübeck 1482) übersetzt. Wir machen dabei im Vorbeigehen aufmerksam, wie hart im Raume sich hier die Extreme berühren. Nirgends hat man Werke dieses Geschmacks in diesen Zeiten leidenschaftlicher ergriffen, als in Niederdeutschland, nie hat sich der platte Dialect so betriebsam gezeigt, als im Uebertragen solcher Werke, und doch ist dies grade der Dialect, in den man zugleich den Reinecke Fuchs übertrug, der gegen dies Unwesen zu Felde zieht, es ist der Länderstrich, von wo jener Eulenspiegel ausgeht, der statt der sublimen Erbauung dem Volke auf einmal eine ganz andere Unterhaltung gewährte. In den Gegenden der Schweiz trieben sich die Laufenberg und Geiler, die Brant und Murner, die Hutten und Erasmus herum, und wir erinnern uns, daß die Schweiz und die Niederlande auch heute noch in ihren Theilen in Religion Sprache und Sitten so scharf getrennt blieben. Alles Bedeutendere der Gattung von Erbauungsbüchern in Prosa und Versen, von denen wir hier handeln, ist ins Niederdeutsche übersetzt und vieles Unbedeutende und äußerst Barbarische obendrein, wie wir denn schon oben einiges, was in Staphorst's Hamb. Kirchengeschichte gedruckt ist, anführten. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteste, wie ein Barlaam [396]) oder der ungenähte Rock Christi (1512) ward neben das neueste, neben die Heiligen Rochus, Meinart und so viele andere gerückt, das Albernste

395) Kinderling im deutschen Mus. 1788. Oct.
396) In Prosa aufgelöst; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.

zu dem Sinnigen, die Offenbarung der Brigitte und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Teſtaments. Die bekannte Sammlung von Legenden die den Titel Sommer- und Wintertheil führt und welche die Leben der Heiligen in zwei Theilen in Calenderordnung (wie auch der viel benutzte Jacob de Voragine) erzählt, exiſtirte wohl ſchon im 14. Jahrhundert [397]), ward aber mit unter den erſten Producten der Buchdruckerkunſt ausgegeben und nach der Vervielfältigung zu urtheilen ſehr begierig geleſen. Die erſten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, gleichſam ſchon zu Weihnachtsgaben beſtimmt, machten auf eine leichte, ſcherzende, einprägliche Weiſe die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die ſich an ihre Tage knüpfen, bekannt; dieſe Bedeutung ſcheint mir wenigſtens der Reimcalender des Conrad von Dangolsheim (1435) zu haben [398]). Dieſe Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Chriſti, über deſſen Stoff ſich Luther ſo ereiferte [399]), eine gemeinſame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rauſch, das neulich wieder aufgelegt wurde und das unten wohl noch einmal vorkommen wird, reicht im niederdeutſchen Texte in das 15. Jahrhundert und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutſchland die Verdorbenheit der Klöſter durch eine Reformation abzuſtellen geſucht ward. Mit der Freude an dieſer Legendenlectüre hängt dann aufs innigſte jene Neigung zum Verläugnen der äußern

397) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

398) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgeſch. 1827. S. 107 sqq.

399) In der Kirchenpoſtille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Chriſttag: „Es ſind etliche fürwitzig geweſen, denen nicht begnüget an dem, was die Schrift ſaget, haben wollen wiſſen, was doch Chriſtus in ſeiner Kindheit begangen habe, da iſt ihrem Fürwitz recht geſchehen, hat ſich herfürgethan ein Mann oder Bube und ein Buch erdichtet, von der Kindheit Chriſti, ſich nichts gefurcht noch geſchämt, ſeine Lügen fürzulegen und gaukelt einher, wie Chriſtus ſey in die Schule gangen, und deſſelbigen nerrichten leſtrigen alfantzens viel mehr. Scherzt alſo mit ſeiner Lügen über den Herrn, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth geweſen wäre, man hätte ihm einen Mühlſtein an ſeinen Hals gehenget und erſäufft im tieffen Meer, daß er ſeinen und aller Herrn nicht höher geſchätzt habe, denn an dem er ſeinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die ſolch Buch drucken, leſen und glauben u. ſ. w.“

Welt zusammen, zu Entsagung und Flucht vor allem Leiblichen; man druckte die Schriften des Nicolaus von Lyra, des Niclas von Dinkelspühl, Otto von Passau, Suso, Tauler und Thomas a Kempis, man repetirte die Bilder von der Gemahlschaft der Seele mit Gott, man lehrte aufs Neue das Absterben von aller Freude, Begierde, Lust und jedem Genuß der Welt, für durstige Gemüther ward in eigenen Gebetbüchern ein Brunnen des Heils eröffnet, und in neuern Gedichten ward ganz in diesem alten Tone die Marienliebe gepredigt [400]). Alles was von Prosabüchern diesen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, jene Fabeln des Bidpai, die wir oben an einer andern Stelle erwähnt fanden, und die so ganz auf diese Richtung hinausgehen; sodann das Buch der Altväter, eine deutsche Bearbeitung der bekannten vitae patrum (der Einsiedler), und so vieles Aehnliche füllt in den Annalen der ältesten Druckerei die breitesten Stellen. Beheim's größere Werke, von der Liebhabung Gottes [401]), von dem Fall der Engel, woran dann eine Geschichte von Maria und Jesu geknüpft ist [402]), von den sieben Todtsünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren sich mit prosaischen Büchern verwandten Inhalts; sie halten im tiefern Verfalle noch den alten Ton Conrads von Würzburg und Anderer fest, die zuerst den Marienhymnus cultivirten. Auch hier, sieht man, löst sich Alles in Prosa auf. Jene Gebete von den sieben Leiden Christs, die früher von Hartwig vom Hage (von den sieben Tageszeiten) [403]) poetisch behandelt wurden, von den sieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichterisch bearbeitete, erscheinen jetzt verändert und verkürzt in Prosa; seltner erhalten sich die ähnlichen Gegenstände noch in Reimen [404]); aber desto häufiger sind die gedruckten prosaischen Paternoster, Beichtbücher, die sieben Bußpsalmen, die sieben Pforten, die sieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So sind die prosaischen Passionale sehr

---

400) Schiffart von dissem elenden jammerthal. Fr. 1515 u. A.

401) Cod. Pal. 351.

402) Cod. Pal. 375.

403) Altd. Mus. II. S. 265.

404) Siehe Bragur VI., 2. 144. Dann Bruns Beiträge ꝛc. S. 103. über das Bock van der Bedroeffnisse unde Herteleyde der hoggeloveden koniginnen Marien.

häufig, während kaum Ein poetiſches mehr erſcheint [405]); manches überaus beliebte Buch dieſer Art, wie der Belial, exiſtirt nicht in Verſen, und in den Drucken des Schachzabelſpiels kehrte man zur Ueberſetzung der lateiniſchen Proſa zurück. Eines der verbreitetſten Werke dieſer Art, das ſich gleichfalls aus Verſen in Proſa auflöſte, war der Spiegel menſchlicher Behaltniß [406]) (speculum humanae salvationis), dieſes typographiſch merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg 1437 aus dem Lateiniſchen (in etwa 15000 Verſen) übertragen ward. Der Dichter war Prieſter in Freiburg; er hat auch eine Sammlung von Predigten gemacht, eine Anzahl bekannter Volkslieder in geiſtliche umgedichtet, das regimen sanitatis bearbeitet, an dem ſich auch Andere verſuchten und ein Buch der Figuren poetiſch behandelt, das ſich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils berührt. Es enthält nämlich die ganze Folge der Geſchichten des alten Teſtaments von der Schöpfung an, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren ſind 136; bei jeder iſt nebſt der Abbildung des Vorgangs zuerſt die Erzählung deſſelben, dann die ſymboliſche Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieſelbe. Die Vorrede iſt eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Beſtimmung Mariä. Die Versart iſt ganz wie im „Spiegel des menſchlichen Heils“ [407]). Ganz wie dies Buch der Figuren, ſo iſt alſo auch dieſer Spiegel eine Fortſetzung und encycliſche Zuſammenfaſſung jener ſymboliſchen Deutungen, und eine Erklärung jener uralten ſchon von den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Das Gerippe des Werks bilden einzelne Momente aus dem Leben Mariä und Chriſts; und noch aus der Zeit nach ſeinem Tode die Ueberwindung der Hölle, die Erlöſung der Heiligen aus der Hölle, die Auferſtehung, die Himmelfahrt,

405) Das Leiden Jeſu Chriſti unſeres Erlöſers. Augsb. 1514. Von Wolfgang von Man.

406) Ueber das Literariſche ſiehe Engelhardt in der Einleitung zu ſeinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters von Freih. v. Aufſeß 1832. Sp. 41 — 48. Zerſtreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

407) Engelhardt l. l. S. 26, wo er auch vermuthet, es ſei dies eine Ueberſetzung von Conrad's von Alzey († 1370) opus figurarum. (Trithem. opp. I. p. 330.)

die Sendung des heiligen Geiſtes, Maria's Wohnung und Leben nach Chriſti Auffahrt, ihre eigene Himmelfahrt, Gottes Verſöhnung, das jüngſte Gericht, die Pein der Verdammten und die Freuden der Seligen. Hinter jedem erzählenden Capitel folgen dann drei jener Figuren, Ereigniſſe aus dem alten Teſtamente oder auch weltliche Geſchichten, die immer als vorbedeutend auf die Gegenſtände der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Teſtamente bezogen werden [408]). So iſt Codrus eine Figur der Selbſtaufopferung Chriſts; der Traum des Aſtyages ein Vorbild von der Maria, die den wahren Weinſtock der Welt gebar; Maria's Schmerz über den Tod ihres Sohnes hat ſchon ſeinen Vorgang in Jacob's Verhältniſſen zu ſeinen Söhnen; der Schrein, in dem Gott die 10 Gebote verſchloß, iſt Maria, welche die 10 Gebote vollkommen beobachtete; Aaron's blühende Gerte bezeichnete die reine gute Maria, die über die Kraft der Natur geblüht und ohne Mann einen Sohn gebar. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für dieſe Vorbildungen in dieſen Zeiten geweſen ſein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Cap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, ſo lange hin unter den Reformatoren ſelbſt Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß ward gleich anfangs bei Erfindung der Druckkunſt ungemein häufig in beiden deutſchen Hauptdialecten gedruckt, ward nachher in Proſa umgeſetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Gloſſen oder durch Einſchaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Wirklich war auch das Buch für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt ſich auch mit den bekannten Armenbibeln, die ſchon im Anfang des 15. Jahrhunderts erſchienen, zuerſt lateiniſch, dann auch überſetzt: auszügliche Stellen und Geſchichten der Teſtamente, die noch ganz die Vorliebe für Maria verrathen. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngſten Gerichte und von den Schreckniſſen der Hölle heraus, mehr um zu ſchrecken und zu erſchüttern, als zu erbauen, und man lehrte lieber mit ſymboliſchen Bildern, als mit hiſtoriſchem Beiſpiel. So geht es auch in dem Spiegel immer auf die Selbſterniedrigung des Menſchen aus; man freut ſich, die Welt herab-

408) „Wanne swaz uns guter dinge und nützer künftig was in der nüwen e, daz hat uns got ertzeuget in der alten e aus der lute leben.“ Bruder Berthold.

zusetzen, die viel große Werke gelobt und wenig gewährt, langes Leben verheißt, das bald der Tod verkürzt, die Gesundheit verspricht und Siechtage bringt und statt mit Reichthum und Ehre mit Gestank und Fäulniß und dem schnöden Todtentuche lohnt, vor dem keine menschliche Hülfe schützt. Immer wird von Versöhnung gepredigt, aber sie wird nicht in der Seele des Menschen gesucht, von Erlösung gedichtet, aber selten eine andere Besserung in Anspruch genommen, als Beten und Verlassen der Welt. Auf dem Erlöser steht unser ganzes Heil, ohne dessen Gewährung selbst unsere Reue nicht hilft; auch Er hat uns Mahnungen und Vorzeichen in seinem Kreuzestode hinterlassen: er hat sein Haupt geneigt, uns zu küssen und seine Arme gebreitet, uns zu umfangen; seine Seiten sind ihm geöffnet, und er hat mit seinem Blute und Wasser unsere Sünden gewaschen; die Mahle seiner Füße und Hände sind ihm Merkmale uns nicht zu vergessen; aber seine Nacktheit und Blöße soll uns auch mahnen, unsere Beichte nackt und bloß zu machen, und sein Kreuztragen soll uns zur Buße erinnern [409]). Hier sieht man, wie unmerklich diese Werke trotz allem Anschein des Festhaltens am Alten zu neuen Ideen überleiten. Die Begriffe von der Strenge des Weltrichters riefen wieder bestimmter das Gedächtniß an die freundliche Mittlerin Maria hervor. Man suchte Alles auf, sie wieder zu gewinnen; man schrieb und gab ihr zu Ehren die ersten Mysterien; man übersetzte noch in der Reformationszeit selbst Bonaventura's Marienpsalter, in dem bekanntlich Alles, was in den Psalmen von Gott ausgesagt ist, auf Maria übergewandt wird; noch waren selbst ein Geiler und Brant nicht frei von der Verehrung der Jungfrau. 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Nuyß belagerte, stiftete der Dominicaner Jacob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Cöln abzuhalten, den berühmten Rosenkranzorden, und wirklich rettete er die Stadt! Er machte die Statuten, die mehrmals gedruckt wurden, und in wenigen Jahren schlossen sich, namentlich in Cöln und Augsburg, Tausende von Mitgliedern an, die sich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Hersagen einer Zahl von Aves und Paternosters verpflichteten, und ungefähr gleichzeitig erneute sich die Brüderschaft der St. Ursula, deren Glieder jährlich

409) Aus einem sehr rohen und zelotischen Gedichte von den zehn Geboten Gottes.

zu Ehren der 11000 Jungfrauen 11000 Vaterunſer und Ave Maria beten mußten; anderswo wurden zu Gottes und ſeiner Mutter Lobe Ritterorden geſtiftet und noch zu Luther's Zeiten entſtand jene Sekte der Kreuzträger. In den Ordnungen der Roſenkränzer heißt es geradezu, es ſei nicht nothwendig, daß der Menſch allezeit auf die Worte die er betet eigentlich Acht habe, oder daß ſein Herz immer in wirklicher Andacht ſtehe! Einzelne Biſchöffe nahmen es ſich heraus, auf das bloße andächtige Leſen und Singen des bekannten Liedes Maria zart 40 Tage Ablaß zu ertheilen. Das geiſtliche Lied war in dieſen Zeiten faſt ausſchließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther ſagte, daß ſie weit ſchöneren Geſang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jeſus. „Dieſe Geſänge, ſagt Nicolaus Hermann († 1561) in der Dedication ſeiner Hiſtorien von der Sündflut, waren zum mehrern Theile dahin gerichtet, daß man darin die hochgelobte Jungfrau Maria und die verſtorbenen Heiligen anrief; vom Herrn Chriſto wußte Niemand zu ſingen oder zu ſagen; er ward für einen geſtrengen Richter, bei dem man ſich keiner Gnade, ſondern eitel Zorn und Strafe zu verſehen, gehalten und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen zu Vorbittern haben;" und der Fürſt Georg von Anhalt meinte, „es wäre kein Wunder geweſen, wenn Gott die Singer dieſer abgöttiſchen Lieder bei ihren Prozeſſionen mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeſchlagen hätte [410])." Dieſe bequeme Frömmigkeit alſo rief allmählig den Eifer der Reformatoren auf, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur Formel ward, daß man das Leiden und die Verſöhnung Chriſti wie eine Hiſtorie vortrug, mit der das Gemüth nichts zu thun hatte, daß man die Maria als Heilandin einſchob, aber von guten und wahren Werken nichts lehrte, daß man faſtete und mummelte und die Roſenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete herſagte, da man doch nicht viel plappern ſollte, wie die Heiden. Mit den Erbauungsſchriften dieſer Gattung waren ferner immer noch die Subtilitäten und nutzloſen ſcholaſtiſchen Streitfragen verknüpft und daher ſuchte Luther nach der Religion, die den Kern der Nuß, das Mark des Waitzens trug, und kämpfte gegen Sophiſtereien und Scotiſtereien

410) Hoffmann, Geſch. d. deutſchen Kirchenlieds S. 132 u. 136.

der Theologen schon in seinem vorreformatorischen Wirken, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poesie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner (die auch durch ihren Zelotismus und Obscurantismus überhaupt die ersten Reformationskämpfe veranlaßten), über die unbefleckte Empfängniß der Maria [411]), der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Gauda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Nussia, Theodor Gresemund und andere Männer in die Waffen rief; der Skandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beschrieben, ausgebreitet und dabei zum erstenmale die Marienlieder zum Gespötte gemacht. Bis zu welchem Unsinne in lateinischen Schriften von dem Abt Erodenberg († 1486), dem Karthäusermönch Dominicus (1470) u. A. die Mariengleichnisse getrieben wurden, geht uns hier so nahe nicht an. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man schon in dem berühmten Buche der Natur von Conrad von Megenberg (Magdeburg), das 1349 verfaßt war und 1475 gedruckt erschien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil sie die Mittlerin zwischen uns und Gott ist, so lag die Vergleichung mit dem nächsten Sterne nicht weit; man beschuldigte aber hernach die Verehrer, daß sie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten, und so deckte man denn in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts den Unterschied der neuen Götter dieses 15. Jahrhunderts mit dem alten Gotte der heil. Schrift in eigenen Werkchen auf.

Nicht allein die schlaffe Frömmigkeit, die mit diesem Mariacultus verbunden war, auch der finstere Aberglaube, der damit zusammenhing. und auf der anderen Seite die Schreckniſſe, mit denen man die Menschheit zur Besserung anhalten wollte, riefen den Umsturz oder die Erschütterung dieser ganzen Denk- und Vorstellungsweise herbei, durch den Misbrauch, der damit getrieben ward. Tiefsinnige Bücher der bezeichneten Art, Erbauungsbücher über Tugenden und Laster, über die Incarnation, das Leben und die Leiden Christi, den Wandel und das Märtyrerthum der Apostel, Bekenner und Jungfrauen, Predigten der Heiligen, die zur Tugend,

411) Johann von Soest dichtete über diesen Gegenstand 1502.

zur Furcht vor der Hölle anhielten, hatten ſich, wie wir aus Johann Buſch's Buche von der Reformation der ſächſiſchen Klöſter (1473) wiſſen, unter Laien und Ungelehrte ohne Widerſpruch der Geiſtlichen verbreitet; ſie wurden von Weibern und auch Männern dazu benutzt, daß man ſie unter den Altardecken barg, die Meſſe darüber leſen ließ und dann ſie zu Zaubereien und Wahrſagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatte man nun mit jenen Vorbedeutungen und Prophezeihungen des alten Teſtaments das Volk in Liedern und Predigten mit Scharfſinn oder Aberwitz unterhalten; Jahrhunderte lang hatten ſich die Völker mit Gedichten vom Antichriſt, von den Sibyllenweiſſagungen, von den Zeichen des jüngſten Gerichtes und was damit zuſammenhing, gequält; und in düſteren Zeiten, wie dieſe, wo Alles in einem wüſten wirren Beſtreben durcheinander wühlte, ohne daß eine Ausſicht auf eine einfache Löſung der Verwirrung da war, konnten ſich dieſe gewohnten Vorſtellungen leicht zu dem Fanatismus ſteigern, mit dem dann ſelbſt reformiſtiſche Prediger und ſonſt ganz verſtändige Männer aus den bibliſchen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde verſammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen ſollte. Nachdem man jetzt dieſe ſibylliniſchen und prophetiſchen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit und materielle Exiſtenz des Teufels und ſeine Verfolgung der Menſchen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einſchüchterung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den ſcheußlichſten Farben malte, ſo mochte es manchem Aufgeklärten wohl zum Troſte gereichen, daß die Reformatoren, was ſchon Wiclef gelehrt, wieder lehrten, daß das Reich der Finſterniß Rom und der Antichriſt der Pabſt ſei, und daß mit der Vernichtung ſeiner Macht durch Luther, den die Enthuſiaſten bald mit dem ſiegreichen Chriſtus verglichen, die ſchreckenden Weiſſagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet ſein würden; nur freilich kehrte, als bald nach der Reformation alles alte Unheil noch einmal ärger über Deutſchland hereinzubrechen ſchien, auch der alte Aberglaube wieder. So wurde die Gierde, mit der man die Practiken und Wetter- und Wahrſagerkalender und die Thorheiten der Aſtrologen aufnahm und verſchlang, kaum unterbrochen durch den Eifer weniger heller Köpfe, oder durch die ſatiriſchen ewigen Kalender, die man dazwiſchen ſchleuderte; es war vielleicht noch beſſer, daß man in volksmäßigeren

Wahrſage- und Loosbüchern [412]), die ſeitdem unter dem Mittelſtand noch bis in das vorige Jahrhundert handſchriftlich in Umlauf waren, und die mit ihren ſchonungsloſen Sprüchen das Heilige zu beſpotten nicht ſcheuten, den Geſchmack an dieſem Quark untergrub oder unſchädlich machte, indem man den ganzen Gebrauch in ſcherzhafte Unterhaltung überführte, ſo wie die im Schwank und im Volksliede komiſch behandelte Legende das natürlichſte Mittel war, das Weſen der Sache zu erhalten, aber vom Mißbräuchlichen ſpielend zu entkleiden. Ja verfehlten nicht die Todtentänze in ähnlicher Weiſe ganz ihre Wirkung, wenn auch ſie etwa unter den Schreckmitteln gebraucht werden ſollten, mit denen man die Seelen von den Freuden dieſer Welt abwenden wollte? Wie bald mußten die geplagten und emporſtrebenden unteren Klaſſen erkennen, daß für ſie in dem ſtrengen Geſetze der Nothwendigkeit der Troſt lag, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen ſeien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöſter gehe und über die Demonſtration der Gelehrten und die Appellationen

412) Primiſſer, Beſchreibung der Ambraſer Samml. 1819. S. 270 führt ein ſolches Loosbuch an. In der Heidelberger Bibliothek ſind deren zwei. Das eine ſcheint dem Pfalzgrafen Friedrich gehört zu haben und iſt ſehr ſchön geſchrieben und gemalt (Nr. 7.); die Einrichtung iſt wie auch in der zweiten Handſchr. Nr. 552 ſehr leicht herauszufinden, und ſowohl dieſe Einrichtung, als auch die Fragen und Antworten in beiden ſind ſehr den Loosbüchern ähnlich, die unter unſeren Handwerksburſchen vielleicht noch umlaufen, in jedem Fall aber noch vor nicht lange im Gebrauch waren. In dem letzteren iſt eine meſſingene Scheibe angebracht, die der Fragende umdreht, ein darauf gemalter Engel deutet dann auf eines der um die Scheibe gezogenen zwölf Felder und dieſes verweiſt auf einen Apoſtel. Neben jeder der 24 Fragen iſt ein Buchſtabenzeichen, welches man dann mit dem Apoſtel in dem folgenden Regiſter aufſucht; dieſes verweiſt auf eines der zwölf Felder in den 24 nachfolgenden Ringen, die ihre verſchiedenen Benennungen aus dem Naturreich führen, und dort führt ein Citat auf den Spruch ſelbſt. Dieſe Sprüche ſind nun allen Apoſteln und Propheten in den Mund gelegt und meiſt ſehr pathetiſch, dazwiſchen aber läuft das Aergſte mit unter, wie: David ſpricht mit Peter, reib den A.. ſo geht er u. dgl. — Dagegen iſt in dem Buche des Glückslaufs (1492), das dieſem Loosbuche beigebunden iſt, der gläubigſte aſtrologiſche Ernſt herrſchend. Es wird fingirt, das Buch ſtamme von einem Schüler der Sibylle aus Salomon's Zeiten; der Gebrauch wird ſehr ſeriös vorgeſchrieben, Gebete, das Paternoſter, Ave und der Glaube ſollen vorher geſprochen werden u. ſ. w.

der Juriſten, und daß dem Siechen und Armen, der ſich zu dem endlichen allgemeinen Tanze hinſchleppt, der auffordernde Tod der Freund ſei, den er im mühſeligen Leben vergebens geſucht hatte. Und darin lag eben die Aufmunterung, dies mühſelige Leben deſto bereiter zu tragen.

Ich faſſe endlich den kurzen Sinn der langen Abſchweifung zuſammen und ſage: es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz receptiv den Stoff ihrer Geſänge von dem Zeitgeſchmacke empfingen, mit ihrer ſchlichten Einfalt im 15. Jahrhundert der eigenthümlichen Erbauungsweiſe dieſer Zeit eben ſo huldigten, wie ſie nachher bei dem Eintritt der Reformation plötzlich alles dies fallen ließen und zur einfachen Compoſition einfacher hiſtoriſcher Bibeltexte überſprangen. Die Uebertreibungen, der Zelotismus, die myſtiſchen Grübeleien, die abgeſchmackten und oft läſterlichen und gemeinen Gleichniſſe [413]), die Ueberladung und die froſtige Andächtelei, das Haſchen nach Gelehrſamkeit, der prophetiſche und tiefſtrebende Hang, die Wortgefechte der Scholaſtiker, die Scheinweisheit der Aſtrologen, und Alles, was wir in jenen lehrenden und geiſtlichen Poeſien ſeit mehreren Jahrhunderten bei gleich anfänglicher Verwerflichkeit ſtets übler und ärger anwachſen ſahen, findet ſich in den Meiſtergeſängen des 15. Jahrhunderts wieder; und nur von moraliſcher Seite betrachtet, ging doch das Selbſtherabwürdigen, Selbſtverdammen und die innere Zerknirſchung, auf welche die Geiſtlichen gern hinarbeiten, in die Reime der wackeren Handwerker ſeltener über, und man konnte ſich doch hier ſchwerer von dem abſoluten Unwerthe des Menſchen, des Ebenbildes Gottes, überzeugen, den man von den Asceten ſogar unter die willenloſe todte Natur herabſetzen hörte: man vertraute hier noch dem Triebe der Natur, und ließ ſich nicht als Sünde einreden, was ſie zu üben gebot, und beſann ſich wieder, daß der freie Wille, wenn er auch des Menſchen größter Verführer, doch auch ſeine höchſte Zierde iſt. Wenn wir die Poeſien der Meiſterſänger als ſolche betrachten ſollten, ſo iſt es freilich traurig, zu ſehen, bis zu welcher Tiefe die Geſchmackloſigkeit, bis zu welcher Stumpfheit die Andachtsübung

413) Die Trinität zu erklären ſcheut man ſich z. B. nicht ein Beiſpiel von drei Buhlern zu brauchen, die mit ihren Vorzügen um ein Weib werben, und von ihr alle drei angenommen werden; die drei Werber bedeuten Gott, das Mädchen die Jungfrau.

herabſinken konnte: denn über den verknöcherten Formen, und den gedehnten Erörterungen ganz hirnloſer und ſeelenloſer Probleme konnte man ſich doch nicht wohl erbauen ohne zugleich ganz zu verdummen. Wer würde ſich dies erklären, wenn man nicht eben ſähe, wie dieſe Gegenſtände nun mehrere 100 Jahre lang ſchon in unzähligen Gedichten materiell ſo erſchöpft waren, daß die Formeln und Ueberlieferungen der ſcholaſtiſchen Dogmatik ſtehend geworden und ſelbſt dem Handwerker bekannt waren, daß ſie zum mechaniſchen Gebrauche dienten, wie am Ende jedes vielgeſprochene noch ſo einfache Gebet auch, daß bei den toleranten Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam, daß nun Alles daran gelegen war, die alten Themata in neuen Tönen zu variiren, die alte gekünſtelte Vers- und Reimart in Künſtelei weit zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimnißvolle Bedeutungen zu ſuchen, die lächerlichſten Spielereien mit dem andächtigſten Eifer zu verfolgen, bis man dahin kam, daß die erſchwerteſten Maaße und die gehäufteſten Reime das Bewundertſte wurden, bis man als ein Hauptwerk der Dichtung ſolche überladene Töne anſah [414]), in denen man zu den ähnlichen bei den älteſten Minneſingern zurückkehrte, wo ſie nur ſchwerlich ſo gar ernſt gemeint waren. Selbſt noch bei den Meiſtern des 14. Jahrhunderts waren die Künſteleien und die Erſchwerniſſe, die man ſich auflegte, reinerer Art; aber jetzt ſuchte man ſich blos in der Häufung der Reime zu übertreffen, und daher ſind in Wagenſeil's Tonverzeichniß die Töne von 7 bis 8 Reimen ſehr ſelten, die 20reimigen viel häufiger und man ſteigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr [415]). So hören wir alſo hier die ſubtilſten Gegenſtände in der barbariſchſten Sprache, in der lebhafteſten Form behandelt, die

414) Folgendes iſt z. B. Beheim's hohe goldne Weiſe:

Kung—her der hersten mersten reiche,
ich Mich—el Pehen flehen wol sol dich,
pis mein ein tichtens richtens—helffer,
hüng—rein, mein tugend mugend—leiche
dir zir treist, deinen reinen geist leist mir
dis dein' clein' schnöden plöden—wellfer
Gelffer tumen, umen—leucht feucht, heile
Du nu lib mynne, synne gib, schib zu,
mis, meng, spreng under, sunder meile.

415) Grimm, Meiſtergeſ. S. 74.

uns unter der gewandteſten Darſtellung der feinen höfiſchen Dichter ſchon anwiderte; und ſelbſt als hernach die Bibel, die teſtamentliche Geſchichte und was damit zuſammenhängt, bis zu dem Maaße der Nüchternheit und Einfachheit im Meiſtergeſang erſchien, daß man die dürrſten Genealogien hinreimte und ſich daran ergötzte, ſelbſt dann, wo man dem ſchmuckloſen und einfältigen Vortrage der Bibel noch ſo treu blieb, ſteht der gezwungene Geſang, der ſelten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die ſteife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten. Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, dieſe Geſänge überhaupt von poetiſcher Seite zu betrachtet. Für die Geſchichte genügt es gezeigt zu haben, daß die dichteriſchen Texte derſelben den extremſten Verfall der alten nationalen Lyrik bezeichnen. Dieſe Geſänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geſchweige für die Unſterblichkeit berechnet; ſie ſind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geſchichte ſelbſt ſoll ſie da ruhen laſſen. Wir verſchmähten ſchon das zu genaue Zergliedern des Minnegeſanges: hier würde ein Zerlegen viel unangewandter ſein. Das Minnelied genauer zu charakteriſiren würde unſtreitig die Sache des Tonkünſtlers ſein, oder des Geſchichtſchreibers der Muſik, wenn uns die Muſik dazu erhalten wäre; und ſo iſt's mit dem Meiſtergeſang. Die Meiſterſänger ließen ſich in der Zeit, wo ſie eigentliche Singſchulen errichtet hatten, nicht anders als ſingend hören. Bei ihren Geſängen war wie auch bei den franzöſiſchen und niederländiſchen Rhetorikern[416]) das Höchſte die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptſache. Auf den Text kam wenig an; denſelben Text mit variirten Tönen wiederzubringen war erlaubt, nur in der Melodie waren ſie erfinderiſch, ſie durfte nicht in den Ton anderer Meiſter eingreifen, ſo weit ſich vier Sylben erſtrecken, Melodie und Blumen ſollten ganz neu erfunden ſein. Und ſo ward bei der Prüfung ſolcher neuer Töne auf den muſikaliſchen Vortrag ſehr viel Werth gelegt; dreimal ſingt der Meiſter mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat,

416) Ueber den ganz ähnlichen Verhalt der Dinge in den puis de palinods und den Kammern der Rederyker unter den Franzoſen und Niederländern ſiehe F. Wolf über die Lais. 1841. p. 137 sq.

einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, gab nichts anderes an die Hand, als der Wunſch, dem Singluſtigen die Bibel geſangsweiſe zu übergeben [417]). Auch der Minnegeſang wird unſtreitig eben ſo nothwendig mit Muſik verbunden geweſen ſein, und zeigt der Meiſtergeſang auch hierin den letzten Ausgang unſerer alten Lyrik an, ſo ſteht er zugleich als der entfernteſte Anfang der Singſpiele und Oratorien da, welche die nächſten Jahrhunderte kultivirten; dem einfacheren Geſang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber waren die Meiſtergeſänge, obgleich ſie ſelbſt Choralgeſang waren, zu Prachtſtücken und künſtleriſcher Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegeſang ſein Verhältniß zu der moraliſchen Bildung der Nation weit bedeutender ſchien, als zu ihrer äſthetiſchen, ſo auch beim Meiſtergeſang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterſchaft zu brechen, der gemüthvolle Geſang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In dieſem 15. und 16. Jahrhunderte gährte es in allen unteren Ständen, ein Rennen und Treiben nach Anſehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringen und wir werden es bald näher hören, wie Misgunſt, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verſchiedenen Handwerkern die bürgerliche Geſellſchaft damals entſtellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieſes Schlags von Menſchen ſetzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man ſich wieder in die Geſammtzunft der Sänger vereinte und verſchloß, daß man ein gemeinſames Band um die Bürgerſchaft zog, ſie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck ſtimmte, den kein Eigennutz jemals berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundſchaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Maſſe der Gewerbsleute nach vollendetem Geſchäfte dem Bierhauſe nachging, ſo war es in einer Zeit, wo die phyſiſchen Laſter ohnehin ſo ungeheuer im Schwunge waren, deſto heilſamer, daß wenigſtens eine Anzahl von wackeren Meiſtern ihre Feierſtunden und Feiertage zu etwas Wür-

417) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110. einer Bibel in auszüglichen Reimſprüchen.

digerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe und Ritterzirkel in ihren Kreis herabnahmen und ihr Liebhaber und Theilnehmer zu erhalten suchten; und hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn drittehalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen, und freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst; bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringerem Erfolge eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbstverläugnung gaben sich die guten Meister dazu her, die Lehrlinge und Schüler, die sich bei ihnen meldeten, ohne allen Entgelt in dem mühseligen Erlernen der schweren Töne zu unterrichten, sich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behalten, ihrer theuren Kunst neue Pfleger sogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer, welche rührende Ehrfurcht spricht nicht aus jeder Zeile, die Puschmann schreibt, gegen seinen Meister Hans Sachs und vorzugsweise aus seinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Lusthäuslein, im marmorgepflasterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tische der Alte saß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und lesend in einem schönen Buche, das mit Gold beschlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeschlagen, die er ansah, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den sah er an, sagte nichts, sondern neigte mit Schweigen sein Haupt schwach gegen ihn, denn seine Rede und Gehör und feines Sinnes Grund begann ihm abzugehen. — Die Frömmigkeit und gesunde Tüchtigkeit dieses Geschlechts fand sodann in der neuen evangelischen Lehre neuen Stoff für ihren einfachen Gesang. Die Gelehrsamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je seltner

die Uebung der Dichtung in dem alten Geschmacke außerhalb ihres Kreises geübt ward; ihr gesunder Sinn ließ sie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen biblischen Geschichten haften. Und bei dem ersten heiligen Eifer traf es sich dann wohl, daß man die weltlichen Gegenstände, die man in meisterlicher Kunstform immer nebenbei dichtete, allmählig entfernte und aus dem Hauptsingen selbst ganz verbannte. Die evangelische Lehre ward der Mittelpunkt ihres Gesanges. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luther's Bibel mit dem Pulte vor sich, schlug die von dem Sänger angegebene und behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luther's reiner Sprache übereinkomme [418]). In Puschmann's Manuscript, wo er als falsche Meinungen alle abergläubigen sektischen, schwärmerischen Menschenlehren, die der reinen Lehre Jesu zuwider sind, bezeichnet, entschlüpfte ihm noch das Wort papistisch [419]). Die Verhältnisse des Meistergesangs zur Religion halfen unstreitig dem bekannten Meistergesange [420]) von dem Ursprung der Kunst unter Otto dem Großen, und ihrem vor Pabst Leo VIII. gewonnenen Prozesse, vor dem man sie der Ketzerei beschuldigt habe, die Gestalt geben, in der er erhalten und offenbar erst im 16. Jahrhundert entstanden ist, wo unter allen fabelhaften Urgeschichten deutscher Länder, Städte und Corporationen auch diese Sage mitgehen konnte, die schwerlich eine andere ältere Grundlage hat, als die beliebte Zwölfzahl, in die man schon frühe, wie wir hörten, die geehrtesten Meister versammelte, wobei man damals an die Helden im Rosengarten, jetzt wieder an die 12 Apostel, wie bei den drei Merkern an die Erzengel dachte. Die Sage führte sinnig den Ursprung auf die Zeit der Entstehung des Reichs zurück, wo noch die Sänger nicht in Schulen gebunden waren [421]), so wie auch diese alte Kunst das Alter des deutschen

418) Wagenseil a. a. O. S. 544.
419) Samml. für altd. Lit. u. Kunst S. 183.
420) Bei Wagenseil S. 504, wie bereits oben angeführt.
421) Da erweckt Gott —
zwölff Mann in hoher teutscher sprach,
doch keiner da thät wissen
von dem andern u. s. w.

Reichs und ſeine Schickſale theilte, und z. B. ihre hohlen Formalitäten begann, als auch die Reichstage dieſen Charakter immer mehr annahmen. Die zunftmäßige Geheimnißkrämerei deckte über die Entſtehung und ließ über den Veränderungen des Meiſtergeſanges einen Schleier liegen und ſchon Wagenſeil betrachtete die Reformation als die Herſtellerin der Kunſt, weil er von einem anderen als bibliſchen Stoffe kaum mehr etwas wußte, ſie in den Zeiten alſo, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darin ſetzte, daß durch ſie die Ehre Gottes und der emſige Fleiß, die heilige Schrift zu leſen, vermehrt ward. Und dieſer Anſicht müſſen wir übrigens beiſtimmen, denn durch die Reformation kam allerdings ein neues Leben in dieſe Kunſt mit ihren neuen Texten und Geſängen; ſie half den Schulen erſt dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir ſie in einem Verhältniſſe zu unſerer neuen kirchlichen muſikaliſchen Kunſt ſehen dürfen, und ohne dieſes würden wir dieſe Vereine der Meiſter als ſolche poetiſche Academien und Singgeſellſchaften anſehen müſſen, wie ſie in den romaniſchen Landen den Ausgang der alten Kunſt bezeichnen, von denen ſie jetzt weſentlich unterſchieden ſind. Die Muſik iſt die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauſpiel beginnt unter dem Vorherrſchen oder der nothwendigen Begleitung von Muſik. Ehe unſere großen Dichter waren, waren die Häupter unſerer Tonkunſt. Die Niederlande, die unſere alte ritterliche Kunſt auf ſo manche Weiſe erſchütterten, haben das Verdienſt, auch von dieſer Seite das Neue eröffnet zu haben. Die großen niederländiſchen Meiſter des 15. Jahrhunderts, die Obrecht, Ockenheim, Josquin und Tinctor fanden ihre Schüler und wenigſtens ſogleich ihre Bewunderer in Deutſchland; Sammlungen ihrer Cantionen und Motetten waren ſchon im 15. Jahrhundert in Augsburg und wurden Anfangs des 16. gedruckt [422]); und ehe noch die Roſenplüt und Hans Sachs in Nürnberg auftraten, war ſchon Conrad Baumann dort ein gefeierter Tonkünſtler, nach dem Preiſe zu urtheilen, den Roſenplüt (1447) dem blinden Meiſter zuſpricht. Den Meiſtergeſang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunſtbeſtrebung anzuſehen, mag widerſprechend ſcheinen, es hat aber ſeine

422) Paul von Stetten Handwerksgeſch. v. Augsb. I. S. 524.

Rechtfertigung in sich selbst, denn im Gange der menschlichen Dinge laufen die Extreme überall in einander über. Die altdeutsche Poesie suchte all ihr Verdienst in dem Inhalte; sie hielt die einmal liebgewonnenen Gegenstände fest und dies versuchte der Meistergesang noch mit jenen zähen Stoffen, die seit der Erscheinung des Christenthums die Welt beschäftigt hatten. Aber hier sahen wir, glitt man in diesen Stoffen aus dem Uebermaaße der Ueberladung und Entstellung auf die lautere Quelle der Bibel zurück: und hinfort hielt auch der Meistergesang auf den überlieferten Gegenständen nicht mehr so eigensinnig, wie denn gleich nach der Festsetzung der evangelischen Lehre das historische Gelegenheitsgedicht in kunstgerechten Meistertönen erscheint, Feste und Schießen u. dgl. besungen werden, was denn mehr das Geschäft der Pritschmeister und Spruchsprecher wird, die, so sehr man ihr Amt unterscheidet, doch nicht von den Meistersängern abgetrennt werden dürfen, die sich vielmehr so zu den singenden Meistern verhalten, wie die Teichner und Suchenwirt zu denen des 13. und 14. Jahrhunderts und unter denen im 17. Jahrhundert ein Christian Hafner, der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amsel besuchte, noch einmal an die alten wandernden Dichter und ihr Verhältniß zu den Höfen erinnert, obwohl er selbst aufgefordert seinen Aufenthalt unter seines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauschen wollte. Gelang es also dem Meistergesang nicht, selbst nicht im Inhalte, sein Verhältniß zu der alten adligen Kunst zu behaupten, von der abzustammen er sich so gern rühmte, so deutet er durch seine ängstliche Ausbildung und Ergründung des Formellen noch entschiedener den Uebergang in eine neue Kunst an. Die ganze neuere Dichtung charakterisirt mehr das Bestreben nach einer Form, oder nach jenem Verhältnisse zwischen Inhalt und Darstellung, das wir bei den besten deutschen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden. Diesen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die schwachen Versuche zu einer Poetik, welche die Meistersänger zu eben der Zeit machten, als man überall in der aufgedeckten alten Welt anfing, zu den wenigen, aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzukehren, wo einfache Maaße, der einfache griechische Roman, das Schauspiel, die reine äsopische Fabel und die lucianische Satire zum erstenmal Eingang in Deutschland fanden. Die Tabulaturen der Meistersänger stellen eine solche freilich mangelhafte Poetik dar,

deren Schwäche gegen die antike ſogleich erkannt wurde, indem die Meiſterſänger beſonders darum mit ihren Geſetzen ſo geheim thaten, weil ſie von jedem in der neuen Poeſie und Muſik Bewanderten, der ſich darnach erkundigte, vorausſetzten, er thue es um ſie zu verſpotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünſtler jene alte Kunſt tief unter ſich ſahen. Ich will die Geſetze dieſer Tabulaturen nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puſchmann und Wagenſeil ſo oft ausgezogen und mitgetheilt ſind [423]), und nur im Vorbeigehen darauf aufmerkſam machen, daß man ſelbſt innerhalb dieſer Formalitäten den ſteigenden Verfall beobachten muß. Puſchmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muſter zu Grunde, in welcher die Hauptgeſetze von den ſpäter entſtandenen ſogenannten Schärfſtrafen geſchieden ſind. Jene urſprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen ſich doch noch vielfach auf Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichſten; mit der Zeit aber fand man, ſcheint es, ſelbſt das zu beſchwerlich, auf dieſe „falſchen Meinungen" und die Grammatik des lutheriſchen Bibeltextes zu achten; man fing an, dieſe allgemeineren Geſetze zu vernachläſſigen und behielt nur die Schärfſtrafen, die urſprünglich zur Erſchwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen ſollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte," und die ſich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann ſpäter dieſe Scharfſinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um deſto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der ſtets mehr verfallenden Kunſt und entarteten Regel die Urſprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, ſchrieb dann der Breslauer Schuſter Adam Puſchmann (aus Görlitz 1532—1600) ſeinen gründlichen Bericht des deutſchen Meiſtergeſanges (1571), und wünſchte, daß man der Kunſt einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Proſodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß dieſe Gedichte in der alten deutſchen Singkunſt von adligen Leuten auch eine deutſche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derſelben auch mit den Regeln der Proſodie übereintreffe.

---

423) Von Büſching in der ſchon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunſt; von Häßlein in Bragur 3. und in den verſchiedenen Literargeſchichten.

Und ſein Verſuch, die deutſche Proſodie im Zuſammenhang darzuſtellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin aufſtand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyriſchen Formen gab; und dies war in den Zeiten, wo man in den ſtricteſten Gegenſatz gegen die mittelaltrige Poeſie verfiel, wo man, wie damals in dem Stoffe, ſo jetzt mit der Form alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beiſpiele der Franzoſen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satiren, Epiſteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Dieſen ſchroffen Uebergang zu dieſer Poeſiemacherei bezeichnet der Geſang unſerer Handwerker zuerſt, und zwar mit jener Erfolgloſigkeit und jenem carricaturartigen Anſtellen, womit jede neue Richtung in ihren Anfängen begleitet zu ſein pflegt: ſo hatten Handwerker, Weber, Schuſter und Sporer die erſten ketzeriſchen Secten in Deutſchland zu Berthold's Zeit gegründet und in eben der ſchlichten, oft ſchiefen und verkehrten Weiſe das erſte kleine Signal zu dem gegeben, was in der Reformation vollendet ward, wie dieſe Meiſterſänger zu dem, was das 18. Jahrhundert erſt geſtalten ſollte; und dies werden wir bei dem ehrbaren Vertreter der geſammten Meiſterkunſt, bei Hans Sachs, deutlicher ſehen, als aus den regelrechten Poeſien der obſcuren Maſſe, die man in einem engeren Sinne unter dem Namen des Meiſtergeſanges begreift.

VII.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgeſang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abſchnitte betrachteten, führte uns allmählig aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klaſſen des Volks. Wir ſahen aber dabei meiſt nur den Verfall der alten Kunſt: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter dieſe untern Stände ſelbſt miſchen, die wir bisher nur aus der Ferne ſahen, und umgekehrt die höhere Geſell-

schaft aus den Augen verlieren, die uns bisher noch festhielt. Wie wir uns früher von der Dichtung des Volks und der Mönche nach und nach zu der der Ritterschaft, unter der ersten Erschütterung der privilegirt-geistlichen Bildung und unter den ersten großen Schritten zur Aufdeckung der Erdräume erhoben, so kehren wir jetzt von der höfischen Poesie unter dem Umsturz des Hierarchischen und unter der gleichmäßigen äußeren Aufklärung und Entdeckung der neuen Welt und der inneren Aufhüllung und Wiederentdeckung der alten Welt, zu der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung zurück. Es ward schon oben gesagt, die Zeiten vor der ritterlichen Kunst tragen alle Zeichen mit diesen Zeiten nach derselben gemeinschaftlich. Wie damals die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom das innere Deutschland auf Jahrhunderte erschöpft hatten, so war es in diesen Jahrhunderten vor der Reformation der Fall mit den Zügen nach Italien und den Kämpfen mit dem neuen Rom. Es geschah daher innerhalb des Reiches nichts, wie wir sahen, was des epischen Gesanges werth gewesen wäre; das Große der alten Thaten in den italienischen Kämpfen hatte für Deutschland kein factisches Interesse, so wenig wie die Thaten der ausgewanderten Stämme in der Völkerwanderung, und wo sich die Poesie doch noch etwa an einen Friedrich I. wagte, kam es auch gar zu elend heraus. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hause; sonderbar genug zeigt die Wirklichkeit und das darauf gegründete historische Lied dasselbe Burgund mit demselben Osten im Kampfe, wie in den Nibelungen, und derselbe Norden von Deutschland liefert verwandte historische Lieder zu denen der Schweiz, wie wir damals meinten, daß nordische Sagen sich zu denen des Südens in dem Volksepos zusammengefunden hätten. Dieses alte Volksepos stellte gleichsam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar: und diese schweizerischen und dithmarsischen Kämpfe und Lieder mit den Zeiträumen und den Dichtungen, die dazwischen und die kurz davor und dahinter liegen, bezeichnen in Deutschland ebenso den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deuschland Wohlthätiges werden sahen, war die Einführung des Christenthums; wir sahen, daß es bei dem langen friedlichen und erschöpften Zustande des Innern von Deutschland hier so tief im Volke Wurzel schlagen konnte, daß man so

frühe und vielfach bei uns die Vulgarsprache zu Predigten, Kirchenliedern, Gebeten und Uebersetzungen oder Umarbeitungen der heiligen Schriften gebrauchte, wie nicht leicht sonstwo. Wurde also damals durch die Berührungen mit den Römern das Heidenthum ausgerottet, so ward jetzt das entstellte papistische Christenthum durch die Berührungen mit dem neuen Rom erschüttert und gestürzt, und das Eine geschah auf eine so volksthümliche Weise wie das Andere. Damals sympathisirten die Geistlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geistlichen, die wieder in weltliche Gemeinschaft mit ihnen traten, wie vor der Einführung des Cölibats. Wie also zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöstern die Bibel reimten, dem Volkslied opponirten, die Zeitlage kritisirten, und die historischen Lieder pflegten, so geschah es auch jetzt, daß umgekehrt die schriftkundigen Handwerker, in klösterliche Abgeschlossenheit zurückgezogen, ebenso die Bibel paraphrasirten, ebenso das Gassenlied verfolgten, ebenso die öffentlichen Zustände geißelten, ebenso historische Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten; und so ahnen wir denn einen noch tiefern Grund, warum man den Ursprung des Meistergesanges gerade in die Ottonische Zeit legte und eine Verbindung mit dem Religiösen darin suchte. Das universale Christenthum verdrängte damals die verschiedenen heidnischen Dienste in Deutschland, jetzt aber drängte das besondere Bedürfniß der kräftigeren und gesünderen Stämme und Klassen die allgemeine, die katholische Kirche hinweg. Das Universalreich Karl's des Großen, mit dieser universalen Kirche Hand in Hand, und gestützt auf die compacten Massen der kräftigsten deutschen Nationen und in glorreichem Ansehen gegen die heidnische Welt im Osten und Süden, konnte im Religiösen und Politischen seines Sieges auch über so tüchtige Stämme wie die Sachsen sicher sein; das Universalreich Karl's V. aber, mit der katholischen Kirche vielfach zerfallen, mit der protestantischen im Kampfe, gestützt blos auf die heterogenen Theile der ungeheuren Besitzungen, die ungefähr all das auf dem romanisch-deutschen Continente umfaßten, was Karl's des Großen Reich nicht umfaßt hatte, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieses Reich ward von eben den Gegenden aus im Religiösen und Politischen, was das innere Deutschland angeht, umgeworfen, welche einst den Kampf gegen Karl den Großen er-

folglos versucht. An dem Hofe der Maximilian und Albrecht von Baiern suchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder so zu beleben, wie an Karl's des Großen Hofe die alte Welt, und die spielend steife, poetisch-prosaische Art, wie dies geschieht, sieht sich sehr einander ähnlich; dabei kultivirt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutsche. Die Pflege von beiden in beiden Zeiten erinnert vielfach aneinander: die Blüthe der lateinischen Poesie, die Bekanntschaft mit Terenz, die Mysterien der Roswitha, Alles dies läßt auf ganz ähnliche Zeiten unter Otto schließen, wie um die Reformationszeit; und die Art wie die Helden der Zeit, die Schlick, Sigmund und Max in Poesien eingehen, erinnert uns an das, was nur in anderer Weise auch damals geschah. Was die Poesie angeht, so wollten beide Elemente getrennt weder früher noch später Glück machen, doch gelang es dem Volksthümlichen, dem Altdeutschen, besser in der Blüthezeit der Ritterkunst, in der neuesten Blüthezeit unserer Poesie aber dem Antiken: in beiden Glanzperioden unserer Dichtung schaffte sich der eigentliche dichtende Stand seinen eigenen Weg, und dies geschah selbstständiger in der neueren Zeit, wo die besseren Dichter fast sämmtlich keinem fremden Stande, keiner fremden Beschäftigung mehr angehörten.

Was aber unter diesen verschiedenen Aehnlichkeiten beider Perioden hier besonders hervorgehoben werden sollte, ist die Verbreitung der dichterischen Ausübung im Volke. Wir haben aus den spärlichen Notizen der alten Geschichte früher zu finden geglaubt, daß in Deutschland während der Zeit des älteren Volksgesanges keine Sängerklasse, wie die nordischen Scalden, existirte, auch jetzt finden wir deren keine; wir hatten nicht einmal die wandernden Sänger häufig finden können, und sahen, welchen elenden Ausgang diese Wanderschaft auch jetzt unter den wenigen Männern des Volks nahm, die sich derselben widmeten. Aus der Klosterschule gingen die ersten Versuche einer Dichtung, die sich von dem Volksgesange trennen wollte; in die Singschule gingen die letzten Anstrengungen, die Dichtung dem Volksgesang entgegen zu setzen, zurück; zweimal, wo sie das Licht der Oeffentlichkeit unnatürlich zu scheuen begann, zog sich die Poesie in Abgeschiedenheit ab. Alles, was die Dichtung wie ein Geschäft betrieb, wandte sich in seiner Weise vom Leben zurück: der Spruchsprecher hielt sich bescheiden in seinen Pri-

vatgesellschaften; der gekrönte Kunstpoet dichtete lateinisch für die Gelehrten. Unter dem Volke aber gab es keine autorisirten Sänger; die Bänkelsängerei mußte in Deutschland in den älteren und mittleren Zeiten in nicht viel besserer Geltung gewesen sein als heute: sie hatte mit dem Geschäfte des Dichtens schwerlich je zu thun. Dies liegt zum Theil wieder im Charakter unserer Geschichte. Sie bot sich fast nur zu zweierlei Arten des Gelegenheitsgesanges dar, als welchen man jede Volkspoesie überhaupt bezeichnen kann: entweder die öffentlichen Begebenheiten waren so groß, und meist so innerer Natur, daß sie sich fast jeder Auffassung im Liede entzogen und meist der didactischen Poesie anheimfielen, oder sie waren so klein, daß sich gleich Jeder daran versuchte. In England war das z. B. ganz anders. Der alte Nationalhaß zwischen Walisen, Engländern und Schotten hielt dort die alten Verhältnisse und mit diesen auch die Verhältnisse der Sänger lang aufrecht; die Bürgerkriege, die Stamm- und Familienfehden, die ritterlichen Charaktere der Geschichte eigneten sich zum leichten Uebergang in Romanzen und Balladen, und wer sie auch sang, ein Bänkelsänger, ein Wirthshausminstrel, ein Persevant oder ein königlicher Dienstmann, das Volk nahm seinen Antheil daran und behielt sie lieb, weil die besungenen Thaten seiner Geschichte angehörten. Allein was unser Suchenwirt sang von seinen meist thatenlosen Rittern, von seinen Helden, deren Thaten wenigstens meist nichts mit dem Vaterlande zu thun haben, das konnte Niemanden interessiren; und welches Charakters unsere übrigen historischen Lieder werden mußten, da unsere Geschichte stets prosaischer in Zuständen, stets ärmer an factisch-Erhebendem in Handlungen ward, haben wir oben gesehen. Dem siegreichen Gesange der Schweizer und Hussiten gegenüber, wer sollte die deutsche Schmach besingen? Aber in England, wo sichs die Barden der unterdrückten Walisen nicht nehmen ließen, ihre alten Thaten fortzusingen und ihre Landsleute sowohl mit diesen aufzureizen, als wie mit dem überhebenden Preis dessen, was etwa einmal in der Gegenwart geschah, in England waren dadurch auch die Minstrels gespornt, ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte zu schärfen, und von den Angelsachsen her hatten sie wohl nie lange ausgesetzt, ihre Fertigkeit zu üben, dieser Geschichte eine poetische Seite abzugewinnen, was wir in Deutschland so gut wie niemals versuchten. So lange daher die englische Geschichte ihren älteren Charakter

behielt, dauerten die Minſtrels in altem Anſehen fort, während bei uns die Hofdichter ganz verächtlich, aber von den gefeierten gelehrten Dichtern erſetzt wurden; ſie zogen ſich in Gilden zuſammen, während ſie es bei uns nicht einmal ſo weit wie die Hofpfeifer bringen konnten. Sobald ſich dagegen dieſer Charakter der engliſchen Geſchichte änderte, die Bürgerkriege aufhörten und die Reiche dauernd vereinigt wurden, ſanken die Minſtrels ſchnell zu Bettlern und Vagabunden herunter, ſtatt daß ſie ſich bei uns ehrbar in die Schulen der Handwerker zurückziehen konnten, während umgekehrt in England die Handwerkerminſtrels, die ſich unter Eduard IV. zeigten, ſogleich unorganiſirt, ungeſetzlich, ohne Ordnung und Halt erſcheinen.

Die Art von Volksgeſang alſo, die Balladen und Romanzen, die ſich an hiſtoriſche Perſonen oder Begebenheiten anlehnen, und die in der engliſchen Volkspoeſie das Mark oder den Kern bilden, kam in Deutſchland ſo wenig zu einer großen Höhe wie in der Zeit des Minnegeſangs das politiſche Lied, wenn wir die franzöſiſche Dichtung vergleichen. Man war bei uns, werden wir unten ſehen, viel zu ausſchließlich auf den allgemeinen Zuſtand der Geſellſchaft gerichtet, und auf die moraliſche Reformation des Volks, als daß man dem Thatſächlichen, den Handlungen viele Achtſamkeit hätte ſchenken können, wären ſie auch bedeutender geweſen, als ſie waren. Die Gegenſtände der größern Oeffentlichkeit waren von ſolcher Natur, daß ſie ſogleich in der poetiſchen Behandlung zur Satire wurden: ſie waren zu groß für den Umfang eines Liedes, ſie waren mehr Verhältniſſe als Begebenheiten, und entzogen ſich daher der Erzählung. Seit dem Bauernkriege, wo es ſo mannichfache innere Händel gab, und ſo manches hiſtoriſche Factum in Reime gebracht ward, hatte ſchon die Buchdruckerkunſt ſo vielen Boden gewonnen, das Singen war ſchon ſo ſehr von dem Leſen verdrängt, daß man jetzt mehr an hiſtoriſche Gedichte als Lieder gewöhnt ward, mehr an breite Polemik und an Pasquille als an kurze ſkeptiſche Geſänge, mehr an bedachtſame Beleuchtung der Thatſachen, als an den erſten Sturm des leidenſchaftlichen Ausbruchs des Partheigefühls. In den engeren Verhältniſſen der einzelnen Stämme und Städte gab es allerdings hier und da eine Begebenheit, die ſich für eine Romanze eignete, allein dergleichen entſtand und verſcholl, ohne in Deutſchland allgemein zu werden. Für den Heißſporn Percy intereſ-

sirte sich in England wohl jeder; aber wenn der Hamburger sein
Lied vom Stürzebecher, und der Nürnberger vom Schittensamen,
der Dithmarse vom Wieben Peter, der Ulmer vom Hammen von
Reystett, der Münchner von Agnes Bernauerin († 1435) und der
Breisgauer von Hans Steutlinger oder dem Lindenschmidt sang,
was mochte sich einer um den andern viel kümmern? So war es
auch gerade mit den Gesängen, die aus den alten Sagen und
Romanen ins Volks- oder Meisterlied übergingen. Man wollte
diese Dinge wohl noch lesen; im Volksbuch, auch im gereimten
Schwank, hübsch knapp beisammen, ließ man sie sich gefallen;
aber die alten Sachen von Arthur zu singen, konnte doch auch für
die damalige Stimmung des deutschen Volks gar nicht passen; wir
überließen ihn bis auf schwache Versuche an seine Heimat, wo seine
Geschichten noch lange in Romanzen fortlebten, so wie wir unsere
alte Volkssage selbst den dänischen Heldenliedern anheimgaben oder
im Süden in meistersängerlichen Auszügen aussterben ließen. Nur
was sich, wie die Sagen vom Albertus Magnus, oder die von
Tanhäußer und dem treuen Eckart, dem Hange nach Wundern,
Legenden und Allegorien empfahl, oder was sich wie die Gesänge
vom Möringer und Heinrich dem Löwen und dem Bremberger den
neuen Liebesempfindungen näherte, das gedieh schon eher, und ward,
wie man theilweise nachweisen kann, im 15. und 16. Jahrhundert
vielfach gesungen. Im Meistergesang dauerten die heterogensten
Dinge, die Trimunitas, des edlen Ritter Morgener's Wallfahrt
ins St. Thomasland u. dergl. fort, im Volke sang man nur das
Einfache, das zum Gemüthe sprach. An solchen Lieblingsstücken
tilgte man auch alle Züge, die sie der Gegenwart fremd machten,
und was man dieser Art aus der Zeitgeschichte ins Lied brachte,
daran litt man nicht einmal die Namen, und man tilgte sie an
liebgewonnenen Traditionen. Es ist kein Zweifel, daß nicht die
unzähligen Liebesromanzen, an denen wir in Deutschland so unge-
mein reich sind, auf Einem dieser beiden Gründe ruhen, auf Zeit-
begebenheiten oder auf alten Sagen, gerade wie wir es in dem
neuen Romane des Aeneas Sylvius und in den verpflanzten alten
gefunden haben. Von den Dithmarsen behauptet es schon Neocorus,
wie ihre Tanzlieder auf Schlachten, wunderliche Geschichten, Aben-
theuer, Schwänke, Buhlschaften und Laster gewisser Personen ge-

dichtet ſind [424]); von den Tirolern iſt es gewiß, daß, wie ſehr auch das alte luſtige und poetiſche Leben in Lied, Schauſpiel und Tanz zu veralten anfängt, doch auch jetzt noch „merkwürdige Vorfälle, komiſche Auftritte und Schwänke von einer Geſellſchaft munterer Burſche geſammelt, in Reime zuſammengeſtoppelt, und dann bei einer feiertäglichen Zuſammenkunft im Wirthshauſe, bei abendlichen Haingarten, Rockengeſellſchaften und andern Gelegenheiten unvermuthet abgeſungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, beſonders das ſchöne Geſchlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverſtändniſſe verrathen werden“ [425]). So findet man in einer Handſchrift mit Volksliedern des 16. Jahrhunderts neben einer ſolchen Liebesromanze am Rand die Perſonen genannt, auf die ſich der Inhalt bezieht [426]), den man ohne dies eben ſo wohl für Erdichtung hätte nehmen mögen; ſo ſind andere Stoffe in vielfachen Behandlungen, wie auch ſonſt die politiſch-hiſtoriſchen Lieder, vorhanden. Auf der andern Seite ſind eine Menge ſolcher Stücke Ueberbleibſel alter Sagen; bekannte Erkennungsgeſchichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter begegnen uns in einer ganz neuen Weiſe lyriſch aufgefaßt, und dem Geſange heimgefallen, da man ſie ſonſt nur zu leſen gewohnt war; aber die Namen und alles Alterthümliche iſt verbannt und mit dem herzlichſten Ausdruck ſang man die Geſchichten von Pyramus und Thisbe, und von Hero und Leander in der ächteſten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenoſſen beſänge. Wie wir im Roman geſehen haben, daß man das Neue, das Namenloſe, das Allegoriſche oder das Alte, welches ſich dem neuen Geſchmacke mehr näherte, bevorzugte, ſo iſts mit dem Liede; die Heldenromane ziehen ſich gegen die Liebesromane eben ſo zurück, wie die heroiſche Ballade vor dem Liebeslied. Im Roman entfernte man mehr und mehr das Harte und

424) Neocorus ed. Dahlmann I. S. 176. Er fügt dort bei: Unnd iß tho vorwundern, dat ſo ein Volk ſo in Scholen nicht ertagen, ſo vele ſchone leffliche Melodien jedem Geſange nach Erforderinge der Wortt und Geſchichte geven konnen, up dat ein Jdeß ſine rechte Artt und ehme gebörende Wiſe, etwederſt mit ernſter Graviteteſcheit edder frowdiger Luſticheit hedde.

425) Sammler für Tirol II., 1. S. 58.

426) Cod. Pal. N. 343. fol. 100.

Wilde gegen Ende des 15. Jahrhunderts und so muß es mit den Romanzen gewesen sein. Die schrofferen und erschütternden, blutigen und schauerlichen Rachegeschichten, die schauderhaften Szenen der Wildheit, Räuberei und Mordlust, die unter dem wüsten und wandernden Volke und auf seiner Bühne, dem Wirthshause, spielen, lösen sich in den Zeiten des elenden 15. und etwas ganz im Anfang des 16. Jahrhunderts mehr ins rührende auf; schon in den Texten, aber ganz entschieden in der Musik; später aber und noch im 17. Jahrhundert kehrten die Romanzen in jenem Geschmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder. Wie im Romane die Vermischung der Stände so vielfach hervorschien, so auch hier die ungleichen Liebschaften: wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafensohn, wie manche Geschichte von des Markgrafs Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kusse, den sie dem Zimmergesellen gab, sang man bald warnend, bald schreckend, bald rührend und nachsichtsvoll verzeihend.

Denn wir haben auch hier eine Zeit, wo sich Kriegsstand und idyllischer Friede mit einander berühren und wo neben der großen äußern Thätigkeit der Nation zugleich eine tiefe innere Versenkung sichtbar ist und zwar in den untern Klassen der Nation. Auch in ihrer zweiten Periode verschmähte unsere Lyrik, wie in der Zeit des Minnegesangs, und obgleich sie in einer ganz anderen Sphäre jetzt gepflegt wird, die zu enge Berührung mit dem äußeren Leben. Es war doch eine ganz eigene Zeit, in der jetzt unsere Literatur einen neuen Aufflug nehmen sollte. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutschland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den wesentlichsten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir den Kreuzzügen mehr als ruhige Betrachter zugesehen: aber wenn ich recht bemerkte, so gaben sie jenen Walther und Freidank den ersten Anstoß zu jenen practischen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß, welche seitdem sich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunkt der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur moralischen Reform des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Opposition gegen die Kirche und den Pabst begonnen, als sie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos sah man

den Fortschritten der Türken zu, sorglos ließ man ungeheure Massen von Ländern als Bollwerk gegen sie im Südosten in Ein Reich zusammenfallen, sorglos ließ man es hingehen, daß mit diesem Reiche sich fast alle europäischen Lande am mittelländischen Meere und andere dazu vereinten, während im heiligen römischen Reiche Alles bis ins Unzählige zertheilt und zwiespaltig war. Wie zuletzt der große Autokrat nach dem Vorgang anderer Monarchen und nachdem ihm in Spanien, Italien und den Niederlanden sein Unternehmen gelungen war, auch mit Deutschlands Vereinigung und Unterwerfung sein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürsten oder die Waffen der Reichsstädte, die seine Plane vereitelten, sondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürst und Volk aufgekommen waren und die öffentliche Meinung. Man verschmerzte den Fall des griechischen Reichs, und arbeitete unterdessen mit Eifer und Wärme, das klassische Alterthum zu erneuen, die lateinische Sprache, die alte Philosophie, Literatur und Humanität der Sitte in ihrer anfänglichen Reinheit ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte seine Thätigkeit nach Westen, was damals rüstig war: indessen bildeten wir die Buchdruckerkunst aus und sicherten uns die geistigen Schätze der alten Welt, ohne zu viele Gierde nach dem Golde der neuen; und da Alles in materieller Betriebsamkeit unruhig und thätig war in den Aussichten, welche die Entdeckung dieser neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, sorgten wir in frommer Angst um den Untergang der alten Erdhälfte selbst. Der gestörte Handel im Osten und der aufblühende im Westen traf Deutschland weder mit zu plötzlichem Verluste noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; die Quelle, die sich hier verstopfte, öffnete sich dort, und Nürnberg hatte seinen Reichthum, wie Rosenplüt rühmt, im 15. Jahrhundert aus Völkern von siebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzosen, Engländern und Niederdeutschen. Und diese Bürger, deren Palläste die Wohnungen der schottischen Könige übertrafen, diese Communen, von denen es eine große Zahl an Größe, Pracht und Reichthum mit den weltberühmten italischen Städten aufnahm, in welcher bescheidenen Dunkelheit blieben sie nicht! Wie edel wandte Nürnberg seine Ein-

künfte auf Hospitäler und Armenhäuser, wie großmüthig gebrauchten sich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger und Pirkheimer ihres Ansehens! Wie unendlich verpflichtet sind wir diesen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr gesunder Verstand, so überladen er kurz zuvor mit scholastischen Spitzfindigkeiten und dürren Dogmen war, griff mit um so größerer Sympathie nach den neuen Lehren Luther's und nach der neu gebotenen Schrift, und selbst die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Kirchenverbesserung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, schadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen selten. Dieser tüchtige Schlag von Menschen! Sie ließen sich vom Priester und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habsucht und ihres Geizes aufs ungemäßigste anklagen, und die Sittenprediger eiferten zelotisch gegen das Ueberheben der unteren Klassen und geben uns einen Zustand der Gesellschaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derselben Zeit, daß diese Republiken reich waren als Communen, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das, was sie entbehrten und nur besorgt für das, was ihnen Noth that; Luxus und Modesucht warfen sie sich unter einander selbst vor, und der Italiener sagt, sie seien zufrieden gewesen mit reichlichem Brod und Fleisch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach seinem Stande, vergnügt mit den Producten seines Landes und mit weit geringern Bedürfnissen als seine Italiener. Wer hätte es zu derselben Zeit, wo das Faustrecht auf dem höchsten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der schwäbische Bund in eben den Gegenden, wo sich auch mit der erste neue Aufschwung zur literarischen Thätigkeit zeigte, einen Zustand des Friedens wirksam zurückführen würde, so daß Herzog Eberhard von Würtemberg die Sicherheit seines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die alte Chronisten von den goldenen Zeiten der gerechtesten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herstellung des reinen Christenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiser Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während sich seine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencensur betrieben.

Diese Innerlichkeit der ganzen Bildung Deutschlands in diesen Zeiten bestätigt die Geschichte der Dichtung vollkommen, obgleich

auch hier Alles zuſammentraf, ſie zu ſtören. Die ungemeſſenſte Wißbegierde zerſtreute die Poeten auf tauſend Dinge: dennoch blieb der ſittliche und geſellige Zuſtand Deutſchlands das einzige Ziel aller Dichtung. Die ungeheure Flut von obſcuren Erbauungsbüchern und gelehrten theologiſchen Schriften, die nur mechaniſche Mittel zur Erweckung von Andacht und Religioſität darboten, dämmte das Narrenſchiff und der Reinecke Fuchs, die Predigten Geiler's und Luther's auf Einmal. Antike Poeſien bildeten Poeten in antiker Weiſe; mit Leichtigkeit führten ſie den römiſchen Griffel, aber für die deutſche Sache; deutſch die antiken Gedichte ſclaviſch nachzuahmen, fiel nicht leicht Jemandem damals ein. Die alte Ritterpoeſie und Ritterſitte ward von einem Kaiſer ſelbſt noch einmal empfohlen und cultivirt, allein man verſchmähte jetzt, was nicht die einfältigſte Natur athmete, in der Dichtung, und was nicht Menſchlichkeit und gleiche Geltung begünſtigte, im Verkehr. Man ſuchte moraliſche und intellectuelle Belehrung in den Schriften der Inder und Juden, der Griechen und Römer, der Franzoſen und Italiener, aber Alles ward auf die Gegenwart und das Volk bezogen, und man ſchien wenig Begriff davon zu haben, Weisheit zu verpflanzen, die nicht zugleich allgemeine Früchte verſprach. Wir haben geſehen, wie ſchnell die erneuerte gnomiſche Poeſie von den Meiſterſängern Preis gegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tags eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuoſität griff man tactmäßig nach Allem, was das Intereſſe, die Gefühle, den Geſchmack der Gegenwart förderte und unterſtützte und ließ das Feindliche liegen, das Volk gab die beſte geſundeſte Natur kund in der Art, wie es zn aſſimiliren und zu conſumiren verſtand in allerhand Nahrung, die man ihm darbot. Das ſittliche Bedürfniß war in dem Mittelſtande und den untern Klaſſen ungemein groß, dahin bezog man Alles, und dahin auch die Poeſie.

Es war nun aber in der Nation eine dunkle Erinnerung davon geblieben, daß man einſt zur Sittigung des Menſchen die Frauenliebe, das Minnelied und den Roman genutzt habe, wie man jetzt nur die Religioſität und das geiſtliche Lied und die moraliſche Satire dazu brauchte. Zur Zeit der Reformation ſelbſt und auch ſchon viel früher im 15. Jahrhundert wollte man von jener Art, die Sittlichkeit zu fördern, allerdings nichts mehr hören, und man

zog gegen die Liebeslieder, die freilich gar zu oft schmutzige Buhllieder waren, zu Felde und setzte sie mit ihren Melodien in fromme Gesänge zu geistlichem Gebrauche um. Allein trotz dieser damals gefährlichen Anfechtung, die das erotische Volkslied auszustehen hatte, erhielt es sich dennoch überhaupt; und trotz der großen Gemeinheit und Obscönität, in die man es gern herabriß, hielt es sich selbst in einer gewissen Reinheit, und dies war besonders um die Zeiten der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts der Fall. Das volksthümliche Liebeslied strebte die Reinheit des alten ritterlichen Minneliedes festzuhalten; ein so eigenthümliches, originales, und wir haben es oben gesagt, aus der Volkspoesie gewordenes Element, wie unsere alte Lyrik, sollte auch jetzt nicht für die Volksmoral verloren gehen. Den Uebergang des alten Volksliedes zum Minneliede konnten wir nicht so genau angeben, der vom Minneliede zum Volksliede in dieser Zeit ist viel nachweislicher. Die Lieder des Wolkensteiner's, die Sammlung der Hätzlerin und Anderes aus dem 15. Jahrhundert zeigen bald, wie das Minnelied noch im alten Stile in diesen Zeiten dauerte, bald wie es sich in das Volkslied überschleift. Die einschleichenden Besonderheiten der Volksmanier in alle Gattungen der alterthümlichen Poesie haben wir bisher zu genau beobachtet, als daß es weiterer Nachweisungen in Betreff des erotischen Liedes dieser Zeit bedürfte, das den alten Minneton noch zu halten suchte. Daß aber das volksmäßige Liebeslied des 15. und anfangenden 16. Jahrhunderts noch eine Menge Spuren des Minneliedes an sich trägt, kann Niemandem entgehen. Was zuerst das Local angeht, so hält das Volkslied in Deutschland ganz denselben Strich, wie das Minnelied. Die ganze Länge des Rheins, die Schweiz, Schwaben und Franken, Baiern, Tirol und Oestreich haben das Eine und das Andere so gut wie ausschließend gepflegt. Ins Niederdeutsche sind unzählige Volkslieder übersetzt, sehr wenige originell geschaffen worden; im Harze sollen die Spinnerliedchen zu Hause sein; von obersächsischen ist mir gar nichts bekannt. Innerhalb des angegebenen Locals hält das Volkslied sogar ganz die verschiedenen Charaktere des Minneliedes. In Oestreich, Tirol, Steiermark, Oberbaiern und der Schweiz hatten wir das Minnelied zuerst aus dem Allgemeineren heraustreten und besondere Farben annehmen sehen, so sind auch noch heute die verschiedenen Volkslieder dieser Gegenden leicht an Musik, Sprache und Inhalt unterscheidbar und

ſind auch in eigenthümliche nationale Sammlungen übergegangen. Wir haben damals das Idylliſche, das Bäuriſche, das Komiſche in die Minnelieder dieſer Gegenden eingehen ſehen, und dieſen Charakter tragen auch die Volkslieder derſelben. Es waren Frühlings-Hirten-Tanzlieder, die dort vorherrſchten, und ſo erzählt noch Sartori in ſeiner neueſten Reiſe durch Oeſtreich (1807), daß die Kärnthner noch mit Feſten und Liedern den Frühling und Weihnachten und mit Aufführungen den Streit des Sommers und Winters (eine uralte deutſche Sitte) begehen; ſo dauerte in Vorarlberg das Gregoriſingen bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts; ſo ſind die Lieder des Kuhländchens Hirtenlieder und der Kuhreihen in der Schweiz im Grunde das einzig Originale ihrer ganzen Volksmuſik, ſo iſt das Volkslied in Tirol noch immer zugleich Tanzlied. Die rheiniſchen und ſchwäbiſchen Lieder dagegen wird man dem Texte und der Muſik nach weder von der Beſonderheit dieſer ſüdlicheren Lieder, noch unter ſich ſo leicht unterſcheidbar finden, ſie tragen einen allgemeineren Charakter, wie das ächtere Minnelied auch. Das ächtere Minnelied fanden wir um ein Jahrhundert etwa älter, wir muthmaßten namentlich eine erſte Anregung der geſammten Ritterpoeſie aus den Gegenden des Niederrheins. So iſts mit dem Volksliede auch. Die Limburger Chronik zeigt uns darauf hin, daß der Volksgeſang den erſten Aufſchwung in dieſen Gegenden nahm, und die bergiſchen Lieder werden auch ebenſo für das Vorzüglichſte im deutſchen Volkslied erkannt, wie die vom Niederdeutſchen gefärbten alten Ritterepen in der Ritterpoeſie. Die oberrheiniſchen werden ſich an Werth und Alter anſchließen; in der Pfalz und Schwaben ward beſonders das Jägerlied ſpäter gehegt; die Volkslieder der vorhin bezeichneten ſüdlichſten Gegenden aber ſind ohne Zweifel die jüngſten von allen, weil ſie ſich am lebendigſten immer erneuen. — Was ferner die innere Structur angeht, ſo zieht ſich das Grundgeſetz der Dreiheit, das Grimm in dem Strophenbau der Minnelieder entdeckt hat, im Volksliede in die Muſik zurück, wo es im Geſätz weniger erſcheinen ſollte. Auch im Inhalte berührt ſich Alles. Wie uns die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbſtzeit, die ſich im Minnelied ausſprach, die Quelle andeutete, aus der es floß, ſo leiten uns die ähnlichen Sommergeſänge, die ähnlichen Tanzlieder, die vielleicht aus ſehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und ſtets „von neuem

gesungen" wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Wir haben die erzählenden Volksgesänge, die Romanzen, schon angeführt, die so manchen uralten Stoff in neuer Art wiederbrachten. Der Rückgang von den gekünstelten Weisen der Minnesänger zu den einfacheren Tönen des Volksliedes wäre ganz im Ausführlichen nachweisbar, wie wir spurweise den umgekehrten Gang bei dem Aufkommen des Minneliedes gewahrten. Vereinzelt läuft die Reimspielerei und Verskünstelei auch im ächtesten Volkston noch mitunter. Noch ist die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieser Lyrik; noch scheut man sich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchstens mit dem Anfangsbuchstaben; noch benennt man sie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiserin; noch klagt man über verlorenen Dienst und über die Klaffer, wie einst über die falschen Merker.

Nur freilich konnten diese alten Reminiscenzen nicht lange in die Augen fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältnissen von einer ganz verschiedenen Klasse von Menschen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klasse mit einer einzigen Thätigkeit und Beschäftigung, die durch eben diese ganz einerlei Geistesrichtung annahm, wie in der Ritterzeit, sondern Menschen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe gaben sich der Liederdichtung hin. Wie sich der Laie damals zu Predigt und geistlichem Amte anfing fähig zu halten, so war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Wie die Reformationslehre plötzlich in tausend Gemüthern zugleich zündete, so hatte nach dem Limburger Chronisten schon im 14. Jahrhundert die Einführung der Harmonie die Volksmusik in Deutschland mit auffallender Raschheit unter Allen zugleich verändert, und war nach dem ersten Eifer die neue Verbesserung vielleicht etwas eingeschlafen, so erwachte sie jetzt von neuem im 15. und 16. Jahrhundert. Die Edlen des 13. Jahrhunderts waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romansagen, Abentheuer mehr lesend als ausführend, umschweifen zu lassen, ihr sinniger Hang aber fesselte sie an die Heimat, die Gesellschaft, die Frau ihres Herzens: dies Gedankenleben gab auch ihrem Liede jenen eintönigen Klang. Aber die Abentheurer dieser Zeit, welch ein anderer Schlag Menschen war das! Zum Theil

feſſelte ſie nicht einmal eine Heimat, wie ſollte ſie ein einziger Gegenſtand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre Gedanken gefeſſelt haben. Wie beſchwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewiſſen, der ſeine Sache auf Ehre und Ruhm, auf ſtete Treue und Zucht, auf ſein Weib und ſeinen Fürſten geſtellt hatte — wie leicht aber wards den tauſend Freigeiſtern dieſer Zeit, ſich durch die Welt zu ſchlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts geſtellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Raſen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals," der für eine böſe Nacht in der Wirthsſcheune ſich morgens an der Taſche eines reichen Kaufmannsſohns auf der Heerſtraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und der, fürchtet er auch ſonſt nichts, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksburſche, der heute liegt und morgen wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenſchaft ſein kann; ein armes Mönchlein, das ſich einmal ſo viel Licenz nimmt, ein Buhllied zu ſingen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter iſt, wie einſt der abentheuernde Ritter, und heute ſein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen ſein Heil bei der Königin ſucht, wie andere Lieder mußten die ſingen, als die Rittersleute! wie andere Liebeslieder, ſchon darum, weil ſie auch andre Lieder zu ſingen hatten! Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren ſelbſt in aller Fremde herumgefahren, in die Heimat zog ſie höchſtens ein faßlicher Gegenſtand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenſchaft nährte und ſpannte; ſtets riß ſie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beſchäftigen ſollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einſamkeit pflegen, ſondern ſie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbſucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderluſt, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß ſelbſt die größten Männer in die raſtloſeſte Unſtetigkeit, Verhältniſſe und Schickſale trieben die Humaniſten und die Reformer von Ort zu Ort, und die heftigſte Leidenſchaft gährte in den kräftigen phyſiſchen und moraliſchen Na-

turen dieser Zeit. Was nun mitten in dieser Erregung in der literarischen Welt entstehen konnte, mußte die grelle Farbe der Wirklichkeit tragen, so wie was aus dem Traumleben der Ritter hervorging, sogleich einen ideellen Anstrich hatte. Wir werden nun weiterhin sogleich sehen, daß wirklich im schärfsten Gegensatze zu der Ritterpoesie die Dichtung dieser Zeit, so wie sie umfassender wird, statt der oft übertriebenen Idealität der früheren Dichtung vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis zur Carricatur an sich trägt, und daß sie an Mangel des Ideellen so leidet, wie die Ritterpoesie an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritterzeit ausnahmsweise neben der phantastischen Welt den Blick auf die wirkliche Welt gerichtet hatte, wie Walther, den sahen wir bedeutsam auf Freidank und von da weiter bis auf diese Zeit in der Dichtung fortwirken; und so hat auch in dieser Zeit der Reformation nur das eine bedeutende Wirksamkeit für die Zukunft behalten, was außer der platten Wirklichkeit, um die sich alle größeren und auch die meisten kleineren Gedichte dieser Zeit im geringern Maaße drehen, ein Ideelleres im Auge behielt. Und dies ist eben das Volkslied und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die ganz den Volkston an sich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenossen Gellerts, vom ersten Minnesänger bis auf Göthe ist in dem erzählenden moralischen Gedichte und in der Lyrik Deutschlands ein einziger ununterbrochener Zusammenhang; und diese Periode ist die Durchgangs- und Umgestaltungszeit, die das Aeltere für den neueren Geschmack erst brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unsere größten Dichter verschmähten nicht, die Volksromanze und das Volkslied zu benutzen, sich davon anregen zu lassen, auf seine Eigenthümlichkeit und sein Wesen zurückzugehen, und es ist interessant im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit die verschiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurückgingen. Der größte von Allen erkannte am meisten die große wahrhaft poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder und die erotischen vor Andern, bei manchem Unbeholfenen und Kindischen an sich tragen. Man darf es wohl sagen, die Volkslieder der besten Zeit, die sich der meistersängerischen Form ganz entzogen, behandeln vielleicht niemals einen unpoetischen Gegenstand; und die Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, die Mischung von individueller Wahrheit und ideeller Allgemeinheit ist meist so glücklich, daß man

ſich wohl erklärt, warum man immer, mit Verſtand und Unverſtand, ſo großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu dieſen Eigenſchaften des Volksliedes ſein Entſtehen in den bezeichneten Klaſſen nicht wenig bei. Was mit aller Anſtrengung der Mönche, der Ritter, der anſäßigen Handwerker und Gelehrten die Dichtung nicht im Kloſter, nicht in der Frauengeſellſchaft, nicht in der Stube erlangen konnte, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter allen Klaſſen des niederen Volkes von ſelbſt zu. Die Freiheit, die Zwangloſigkeit, ja ſelbſt die völlig anarchiſche Zügelloſigkeit ſchlug ihr im erſten Augenblick dieſer großen Revolution zur Zierde an; was ihr die Heiligkeit des einen Standes und die Sinnigkeit und der Adel des anderen und der Ernſt des dritten nicht geben konnten, das gab ihr der Leichtſinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüſtliche Humor der untern Stände. Das glänzende an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe aber arme Leben der Ritter hatten dieſe mit Anſtrengung in ein poetiſches Licht zu rücken verſucht; das wirkliche poetiſche, an Mannichfaltigkeit und Bewegung ſo reiche Leben dieſer unteren Klaſſen aber konnte nicht leicht überſchätzt werden, bei der aben berührten Eigenheit dieſer Zeit, nach der ſich die beſcheidenen Menſchen in der Wirklichkeit mehr herabſetzten, ſtatt ſich hinaufzuſchrauben. In dem erzählenden Gedichte eines Roſenplüt oder Hans Sachs geht uns dieſes mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je objectiver ſich der Dichter dabei hält, je mehr er einmal aus Gefallen an der Sache ſeinen moraliſchen Ernſt und Eifer zurückhält und ſeiner Laune Lauf läßt, deſto vortrefflicher iſt die Wirkung: in dem lyriſchen Gedichte aber liegt dieſes bewegte und poetiſche Leben, auch wo es ſich noch ſo ſehr auf bloße Empfindung bezieht, ganz deutlich zu Grunde, ohne jedoch darin zu erſcheinen. Der Rittersmann dagegen hatte in ſeine epiſche Erzählung ſeine lyriſchen Ergießungen eingemiſcht und in ſeinem lyriſchen Gedichte eigentlich ſtets von ſeinem Zuſtande und ſeiner Empfindung mehr *erzählt*, als ihn aus einzelnen Momenten in dem ſtoßweiſen Gange des ächt lyriſchen Gedichtes verſinnlicht. Seine Lyrik war von einem gewiſſen epiſchen Elemente beherrſcht, wie das Epos überhaupt der alten Dichtung Mittelpunkt iſt; Leidenſchaft und Gefühl ward nur zart und leiſe und wie aus der Ferne berührt. Aber in dieſen Zeiten des Umſturzes der epiſchen Poeſie, die von jetzt

an nur in der Ausartung des Romans fortlebte und sich nie mehr recht erholte, jetzt wo man von dem Epischen zum Lyrischen, von der Vergangenheit zur Gegenwart, von dem Romantischen zum Plastischen übersprang und die großen Gegensätze des Epos, Lied, Drama und Satire zu bilden anfing, jetzt begünstigte das Leben, die Stimmung der Nation, die verwandten Gattungen der Poesie, die man pflegte, die größte sinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, so wie seine Originalität. In seiner Lyrik ist jedes Volk original, wenigstens hat jedes Volk neben seiner erborgten Lyrik auch eine originale; gerade damals aber behauptete Deutschland in allen Zweigen eine scharfe Eigenthümlichkeit, und dies konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, zu dem man damals selbst aus seiner älteren Gestaltung in der Minnezeit weder viel Form noch Inhalt entlehnte, sondern höchstens im erotischen Liede die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, ohne auch darin übrigens der Selbstständigkeit zu vergeben. Die Art aber, wie sich diese Empfindung jetzt ausspricht, ist rein entgegengesetzt; formell ist diese Dichtung ganz verändert. Dort war sie mit objectiver Ruhe dargelegt und mit Beschaulichkeit beobachtet, der Dichter sprach von seiner Empfindung, hier spricht sie aus dem Dichter; sie ist von ihrem Gegenstande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt: in dieser Heftigkeit spannt sie sich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, springt von Extrem zu Extrem, und so wirkt auch auf den Leser das Lied selbst: es regt ihm die entsprechende Empfindung ruckweise an mit Einer Wendung, Einem Anstoß und bringt auf diese Weise Rührung oder Erschütterung hervor. Dies ist das ächteste Merkmal jeder lyrischen Poesie, und sei es, daß unser Volkslied diese Eigenschaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade besitzt, so gibt sie ihm auch so einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied und besonders das Liebeslied eröffnet damals unsere gesammte neuere Dichtkunst; wie bei jeder Reform und Revolution der erste Ausbruch rein und edel zu sein pflegt, ehe die Leidenschaften und der Eifer des Aenderns verwirren, so war es hier. Bei den ersten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Instinct und Tact gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meist noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunst und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfsinn nirgends

wirksamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematische Systeme hatte, und mag man auch sagen, was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie ist von wenigen theoretischen Meistern, die entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Liedes selten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Musik gegen das Volkslied oder die Newton und Kepler gegen die Erfinder der Spiele zurückgesetzt sein sollen. Daher haben den unsere kühneren Dichter und Kritiker den „kecken Wurf" des Volksliedes erstrebt und vertheidigt, was wohl freilich manchen Unberufenen misleitete und die Ueberlegenden, wie Voß, beleidigte, der mit seinen Liedern mehr an dem schlesischen Geschmack haftete. Mit jenem kecken Wurfe ist nun eben das bezeichnet, was wir oben als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik, jeder musikalischen Poesie angaben, was man als das Charakteristische an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angesehen hat. Alles ist voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd, eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verstandes nicht bedürfen, der schönste innere Zusammenhang ohne genaue logische Verknüpfung. Das beste, was der vortrefflichste musikalische Text leisten kann, leistet das Volkslied — man möchte sagen, vollkommner als es je ein künstlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anstoßes der Empfindung in den Worten, die Texte lassen der Musik den ganzen breiten Raum, den sie nothwendig braucht. Daß diese Lieder das Anspruchvolle des Minneliedes, seine Färbung, seine Kunstfülle, sein Bestreben, die Musik gleichsam schon im Reim und Vers zu geben, recht wie absichtlich verleugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei so gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton und Accent der Empfindung legen, das fesselt schon den Leser, das reißt den Hörer der Musik so hin, die in vielen dieser Lieder in einer ganz wunderbaren und künstlerisch sehr selten erreichten Harmonie mit dem Texte steht. Dies kann ja auch nur ihre vielhundertjährige Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird diese einfältige unschuldvolle Musik auch durch alle Verderbnisse des Operngeschmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten, wie es denn characteristisch genug scheint, daß sich nach dem Uebermaaße der

Künstelei unsere neueren Opern gern wieder mit entlehnten Volksmelodien schmücken. Die Begleitung der Musik, die niemals bei diesen Liedern fehlen darf, erklärt also jenes Lückenhafte und Springende in ihrem Texte, und sehen wir von der Musik ab, so erklärt es die sinnliche Anschaulichkeit der Behandlung. Wir stehen unter einem Geschlechte von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die, was sie besangen, nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit und Beschaulichkeit der Minnesänger und nachher die Speculation und der Mysticismus der frommen Dichter die Sinnlichkeit in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, desto stürmischer machte sie sich nun Luft. Der alten Volkspoesie und des alten Volkslebens Bilder und Sprichwörter und der Reichthum an anschaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Anspielungen auf Volkssage und Volksglauben, Alles was seit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb und werth war, darf nun wieder freier in die Poesie treten; Alles das ist im Volke lebendig und bedarf nichts weiter als der Andeutung. Alles wird voll Lebendigkeit: die Bäume sprechen und warnen; die Blumen sind persönlich und wandern sogar. Die Anschaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang stille. Die Eigenheiten der ursprünglichsten Poesie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verse, assonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder, zugleich mit der Einfachheit der Töne; jene elidirende, apostrophirende Manier herrscht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es ist hier alles Gesicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung ist, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erst Alles zu sagen? Wir sehen erschütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen? Wir empfinden schon unter der Erzählung, wozu sollte der Sänger seine eigenen Empfindungen erst herzählen? Der vor-

sichtige logische Gang des Minneliedes stieß unsere größten Dichter bekanntlich so sehr ab, aber in diesen Liedern, wo sie auch arm und leer sind, entschädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte: der sichere Entwurf, der der Musik das Colorit überläßt, wirkt hier weit besser, als die glänzendste Farbengebung der Minnesänger bei unsicherer Zeichnung. Der Dichter beherrscht hier seine Empfindung und springt kühn mit ihr um: das Gefühl der Liebe war auch in den Menschen jetzt nicht mehr so herrschend; Alles fällt hier von selbst zu, was der Minnesänger mühselig suchte und künstelte. Die Minnelieder konnten in unserer neueren Zeit daher nur übersetzt und umgesetzt werden, aber das Volkslied bezeugte seine Kraft und seine Natur, indem es schon im 16. Jahrhundert sogar die lateinische Sprache überwand und in den Studentenliedern lange fortdauerte, indem es sich neben der schlesischen Kunstlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte, zu der letzten Revolution in unserer Dichtungsgeschichte unendlich viel beitrug, zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeisterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geschaffen war. Auch dies bedingte seine skizzenhafte Gestalt, und bringt sie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr ist, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der traditionellen Poesie. Von der Musik will das Ohr nicht beleidigt sein; sie setzt sich daher schon sicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, selten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren so vielfache Bearbeitungen, oft so unsinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; seltner ist die das Local charakterisirende Veränderung in Text und Musik zugleich, wie in dem Liede: Es waren zwei Königskinder [427]), wo sie aber eine erstaunliche Selbstständigkeit verräth.

Dieselbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotische Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der schlichten Natur des Menschen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliede steht wie ein

427) In der Sammlung von Volksliedern von Baumstark, Heft 1. Es ist merkwürdig, wie die bekanntesten deutschen Volkslieder in allen germanischen Stämmen verbreitet waren. Darüber ist jetzt am fruchtbarsten: Hoffmanns und Richters schlesische Volkslieder. 1842. ff

todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beschreibende Manier bringt entweder diese minder lebendige Stimmung oder diese vielleicht jene hervor. Aber hier versenkt sich ein gedankenvolles Mädchen bis in die lebende Unterredung mit der Haselstaude (es wollt ein Mädchen brechen gehn), hier blüht treue Liebe im Vergißmeinnicht und die Blumensprache beruht überhaupt nicht auf Convention, sondern auf alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt auch keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, sondern lieber
109. gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verschmähung wächst. Der geliebte Gegenstand selbst auch kältet in Reif und Schauer, und thaut bei günstigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte sich hier gar nicht mehr so reflectirend mit der Sommerfreude vergleichen, sondern sie vergißt über den Einen alle Menschen, über der Einen alle Welt, und abgestoßen von den Menschen sucht sie die Natur, die das Glück des Menschen nie stört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu sagen, diese Dichter, daß die schöne Natur sie beglückt, aber man begreifts und siehts; so brauchen sie auch nicht, wie noch alle meistersängerlichen Liebeslieder eines Muscatblüt u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beschreiben, sondern, wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder besitzt, und wenn ihm die schneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, so ermißt man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie werth und wie schön ihm beides ist. Die Frauen sind auch hier spärlich mit ihrer Gunst, und die Liebenden quälen sich im langen Dienste, allein sie klagen weit weniger als sie hoffen, und reden weit minder, als sie handeln. Geheimniß und Zweifel ist auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenschaft selbst ist immer das Herrschende und das Beiwerk darf nie so laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er sucht, es ist aber nicht die Grille der Dame, die ihm wehrt, sondern er muß fort, er hat auch andre Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt, Krieg und Wandrung zwingt ihn weg und Angst und Eifersucht mischt sich in den Schmerz der Trennung. Er möchte so gern sein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, so will es die Zeit nicht fügen; es muß geschieden sein, der Mann soll die Fremde bauen; sie segnen sich mit Gott von ganzer Seele, und befehlen sich einander ihren treuen Herzen; Er wünscht vielleicht gutmüthig

dem einen bösen Tag, der das Scheiden und Meiden erhacht und trabt auf aschgrauem Roß über die Haide; und sie hätte lieber Vater und Mutter fahren lassen, um den Herzliebsten zu behalten, und vergrämt sich fortan durch die schwer langweilige Trennungszeit in trauernder Pein und lästigen Gedanken; und so sehr sie sich, wie das namentlich die Männer thun, die so gern ihre Liebe recht wichtig machen, den Abschied erschweren und selbst mit Erinnerung an den Tod so schauerlich machen (auf dieser Welt hab ich kein Freud; es ritten drei Reiter u. A.), und so sehr sie heimliches Leiden im jungen Herzen üben, so hoffen sie doch, wie es menschlich ist, auf die Zeit, die Rosen bringt, trösten sich damit, daß lange Zeit nicht ewig ist und verwundern sich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht. Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien? Wir haben leider den Geschmack und den Sinn durch die zu häufige Wiederholung und den gemeinen Vortrag an vielen verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur diese Dinge in ihrer Art übertroffen werden. So original und einzig das Göthische Lied gegen jedes Fremde steht, so dies erotische Volkslied; rein erhielt sich unsere ächte Volksmusik von dem Einfluß der Oper, rein der Text dieser Lieder von jeder läppischen Sentimentalität und jedem poetischen Effecte. Man vergleiche die Liebeslieder der Engländer, man höre dergleichen von einem Engländer nur lesen oder singen, Alles ist Action und Schauspiel, was bei uns simple Natur ist, Alles tragisch, wo uns das Traurige genügt, Alles pathetisch, was bei uns sinnig und tief, anspruchvoll, was hier naiv und unschuldig ist. Unsere schauerlichsten Romanzen versöhnen, wenn nicht mit den Worten, so doch mit der Melodie. Die englischen sind vielleicht reicher an Handlung, an großen Verhältnissen, an starker Leidenschaft, aber an rein menschlicher Natur und an innerem künstlerischen Beruf übertreffen die deutschen Dichter. Es ist das Verhältniß der englischen Nation zu der unseren, des Shakspeare zu Göthe; das Thatsächliche, Große, Reizende in Handlungen und Motiven, das Anregende für das äußere Leben haben jene voraus; für die Dichtung ist dies nicht überall der größte Vortheil, die nicht unmittelbar unsere Kräfte für die äußere Thätigkeit wecken, sondern zuerst uns innerlich weihen, und erst dadurch für edle und große Handlungen begeistern soll.

Die schmucklose Wahrheit dieser Lieder litt nicht, daß sich irgend etwas Chimärisches in ihnen ansetzte, wie in der Ritterpoesie so oft. Die Liebenden sind hier nicht zu kriegerischem Auszug, zu gesteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe gestimmt, denn die Liebe macht keine Helden, sondern sie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samson und des Alkiden. Die Liebenden sind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle so treu, daß der Gewanderte nach sieben Jahren seine Liebste treu wiederfindet und selbst im Glauben an seine Treulosigkeit noch wohlwollend gegen ihn. (Es sah eine Linde ins tiefe Thal.) Ein Andrer meints auch nicht so redlich; die leichten Reitersjungen brechen so gern einen Anlaß vom Zaun und lassen ihr Mädchen fahren. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterwesen haben, wie Reiter und Studenten, sind auch wohl am häufigsten die Dichter dieser Lieder, und ihre Verhältnisse sprechen sich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur, jeder alte Werber und jeder grobe Bauer und jeder pedantische Schreiber, der sich einmal an das Liebeswerk wagt, so arg verspottet. Und diese fahrenden Leute ändern sich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals so unstät, daß wo nun ein Betrogener seine Genossen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue sah. Ist nun dergleichen die Ursache der Trennung, so bricht sich wohl ein armer Getäuschter einmal das Herz, aber ein anderer tröstet sich bald und dichtet dem schnippischen Ding, das ihn hat gehen lassen, eine lange Nase und einen durstigen Gaumen an; ein Andrer klagt in Einem Athem, daß Seufzer seine Tage verzehren, flucht das höllische Feuer hinein und wünscht der Treulosen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter wünscht der Verabschiedenden sein Ade zur guten Nacht und sein Trauern hat mit seiner Liebe ein Ende. So neckt sich hier die Liebe zwischen dem Trauern und die Sehnsuchtslieder sind von den schelmischsten unterbrochen, und die reinsten von den schlüpfrigsten. Und diese letztern sind in ihrer Art in der That vortrefflich, unvergleichlich in dem Scharfsinn, mit denen sie aus allem Geschaffenen Gleichnisse herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt sagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der sie sich manchmal blosstellen, oder in der dreisten Naivetät, mit der sie Unschuld heucheln. Die Lyrik dieser

Zeit ist eine männliche Kunst; man darf daher selbst diese und ähnliche Seiten derselben nicht verschweigen, wenn sie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden sollen, und Docen hat ganz recht gesagt, man solle dergleichen auch in Sammlungen nicht unterdrücken und die Volkslieder nicht wie die Jesuiten ihre Autoren in Ausgaben ab omni obscoenitate purgatis besorgen: nur dergleichen absichtlich *suchen*, sei unmoralisch. Die Lieder dieser Zeit drehen sich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bacchus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet seine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor seiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrscht der ungemeine Reichthum an Metaphern und scharfsinnigen Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald sich arm-bürgerlich über sein vornehmes Ritterthum und altadliches Geblüte beschwert, bald ihn als wackern Gesellen zum Willkomm oder Abschied grüßt, bald als den Feind der Weisen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darstellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat seinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er traut auf das Glück der Erde, achtet freien Muth höher als Gut und Habe, Raum auf und Halt nichts ist seine Begierde, kein Geld soll bei ihm vor Alter schimmeln, und hätt' er das Kaiserthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre sein, das würde er Alles verschlemmen. Gleich gilt dem Sorglosen das römische Reich, es sterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbsucht und Brodsorgen gewinnt so leicht die fröhliche Verschwendung, in einer Welt voll ängstliches unsicheres Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhliches Reichthums ist, der leichte Erwerb von Dieben, Bettlern und Bänkelsängern etwas Poetisches. Leichter Sinn bei dem wenigen Besitze, leichter Trost bei dem Nichtbesitze, beim Weine ein lustiges Versetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmährchen, das sich die Phantasie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern besungen, sammt dem Glücke der Armuth die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber scheut, nicht vom Betrügen und Borgen zu leiden hat. Von dem Gedichte vom *fahrenden Schüler* von Johann von

Nürnberg [428]) an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Rosenplüt [429]) und den Liedern dieser Art aus dem 16. Jahrh. [430]) ist der Uebergang von dem epischen zu dem lyrischen Vortrage interessant zu beobachten. Auch in der Geschichte des Weinliedes sind die historischen Veränderungen sehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer sich des Weinschwelgs und seiner epischen Manier erinnert, und dann die Weingrüße und Weinsegen des Hans Rosenplüt [431]) daneben hält, wo in die Anrede des einsamen Trinkers schon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Lustigkeit eingeht, und wer dann aus Fischart's Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der vortrefflichsten Volkstrinklieder aufgenommen oder wenigstens angegeben sind, der übersieht die innere und äußere Veränderung auf einmal und hat ganz denselben Fortgang vor sich, wie bei dem obenerwähnten Lotterliede oder wie man es nennen will. In dieser „Gesangzeche" sind zwischen die Gespräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemischt, wie deren auch in andern Kapiteln des Gargantua schon vorkommen, die das beste Schatzkästlein für diesen Zweig des Volksgesanges abgeben; es ist eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Illumination der Schlemmer wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn der sich unter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maaße, wie in den Zotenliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt. Ich leugne nicht, daß nicht manches darunter zufällig alt sein könnte (wie denn manches Volksmäßige dieser Art, was unter den Minnesängern stehen geblieben

428) In Grimm's Altd. Wäldern II.

429) In Leipz. Codex, den ich oben anführte, S. 149.

430) Eines aus Fischart von Grimm a. a. O. mitgetheilt; andere in Docen's Miscellaneen und sonst.

431) Im Leipz. Codex von S. 278 an. Einige sind im 16. Jahrhundert in Reichenplin's Segen o. O. u. J., und auch im deutsch. Museum 1780. II. gedruckt.

iſt, ſchon ganz den Charakter der Lieder dieſer Zeiten trägt), doch war es dann, wie das Volkslied überhaupt, lange verborgen, und ward nur erſt in dieſen günſtigen Zeiten hervorgeſucht, in denen übrigens dieſe Lieder ihrer ganzen Natur nach faſt ohne Ausnahme entſtanden ſein mögen. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr beſtimmtes Alter im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts anweiſen kann, ſind in ihrem Inhalte keuſcher und reiner, und wo ſie obſcön ſind, ſind ſie es mit jenem naiven Anſtande, man möchte ſagen, mit der Unſchuld, mit denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen anſehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erſt in den Zeiten der Leidenſchaft, der Verwilderung, des Fanatismus, der Anarchie im 16. Jahrhundert ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; ſo iſts gerade mit der Heftigkeit in dem hiſtoriſchen Liede. Die Vorſicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides ſchwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß die rohe Obſcönität nicht im 15. Jahrhundert da geweſen ſei, allein ſie war mehr in andern Gattungen heimiſch, als in dem Liede, das in dieſer Zeit meiſt zwiſchen dem Charakter des Ritter- und des Volksliedes ſchwankte und gerade in dem Uebergang und dem Verſöhnen beider Elemente bedeutend ward; im Faſtnachtſpiele ſind Roſenplüt und Hans Folz ſo ſchmutzig, wie (der erſtere wenigſtens) in anderen Gattungen fein, denn zur Faſtnachtzeit war dieſe Licenz einmal geſtattet und ſelbſt ein ſo züchtiger zarter Menſch wie der Teichner fand das gut, daß der Menſch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte ſich dies, das Faſtnachtſpiel zog ſich mehr aus dem Leben zurück in die Kunſt und ward minder gemein, während das Volkslied immer mehr in das Volk herabſtieg, ſo daß bei Jacob Ayrer in dem züchtigeren Luſtſpiele die eingeſtreuten Lieder im Volkston oft das Schmutzigſte enthalten. Man kann genau ſehen, wie ſtufenmäßig das Bewußtſein von den bäuriſchen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Roſenplüt's bis zu Brant's, Murner's, Dedekind's und Fiſchart's Zeiten wächſt in demſelben Verhältniſſe, wie ſie in der Wirklichkeit wachſen; wie die Derbheit in der Poeſie in eben dem Maaße ſich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derſelben in mehrere und tiefere Klaſſen des Volks herabſteigt, wie ihr Werth überhaupt ſinkt, in dem Grade, wie ſie ſich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie alſo das allgemeine Kirchenlied ſich anfängt auf Dogmen und

bestimmte Feste, das allgemeine Festlied gerade auf dieses Fest zu beziehen, wie das historische Lied zum Panegyricus herabsinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der besonderen Handwerker, und unter diesen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Ideellere stets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unserer alten Lyrik etwas bewahrt hat, steht dasselbe in einer ganz poetischen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satiren und der Narrenschwänke, im Gegensatze also gegen Beides, gegen die Don Quixote der früheren und die Sancho Pansa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen wirklich rein idyllischen Eindruck gegen die idyllischen Carricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Klosterlebens, der Schöpfungsgeschichten und all der hoch heiligen Verkehrtheiten sind im Volkslied weit werthvoller, als die kunstlosen großen Satiren gegen Clerus und Stände; so wie der Volksschwank immer besser wird, je weiter er sich von der Zeit und Wirklichkeit entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poesie aber mit dem Leben ganz zusammenfällt, dies fanden wir schon mehrmals, so entdeckt man nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch so poetisch ist. Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit nicht darum beneiden, da man bei uns Alles der Art recht geflissentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, die barocken geistlichen Feste, die tollen Bacchanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere Kartentische, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch, und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden jenen alten mit

ihren Inconvenienzen vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Persiflirung des Mysteriösen und Heiligen, die sittsamen, ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonst verbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten, als wie unsere Gesetze thun, jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objectives Maaß, sie waren im Genuß der Freude nicht geizig, sie trauten auf das Maaß ihrer Natur selbst. Was sie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was sie aushalten konnten mit ihren physischen Kräften, das wußten sie auch zu verantworten vor ihrem moralischen Gewissen. Aber heute dürfen wir ja ohne gnädigste Erlaubniß nicht eine Nachtmusik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu spielen, haben wir — Dank sei es den aufgeklärten Zeiten verlernt. Und es war ein so vortreffliches Mittel dieses Rollenspielen, um lärmende Freude zu schaffen, wie man noch heute sehen kann, wenn nur einmal zwei Personen die Rollen der Pulcinelle in einer Gesellschaft zu spielen verstehen; es war ein Hauptmittel unter denen, „die unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude machte," wie der alte Möser sagte, der so einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichsten Charakter dem Menschen sein Toben und seine Thorheit gönnte, der Jugend ihre Untugend, dem Luxus seinen Lauf so lang es gehen und stehen konnte, der Leidenschaft ihre Gährung und dem Feste seine Lust, und der es an hundert Beispielen predigte: gebe man politisch und moralisch das Unausweichliche unverholen zu und richte man seine Bekämpfungen im positiven und im Sittengesetz nicht gegen dieses Unvermeidliche, sondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jahrhundert sich auf fürstlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Festen oder auf Kirchweihen umsieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit," wie es die Frankenbergische Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber so herzlich man dies Leben und Weben selbst poetisch finden kann, so wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schönbartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Bischoff am Gregoriusfeste hielt, oder die Devisen und epigrammatischen oder satirischen Gedichte bei fürstlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spruchsprecher, oder

die Niclas-, Ruprechts-, Martins- und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozessionsgesänge und Bohnenlieder poetischen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichsten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit sein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenständen lassen. So waren die Tanzlieder der Dithmarsen, wie die der Kärnthner und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und die Tiroler Schnodahaggen haben allerhand verschiedene Themen; und doch sieht man an dem späteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch diese Tanzpoesien aus ihrer ursprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und stationär wurden. Was bei Poesien dieser Art, die sich an bestimmten feststehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebenssitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, ohne von Revolutionen gestört zu werden, noch das Schätzenswerthe und Interessante ist, ist das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweise zurückleitet. Mährchen, Räthsel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverse, ihre Thierreime und Festlieder, die Gebete, die Wiegen- und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme singen oder sagen, gehören hierher; wie vieles mag darunter uralte Ueberlieferung sein, wie vieles spricht noch aufs frischeste das reinste Volks- und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den schärfsten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Tradition bis zum Unsinn entstellt, so daß man uns nun mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der schriftlichen Tradition zu bewundern, was, wo es auch unverständig oder das Allergenügsamste und Geringfügigste ist, in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtlosen Kindes, in dem sorglichen Gesang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendste sein kann. Was nur für das Leben selbst geschaffen ist, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt sogleich wie ein Leichnam starr da. Wie arm ist ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tiroler Gaßlied, voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht ist, für uns, wenn wir ihm seine Heimath nehmen, die wir diese Beziehungen nicht verstehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen versteht, aber man würde es einem schlecht danken, wenn einer gute Leberreime in Bücher sammeln wollte; so wie es über-

haupt mit Allem der Fall ist, was mit dem Improviso eine Aehnlichkeit hat. So ist die Jäger- die Hirten-, die Räubersprache voll poetischer Elemente; voll poetischer Elemente daher z. B. die Waidsprüche und Jägerschreie [432]), die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine sinnliche Wortfülle, die auf der sichersten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich sein, diese Waidsprüche mit poetischem Genuß zu lesen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechseln will, wenn er nicht ein Jäger von Profession ist? Wenn ich ein Jäger von Profession wäre, so würde ich nicht bedauern, daß diese Waidsprüche nicht gedruckt wären, sondern daß es aus dem Leben abgekommen ist, daß die Jäger zu einander nach ungekünstelter poetischer Art „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortsetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweise gesprochen," so daß daran ein geschickter und gelernter Jäger zu erkennen war, indem man in diesen Sprüchen die Fundamente des Waidwerks einlernte und gelegentlich in Jägercompagnieen oder bei Jagenszeiten der alte Jägermeister die jungen Waidgesellen darin vornahm und examinirte [433]). „Die Fragen und Antworten der wandernden Handwerksgesellen haben damit eine unläugbare Grundähnlichkeit. An weiser, kluger, verständiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gast den anderen, sieht, daß er seines Gleichen und ihm zu trauen sei; selbst die Räuberbanden haben sich eine eigene Sprache voll poetischer Namen nicht geschaffen, sondern ebenfalls seit undenklichen Zeiten zu erhalten gewußt. Wie die alten Jöten, Zwerge und Helden Rede wechseln und sich sichere Zeichen abfragen, so haben sich auch die Wandergesellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetische Seite ihrer Lebensart in bestimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen spottenden Formeln aufgestellt, deren ernsthafter Tiefsinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdischer Freuden erheitert wird" [434]). Auch in diesen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Gesellen, in dem ganzen Treiben dieses Restes unserer alten fahrenden Leute, wird sich Niemand wehren, ein schönes poetisches Colorit anzuer-

---

432) Grimm's Altd. Wälder III. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrer's Stücken.

433) Döbel's Jägerpractik 3. S. 478.

434) Grimm's Altd. Wälder 3. S. 102.

kennen, so wie in den Handwerksgrüßen [435]) selbst gleichfalls die Spuren sehr alter Volkspoesie zu finden. Allein so groß und weit die Aussicht auf den freien, vergnügten, ja meinethalb auch witzigen Verkehr dieser Volksklassen durch einen Blick auf die unmittelbarsten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, so scheint mir die Belehrung, die da zu holen ist, weit unmittelbarer selbst aus den ganz kleinen Resten, die davon im Leben geblieben sind, zu gewinnen, und in jedem Falle die Aufschlüsse, die man daher für eine Geschichte des poetischen Lebens entnehmen kann, selbst für die nächst angrenzende Gattung von selbstständigeren, an keine stationären Standesverhältnisse geknüpften Poesien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und steiferen Verhältnisse der anderen zurückschließen, aus den Waid- und Zunftsprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter sein mögen und die nur so allgemein, als es gerade wohlthätig ist, von den Einflüssen dieses Standes berührt, und in nichts wesentlich verschieden sind von allen übrigen oben charakterisirten Volksliedern. Ganz anders ist schon eine zweite Gattung, die sich schon manchmal im Inhalt auf das Geschäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Musik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo, und seine Instrumentalmusik verräth, und sogleich eine strengere Aehnlichkeit mit den Jagdschreien erhält, die voll natürlicher, nachahmender Schallworte sind. Diese sind schon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier besonders betrachten. Das späte 16. und das 17. Jahrhundert (das auch überhaupt das Jagdwesen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, sich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetischen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenstücke der Soldaten, viele lateinische Lieder besonders, die Trinklieder, die
s. 381, 4. das Gurgeln und „Plodern" der Weinschlücke nachahmen, das äußerst lebendige Schmiedelied [436]) (Wenn jetzt die Schmiede zusammengeloffen), die Refrains der Weberlieder u. A. sind dieser Art und sie sind in redender Musik oder Rhythmus gewöhnlich so vortreff-

435) In Grimm's Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 sind deren gedruckt.

436) Wunderhorn 2, 74. 78.

lich, wie an Inhalt unbedeutend. Muſter ſind in dieſer Hinſicht die Jägerlieder. „Sie ſind nach den Accorden des Waldhorns modulirt und verlieren unendlich viel, wenn ihnen dieſe natürliche Begleitung, und die lebendige Nachahmung des Waldhorns durch eine ſonore Stimme genommen wird. Wie wenig erkennt man auf dem Papier die Wirkung des frohen Jägerlieds fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn, das auf dem Horn ſo prächtig ſchallt? oder ſollte man es doch aus dem bloßen raſchen und wiederhallenden Silbenmaaße hören? Der Creticus drückt allemal den Anſtoß des Waldhorns und ſeinen ſchönen Abfall in die Terz aus und der zweite Creticus hallt dem erſten nach. So iſt in dem Liede Es ritt ein Jäger wohlgemut der Amphibrachys in den Worten Im Mayen, am Reihen, in anderen die nachahmenden Schallworte des Waldhorns, in anderen die fliegenden und treibenden Silbenmaaße voll lebendiger Wirkung“ [437]). Die Jäger-, die Studenten- und Handwerkslieder liegen uns der Zeit nach näher; ſie ſind auch, dünkt mir, noch mehr unter uns lebendig geblieben. Ich halte ſie im Allgemeinen für nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatiſchen Dichtungen erſcheint, und wo die verſchiedenen proſaiſchen und poetiſchen Handwerksbücher ihren erſten Urſprung haben. Auch unter den Handwerksliedern ſind die allgemeinſten, die Wanderlieder, weit die beſten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß ſie ſehr nach dem Leiſten ſchmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht ſind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja ſogar die Bauern haben ein ſolches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieſer Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geſchäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und ſchließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in dieſem Leben, Geſundheit alle Stund, jedem die ſchönſte Frau auf der Welt, die tauſend Gulden hat, und wenn

437) Gräter in Bragur 3. S. 252 sqq.

er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird" [438]). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem ersten Schneider oder Kürschner, von Elias Wagenfahrt nach dem Himmel schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preisgesängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelsten weg kommen. In Volksliedersammlungen, mit denen man unsern verwöhnten Geschmack wieder der simplen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen sollen, wenn man seinen Vortheil recht verstanden hätte.

Daß überhaupt über den Werth des Volksliedes die Stimmen so getheilt, die Partheiungen so heftig gleich bei seiner ersten Wiederbelebung im vorigen Jahrhundert waren, beruht zum Theil allerdings auf der Natur der Menschen, von denen der Theil, den man jetzt den gebildeten nennt, an allem Schlechten und Rechten keinen Gefallen, oder höchstens ein vorübergehendes Interesse haben kann, da die Mode wohl auch einmal wie im Verkehr zur humanen, so in Musik oder Lectüre zur literarischen oder ästhetischen Herablassung führt. Zum Theile aber beruht es auch auf der Art der Einführung. Wir haben es damit gemacht, wie wir mit allem Guten im vorigen Jahrhundert thaten; der Heißhunger trieb uns sogleich vom Guten zum Vielen, und nun sollten wir zum Theil und wollten zum Theil das Schlechteste mit dem Besten verdauen. Herder, an dem sein Sinn für Nationalität und Eigenthümlichkeit der Völker eine seiner größten Eigenschaften ist, hatte mit seiner vorsichtigen kleinen Auswahl ein vortreffliches Beispiel gegeben. Was mußte den Mann aber verführen, gleich bei dem ersten Auftreten mit Bitterkeit auf die Vernachlässigung dieser alten Schätze unter den Deutschen zu schmähen, unter Widersprüchen mit sich selbst sogar den Mangel an dergleichen vorauszusetzen, auf Verbildung zu sticheln, mit der es damals doch so gar arg nicht war, und mit den Engländern und ihrem Umgang uns schamroth machen

438) Ebend. S. 219 sqq.

zu wollen, da man doch wohl wußte, wie der gefeierte Percy selbst vor seinem civilisirten Zeitalter mit seiner Sammlung Angst hatte, wie er sie zurichtete, was er alles Unvolksmäßige dazu aufnahm! Nun kam jeder und ahmte diesen Ton nach; man wollte den Vorwurf abschütteln, von Gräter bis Erlach wollte jeder, ob er's ablehnte oder ansprach, ein deutscher Percy werden; die Sammler nahmen alle die bissige Stimmung an, obgleich das Volkslied gleich Anfangs eine ungemeine Wirkung hatte; und um doch namentlich den Zweifel an der Existenz solcher Schätze zu vernichten, so druckte man nun Alles, dessen man habhaft werden konnte, das Neue, Locale, Zufällige mit dem ganz Alten und allgemein Verbreiteten, das Absurdeste mit dem Schönsten, das Unverständliche mit dem Modernisirten, das Aechte mit dem Eingeschwärzten. Nicolai hatte mit seinem „kleinen feinen Almanach" die Absicht, die Volksliederwuth lächerlich zu machen, das merkte man damals gar nicht; und manche, die nachher im bitteren Ernste sammelten, machten sich und ihre Sammlung bei den Kundigen lächerlich gegen ihre Absicht, fanden aber bei den Toleranten zum Theil ganz sonderbar günstige Anfnahme; wer wie Docen in den Miscellanen kritisch und chronologisch verfuhr, der mußte die Gemeinheit der deutschen Kritik erfahren und sein weiterer Sammelplan blieb liegen. Wenn ja das Volkslied noch so vortrefflich war, die bloße Gattung machte doch nicht gleich jedes Einzelne vorzüglich; gerade diese Gattung läßt vielmehr von vorn herein schließen, daß das meiste Einzelne werthlos sein müsse. Wenn man daher sammeln wollte, so hätte man mit Geschmack auswählen, oder wollte man vollständiger sein, historisch und chronologisch sondern müssen, wie sich z. B. Görres in der Mehrzahl seiner Volkslieder an Eine Quelle und Eine Zeit hielt, so daß ich eben seine Sammlung noch als die empfehlenswertheste nennen möchte.[439] Man hat den Unsinn ausgesprochen, es gäbe keine Geschichte des Volksliedes: es gibt von nichts eine

439) Eine geschmackvollste neuere Auswahl und Beurtheilung ist: Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, von Talvj. Leipzig 1840. Von Seite charakteristischer Auswahl und kritischer Behandlung empfiehlt sich vor Allem: Uhland, deutsche Volkslieder. 1844. Eine Originalquelle deutscher Volkslieder ist soeben zugänglicher geworden durch den Abdruck des Ambroser Liederbuchs vom Jahre 1582 in den Publicationen des lit. Vereins in Stuttgart.

vollkommenere, als gerade von dem deutschen Volksliede, wenn einer nur des ganzen ungeheuren, aber freilich sehr zerstreuten Materials mächtig wäre. Aus dem ganzen 16. und 17. Jahrhundert, besonders aber aus der letzten Hälfte des 16ten gibt es eine ungeheure Anzahl von Liederbüchern mit Musikbegleitung, in denen man die Fortgänge des Liedes und seine Einwirkung auf das Kunstlied der Gelehrten, so wie die Rückwirkung dieses auf jenes ganz genau verfolgen kann. Was die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte, ist schon von dem der ersten ganz verschieden. Wer selbst nur das, was aus dieser späteren Hälfte im Wunderhorn oder bei Erlach u. A. wieder neu abgedruckt ist mit den Liebesliedern in der Görresschen Sammlung vergleicht, der wird ohne große Mühe den Unterschied finden [440]), obwohl ich gern gestehe, daß etwas Belesenheit und Tact dazu gehört. Der feinere Duft, die feinere Bewegung geht immer mehr verloren; das Schmutzige und Bäurische steigt; das Regellose der Form wird wieder regelrechter. Man will das Alte übertreffen uud macht es stets schlechter; man will die Sprünge vermeiden, man wird logischer, verständlicher, unlyrischer, nüchterner und endlich prosaisch; man sieht es den allbekannten Wendungen an, daß sie nicht mehr lebendig in der Seele liegen, sondern daß sie nachgeahmt sind und geborgt. Diese Lieder verhalten sich zu dem wenigen Schönen des anfangenden 16. Jahrhunderts wie das Kirchenlied ihrer Zeit zu den wenigen frischen des Luther und der zunächst von ihm Angeregten. Es sind nun professionirte Dichter und Componisten, die sich der Volksmanier bemächtigten; es wird alles demonstrirend und lehrhaft, sogar das Weinlied; Alles an-

440) Docen in den Misc. 1, 248. „Indessen bin ich weit entfernt, den Leser zu der Voraussetzung zu veranlassen, als ob alle jene Lieder aus dem 16. Jahrhundert oder auch nur die meisten derselben von einem bemerkbaren Werthe sein müßten, und immer der Ansicht entsprächen, die wir aus den besseren Reliquien jener Zeit uns zu abstrahiren veranlaßt werden; im Gegentheil, sobald man die gedruckten Lieder genauer untersucht, wird man eine nur zu große Folge ungenießbarer Reimereien darunter antreffen; das Singen und Dichten war damals gar zu gemein oder auch oft zu zunftmäßig; die Menschen waren ja immer an Sinn, Bildung und Fähigkeit verschieden; schon die schwäbischen Dichter setzten sich wechselseitig hie und da auf eine sehr gemeine Art herab, und daß es späterhin auf Geist und Beruf nicht sogar ankam, beweisen die Schulen der Meistersänger."

ſpruchvoll und prunkend, was ſonſt ſchelmiſch und leichtfertig war; für die Sprache der Empfindung ſucht man vergebens jene überraſchenden Bezeichnungen, an denen das ältere Lied ſo reich iſt, vergebens die ſchlagenden Bilder für reine Seelenzuſtände. Wie der Nithartiſche Geſchmack zu dem Minnelied, ſo nimmt ſich der Geſchmack dieſer Zeit gegen den vorhergehenden aus; Rauf- und Prügelſtücke, Bauern- und Schornſteinfegerzoten haben wir aus dieſen Zeiten. Es geht alles immer mehr in die Stube zurück und will zuweilen aus der Stube die Natur noch treffender ſchildern, als es vorher in der Natur ſelbſt geſchehen war; kurz Alles, was nachher die ſchleſiſchen Dichter charakteriſirt, iſt hier ſchon vollſtändig und etwas derb vorbereitet. Sogar das Fremde ging hier mit zuerſt wieder ein; zuerſt verpflanzte man italieniſche Canzonen, Villanellen und Motette und überſetzte ſie ins Deutſche; und dichtete deutſche Lieder nach ihrer Art. Die Liederſammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts waren um der Muſik willen gemacht; daher wurden ſchon damals unter alte Melodien ſtatt der Texte, die man nachher ungereimt fand, neue untergelegt. Auch wir müſſen unſere Volkslieder muſikaliſch ſammeln; die Textſammlungen ſind und bleiben ewig ein halbes Werk. In der Muſik war die Revolution, die die Volkslieder machten, unmittelbarer, als in der Dichtung, wo ſie über zwei Jahrhunderte nachher erſt erfolgte. In gemein laiiſcher Art componirten damals tauſend theoretiſche Künſtler[441]), und über die Iſaac, Thomas Stolzer und Stephan Mahu und ihre vierſtimmigen Volkslieder geräth ſelbſt Forkel in eine Art von Begeiſterung, was gewiß viel ſagen will. Gerade noch am Ausgang der Volksmuſik trat dann Händel auf, und obwohl ich hier als Laie urtheile, getraute ich mir's wohl zu verfechten, daß man der Compoſition des großen Genius anſieht, er ſtehe der Volksmuſik noch ſo nahe, wie Shakespeare der engliſchen Volkspoeſie.

---

441) Hoffmann führt deren in der Vorrede zu ſeinen „deutſchen Geſellſchaftsliedern des 16.—17. Jahrh. 1844." eine Reihe an, und er benutzt eine Anzahl der zum Theil ſehr ſeltenen Liederbücher in der Auswahl der Lieder ſelbſt, die überdies eine empfehlenswerthe Sammlung bildet.

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Poesie der Ritter zu der carricaturartigen dieser Zeiten, zwischen welche beide wir das erotische Volkslied in die Mitte schoben, näher erklären; wir wollen also noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von methaphysischer und mystischer Speculation zum geraden Verstande angeben, und dies wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunst zugleich diese Veränderungen angeben, und diesen wollen wir ganz einfach nachgehen; sie führen uns ihrer Entstehungszeit und ihrem Charakter nach stufenmäßig und nicht sprungweise von jenem einen Extrem einer höheren Dichtung zu diesem anderen der allerniedrigsten.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klassen noch in Dürftigkeit und Abhängigkeit schmachteten, sie doch schon im Besitz einer Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegensatz gegen die heroische Poesie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichsam die Zustände der dienenden Menschenklasse, die unter ihrem menschlichen Werthe gehalten wurde, geschildert und die thierische Natur des Menschen seiner göttlichen oder heroischen entgegengehalten ward [442]). Mit der Zeit, als die unteren Klassen anfingen, sich dieser Gegensätze bewußt zu werden, bildete man, sahen wir, zuerst unter den Geistlichen, dann unter den Laien, diese Thierpoesie stets mehr zu Satiren gegen die höheren Stände aus. Dies haben wir so weit verfolgt, bis im 13. Jahrhundert zuerst die untere Geistlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geistlichkeit und Aristokratie zu beginnen; nun traten zugleich Poesien ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen diesen Kampf versinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verschiedenheit dieser Zeiten, wo die ganze Volksmasse in der Geschichte thätig wird und

442) *Πρὸς δὲ τὴν θηριότητα μάλιστα ἂν ἁρμόττοι λέγειν τὴν ὑπὲρ ἡμᾶς ἀρετήν, ἡρωικήν τινα καὶ θεῖαν.* Arist.

handelnd erscheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: statt des Einen gemeinschaftlichen Standes der Ritter regen sich jetzt Hunderte in verschiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zustand schlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Bestrebsamkeit um; die Pflege des Besitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb und Habgier, und die unruhige Vielgeschäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen setzten, ward nun der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs. In dieser Thätigkeit lernte das Volk seine Kräfte kennen, seine derbe Natur achten, seinen gesunden Verstand schätzen und je tapferer die Krieger sich anstellten, je feiner und vornehmer der Adel sich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit erschienen, desto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, desto komischere Wirkung machte der Erfolg bei scheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegenüber, die noch immer in der Hand der höheren Klassen war, hielt man die einzige Waffe der List und des Betrugs für erlaubt, und aus dieser Ansicht den Triumph, den diese feierten, für um so ergötzlicher; der Feinheit des höheren Zirkels gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geistigen Kultur der Theologie und Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit, den gesunden Menschenverstand und den Mutterwitz desto gründlicher aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir diese Gesichtspunkte festhalten, so werden wir auch ohne Commentar verstehen, wie die folgenden Poesien im Volke entstehen und sich langehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben selbst die Erscheinungen mit diesen Dichtungen so zusammenfallen konnten, daß einige der Helden dieser Dichtungen wirkliche historische Personen sind.

Der Pfaffe Amis von Stricker, jenes Gedicht, das wir schon oben im Vorbeigehen nannten und dessen nähere Erwähnung wir bis hierher versparten, ist, wie der Dichter sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich-höfischen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Milde vor Argheit, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging,

und welcher zuerſt mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing [443]). In Oeſtreich alſo, wo die erſten Spuren der volksthümlichen Dichtung ſich unter die ritterlichen miſchten, wie wir in anderen Gattungen ſchon ſahen, entſtand auch dieſe Erzählung; der Held aber iſt ein engliſcher Pfaffe. Er war ein weiſer freigebiger Mann und mußte um ſeiner Tugenden willen den Neid und Druck ſeines Oberen erfahren. Sein Biſchoff nahm einen Theil ſeines überflüſſigen Gutes in Anſpruch, und weil Amis ihm das weigert, ſo droht er ihm, ſeine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzuſehen, wenn er eine Prüfung beſtehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenſpiegel disputirt, wie viel des Meeres ſei, wie viel Tage ſeit Adam verfloſſen ſeien, wo der Mittelpunkt der Erde ſei u. ſ. w. er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Eſel leſen zu lehren, die der Pfaffe auch ſo löſt, wie Eulenſpiegel, in den überhaupt die ganze erſte Hälfte des Amis ſogar mit vielen Einzelheiten eingegangen iſt. Die Geſchicklichkeit, mit der ſich der Liſtige in dieſer Lage half, verſchaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäſte, die ihm am Ende ſeinen Hausſtand zerrütten, und ſo wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, ſo unſer Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habſucht und in Bosheit. Er hat nun ſeine Klugheit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von ſeiner Tugend Nachtheil geerndtet hatte. Er wird nun aus einem anſäſſigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke die im Eulenſpiegel ſind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Conſtantinopel ſeine betrügeriſchen und ſchalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwiſchen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu ſcheiden wiſſen, wenn man dieſe Streiche alle luſtig finden ſoll; allein wir ſehen das auch in der älteren Thierſage, daß auch ein grauſamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es iſt von

443) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickære, wer der erste man wære,
der liegen und triegen ane vienc, unt wie sin wille vor sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

Reiſenden an unkultivirten Völkern bemerkt worden, wie ſie ſich über einen Betrug namentlich an Fremden kindiſch erfreuen. Am Ende ſeines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloſter, diente fleißig Gott und verdiente ſich damit das ewige Leben.

In Oeſtreich, wo dieſe Erzählung gedichtet iſt, zeigt ſich denn zunächſt auch die luſtige leichte Stimmung, die wir lange im Gedicht beobachtet haben, im Leben. Selbſt jener ernſthafte Rudolph I., der zuerſt die Hofſänger von ſich entfernt hatte, iſt einer der erſten deutſchen Fürſten, in deſſen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieſes Amt wohl nicht mehr auf; wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterſchaft. Beſonders iſt aber Otto der Fröhliche († 1339) eben ſeiner luſtigen Geſellſchaft wegen berühmt, und der freudigen Faſtnächte, Veilchenfeſte und Weinleſen, die man um ihn feierte; und aus eben dieſem vergnügten Verkehre gingen auch die nächſten Dichtungen hervor, die ſich an den Pfaffen Amis anſchließen, und die ſich ſchon um die Geſchichte eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren perſönlich der Exiſtenz der Hofpoeten gefährlich wurden, ſo gut helfen die Poeſien, in die man ihre Schalksſtreiche bei der erſten Neuheit brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier alſo treffen wir wieder auf jene Grenzlande, auf Oeſtreich und die Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoeſie untergrub, beſonders heimiſch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen; die Narrenpoeſie in Oeſtreich; Till Eulenſpiegel iſt wieder in Niederdeutſchland zu Hauſe und hat dort noch ſeine weiteſte Verbreitung; die Kunſt aller Carricatur überhaupt hat in dem germaniſchen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Luſt des öffentlichen Lebens iſt auch in beiden Gegenden von je anerkannt: in ſeinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit ſagt es Morgenſtern, alſo ein Competenter, daß es den Oeſtreichern kein ſo großer Ernſt iſt, Franzoſen und Türken zuſammenzuhauen, als alle Tage Faſtnacht zu halten, und von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, alſo ein Landsmann, an, daß ſie ſich ſelbſt im Sprichwort Narren nennen, am geneigteſten unter allen Völkern zum fröhlichen Verkehr ſeien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen alſo lebte Neidhard Fuchs, deſſen „wunderbarliche Gedichte und Hiſtorien“ in einem Drucke von 1566 exiſtiren, der von

Brentano's Handschrift nach der Probe im Wunderhorn zu urtheilen [444]) etwas abweicht. Seine eulenspiegelische Einfalt bringt den meißnischen Ritter an Otto's Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeste (das im Augarten als Maifest fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähliedern und Schalkstreichen als Hofsänger und Narr seine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenspiegel die Streiche des Amis, in den Faust viele ältere Zaubereien eingingen, so wurden auf diesen Neidhard die Lieder des älteren Nithart, die allerdings sehr auffallend dazu einluden, übertragen, beide von den spätern Zusammensetzern vermischt und für Eine Person genommen, und Nithart's Fürst Friedrich mit Neidhard's Otto zusammengerückt; ganze Lieder des ältern erkennen sich nun in dem sehr lose verbundenen erzählenden, aber durchaus strophischen, liedermäßigen, späteren Gedichte wieder. Das ganz unerörterte Verhältniß Beider auseinanderzusetzen würde nur hier zu lange aufhalten. Die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg sind von von der Hagen zugänglich gemacht worden [445]), und übrigens in mehreren alten Drucken erhalten, müssen auch in Variationen existirt haben, da sich Fugger im Ehrenspiegel des Hauses Oestreich auf Einen Schwank desselben bezieht, der in unseren Gedichten nicht gelesen wird. Dem ganzen Stile nach ist das Gedicht noch im vierzehnten Jahrhundert entstanden. Wie vieles aber sich unter das Historische hineingetragenes einmischte ist schwer auszumachen. Gleich die einleitende Geschichte erinnert an eine ähnliche Anecdote von Nasureddin's Gurkengeschenk an Tamerlan. Ein Student nämlich bringt dem Herzog Otto einen großen Fisch zum Geschenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeschenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet sich also eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient sich die Pfarrei vom Kalenberg mit seinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern seine Schnurren; er betrügt die Gemeinde, da sie ihn zu überlisten meint, er prellt seine Tagelöhner, die ihn prellen wollen, er profanirt in derber Rohheit seinen Altar, er weiß seinen kanichten

444) I., 103.

445) Im Narrenbuch, wo man auch den Anhang über das Literarische vergleiche.

Wein an Mann zu bringen, er disputirt siegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er ist ganz ein cynischer Volksprediger, der hier ansässiger Prediger geworden ist. Vexirte er so seine Untergebenen und seines Gleichen, so vexirt er auch seine Obern, und hier wird aufs ärgste das Geistliche und die Geistlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apostelbilder in den Ofen schiebt und damit einheizt, läßt sich noch erzählen, aber wie er seinen halbblinden Bischof durch ein säuberliches Mädchen doppelt sehend macht, und wie er dessen Befehle, all seinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachlesen lassen. Nachher kommt er ganz an Otto's Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird [446]), als förmlicher Hofnarr vor, vexirt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Fastnachtspiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, sondern auch seinen Fürsten selbst äfft und foppt der Kalenberger so unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Achilles Jason Widmann die Geschichte des Peter Leu von Hall [447]), den er selbst den anderen Kalenberger nennt, zu Ergötzung und Freude schwerer Gemüther. Die älteste Ausgabe dieses Gedichtes ist von 1560, der Held soll aber 1496 gestorben sein. Dort sahen wir es einen Studenten schnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählig vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Priester bringt; wir steigen also tiefer in die Volksklasse herab. Der Er-

---

446) Narrenbuch S. 307.

Der fürst lachte mit ganzer kraft und von seinem ganzen herzen.
Er trieb mit ihm freud und scherzen, darum hielt er die zween mann,
den Nithart und den Kapellan.

447) Ebend. S. 357 heißt es in der Vorrede:
denn dieweil ich höre, dass vor zeit der Kalenberger, ein pfaff ohn mass
sei nicht gestellet in vergass, sein leben im druck ausgangen,
darob niemand empfangen beschwerde, doch ergetzlichkeit,
verhoff, mit mir's auch solchen bescheid soll haben . . . u. s. w.

zähler ist erst aus dem 16. Jahrhundert, er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichberg, Inhalt und Manier aber ist ganz selbstständig. Die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peter's Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchsprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieser Spruchsprecher und Pritschenmeister vielfach den Ton dieser Schwänke tragen, wie sie selbst auch die Lustigmacher agiren. Wie also Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armuth, wochenlang ohne einen warmen Bissen, lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Westein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Kost. Peter aber wußte sich Rath zu schaffen, betrog den Pfarrer bald um dies bald um jenes, und was er bei seinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfressen. Erst wie er sich mit der Köchin gehörig verständigt hatte, schmelzte sie ihm die Rüben etwas besser. Seine ersten Streiche flossen überall aus Noth; seine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun steigt er etwas höher. Er persiflirt den Aberglauben, wie andere dieser Figuren den Aberwitz der Zeit, er bespottete das Heilige, wie andere die gedunsene Weisheit. Er weiß sich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo sich Mägde und Knechte in dem Kunkelhause versammeln und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Gespenst zu erscheinen, und mit diesem und andern Schwänken weiß er sich neben dem Spasse auch ein Stück Geld zu machen. Unwissenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverschämtheit, mit den knappen Predigten seinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er sich endlich Brod geschafft hatte, auch sich Linnen und Betten zu schaffen; denn da sich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, so versichert er seiner Gemeinde, dies rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen, und dies müsse verstopft werden; nun bringen sie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze sind bis auf wenige nicht so wehethuend, sondern ärmer und unschuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den diese Erzählungen verbergen können, lag gar nicht im Bewußtsein der Dichter oder Leser jener Zeiten. Sie sollen nur unterhalten; es sind verbundene Schwänke, wie

deren unzählige einzeln existirten. In ähnlichen älteren Gedichten aber, die sich in diesen Zeiten erneuten und begierig gesucht wurden, rückt man dieser verborgenen Bedeutung schon etwas näher. Wir haben ja dem Gedicht von Salomon und Markolph so oft begegnet; es ward um 1450 von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein in deutsche Prosa übersetzt (1487 und nachher mehrfach gedruckt), später abweichend von dieser Prosa, in ein Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Komödien daraus. In dem alten deutschen Gedichte, das sich an die Reden und Widerreden angereiht hat, spielt Morolf die Rolle des Gumpelmanns und er drängt sich gleichsam wider Willen des idealen Königs in das höfische Leben ein; noch ist dort das Hauptsymptom seiner Unhöfischkeit, daß er den Frauen übel spricht. Die alte Zeit blickte noch unwillig auf das Verkehren der weisen Sprüche Salomo's, Gregor hebt dagegen ausdrücklich schon das Vermögen des Mutterwitzes in einem simplen Bauer gegen die Weisheit eines Salomo hervor [448]) und die Moral ist gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und seine List bei den Fürsten beliebt sei, daß sich die Wahrheit also ins Gewand der Thorheit kleiden müsse. Die Armuth, die Noth gibt auch den Markolph sowohl die Fröhlichkeit und den dreisten Humor, gibt ihm die Schamlosigkeit, und gibt ihm Erfahrenheit und Schlauheit, „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn" der Befehle seines Herrn und dies ist Alles was auch die Witze des Eulenspiegel charakterisirt. Er persiflirt daher jeden metaphorischen Ausdruck, wie er jeden sublimen Ausspruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernste Lehre der Inder versetzt wird, so hat man im Markolph zugleich die Gegenseite dazu: nicht allein die schön friedliche und sanfte Weise einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel so ungemein viel Sympathie zeigte, sondern auch die derb natürliche und

448) Docen Altd. Mus. II. 270.

Zwei Ding sind auf erd, die paide die sind achtbar,
wer des recht wel nemen war, der aines ist die weisheit,
das ander ist die listigkeit. Von den han ich fürgenommen
einer materien nachzukomen u. s. w.

rohe Seite derſelben. Daß dieſer Markolph, der erſte Hofnarr, mit deſſen Namen auch dies Amt bezeichnet ward für die Rolle der luſtigen Perſon auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es iſt aber faſt kein Zweifel, daß dem Jacob Ayrer die Figur deſſelben bei ſeinem Jahn vorgeſchwebt [449]).

Die Aehnlichkeit dieſes Markolph mit dem erneuten Aeſop dieſer Zeiten iſt ſchon früher aufgefallen. Noch im 18. Jahrh. nannte man den Bertoldo in deutſchen Ueberſetzungen den italieniſchen Aeſop. Fiſchart ſchon ſagte, im Markolphiſchen Aeſop könne ſich auch ein Salomo verbergen; dies iſt ein Lobſpruch auf die Aeſopiſchen Fabeln, die mit Aeſop's fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonſi und verſchiedenen Facetien des Poggio aus dem Lateiniſchen von dem verdienten Dr. Steinhoevel zum Lobe des Herzogs Sigmund von Oeſtreich überſetzt wurden [450]). Sie ſind in Proſa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der frühern Reimfabeln zu ſparen; ſie nehmen ſich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Proſa des Pauli u. A. bleibt, ſind eines der beliebteſten Bücher jener Zeit geworden und wurden ſpäter mit Stücken aus Seb. Brant vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl ſich aber auch von zwiefacher Seite. Der Ueberſetzer legte wohl allen Werth auf die moraliſche Lehre: der Leſer ſoll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, ſondern den Honig, nicht die

449) In ſeinem Servius Tullius führt ſich der Spaßmacher, der hier Jodel, ſonſt gewöhnlich Jahn heißt, ſo ein (opus Theatricum f. 53c.):

Nun hab ich warlich je betracht, daß ſo ein herrlicher Mann ich bin,
hab ſtoltzen muth und krauſen ſinn, ein lieblich holdſelige redt,
die mir von unden wohl außgeht, mein Augen gleiſſen wie Rubin,
zumahl wenn ich gar blindvoll bin, mein Naſen ſicht wie ein Wetzſtein,
iſt nicht zu groß und nicht zu klein, wenn ich ſie umb ein tröpfflein bitt
ein Hand voll verſagt ſie mir nit, mein Maul ein guten Sparkrug geit,
denn es iſt je fein zimblich weit, daß man vil köndt ſparen drein,
mein Zeen die darinnen ſein, die geben gar gut lauten Zweck,
die freſſen allen Treck hinweck, daß man nit vil dran wetzen darff,
ja es macht ſie ſeindt vorhin ſcharff; mein ſtimm laut ſo lieblich und ſüß,
als komm mir ein Hund unter die Füß, mein Kopf mir zwiſchen den Ohren ſteht,
mein Vater einmal ein Kälblein het, das hat gleich Ohren eben wie ich ...

und in dieſem Tone geht es fort.

450) Hie hebt ſich an das Buch und Leben des Fabeldichters Eſopi aus kriechiſcher Zungen in latein gemacht u. ſ. w. s. l. et a.

Erzählung ſondern die Moral ſuchen zur Speiſe und Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen leſe, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem nach jener Fabel ein Gerſtenkorn lieber war als ein Edelſtein. Vielfach aber mochte den damaligen Leſer auch beſonders das einleitende Leben des Aeſop intereſſiren, auf das ich hier auch allein weitere Rückſicht nehmen will. Aeſop war ein einfältiger Sclave. Der Meier dem er diente ſandte einſt ſeinem Herrn Erſtlingsfeigen, welche deſſen Diener aufaßen und nachher den guten Aeſop der That beſchuldigten. Dem ehrlichen einfältigen mangelte die Gabe, ſich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber ſich und allen Dienern laues Waſſer eingeben, und ſo brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Prieſter der Iſis erweiſt, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt alſo wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „ſchalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden,“ und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungeſtalten Körper ſpricht eine ſchöne Seele. Es fügt ſich ſpäter, daß Aeſop an einen Epheſier Kaufmann verhandelt wird, dem er ſelbſt anrieth ihn zum Zuchtmeiſter und Faſtnachtbutzen ſeiner Kinder zu kaufen. Wie ſein neuer Herr mit ihm und ſeinen andern Sclaven nach Epheſus aufbricht, wählt ſich Aeſop einen mächtigen Brodkorb zu ſeiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß ſeine Bürde unterwegs immer leichter gegeſſen wird. In Samos kauft ihn dann wieder ein Philoſoph Namens Xanthus, ſeiner natürlich ſchönen Reden wegen. Dieſem gegenüber erſcheint dann Aeſop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er ſpottet ſeiner Philoſophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenſtände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit beſtechenden Bildern und Gleichniſſen löſt. Dann folgt eine Reihe von Eulenſpiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er ſeinem Herrn Ungelegenheiten mit Gäſten, mit ſeiner Hausfrau, mit ſeinen Schülern, und weiß ſeine thörichten Handlungen zu entſchuldigen mit verblüffenden ſophiſtiſchen Ausreden und Antworten. Er veranlaßt, daß Xanthus Weib aus dem Hauſe geht, er veranlaßt aber auch daß ſie wieder kommt; gegen Sophiſtik ſelbſt gerichtet gebraucht er ſie doch ſelbſt wie Eulenſpiegel. Wie Salomo an Markolph, ſucht auch Xanthus

etwas an Aeſop, allein dieſer macht ihm alle Anſchläge zu nichte; er ſpielt ſeiner Frau die ärgſten und zotigſten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die ſich der Philoſoph in trunkenem Muthe geſtürzt. Xanthus weiß gewiſſe öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aeſop; die gemeine Weisheit ſiegt alſo auch hier. Ganz wie die alten Philoſophen, wie ein Periander, erſcheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Crö-ſus wird erſt von einer Unternehmung auf Samos wegen Aeſop's Weisheit gewarnt, ſpäter durch Aeſop ſelbſt davon abgehalten. Hier ſiegt ſeine Weisheit über politiſche Gefährdung; in Babylon ſeine ſchlichte Lehre über moraliſche Bosheit, in Aegypten ſein einfältiger Witz über die Räthſelweisheit der hohen Meiſter; nur in Delphi „dem Haupt der Geiſtlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preiß er erſchüttert, geht er am Ende unter Nachſtellungen unter; nach ſeinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. Es iſt hier in dieſem Romane ſo viel ächtes Verhältniß zu der guten alten Zeit der joniſchen Philoſophie, wie in dem Roman des Chariton zu dem Herodot. Alles, Handlung und Rede iſt voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend tritt hier wieder die enge Beziehung zwiſchen Fabel und Volksſprichwort ein! So unabhängig von einander erſcheinen im Markolph und Aeſop die Vertreter von beiden perſonificirt und ſehen ſich ſo ähnlich! und ſie ſtehen mit ihrer allgemein gültigen ſimplen Weisheit gegen Dogma, Gelehrſamkeit, Sophiſtik und Religionsſatzung; und ſo ſind es Sprichwörter, mit denen Sancho Panſa ſeinem Herrn die ſublimen Gedanken ſtört und ihn faſt zur Verzweiflung bringt. Man ſieht auch wie ein fernes Verhältniß zwiſchen unſern komiſchen Volks- und Hofnarren und den alten cyniſchen Philoſophen iſt; man erinnert ſich des Diogenes, des komiſchen Gehäuſes des ſatiriſchen Sokrates und ſeiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fiſchart ſo gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komiſchen Gewande zu entſchuldigen; man erinnert ſich daß Zeno den Sokrates einen attiſchen Harlekin und daß Cradelius umgekehrt einen pommerſchen Hofnarren einen natürlichen Weiſen nannte, womit man immer einen alten Philo-ſophen bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von dieſen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte dieſe Anekdoten; man hatte den Dio-genes Laertius (1490), und den Burläus (vielleicht in Verſen und)

in Prosa übersetzt[451]) und gedruckt; des Albrecht Eyb's Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und so manches Andere an Beispielen reiche Werk fuhr fort, diese Anekdoten auszubreiten. Den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit hatte man übersetzt[452]) und es war auch für diese Zeit so viel Stoff in diesem Briefe zu denken. Denn das widersinnige und widersprechende Treiben der Menschen regte ja auch den Seb. Brant an, und dies war es eben was den Demokrit zu seinem Gelächter bewog, daß er die Menschen heute verfolgen sah was sie morgen schmähten, nach Gewinn haschen mit gleichzeitigem Verluste, daß sie heute die Seefahrt schelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen streben und das erreichte schimpfen, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, daß Alle unzufrieden mit dem was sie haben in das widerwärtige Leben rennen und Ruhe nicht mögen, und daß sie selbst trunken des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unsere Volksweisheit damals mit den alten Philosophen auf; an innerem Gehalt aber ist unser Eulenspiegel[453]) selbst gegen diesen Aesop gar zu ärmlich. Und doch ist dieser Nationalnarr ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht was anderes. Ob er nun eine historische Person war oder nicht, sein Grab in Möllen wird so hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verschiednen reineren oder schmutzigern, katholischen und protestantischen Ausgaben, ist verbreiteter wie irgend eines; die einzelnen Anekdoten leben traditionell fort, wie nur noch etwa die Streiche der Schildbürger. Sollte es unser Nationalgeschmack sein? allein das Buch ist ja wie es im Niederdeutschen erschien, so nicht nur in oberdeutsche Reime und Verse, sondern auch zweimal ins Lateinische (von Periander und

451) Die Leben der natürlichen Meister, Bamb. 1481., sollen vielleicht in Versen sein; in Prosa erschienen sie 1490 in Augsburg bei Anton Sorg, wahrscheinlich von diesem selbst übersetzt.

452) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen. o. O. und J. — Gräße II, 2. p. 966 bemerkt, daß in die Reihe dieser Werke auch das liber vagatorum gehört, das mir unbekannt geblieben ist.

453) Die vollständigste Ausgabe ist die alte Strasb. 1519. 4., bekannt aber waren die Schwänke des Eulenspiegel viel früher. Nach Gräße ist die älteste Ausgabe: Von Ulmszieghel Leuen, Antwerpen. (1495.) s. a. 4.

Nemius), ins Französische (1559), ins Holländische, Englische, Polnische und wahrscheinlich auch ins Italienische übersetzt [454]); ist so oft nachgeahmt, gereinigt, verbessert worden. Was hat man nicht darüber geurtheilt! Haben nicht die Fischart und ähnliche ihre Galle an den armen Murner ausgelassen, weil dieser den Eulenspiegel verbreitet oder übersetzt haben sollte! sie werfen ihn mit dem Katziporus und dem Rollwagenbüchlein und Aehnlichem zusammen [455]), und schimpfen heillos darüber, und haben es am Ende nicht viel feiner gemacht. Aber dies war im Komischen der Haß der gelehrten Schreiber gegen die volksmäßigen, wie früher im ernsten Roman. Und lachen wir nicht einmal herzlich über die oft gar zu kleinen Witze, schmähen aber nachher dennoch? Die Ursache ist keine andere, als die wir so oft fanden, wo wir auf einen unversöhnlichen Streit der Urtheile trafen: man hätte diese Dinge niemals drucken sollen. Ein schlechter Spaß in loco ist bekanntlich immer der beste; aber wenn man ihm eine Dauer giebt, so bleibt er ein schlechter. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, das komische Beispiel unserer Alten; alles Lächerliche aber muß momentan sein, weil es mit Ueberraschung verbunden ist; wer will sich aber in einem Buche hintereinander immer in Einerlei Weise überraschen lassen, da selbst in der Unterhaltung einerlei Schnurren schnell ermüden. Daher ist jede komische Erzählung ohne die Unterbrechung durch ernste Theile, daher jedes heroischkomische Gedicht ein Unding; und ich habe holbergische Stücke gut darstellen sehen, in deren ersten drei Acten das Publicum so lachte, daß es in den zwei letzten physisch unvermögend war, weiter zu lachen, so daß es nachher diese beiden Acte für viel schlechter erklärte, als die ersten. Im Eulenspiegel werden wir nicht durch dies Uebermaaß des Gefallens, aber durch etwas ähnliches noch leichter gesättigt. Es ist

454) S. Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 465 sqq.

455) In der Vorrede zum Gargantua: Verwirfft man doch wegen etlicher unbescheidner Wort nit jedes Buch, kan doch das ohrenzart Frauenzimmer wol etliche Zoten in Bocatii Centonovel, deß Jacob Winters Wintermeyen, der beyden Stattschreiber zu Bürkheim und Maursmünster Wickram und Jacob Freyen frey Rollengespräch und Gartenzech, auch deß M. Linders Katziborygestech und deß Straparole Historien vertragen, daß ich jetzt ander Eulenspieglischen und Wegkurtzerischen Art Buchern geschweige. Sie seind dennoch weit nit, wie deß Pogii purcitiarum opus.

ein Einerlei darin, das uns, je anſpruchsloſer die einzelnen Späße ſind, natürlich nicht behagt. Der Eulenſpiegel hat zweierlei Hauptſeiten. Er iſt figürlich der Letzte unſerer fahrenden Leute. Er iſt daher Alles aus dieſem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienſtmann, Maler, Reliquienhändler, Scholaſticus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieſer letzten Seite gehört er uns Deutſchen ganz an. Wenn er nun aber hier jenen Kern ſeiner Späſſe ewig wiederholt, „ſtets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle ſeiner Meiſter befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht," (woran man ausdrücklich den Eulenſpiegel erkennt), ſo muß man das Alles nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergeſellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft, und Schuſter wie er die Schuh ſchneidet groß und klein wie ſie der Hirt zum Thore hinaustreibt u. ſ. w., und man wird ſogleich begreifen, daß dies immer belachenswerthe Späſſe bleiben können. Und ſo iſts mit der andern Seite ſeiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn dieſe ſind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis ſahen wir ſchon die weſentlichſten Stücke vorkommen, die auf Eulenſpiegel übertragen wurden; von des Kalenberger's Streichen führt er einige mit Variationen aus; wie er auf einem Karren das fremde Gebiet auf das ihm verbotene Territorium führt, wird von Pape Theun, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unſichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine Comödie gebracht; die Beſchenkung der blinden Bettler ſieht man auf San Carlino in Neapel aufführen. So findet darin jeder leicht etwas für ſeinen Geſchmack, Alles für Alle möchte weniger paſſen. Eulenſpiegel iſt der geborne Silbenſtecher; man weiß welcher beliebte Spaß dies namentlich in einem gewiſſen Alter iſt; man weiß daß wir mit Erzählungen und mit Karrikaturen dieſer Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beſchäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem er ſo die Aufträge, beſonders auch die Sprichwörter beim Worte nimmt, ſieht man ſeine Beziehung zu den andern aufgeführten Charakteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichſam das Sprichwort; dennoch iſt die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Nugenſtädten ſagt, ſein Gewerb; dies Gewerb berechtigt ihn zu ſeiner Grobheit, giebt ihm die Dreiſtigkeit im

Handeln und Disputiren, die von keiner Perplexion weiß, und läßt ihn den graden Verſtand zu jener karrikaturartigen Anwendung gebrauchen, und es iſt ſehr gut, daß er dabei manchmal ſelbſt wieder in Metaphern und Sophiſtereien übergleitet und dem entſprechend auch hier und da für ſeinen pünktlichen Gehorſam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Es iſt ein lachluſtiges Jahrhundert, in dem dieſe Dinge entſtehen und ſo eifrig verſchlungen werden, dies wollen wir nicht vergeſſen, um über ihre große Aufnahme nicht in Erſtaunen zu gerathen; wer heiter geſtimmt iſt, iſt leicht zum Lachen gebracht. Wir werden gleich hernach ſehen, an welche Dinge das Volk damals in ſeinen Faſtnachtſpielen gewöhnt war; Alles was in dieſe Gattung ſchlägt, war ſo grotesk in ſeiner Phantaſie belebt, wie wir das heute von uns nicht ſagen dürfen. Es war damals die goldne Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutſchland Kunz von der Roſen und Claus Narr. Bekanntlich ſind auch die Geſchichten dieſes letztern geſammelt worden [456]). Ob zwar auch ſie noch durchaus in die Reihe der Beiſpiele gehören, die zur Belehrung gebraucht werden, ſo daß ſie auch mit gereimter Moral verſehen ſind, ſo übergehe ich ſie doch, weil ſie weniger mehr auf Handlungen als auf witzige Reden ſich beziehen und den Charakter der Anecdoten annehmen, wie nachher die Taubmanniana noch beſtimmter. Mit dieſen beiden Männern hört auch die Periode der luſtigen Räthe auf, wo ihre Narrheit eine künſtleriſch ausgebildete war; man nahm nun Blödſinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte zum Gegenſtand der Beluſtigung und davon bietet bekanntlich der brandenburgiſche Hof eine ganze Chronik [457]). Alle Späſſe der Zeit wurden damals mit großer Begierde geſammelt und man kann deutlich ſehen, wie der erzählende Schwank ſelbſt mehr gekürzt, in Proſa geſetzt, mehr zur Anecdote, zum Witz ward. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Geſten, gegen die Schwänke die in einer Dresdner Handſchrift von Nicolaus im Grunde 1490 geſchrieben ſind, gegen die lehrhaften Fabeln, Beiſpiele und Hiſtorien die Brant

456) 627 Hiſtorien von Claus Narren ꝛc. 1572. Durch Zinkgref und Weidner iſt manches von ſeinen Späſſen aufgenommen worden; Meißner hat im D. Muſ. 1779 einige gute Witze von ihm mitgetheilt und ſie mit eignen ſchlechten begleitet.

457) Flögel's Geſchichte der Hofnarren S. 218 sqq.

ſammelte, gegen ſo vieles Andere dieſer Art ſtehen dieſe Anecdotenſammlungen in einem eigenen Gegenſatze, der es anſchaulich macht, wie Alles was damals gefallen ſollte am klügſten das komiſche Gewand anzog. Wenn ich irgend ein Werk dieſer Art erwähnen ſollte, ſo wäre es Pauli's Schimpf und Ernſt[458]). Er war ein Barfüßermönch und Leſemeiſter in Thann der auch Auszüge aus Geiler's Predigten[459]) zu keinem andern Zweck machte, als um die beluſtigende und derbe Quinteſſenz daraus zuſammenzuſtellen, wofür er dann von Geiler's Schweſterſohn Peter Wickgram hart mitgenommen wurde. Im Jahre 1518 ſchrieb er denn jene Sammlung von Schnurren, die nachher von ihm ſelbſt, und noch bei ſeinen Lebzeiten[460]) und ſpäter auch von Andern ſtets vermehrt ward und zuletzt zu einem dicken Werke anſchwoll. Wenn doch dieſer Mann die Eulenſpiegeleien hätte ſammeln und beſchreiben mögen, ſo wie er manche Witze des Claus Narr aufnahm. Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, höchſt naive, kräftige, reiche Proſa ſchrieb er nicht! Wie ſteht man unter ſeinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt, unter lauter Leben und Bewegung! wie localiſirt er nicht Alles was er Aelteres aufnimmt! wie iſt alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher iſt dieſe ironiſche, manchmal ſcharfe Moral gegen die tiefſinnige und myſtiſche oder gravitätiſche in andern Sammlungen von Beiſpielen. Das Lob der Wahrheit die ſich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einſicht der Einfältigen, und an dem Takte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände ſieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden aufs heftigſte und ſtärkſte mitgenommen. Die Baretleinsleute, die von nutzloſer Gelehrſamkeit ſtrotzenden Narren, (denn „Kunſt und Narrheit ſtat wohl bei einander, aber Weisheyt und Narrheyt ſtat nit

458) Schimph und Ernſt durch alle Welthändel. 1556. In dieſer Ausgabe iſt in Nr. 203 geſagt, daß Pauli das Buch 1518 ſchrieb.

459) Die Brösamlein Dr. Kaiſerpergs uffgeleſen von Pater Johann Paulin Barfüßerordens. 1519.

460) In der Vorrede der angeführten Ausgabe heißt es: Lieber Leſer, wie wir vormals verheißen das Buch zu meren, iſt jetzund beſchehen, das ſuch zu hinderſt im Buch, da findeſt du ſie beyeinander. Hüt dich aber vor den geſtimpelten und verſimpelten Buchlinen, ſo auch under dieſem nammen außgend und faſt wol vermeyſtert ſeind, du findeſt aber nit allwege, was der Tittel verheißt.

wohl bei einander") dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der practiſchſte Spott, und es iſt der Erzählung gar kein Nachtheil, daß die Haupt-Quelle dieſer Sammlung außer manchem Mündlichen, außer Petrark, Felix Hemmerlein u. a. beſonders Faſtenpredigten ſind und daß ſie ſelbſt wieder für dergleichen beſtimmt iſt. Wir drehen uns häufig unter ſolchen Schalksnarren, die ihrem Mutterwitze ihr Emporkommen danken herum; ſo erwähnt er einen Cölner Abentheurer und ſeine Schalksſtreiche, von dem viel zu ſchreiben wäre[461]); ſo kannte er ſelbſt einen Bauer, Hans Werner, der faſt die ganze Bibel auswendig konnte und mit Prieſtern disputirte, ja im Winter, wenn er ſeinen Acker beſtellt hatte, ganz eigentlich aufs Disputiren auszog. So kam er an den Hof von Würtemberg; wie gutmüthig und cordial gehts da zu! die Weiſen kennen ihn da wohl. Er darf dem Herzog ſeine Fragen vorlegen: Wie groß Gott ſei? und da ers nicht weiß, ſagt ers ihm: wie der Prophet ſagt, der Himmel iſt mein Seſſel, das Erdreich mein Schemel. Und wie viel Tuch er zum Rock brauche? Nicht mehr als ein Menſch, den er ſprach: was ihr einen armen Menſchen thut, das thut ihr mir. Eine ſo feine Almoſenbitte verdiente doch auch den Rock, den er von dem Herzog erhielt. Man ſieht alſo, wie der Geiſt Eulenſpiegel's über dem Geſchlechte ruht und wie man die verrückte und verkehrte Welt im Leben hatte. Man weiß ja wie vor dem Ausbruche der Bauernaufſtände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armuth nährten. Im Amt Schorndorf hatten ſie ſich einen Staat gebildet, einen Hauptmann geſetzt, unterhielten ſich von den Gütern, die ſich auf dem Hungerberg und in Nirgendheim beſaßen, und nannten ſich den armen Kein-Rath. In der Poeſie, im Reich der Wirklichkeit, im Volk der Thiere, im Himmel ſelbſt nahm Alles dieſe Wendung. Man kennt ja Agrippa's Lob des Eſels und die Fabel, die Luther erzählt, wie der Eſel im Reich der Thiere König wird; auch hier ein Emporkömmling alſo. Und im Himmel erſcheint ſchon ſeit jenen Zeiten, wo die Günſtlingin Maria den Hof tyranniſirte, der Teufel mit ſeinem geſunden Menſchenverſtand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hof-

461) Nr. 322. Einen Linle von Schweinfurt nennt Eyring als ein bekanntes Beiſpiel ſolcher „weiſer närriſcher" Leute.

narr, der aber ſtets wie der Vexirte erſcheint, bis zu dem Bruder Rauſch[462]) hin, wo es noch einem ſcheußlichen Pfaffen gelingen kann ihn in Bande zu legen; von da an erſcheint er ſtets mächtiger, läßt ſich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er vexirt und läßt ſich veriren wie jeder Luſtigmacher, er wandelt unter den Menſchen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinſchaft und unſer Eulenſpiegel kennt ihn von weitem und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres Gleichen. Er gewinnt immer mehr an Perſönlichkeit, wie alles damals plaſtiſch wird; er gouvernirt bald in den moraliſchen Predigten der Musculus u. A. als Haſen-Jagd-Fluch-Ehe-Spielteufel in den verſchiedenſten Provinzen die Welt, er erſcheint in Fauſt vollends als der irdiſche Gott, der nun auch wieder zu ſeinem Rechte kommt.

Das Volksbuch von Fauſt[463]) ſteht mit dieſen genannten Erſcheinungen in Verbindung und im Gegenſatz. Es entſtand erſt als die Zeit nach der Reformation von der momentanen Aufklärung wieder in Obſcurantismus zurückſank und ſteht als ein Symbol neben dieſer Erſcheinung da. Seine Grundlage iſt volksmäßig, ſeine erſte Aufzeichnung iſt gelehrt, beruft ſich auf Autographie und allerhand verdächtige Quellen, und aus dieſer iſt erſt das Volksbuch geworden, das ſeinen Urſprung auch deutlich genug verräth. Auf einen Johann Fauſt, der in der Wirklichkeit als Zauberer bekannt war, übertrug man um ſo lieber in der Sage die vielen Zauberſchwänke, je dunkler er war und je willkommner vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunſt war; Viele andere Alchymiſten der Zeit, in der ſich nach Erasmus die Deutſchen vorzugsweiſe im Lobe ihrer magiſchen Weisheit gefielen, hätten die Verewigung eher verdient, ſo wie vielleicht viele andere Volksnarren als Till, falls ihm etwas Perſönliches unterliegt; auf ihnen blieb die Sage zufällig haften, wie auf dem Vespucci die Benennung von Amerika. Was den Fauſt in die Reihe jener beſpro-

462) Ich beſitze durch die Güte der Herausgeber Wolff und Endlicher eines der wenigen Exemplare, die ſie im Druck erneuten nach dem alten Druck Strasb. 1515. Aelter iſt eine niederdeutſche Ausgabe aus dem 15. Jahrhundert die S. XLVIII. bezeichnet wird.

463) Das vollſtändigſte Material über die Fauſtſage hat ſoeben J. Scheible in dem 2ten Theil ſeines Kloſters Stuttg. 1846. zuſammengetragen.

chenen Schnurren setzt, sind die komischen Zauberspässe, die das Volk vor Allem belustigten. Seit der Einführung der Geschichten von Virgilius hatte der Geschmack an Zaubereien nicht mehr aufgehört. Im Malagis und Spiet sahen wir gleichsam die Zauberer und Hofnarren oder Zwerge mit einander vereinigt; jetzt sind sie getrennt. Eulenspiegel übt zauberähnliche Streiche, ohne die Magie zu verstehen bis auf ein weniges; Faust macht den Hofnarren, nimmt alle Rollen an, kurz er treibt Eulenspiegeleien ohne sie aus sich zu schöpfen, sondern auf Aufforderung, mit Zauberkunst, um Anderen gefällig zu sein. Wie auf Eulenspiegel die weltbekannten Schwänke, so sind auf Faust alte und neue Kunststücke gehäuft; und Görres hat es schon nachgewiesen, wie Geschichten von Albertus Magnus, von dem Abt Erlolf von Fulda, von Simon Magus und Johann Teutonius, von Scotus, dem Böhmen Zytho und Robert von der Normandie auf ihn übertragen sind und in spätern Ausgaben des Widmannischen Faust sind eine Menge analoge Stücke angeführt. Auf der andern Seite bildet die Sage zu den komischen Figuren einen Gegensatz, und hier liegt ihre Tiefe. Nach Herzenslust und Begierde zu leben, der Natur und Leidenschaft Lauf lassen, sich der Welt zu gebrauchen, das hiesige Leben zu würdigen, und damit eine erhöhte Einsicht zu verbinden; mit andern Worten die Unschuld und Freiheit der Natur mit Vernunft und Aufklärung zu paaren und so das Werk der eigentlichen ächten menschlichen Ausbildung zu vollenden, dieser Gedanke liegt dunkel in der Sage, konnte aber damals weder im Leben, wo so viele allzufrühe Freigeister ihre sonderbaren Rollen spielten, noch in der Kunst ausgebildet werden, wo der Held nothwendig tragisch untergehen mußte. Die Rückkehr zur reinen Natur, ja zu einer noch tieferen Stufe, von den Auswüchsen der einseitig cultivirten Welt der höhern Stände verzieh man den unflätigen, rohen Bauern; das sodomitische Leben aber und die Verwerfung der Schrift und das Festhalten der Kirchenväter und den zu großen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, alles was den Papismus bezeichnet, verdammte der reformistische Sinn der Zeit ohne Gnade in die Hölle. Aber in den folgenden Zeiten, die jenes große Ziel im Auge behielten, pflanzte sich der Grundgedanke der Sage volksmäßig fort, wie nicht leicht eine andere Idee, wie nur die ähnliche der Alexandersage im Mitelalter, die in blühenden poetischen Zeiten eben so

oft unglücklich versucht ward wie die Faustische, bis der Berufene den rechten Punkt ergriff.

In einem ähnlichen Verhältnisse meinte ich oben schon den Fortunat zu der alten Glücksritterei zu sehen; vielleicht verspottet diese oder auch den Hang der Zeit nach Reisen und fabelhaften Reisebeschreibungen der Finkenritter[464]), auf den die gelehrten Komiker eben so übel zu sprechen sind, wie auf den Eulenspiegel. Der Kern auch dieses Volksbuches ist unter uns in den Münchhausischen Lügen lebendig geblieben, und es muß doch in dergleichen verkehrten Welten ein ungemeiner Reiz liegen, da sie die alte Welt wie die neue kannte und liebte. Wie auf den Schwänken der Eulenspiegel, auf den Zaubererzählungen der Faust, so baute sich der Finkenritter auf den Lügenmährchen und den Poesieen des Unsinns auf, die wir seit den gnomischen Dichtern bei Suchenwirt, Beheim, Hans Sachs, kurz zu jeder Zeit wieder finden. Der Ritter erzählt geographische, historische Unmöglichkeiten, Anachronismen und jederlei Gattung von Vernunftwidrigkeit. Er kommt förmlich ins Schlaraffenland, das bekanntlich von Hans Sachs so gut behandelt ist; und in die verkehrte Welt, wo die steinernen Birnbäume stehen, der Bach brennt, die Bauern mit Stroh löschen, die Hunde von den Hasen gefangen, die Wölfe von den Schafen gehängt werden. Aber Verdienst ist gar nicht in dem Buche, wie überhaupt in keinem Volksbuche. Es muß sich Sinn unter scheinbaren Unsinn, Unsinn unter scheinbaren Sinn bergen, wenn dergleichen angenehm sein soll; und wenigstens muß sich der einfache Spaß nicht so häufen, wie hier wo etwa der Abentheurer einmal einem hübschen schwarzen feinen grauen jungen blöden alten schönen hurtigen Mann begegnet, der an der Krücke tanzt, einen Bart mit Schindeln gedeckt hat, eine Badstube auf der Nase, eine Wartze am Zahn, der an einem Ohre hinkte und an einem Ellenbogen stammelte u. s. w.

Und zuletzt gehört in diese Reihe noch das Lalenbuch

---

464) Die Historie und Legende von dem trefflichen und weiterfahrenen Ritter Herrn Polycarpen von Kirlarissa, genannbt der Finkenritter, wie er 250 Jahr zuvor ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltzame Ding gesehen und zuletzt von seiner Mutter für todt liegen gefunden, auffgehoben und erst von newem gebohren worden. o. O. u. J.

(1597.)[465]). Der Orient und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri-Hiſſar und Cascum, ihr Abdera und Schilda und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, ſo hat ſie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielſcheibe ihrer Witze iſt. In Süddeutſchland ſpotten mehr Stämme auf Stämme; im Norden ſind es mehr Städte, obwohl in der Reformationszeit auch in Schwaben und Baiern einzelne Orte als ſolche Stichblätter des Witzes genannt wurden, die ſo viel ich weiß jetzt nicht mehr dafür gelten. Auch dieſe Scherze alſo leben in unſern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, im Bild und in der Anecdote, wie das Pfahlbürgerthum ſelbſt, ewig fort. Dies Fortleben iſt in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in ſeiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns ſchon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie ſeine Ueberarbeitung, der Grillenvertreiber[466]), eine gelehrte Hand, eben wie auch der Fauſt. Eine gewiſſe humoriſtiſche Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dies Werkchen verſpricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger ſtammen von einem der ſieben weiſen Meiſter; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, daß man ſie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinweſen, das den Weibern überlaſſen blieb, Noth. Die Männer werden ſämmtlich heimbeſchieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauſes. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen ſich auf die Thorheit. Es ſollte nun gezeigt werden, wie ſich die Weisheit allmählig abſchliff zur Thorheit, allein mit dem erſten Verſuche ſind die Schildbürger auch gleich perfecte Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur geſammelt ſind, die ſchon in Bebel's Facetien, in

---

465) Ich kenne nur die Ausgabe von 1614. Wunderſeltzame Abentheverliche unerhörte und bißher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel ꝛc. ꝛc.

466) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Hiſtorien, ſeltzame abentheuerliche Geſchichten u. ſ. w. durch Conradum Agyrtam von Bellemont. Fr. 1605. Ich halte mich dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyſe der Fortſetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

Frey's Gartengesellschaft, im Rollwagen, bei Geiler u. A. einzeln erzählt und bekannt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närrischste an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Kosten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefressen wird. Unter ihnen ist ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zusammenhang mit den Eulenspiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, so wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es scheint manchmal als ob die Behandlung geschickte Steigerungen anbringe, z. B. in den ersten Streichen den Uebergang von dem Vergessen der Erfahrung auf falsche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob sie veranschaulichen wolle, wie sich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Alle diese Werkchen, die wir nun angeführt haben, haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt und fahren fort sie zu haben, als daß man, so roh, so unbeholfen, so dürftig sie aussehen, nicht eine tiefere Bedeutung wirklich dahinter suchen dürfte. Sie in den Dichtungen oder Erzählungen als solchen, als Kunstwerken zu suchen, das würde den Geschmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müssen die Geschichte zu Hülfe nehmen, wir müssen diese Werke, die sich durch zwei, drei Jahrhunderte hinschlingen und die ich deßwegen hier weit zurück und weit vorgreifend zusammenstellen mußte, diese Werke müssen wir in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben selbst zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entstehung und ihre Wirksamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Gesellschaft und an den Höfen des Mittelalters rief im natürlichen Gegensatze, wie denn jedes Uebermaaß auf das Gegentheil überspringt, an eben diesen Höfen jene eigenthümliche Erscheinung der Hofnarren hervor, die besonders seit den Zeiten, wo die Unterhaltung mit Gesang verfiel, sehr schnelle Fortschritte machen mußte, weil die steife Langweiligkeit des höfischen Verkehrs nothwendig ein Element forderte,

das an die urſprüngliche Gleichheit der Menſchen erinnerte und einen Contraſt zu den herrſchenden Sitten bildete, der nicht anders als von unverwüſtlichem Lachſtoffe begleitet ſein konnte. Auf einer andern Seite hatte man ſich, wie hier im Verkehre, ſo auch im Religiöſen in eine höchſt unnatürliche Höhe verſtiegen. Man verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man ſollte es lehren und predigte ihm lateiniſch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen vor. Auch hiergegen ſtanden im 13. Jahrhundert die Bettelmönche und Faſtenprediger auf und ſpielten die nämliche Rolle der geiſtlichen Narren, in denen die ſcholaſtiſche Weisheit plötzlich auf die Verläugnung und Verſpottung alles Verſtandeswerks in der Religion überſprang. Wir haben ja oben geſehen, daß die Myſtiker predigten, man müſſe ſich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in ſeinem Geſpräche von den reichen Bettlern oder Franziskanern läßt den Wirth dort die Tracht dieſer Mönche bis auf die Eſelsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und ſie antworten auch hierauf noch ganz in dieſem Sinn, ſie ſeien auch die Narren der Welt. Gegen die Unnatur und Convenienz alſo gehen wirklich dieſe grotesken Figuren in Literatur und Leben aus; ſie ſpotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anſtand mit Füßen; ſie gehen auf die große Revolution aus, des Menſchen Naturtrieb und urſprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten; man that dieſe Rückſchritte mit jenem karrikaturmäßigen Anſtellen, mit dem man jede neue Richtung gleich im Extreme ergreift, man ſuchte ſich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrſatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der ſich als Narr erkenne ſchnell zum Weiſen gemacht ſei. Wirklich alſo haben dieſe ſonderbaren natürlichen Weiſen ein Verhältniß zu den alten Philoſophen, was die Zeit dunkel ſehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte ſich dies nothwendig ganz anders geſtalten; und die Intenſivität des alten Lebens iſt auch hier der Grund jeder Unterſcheidung. Der geſellige Verkehr, der Staat, die Gelehrſamkeit, die Philoſophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht ſo unabhängige Dinge, wie bei uns, ſondern Eines griff in das Andere ein, und ſo wurden

die Diogenes und Aristipp, diese großen Volks- und Hofnarren der Griechen Gründer oder Beförderer von Lebensphilosophien und practischen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemessenste eingreifen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jahrhundert unterschied gelehrte Hofnarren und närrische Gelehrte, natürlich-Blödsinnige, fantastische Religionsschwärmer, Freigeister und Staatsmänner des Bauernstandes, Pritschenmeister und Spruchsprecher, die sich der politischen Kritik annahmen. Ein einziger Gegensatz bedingte auch diesen großen Unterschied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Belustigung den Mann der untern Classe den Herrn spielen ließ, wenn man sich belustigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß sich dort der Belustiger zum Parasiten machte. Wenn sich die Parasiten hier und da eine Freiheit erlaubten, so war das wie eine seltne Rache für die Art wie ihnen mitgespielt ward; und so sind es umgekehrt die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Privilegiums für ihre Unverschämtheit erhielten. Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maaßlose Schmeicheleien die Parasiten sagten, wer würde bei uns so etwas auffallend finden, um es aufzuzeichnen, oder wer würde im Stande sein es aufzuzeichnen! Gegen die tausend Anecdoten der Freimüthigkeit, die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir blos die Witze unserer Narren aufbieten und würden selbst damit schwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten, wo Rom unserer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unsre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Despotismus rief überall diese Gegenseite hervor; deßhalb sind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüthe in der Zeit des aufkommenden Absolutismus in Europa; deßhalb sind sie im Oriente zu Hause. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermährchen seien im Orient und Occident ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenschwänke sind es eben so; man sollte meinen, die thierischen Abzeichen des Narren, die Eselsohren, der Hahnenkamm, der Fuchsschwanz, die Schelle [467])

467) Auch Flögel, dessen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in diesen Abschnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dies schon von einer andern Seite her. Was die Schelle

müßte eine Beziehung darauf haben. Im Orient blieb die Fabel wie der Hofnarr gleichsam auf der Lehre hängen, wie das Volk selbst nicht aus der Sclaverei wegkam, so sehr es sie fühlte; in den orientalischen Hofnarren ist der Witz und Scharfsinn das Große, worin sie den occidentalischen, wenn ich recht sehe, weit voraus sind; in den unsrigen, bei Shakspeare in der Poesie, oder bei unserm Kunz von der Rosen im Leben ist die Handlung das Erhebende. Das Ringen der untern Classen nach Freiheit ist in der Stellung dieser Narren, wie in den Geschichten, die wir betrachtet haben, sehr eigenthümlich ausgedrückt. Es ist ein stetes Reiben, eine stete Wechselwirkung. Es scheint so natürlich zu sein, daß die Natur herrsche und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es scheint so natürlich, daß das Volk herrsche und doch hat es so große Misstände. Man sieht nun diesem Wahrheitseifer, dieser Derbheit, diesem Cynismus der Narren an den Höfen nach und selbst in diesen Büchern, die wir besprochen; man ergötzt sich daran und doch mag man sie wieder nicht, so bald man sich persönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und tolerirt hat, wie man die Schauspieler auszeichnet und doch notirt, so ist's auch hier. Man privilegirt diese Narren, und prügelt sie; man will sie nicht in der Theorie und freut sich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt sie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit selbst einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dies ruft denn überall Animosität hervor und man kann dem Eulenspiegel selbst seine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt auch die ihm gespielten nicht übel, aber rächt sich. Alles ist Reciprocität; Ein Narr, sagt daher das Sprichwort, macht zehn; es ist des Narren Lieblingswitz, die Klugen selbst zu Narren zu stempeln. Man lauft den Narren stets mit

---

angeht, so muß es eine häufige Belustigung der Ritterzeit gewesen sein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und sich an ihren Gebährden zu erfreuen. Im Thomasin wird so die Unstete mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „schellec Hase" im Eingang des Parzival ist nichts anders als ein solcher Hase mit einer Schelle, obwohl ich nicht läugnen will, daß zu Wolfram's Zeit jenes Beiwort schon in dem abgeleiteten Begriffe (scheu, aufgeschreckt, auch närrisch, kopfscheu), in dem es noch heute provinziell üblich ist, könnte gebraucht und verstanden worden sein. v. 1875.

ſeinen eignen Kolben, man entgegnet ſeinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann als zehn Weiſe beantworten, ſo hilft ſich der Weiſe oft vor ſeinen Fallſtricken mit Gegenfragen. Sie vexiren und laſſen ſich vexiren; ſie reden die Wahrheit und ſophiſtiſiren dabei; ſie betrügen und laſſen ſich betrügen, und wo im Leben auch dieſe Reciprocität iſt, wie unter Strozzi und Brusquet[468]), da iſt das Narrenweſen am ergötzlichſten, ſo derb, grob und unwohlthuend auch die Streiche ſind, die ſie ſich ſpielen; wo dieſe Reciprocität wegfällt, iſt das ganze Verhältniß aufgelöſt; deshalb verträgt ſich Eulenſpiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz anderer Weiſe ſagen. Wer nicht das Studentenleben tolerirt, wird dieſe unflätigen, thörichten, oft platten Späſſe, Prellereien und Vexationen der Narren auch nicht toleriren, denn von dieſem Leben gilt das Gleiche. Man erträgt's und findet es natürlich, ſelbſt betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn ſie an der Einfalt und Philiſterei, an Füchſen und Pennalen ihren Muthwillen üben, ſchwankt man zwiſchen Lachen und Aerger. Die Reciprocität unter ihnen ſelbſt, ihre Verſpottungen und Streiche die ſie ſich ſelbſt ſpielen, verweiſt ihnen Niemand und ſie ſelbſt ſich auch nicht. Die Freude an Obſcönitaten, an Gemeinheiten, an Unflätigkeiten iſt hier auch die beſte Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menſchlich empfindenden Burſchen dieſen derben Gegenſatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Dieſe Vergleichung iſt gar keine äußerliche, es iſt eigentlich gar keine Vergleichung, ſondern die Sache ſelbſt. Das öffentliche Leben in Deutſchland zur Reformationszeit iſt das wahre Studentenalter der Nation, das Heraustreten aus ſich ſelbſt, die Aufklärung in Religionsſachen, die erſte Bekanntſchaft mit dem öffentlichen Leben und der Wiſſenſchaft, theilt jedes Individuum in ſeinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es iſt die Kehrſeite der Tölpeljahre, die ihre ſinnige und ihre ſinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, ſo lang ihn Vater und Mutter

468) Flögel's Geſchichte der Hofnarren S. 350 sqq.

noch in einiger Beschränkung halten und regeln und nichts Ungeschickteres und Komischeres, wenn er nun plötzlich sich selbst überlassen in alle Zügellosigkeit fällt. Die Inconvenienz ist die Seele des Studenten- und Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegensatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geschichtlich die Poesien dieser Zeit gegen die der Ritterzeit, so stehen wir wirklich in einer verkehrten Welt; wie Sancha Panso zu Don Quixote, so sind die Eulenspiegel die Gegenstücke zu Parzival, ja sie sind wie aus diesem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenso wörtlich die Aufträge seiner Mutter, wie Eulenspiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menschen, daß so getrennte Beziehungen so scharf in einem genialen Gedichte können angezeigt sein, noch ehe sie im Leben vermittelt sind. Die ritterlichen Abentheurer sind nun Landstreicher geworden, die Lieblingshelden der Nation aus höfischen Edeln zu groben Bauern. Natur soll die Unnatur ersetzen, das Thierische das Heroische, die Carricatur das Ideal, die tollste Laune den übernatürlichen Ernst, Wahrheit die Sophistik, Rohheit den Anstand, Einfalt die Weisheit, Zügellosigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsstand den Ruhestand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürsten, der Grobian den höfischen Rittersmann. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird respectirt von diesen eigentlichen Repräsentanten der Revolution und Anarchie; sie spotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, des stationären Sprichworts, der Philisterei, der Phantasterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, sie wissen sich vor ihrem Gewissen sicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Gesetzes. Sie sind aller Welt Feind und kaum Freund mit sich selber. Umzustürzen ist ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben sie keinen Gedanken. Sie wollen alles simplificiren, welches das große Ziel jeder Umwälzung ist. Sie schneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Mensch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfnisse gar nicht gehabt, so haben diese fast keine anderen als diese. Aber sie sorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armuth zu Reichthum, von Reichthum zur Armuth, das ist ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache sind sie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht

Erasmus in seinem Lobe der Narrheit [469]), das so viele Aufschlüsse über diese Erscheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorglosigkeit und Jugend hätte er besser gesagt. Wirklich verjüngte diese ganze eigenthümliche satirische Kraft, dieser Muthwille und diese Insolenz die deutsche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen sie dem Volke die verlorene Freiheit des Geistes wiedergab, sie aus dem Schlafe des Alters, der Contemplation, der Abgeschiedenheit weckte; sie tilgte die Altklugheit der greisenhaften Jugend, die eine stete Frucht der conventionellen Gesellschaft ist, sie tilgte Scholastik und Papismus, sie drängte selbst die pathetischen Poesien der Handwerker aus dem Leben, sie setzte an die Stelle der 20 — 30jährigen Weisheitslehrer wie Thomasin und Wirnt die lebensfrohen Greise, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humanisten, welchen der ciceronische Stil und die immenseste Belesenheit in den Alten nicht das deutsche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rüstige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie schade, daß das Alles ins Extrem überschlagen mußte! Es war eine Zeit, wo sich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernste Beschäftigung in großen Dingen eben jene ausschließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Lustbarkeit, hervorriefen. So wie sich aber wirklich die Dinge gestalteten, muß man mit Erasmus ironisch preisen, was das junge Deutschland, die Narren dieses Jahrhunderts, ohne Schranken wieder predigen. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der mystischen Ascetik gesetzt, die Thorheit schaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weise flieht zu den Büchern und lernt dort nichtssagende Wortbedeutungen, der Narr stürzt sich in Wagniß und Gefahr und sammelt sich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Apathie traten die Leidenschaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weisen, sondern der Thoren sind. Aber eben diese Leidenschaften sind wie Zuchtmeister für die, die nach der Weisheit streben, mahnen zum Guten und spornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menschen seine

469) Es ward auch um 1530 von Seb. Frank in's Deutsche übersetzt. „Das theuer und künstlich Büchlein Morie Encomium u. s. w. o. O. u. J.

Leidenschaft nimmt, läßt ein starres Bild zurück, und wer würde, sagt Erasmus, solch einen Menschen nicht wie ein Gespenst fliehen und meiden, der stumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenschaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles weiß, nie irrt, stets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts übersieht, nur mit sich selbst zufrieden ist. Welche Stadt würde ein solches Geschöpf, einen solchen absolut Weisen zum Magistrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden ersten besten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der selbst ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der seines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter Zechgenosse, ein munterer Geselle ist, und der nichts Menschliches sich fremd hält. So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verstehen? Wozu die Dialectik, wo kein Streit widersprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem Andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrsamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menschen waren zu fromm, als daß sie mit gottloser Wißbegierde die Geheimnisse der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüsse der Gestirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforscht hätten, da sie es für Sünde hielten, wenn der Mensch über seine Befähigung Einsicht suchte. So sind denn weit am glücklichsten, die sich fern halten von jeder Kunst und Wissenschaft, und allein die Natur zum Führer nehmen, die nirgends in sich mangelhaft ist, wir müßten denn die Schranken der Menschheit überschreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht besser, was nicht durch Künstelei entstellt ist. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab sich schon der menschlichen Gemeinschaft und damit dem menschlichen Elende hin. Die also sind unter den Menschen am weitesten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da sie als Menschen geboren sind, doppelt thöricht ihren Stand vergessen, nach dem Leben der Götter streben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wissenschaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und so sind die am glücklichsten, die sich am meisten dem thierischen

Instincte nähern und nichts Uebermenschliches suchen. Gibt es daher eine glücklichere Menschenklasse als eben die man Narren, Hofnarren, Lustigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, sie haben kein Gewissen; sie fürchten keine Gespenster, sie haben nicht Furcht noch Hoffnung; sie werden von keinen Sorgen gequält, sie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr sie sich der thierischen Dummheit nähern, um so weniger sind sie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närrische Weise sich Tag und Nacht peinigt, so freuen sie sich beständig, spielen, singen, lachen, und machen auch Andere lachen, singen und spielen, und heitern den traurigen Ernst des Lebens auf. Diesen allein verzeiht man Alles, was sie sagen und thun. Niemand will ihnen schaden, die Thiere selbst hält ein natürlicher Instinct davon ab. Fürsten suchen ihre Gesellschaft lieber, als die der närrischen Weisen; lieber als von diesen ihre verdrießliche Gelehrsamkeit hören sie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Und was wäre herrlicher, als die Wahrheit? Die, obzwar sie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptsächlich der Narrheit ist. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf seinem Gesicht, und in seinen Worten; aber die Weisen reden mit doppelter Zunge. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden [470]).

3. Schauspiel.

Dies also war die allgemeine Physiognomie der Zeiten, in denen eine literarische Revolution in Deutschland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entschiedener durchlebt hat. Wir mußten dabei bis ins 13. Jahrhundert zurück und bis ins 17te vorschreiten, wozwischen eben die Zeiten liegen, in welchen eben diese Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren sowohl, wie gegen die späteren Jahrhunderte tragen; jetzt müssen wir wieder zu einem etwas strengeren chronologischen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abschnitte über die Prosaromane bis in seine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder

470) Erasmi Encomium moriae, passim.

in seiner reinen Gestalt seitdem einen Aufschwung und nur in seiner Ausartung, dem Roman, konnte es sich wieder einen relativen Werth erwerben. Die Lyrik sahen wir einen großen Wendepunkt erleben, und sich wohlthätig zwischen dem Neuen und Alten theilen im Volksliede, das sich der neuen Musik anschloß; im Meistergesang starb der alte Choralgesang aus, erhielt aber nachher im Kirchenliede einen neuen Halt. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommensten Gegensatz macht, sich eben in diesen Zeiten zuerst anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und also auch in der Geschichte diesen Gegensatz sogleich bezeichnet.

Die Entstehung des Schauspiels in Deutschland böte einem Literarhistoriker die schönste Gelegenheit dar, eine große Summe von Gelehrsamkeit und Kenntniß geschichtlicher Analogie auszulegen. Das Drama läßt sich leichter als andere dichterische Gattungen in seiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es meist erst in helleren Zeiten auftaucht und sich nicht so sehr wie das Epos in die Urgeschichte mit seinen Anfängen verliert, man müßte denn diese bis zu der Geschichte der Gaukler, Tänzer und Mimen zurückführen wollen, die man allerdings im Zusammenhange verfolgen könnte bis ins tiefe Alterthum, die aber der Literatur weniger, als der Tanz- und Musikgeschichte angehören. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geschichtschreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeschichte anderer Völker ließe sich eine gleich in ihren Anfängen sehr breite Theatergeschichte herausarbeiten. Wir suchen aber überall ein Verhältniß zwischen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn wir bei der Geschichte unseres Nationalepos, das seines Gleichen nur in Griechenland hat, oder bei der Ritterepopöe und Anderem, was wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt und alle Zeiten schweifen ließen, und wenn wir dies Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Producten noch einmal werden wiederkehren lassen, so liegt dies in der Sache selbst, so gut wie das absichtliche Vermeiden desselben in *diesen* Zeiten, wo sich Deutschland ganz in sich selbst verschloß und ganz mit sich selbst beschäftigte. In diesem Zeitraum der Abgeschiedenheit der deutschen Literatur bildeten sich die Erstlinge des deutschen Dramas und dies geschah unter ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher

Weiſe wie überall ſonſt, ſo daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechiſchen und der neuchriſtlichen Myſterien und Poſſenſpiele zuſammenſtellen könnte. Von ſeinem erſten Erſcheinen an wird das Drama ſo der Mittelpunkt der neueren Dichtungsgeſchichte, wie die Epopöe der der älteren war; beide ſind die Pole aller Poeſie überhaupt und nur von ihnen fand es Ariſtoteles der Mühe werth, in ſeiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes ſahen wir ſich in Zeiten ausbilden, wo die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen ſuchte. Aber dieſer Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu ſich ſelbſt zurück. Man betrachtete ſich ſelbſt, den Staat und die Kirche; man lernte ſtets genauer unterſcheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und ſchied jeden einzelnen wieder in ſich; man forſchte nach dem Aeußeren und Inneren, nach Tracht und nach Betragen, nach dem Kleide und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu immer zugleich das Object; und es iſt recht bezeichnend, daß vom Sachſenſpiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menſchlichen Erlöſung, ja bis zum Eulenſpiegel nun eine große Reihe von Büchern ſtets unter dem Titel eines Spiegels erſchienen. Alles in der Literatur tritt nun ſo ſehr in Bezug auf ein ſchauluſtiges Volk, wie vorher auf eine hörluſtige Geſellſchaft. Die Malerei begann ihre erſte einfache Periode, als die Muſik die ihrige ausartend vollendete und die Anfänge ihrer zweiten kunſtmäßigeren Periode erlebte. Mit der plaſtiſchen Kunſt aber hat das Schauſpiel weſentliche Verwandtſchaft; Beides beruht auf der Ausbildung des Geſichtsſinnes; Beides finden wir daher immer in einem geſchichtlichen Verhältniſſe. Der Orient, ſo weit er keine plaſtiſche Kunſt kennt, kennt auch kein Drama; in Italien und England theilte ſich Beides ſo, daß Eines überwiegend das Andere mehr ausſchloß; in unſerer neueren Zeit entſtanden die Anfänge von Beiden gleichzeitig, und gleichzeitig Wiedergeburt und Ausbildung im 18. und 19. Jahrhundert; in unſerer Ritterzeit war Beides ganz im Hintergrunde. Erſt nach dieſer Zeit, entwöhnt von dem

bloßen Verweilen in dem Anblicke des ſchönen Geſchlechtes zur Zeit des Minneflors, zerſtreute ſich und bildete ſich das Auge immer mehr. Etwa ſeitdem Ulrich von Lichtenſtein ſeine minnigliche Maskerade beſungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geſchmacke an Wappenmalereien. Es gab den hiſtoriſchen Liedern zum Theile jene plaſtiſchere Lebendigkeit, daß ſie ſtatt ihrer Helden die Wappenthiere allegoriſch beſangen. Ein Sinn für das Plaſtiſche ging nun allmählig mit dem materiellen Wohlſtande wie in unſern Tagen Hand in Hand in der ganzen Nation auf. Die Freude an den in der Minnezeit verſchmähten Poſſen der Gaukler kehrte wieder, die Hofſänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Fauſt wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrhundert fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. ward nicht leicht ein Buch abgeſchrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge geſorgt ſein mußte. Im 15. Jahrhundert war in Wien faſt jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomaſin geſagt, ſind für den Bauer, der die Schrift nicht verſteht; je mehr ſich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild Hauptſache in den Büchern [471]). Aus dem innerſten Bedürfniſſe der Nation heraus ward daher die in dieſem Jahrhundert ſchnell fortſchreitende Formſchneidekunſt gefördert. Die xylographiſchen Werke, die Vorläufer der erſten Drucke, werfen ſich, wie nachher auch dieſe, zuerſt auf die myſtiſchen und frommen Werke [472]), an denen das 15. Jahrhundert ſo großes Wohlgefallen fand, auf die Apocalypſe, die Mariengeſchichten, auf Legenden, auf Wahrſagebücher, Kalender und Todtentänze. In dieſen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der ars moriendi, in den Armenbibeln ſind die Holzſchnitte die Hauptſache; das speculum humanae salvationis ſchrumpfte dieſen Figuren zu gefallen zuſammen in kürzere Erklärungen; das defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis gibt zu ſeinen Holz-

471) Im Narrenſchiff heißt es:

Wer yeman der die geſchrifft veracht,
oder villicht die nit künd leſen,
der ſicht im molen wol ſyn weſen,
und fyndet darin wer er iſt,
wem er gleich ſy, was im gebrift.

472) J. Heller, Geſchichte der Holzſchneidekunſt. Beilage II.

ſchnitten nichts als kurze Sprüche in lateiniſchen oder deutſchen Verſen; Steinhöwel's Ueberſetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzſchnitte daraus genommen, zuſammengeſetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen verſehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erſcheinen. Die Schrift bezog ſich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In dem Gedichte von der Keuſchheit [473]) von Rothe, dem Verfaſſer der thüringiſchen Chronik und einer Bearbeitung des poetiſchen Lebens der heiligen Eliſabeth [474]), iſt Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd, und das Bild der Keuſchheit iſt mit einer Reihe von bedeutungsvollen Wappenſchildern umgeben, die dann moraliſch erklärt werden. Wir haben im Schachzabelbuch geſehen, wie gerne man nun alles Didactiſche an etwas Faßliches anlehnt, alles Ueberſinnliche verſinnlicht. Dieſe Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethiſchen und dianontiſchen Tugenden wurden jetzt perſonificirt, alle Leidenſchaften und Laſter. Noch hatte ſich Thomaſin, ſo ſchwer es ihm ankam, mit reinen Definitionen ſeiner Tugenden und Laſter begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unſicher zwiſchen Erklärung und Sinnbild, jetzt tritt Alles nur noch im Bilde oder in Perſon auf. Das ſo im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es ſollte auch reden, und man hängt den gemalten Figuren daher beſchriebene Zettel aus dem Munde.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Feſtlichkeiten mit der Zeit dieſen lebhafteren ſinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und allerhand ſtummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Bald aber wurden Prozeſſionen, Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenſtände, auf welche ſich der Luxus warf; phantaſtiſche Allegorien waren nicht allein in der Literatur, ſondern auch im Leben im Schwung. Je mehr man dieſe feſtlichen Aufführungen nun ausbildete, der todten Schau ein Pantomimiſches Spiel, der ſtummen Pantomime Geſang zufügte und den Geſang in Rede und Dialog überleitete, deſto näher kam man auch von dieſer Seite der Ausbildung des eigentlichen Schauſpiels. Die

473) Auszüglich in Adelung's Magazin 2, 3, 108.
474) In Mencken's scrippt.

Aufführungen bei dem Eſelsfeſte in Rouen [475]), die Prozeſſionen der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man ſo oft als die erſten Anfänge der Myſterien bezeichnet hat, die Jahreszeitfeſte, der Streit des Sommers und Winters, der Aufzug der heiligen drei Könige an Weihnachten, der Todtentanz und die Kreuzigungsgeſchichten, in allem konnten Elemente zum Schauſpiel liegen, ſo wie wir unten ſehen werden, daß der Markt und das Gericht natürliche Vorbilder dramatiſcher Szenerie wurden. Wie leicht ein Jahreszeitfeſt in ein Spiel übergehen kann, ſcheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Wenn der Todtentanz wirklich in Paris im 15. Jahrhundert in den Kirchen aufgeführt wurde, ſo war es wohl bloße Pantomime, das Bild trat in Bewegung über; allein wie vielfach er ſich der dramatiſchen Geſtaltung näherte, läßt ſich wohl nachweiſen. Es exiſtirt bei uns ein Geſpräch zwiſchen dem Tod und einem Bauern [476]), dem frühzeitig ein ſchönes Weib ge-

475) Du Cange s. v. festum Asin.

476) Cod. Pal. 76. Es iſt ſchon 1477 gedruckt. S. Jäck und Heller's Beiträge 2. S. 128. Das Werkchen iſt eigentlich der Idee des Todtentanzes entgegengeſetzt, wo der Tod ſtets als ein unbeſchränkter Gewalthaber aufgeführt wird. Auch hier rühmt er ſich ſeiner Gewalt, als ob ſie ihm eigenthümlich wäre, da ſie ihm doch nur von Gott zum Lehen gegeben ſei, in deſſen Hand allein Tod und Leben und die Seele des Menſchen ſtehe. Der Tod erſcheint hier als das böſe Princip, gegen das der Bauer mit Glück die Würde des Menſchen vertheidigt. Vortreffliche Stellen über die Vergänglichkeit und den Wechſel der Dinge fließen mitunter, die an die alten Philoſophen erinnern, und der humaniſtiſche Sinn gegen die Weltverächter leuchtet an einer Stelle durch, wo das weltliche und eheliche Leben in Schutz genommen wird gegen das geiſtliche, da ein Mann, der ein biederes Weib hat, wonneſam, luſtſam, weltſam und weltgütig ſei, da er emſig nach Nahrung ſtelle, und gerne Ehre mit Ehre, Treue mit Treue, Gut mit Gut vergelte. Zur Probe des ganz originalen Stils ſtehe folgende Stelle hier: f. 56. Do ſte ich armer ackermann allein, verſchwunden iſt mein liechter ſtern an dem himmel, zu raſt iſt gegangen meines hailes ſunne, uff get ſi nymer mere, nicht me gat uff mein lüchtender morgenſterne, gelegen iſt ſyn ſchine, kain laidvertrib hon ich me, di vinſter nacht iſt allenthalben vor minen ougen, ich wene nicht, daz ſi mir rechte fröwde nymer mere muge widerbringen, wenn miner fröden achtbar banner iſt mir laider undergangen; zetter, waffen uß hertzen grunde ſy geſchrüwen über daz jare, über den verworffenen tag und über die laidige ſtunde, dar inne min ſtetter hartter demantt iſt zerbrochen, darinne min rechter fürender laidſtapp unbarmhertzeclichen mir uß den henden wart gerucket, darinne iſt zu mines hailes vernuwendem Jungbrunnen mir der weg verhowen.

ſtorben iſt, das an die Gemeinplätze der Todtentänze vielfach erinnert und übrigens durch einen ganz eigenthümlichen ſentimentalen Ton merkwürdig iſt, der an die Ueberſetzung der Alda von Adam Werner von Themar erinnert [477]), ſo daß es vielleicht aus deſſen Feder könnte gefloſſen ſein. Den Hekaſtus des Hans Sachs ferner, oder den Every man, der in England unter Heinrich VIII. gedruckt ward, oder vielmehr die gemeinſchaftliche Quelle beider, worin unter dem Jedermann das menſchliche Geſchlecht dargeſtellt wird, über deſſen Sünden erbittert, Gott den Tod beruft, ihn vor ſeinen Richterſtuhl zu citiren, könnte man als eine dramatiſche Geſtaltung des Todtentanzes betrachten, obwohl hier natürlich ſchon andere Dinge mitgewirkt haben, die geregeltere Form zu ſchaffen. In die Kirche gingen frühzeitig Ceremonien und Vorträge in mimiſche Aufführungen und ſinnliche Begehungen über, und es iſt nichts gewiſſer, als daß die erſten Schauſpielhäuſer Kirchen und Klöſter waren, die erſten Schauſpieler Geiſtliche, und die erſten Gegenſtände des Dramas der neueren Zeit fromme und chriſtliche. In Rom wird noch heute die Paſſionsgeſchichte auf Oſtern mit vertheilten Rollen geſungen: Eine Stimme lieſt ſingend die Evangelienerzählung, eine zweite ſingt Alles, was Chriſtus ſpricht, eine dritte was überhaupt ſonſt geredet wird, und der Chor, was Mehrere oder die Maſſen zu ſagen haben. Von ſolchen einfachen Anfängen der Recitation und des Wechſelgeſanges aus mag man in der Kirche frühzeitig angefangen haben, den Vortrag beſonders der Leidensgeſchichte mit Action zu begleiten, und von da aus auch andere Feſte mit Aufführungen zu ſchmücken, deren Beſtimmung anfangs durchaus heilig, deren Leitung den Geiſtlichen überlaſſen blieb, bis mit der Zeit die weiteren Schritte zur Ausbildung ſolcher Spiele Laienhülfe nöthig machten, und die Laien profane Zuthaten zu dem gottesdienſtlichen Stoffe hinzubrachten; im 15. Jahrhundert waren auch in England ſchon die Aufführungen der Mirakelſpiele ganz in den Händen der Handwerker. Im 13. Jahrhunderte richten ſich wiederholte und ſcharfe Verbote der Kirchenverſammlungen, Päbſte und Biſchöfe gegen dieſe Spiele in den Kirchen überhaupt, oder gegen die Theilnahme der Geiſtlichen daran, oder gegen den Misbrauch derſelben. Man glaubt in der Reihe und Art dieſer Verbote

477) Cod. Pal. 298.

zu bemerken, wie im Laufe der Zeit die Oberen dem wachſenden Geſchmacke an dieſen Aufführungen nachgeben mußten. Im 14. Jahrhundert, wo wir wiſſen, daß in Frankreich und den Niederlanden ſchon öffentlich geſpielt wurde, wo wir die Nachricht finden, daß 1322 Predigermönche in Eiſenach ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aufführten, treten auch die Quellen geiſtlicher Schauſpiele in Deutſchland hervor, und ſie weiſen uns vorzugsweiſe nach den Gegenden von Schleſien und Böhmen, wohin Karl IV. zuerſt auch die plaſtiſche Kunſt der Italiener verpflanzte. Im 15. Jahrhundert war alsdann die Darſtellung der Myſterien ſchon ganz unangefochten. Ob ſie bei uns ſo verbreitet waren, wie in Frankreich, darf man zweifeln. Wenn man aus der Erzählung, wie Eulenſpiegel eine Oſterfeier dieſer Art ſtört, ſchließen ſoll, ſo wären die Myſterien vielleicht bei uns tiefer ins Volk herabgegangen, und Dörfer hätten ſich ſchon damals daran verſucht, wie in Oberbaiern noch bis heute ein abgelegener Ort (Oberammergau) dieſe Paſſionsſpiele ganz in der uralten Begehungsart aufführt. Gewiß iſt, daß die Aufführungen bald Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker, der Schüler und Studenten ward. Ausgebildet aber ward dieſe Gattung in Frankreich und in England unſtreitig mit weit größerem Eifer. In London erſcheinen die Aufführungen der Mirakelſpiele ſchon im 12. Jahrhundert ſtehend, das heißt jährlich an gewiſſen Feſttagen, beſonders auf Corpus Domini, wiederkehrend; im 13. Jahrhundert werden ſie ſchon in ganz England herumgetragen. Bei den Franzoſen war, was bei uns beſcheidene Sehluſt war, bis zur Schauwuth gegangen. Dort drängte ſich alles Glänzende zuſammen an den Hof, der in Deutſchland keine feſte Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward auf die Myſterien und Mirakel verwendet, und eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutſchland für dieſe Gattung niemals dachte. Es iſt mit unſerem Schauſpiel wie mit unſeren Univerſitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verſchiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte ſich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung geſammelt haben; geſchah das, dann war aber auch nothwendig die langſam gereifte Frucht um ſo trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall ſo wenig ſchnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüthe nicht ſchnell zu hoffen war. Es iſt viel beſſer,

daß wir in Deutschland nichts von prächtigen Mysterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Mysterien, Moralitäten und Possenspiele unter den Privilegien der Passionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgesetzt waren. Das Mysterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunst, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Festtagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es ist auch hier in dem aufkommenden Schauspiel wie vorher in dem untergehenden Epos der gute Takt der Nation sichtbar, der diesen unnatürlichen und verschrobenen Gattungen nie eine größere Geltung erkünsteln wollte, als sie von Natur haben konnten.

Wenn nach dem Bisherigen zur Entstehung und Ausbildung des Schauspiels in neuerer Zeit die Ausbildung der plastischen Kunst, die öffentlichen und kirchlichen Feste, Feierlichkeiten und Gesänge mitgewirkt haben, so kommt ein Drittes hinzu: der natürliche Uebergang aus epischen oder lyrischen Formen zum Dialog, den wir schon in jenen Allegorien vorbereitet fanden, und die directe Ueberwirkung der schon vollendeten dramatischen Form aus dem Alterthume. Wenn wir diese verschiedenen Momente gleichmäßig festhalten, so werden wir in unseren ältesten Spielen fast kein Element finden, das wir uns nicht hinlänglich herleiten könnten. Was den letztern Punkt zuerst betrifft, so kann man, freilich nicht in Deutschland und an blos deutschen Quellen oder Zeugnissen, das Schauspiel der christlichen Zeit im Allgemeinen, in vereinzelten Versuchen und embryonischen Gestaltungen bis in den Anfang unserer Zeitrechnung so zurückverfolgen, daß fast jedes Jahrhundert seinen Vertreter aufzuweisen hat [478]), und so knüpfte sich diese Form von

478) Jubinal in der Vorrede zu seinen Mystères inédits, 1837. gibt eine solche Reihe an, die wir hier mittheilen wollen, ohne sie jedoch zu verbürgen, da uns mehreres daraus unbekannt ist. Im 2. Jahrhundert ein Drama des Tragikers Ezechiel, das zugleich eine Art Chronik ist, und der leidende Christus von Joh. Chrysostomus. Im 3. der Querulus, eine Art Misanthrop wie in der Aulularia, und der ludus septem sapientium von Ausonius. Im 5. kirchliche Darstellungen der Anbetung der Magier, der Hochzeit zu Cana u. a. Im 6—9. der Oeipus, eine allegorische Comödie; das Urtheil des Vulcan; Fragmente einer Tragödie, Clytämneſtra; ein Dialog inter Terentium et delusorem u. a. Im 10. Rhoswitha. Im 11. das Mysterium der klugen und thörichten Jungfrauen bei Ray-

ſelbſt an das Römiſche noch an. Unter dieſen älteren, lateiniſchen Rudimenten ſind die Moralitäten unſerer Rhoswitha (980) das bedeutendſte; ſie ſind von Terenz angeregt, obgleich ſie dies in ihrer Form keineswegs verrathen; ſie erſcheinen vielmehr rein als dialogiſirte Erzählungen. Wir würden ſie hier nicht erwähnen, da ſie lateiniſch ſind und als die vereinzelte Uebung einer Nonne des 10. Jahrhunderts wenig in Betracht in einer Literarhiſtorie kommen können, allein dieſe Stücke wurden bekanntlich in den erſten Zeiten der Wiedererweckung der alten Literatur, die zugleich unſer Schauſpiel erſt in Aufnahme brachten, durch den berühmten Celtes hervorgeſucht und publicirt und eines derſelben, der Abraham, auch von Adam Werner von Themar ins Deutſche überſetzt [479]), der in den erſten Jahren des 16. Jahrhunderts an dem pfälziſchen Hof die Rolle eines Niclas van Wyle ſpielte, in Proſa horaziſche Satiren, virgiliſche Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutſche übertrug. Dazu kommt, daß ihre Art der Behandlung der Legende den folgenden Zeiten ſo natürlich war, wie ihr ſelbſt. Den dialogiſirten Theophilus [480]), der ſchon oben erwähnt ward, würde Jeder bei einiger blos äußeren Zurichtung ſo gut in der Reihe der Erſtlinge des Schauſpiels ſehen, wie die Stücke der Rhoswitha. Es iſt ganz derſelbe dialogiſch-epiſche Gang mit knapper Angabe einiger Zwiſchenhandlungen. Ja dieſer ganze Ton und dieſe ganze Bearbeitungsweiſe herrſcht noch viel ſpäter in Schernbeck's Spiel von Frau Jutten [481]) (1480). Die Teufel ſpielen hier ganz dieſelbe ſchlechte Rolle wie im Theophilus; ſo viel Anlaß in dieſer Sage von der Päbſtin Johanna zum Scherze war, ſo iſt doch Alles ganz

---

nouard poesies des Troub. II, 139.; eines von der Geburt; vier lateiniſche von Monmerqué herausgegeben über die Magier, den Kindermord, die Auferſtehung und Erſcheinung in Emaus. Im 12. Sechs lat. Myſterien bei Monmerqué; der ludus paschalis vom Antichriſt bei Pez thes. II, 3. Drei vulgarfranzöſiſche, worunter ein Fragment einer Auferſtehung, von Jubinal 1834 herausgegeben. Im 13. le jeu du Pélerin und de Robin et de Merion, ed. Monmerqué 1822 beide laienhaft, das Mirakel von Theophilus von Rutebeuf u. a. Im 14. 40 Mirakel in Mſ. 7208. der kön. Bibl. in Paris u. ſ. f.

479) Cod. Pal. N. 298.

480) In Bruns altplattd. Gedichten.

481) Gedruckt in Gottſcheb's nöthigem Vorrath zur Geſch. der deutſchen dramat. Dichtk. 2. S. 84.

ernſthaft gehalten. Die Fürbitte der Maria für Frau Jutta, die widerſtrebende Einwilligung Chriſti ſind ſogar einzelne Reminiscenzen an den Theophilus, und die Structur des Ganzen iſt durchaus gleich, durchaus noch ebenſo aller dramatiſchen Oeconomie entfremdet. So haben wir auch in den Niederlanden und in Frankreich einzelne rohe Stücke, die den Uebergang aus erzählender Form in dialogiſche Myſterien, die ihre Herkunft aus den contes devots ſehr deutlich verrathen. Der Lantsloot, den Hoffmann [482]) mitgetheilt hat, iſt recitirende Erzählung oder epiſches Drama; in dem von Jubinal herausgegebenen Myſterium von der Auferſtehung wird in fortlaufenden Reimpaaren das Recitirte, die Handlungen der Recitirenden und der Apparat zur Aufführung gleichmäßig fortgeführt [483]).

Wir wollen die wenigen Myſterien und gottesdienſtlichen Stücke, die uns aus den Zeiten vor der Reformation im Druck oder ſonſt bekannt geworden ſind, kurz erwähnen, und von ihrer rohen Beſchaffenheit einen ungefähren Begriff zu geben ſuchen. Das älteſte darunter, indem wir nur von fern aus dem Lateiniſchen heraustreten, iſt das Leiden Chriſti [484]) in einer Tegernſeer (Münchner) Handſchrift des 13. Jahrhunderts, ein knappes, für den Geſang beſtimmtes Stück, in dem nur wenige Strophen, weltlicheren Inhalts, grade nur das, was die Weiber, ein Kaufmann, der Schächer, Longinus, Pilatus, nichts aber, was Chriſtus zu ſagen hat, deutſch ſind. So haben wir ein viel ſpäteres Stück aus einer Handſchrift von ca. 1380 [485]) vor uns, ein ganz rohes Paſſionsſpiel, kaum Dialog zu nennen, worin die deutſche Rede bei allen profaneren Nebenperſonen in einen ſcherzhaften Ton überſtreift. Dies Stück iſt ganz wie eine Reihe von Gemälden mit kurzen dialogiſchen Un-

482) horae belg. V.

483) Im Geſpräche erhält ein Soldat die Weiſung Chriſti Seite zu durchſtechen, dann geht es fort:

Il prist la lance, cil feri
al quer, dunt sanc et ewe en issi;
si li est as mainz avalé,
dunt il ud face muillée
et quant à ces oils le mist,
dunt vit à neire, e puis si dit,

worauf der Dialog wieder anhebt.

484) Hoffmann's Fundgruben II. 245.

485) Cod. St. Gall. N. 919. Mittheilung von Herrn Pfeiffer.

terſchriften, und Mone hat ganz richtig aufmerkſam gemacht, wie alle jene Evangelienſtücke, welche die ganze Reihe der Handlungen ohne innere Einheit darſtellten, den Zeichnungen des Mittelalters analog ſeien, auf welchen der Verlauf einer Geſchichte in getheilten Gruppen vorgeführt wird. Auch jene Paſſion ſchwankt noch zwiſchen Geſang und Rede, zwiſchen Latein und Deutſch; obgleich einige Szenen blos deutſches Geſpräch enthalten, ſo ſcheint es doch anderwärts, als ob das Ganze im lateiniſchen Texte geſungen, und zu deſſen Verſtändniß alsdann das Deutſche blos nachgeſprochen worden ſei [486]). Auch ein ludus de nocte Paschae iſt halblatein, der Anhang zu dem Spiel von Marien Klage [487]), dem einzigen einigermaßen erträglichen Reſte, den wir aus dieſer ganzen Gattung überhaupt beſitzen. Hoffmann verſuchte daſſelbe in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurückzuſetzen, es wird aber dem 14. Jahrhunderte angehören, wie alle die nächſtanzuführenden Stücke, die wir von dieſem Schlage beſitzen. Das Ganze iſt ſehr einfach, ganz eigentlich das, was der Titel ſagt, Marien's und Johannes' Klagen am Kreuz, beweglich und mit einer größeren Wärme ausgedrückt, dem Geſange beſtimmt und günſtig, ſo daß es vielleicht von Intereſſe wäre, wenn ſich ein Enträthſeler der Noten fände. Ein Spiel von St. Dorothea [488]), das uns in einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts erhalten iſt, iſt vielleicht eins und daſſelbe mit einem Stücke über dieſen Gegenſtand, von dem wir wiſſen, daß es 1412 in Bauzen aufgeführt ward. Es iſt ſchon geſprochen, aber ganz kurz, holzſchnittartig, die Reden auch hier ſo, als ſollten ſie nur Erklärungen zu Bildern abgeben. Gottesdienſtlicher als dies iſt ein Spiel von Mariä Himmelfahrt [489]), in einer Handſchrift von 1391, das mit dem Abſchied der Apoſtel von Maria beginnt, und mit der Zerſtörung Jeruſalems endet: es iſt mit Predigten der Apoſtel, mit

---

486) Z. B. Tunc Jhesus respiciens mulierem cantat: Nemo te condempnavit? respondet mulier: nemo. Dicat iterum Jhesus: nec ego te condempno. Tunc dicat Jhesus:

vrouwe ist ieman hie, der dich versteine?
genade, lieber herre, nein.
vrouwe, ouch ich dich nit versteine u. s.

487) Hoffmann's Fundgruben II.

488) Ebenda.

489) In Mone, altd. Schauſpiele, 1840.

Bekehrungen, mit lateiniſchen Hymnen, die die Jünger, mit deutſchen, welche die Heiden ſingen, durchflochten. Eben ſo roh iſt die Zurichtung eines Stückes aus derſelben Quelle von der Auferſtehung Chriſti [490]), das aber darin wieder eine neue Seite bietet, daß es durchgängig weltlicher, muthwilliger, komiſcher gehalten iſt; Zwiſchenſpiele ſind eingeſchaltet von ganz derber und burlesker Haltung, im Stile des Morolf. Eben dieſer Ton bricht auch in einem andern Oſterſpiele [491]) von Beſuchung des Grabes und von der Auferſtehung durch, ſogar in den Stellen, die Chriſtus als Gärtner zu den Frauen zu ſagen hat.

Im 15. Jahrhundert erhalten wir einzelne Myſterien von etwas complicirterer und mehr ausgebildeter Art von ſehr erweitertem Stoffe und Perſonale, und zugleich einige Winke, wie es bei der Aufführung dieſer Werke herging. Ein Paſſionsſpiel, das 1498 in Frankfurt gegeben ward, hat 265 Perſonen, und iſt wahrſcheinlich ſo ausgeführt worden, wie es eine Pergamentrolle des St. Bartholomäiſtifts in Frankfurt vorſchreibt [492]). Wir wollen uns an ein anderes Stück halten, das in ſich ſelbſt die Art und Weiſe der Darſtellung vorſchreibt, und das uns zugleich aus dem andern Grunde merkwürdig iſt, weil es uns zeigen kann, in wie ganz enger Verwandtſchaft die Myſterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menſchlicher Erlöſung ſtehen, von dem wir oben geſprochen haben. Es iſt bekannt, daß in Italien die Myſterien je nach ihrem neu- oder altteſtamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren ſogar bezeichnet wurden. Ich habe nun ein ſolches Stück vor mir [493]), das 1514 von einem Wolfram Stück geſchrieben, ohne Zweifel aber etwas älter iſt. Man würde nicht glauben, daß dies weitläufige Werk zur Aufführung beſtimmt geweſen ſei, wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Stücke an mehreren Tagen hintereinander actenweiſe aufgeführt wurden,

490) Ebenda.

491) Bei Hoffmann l. c. Stellen in Wackernagel's Leſebuch.

492) S. Fichard's Frankf. Archiv, III.

493) Cod. Pal. 402. Hier hebet an das Regiſter oder Ordnung von den geſchichten der Marter und Leyden Jheſu Criſti u. ſ. w. — Auch in einem älteren dogmatiſchen Geſpräche (bei Mone l. c.), wie es der Herausgeber nennt, erſcheinen ſchon jene Parallelen, die Prophezeihungen des alten Teſtaments mit den Beweiſen aus den Thatſachen des neuern.

woher auch die Benennung der Acten in dem ſpaniſchen Schauſpiel (jornadas) rührt, daß noch ſpäter z. B. der Saul von Mathias Holzwart (1571) 50 Acte füllte und hundert redende und fünfhundert ſtumme Perſonen beſchäftigte, oder die tragico-comoedia apostolica des Johann Brummer (1593) 246 ſpielende Perſonen brauchte. Dies letztere Stück iſt noch in ganz ähnlicher Weiſe nach Ordnung der Capitel der Apoſtelgeſchichte dialogiſirt, und der Verfaſſer hat nach der Zueignung zu dieſem Stücke auch die Geſchichte Jeſu eben ſo dramatiſirt, wie wir ſie etwa hier in dem älteren Myſterium vor uns haben, nur daß dieſes durch die Figuren aus dem alten Teſtamente unterbrochen iſt. Daß auch dieſes Stück wirklich aufgeführt ward, ſieht man aus dem Eingang. Es wird vorgeſchrieben, daß die Perſonen des Spiels, deren eine unzählbare Maſſe ſind, herrlich und ehrlich auf das Gerüſte geführt und jeder in ſeinen Seſſel geſetzt werde, dann hebt männiglich an zu ſingen veni sancte spiritus, und dann ſingen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Dirigent des Spiels ermahnt dann das Volk in einem Prologe zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung in Scenen geht nun die Geſchichte Chriſti mit Johannes dem Täufer an, in unzähligen ſchnell wechſelnden kurzen Dialogen, welche geſprochen werden, unter gelegentlichem willkührlich gewählten Chorgeſang des jüdiſchen Volks wird man durch das ganze Evangelium, alle Wunder, Geſchichten und Predigten durchgeſchleppt, und der Rabbi und der Kaiſer Tiberius und Gott Vater ſitzen alle nebeneinander und treten nur vor, wenn gerade die Reihe an ſie kommt. Dieſe dialogiſche Darſtellung der neuteſtamentlichen Geſchichten unterbricht nun aber von Zeit zu Zeit, gerade wie in dem Spiegel der Behaltniß, ein Intermezzo aus dem alten Teſtamente, eine Perſiguration, und dieſe ſteht in einem oft ganz leiſen Bezuge auf die Stelle, wo das Evangelium abgebrochen ward. So wird die Geſchichte der Suſanne vor dem Vorfall zwiſchen Chriſtus und der Ehebrecherin, die von David und Goliath vor dem Einzug Jeſu in Jeruſalem eingeſchaltet, die letzte, weil das Volk mit eben dem jauchzenden Zurufe den Herrn empfing, wie einſt den Sieger David; ſo der Verkauf Joſephs bei Gelegenheit von dem Verrath des Judas u. ſ. w. Zu dieſen Zwiſchenſpielen nun wurden meiſt ſolche leichtere Themata aus dem alten Teſtamente gewählt, die in ſich eine ſchlichte Einheit der Handlung und einen dramatiſchen Charakter ſchon trugen, die daher viel

näher zu einer klaſſiſchen Form leiteten, wie nachher bekanntlich das Aufgreifen der Novellenſtoffe für das Drama der Vollendung des neueren Schauſpiels weit ſchneller zuführte, als vorher die Hiſtorien, oder die epiſchen Dramen, welche letztere aus dieſen Myſterien ihre freiere und gedehntere Form entnahmen. Bekanntlich wurden die Suſanne, Haman, Eſther, Samſon, nachher die Lieblingsſtoffe der Bühnenſtücke aller Länder, und es blieb von dieſen Myſterien her Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeſchaltetes Schauſpiel, wie im Hamlet, wie bei Jacob Ayrer, liebte, daß man dazu oft den Stoff aus dieſen einfachen Bibelgeſchichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler nahm, daß man wenigſtens immer im Gegenſatze eine ganz ſimple Structur dazu wählte, wozu natürlich die Kürze ſchon zwang. Altteſtamentliche Geſchichten ferner blieben hauptſächlich die anfänglichen Gegenſtände auch der regelmäßigeren tragiſchen Stücke (ſelbſt in der Geſchichte der erneuten Aufnahme des Schauſpiels im 18. Jahrhundert in Deutſchland) und in Frankreich gaben eben dieſe Stoffe den Durchgang an zu eigentlich weltlichen Myſterien.

Was ſich in Deutſchland aus dem Myſterium bildete, was ſich in dieſer Gattung oder, wenn man will, was ſich in größerer Aehnlichkeit mit den Moralitäten der Engländer und Franzoſen gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei uns erneute, iſt gegen das Fremde ſo wenig der Rede werth, wie unſere Allegorien. Wie Arioſt auf der Höhe der künſtleriſchen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der proſaiſchen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meiſter der eleganteren Volkscomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatiſirten bäueriſchen Schwanks oder Characterluſtſpiels und Shakespeare als Koryphäe der geſammten volksmäßigeren dramatiſchen Kunſt der neuen Zeit erſcheint, ſo ſteht als Vollender des Mirakels und Myſteriums, der Allegorie und der Moralität Calderon in ſeinen zwiſchen Tiefe und Grundloſigkeit, zwiſchen Erhabenheit und Plattheit, zwiſchen myſtiſchem Scharfſinn und Unklarheit, zwiſchen Werth und Unwerth ſchwankenden Autos sacramentales. Wir können in keiner Gattung, die ſich innerhalb dieſer Uebergangszeiten von der Ritterpoeſie zu unſerer neueſten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir haben nur faſt überall die erſten roheren Anfänge, wir laſſen ſie liegen, wir nehmen ſie, das Fremde nachahmend, mistrauiſch und furchtſam wieder auf, wir werfen

dies endlich wieder in einem gewiſſen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles deſſen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beiſpiel hinterließ, das Vorzüglichſte, aber am ſpäteſten. So haben wir Myſterien vor faſt allen anderen Nationen aufzuweiſen, und ſollten wir nicht als ſolche bibliſche Stücke die Klopſtockiſchen, als die letzte Moralität Leſſing's Nathan betrachten dürfen, der hoffentlich ein unvergeßliches Denkmal unſerer Literatur bleiben wird, wenn er auch nicht als ſtreng poetiſches Kunſtwerk gelten ſoll. So haben wir auch Faſtnachtsſpiele in ſchriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komiſchen freilich ſind wir uns noch ſchuldig geblieben. Wie weit bei uns die grelle Miſchung des Burlesken und Heiligen in den Myſterien ging, läßt ſich nicht beſtimmt ſagen; wir bemerken aus der angeführten Reihe von Stücken, daß diejenigen, die mit komiſchen Szenen wechſeln oder ganze burleske Zwiſchenſpiele einſchalten, die Minderzahl ſind; erſt im 16. Jahrhundert nach der Ausbildung des dramatiſchen Schwankes und der ganzen grobianiſchen Literatur des Volkes ſcheint die Einmiſchung des Komiſchen häufiger geworden zu ſein. Die oben berührten zwei oder drei Stücke von launiger Färbung, und eine gwiſſe Gewandtheit der ſchnurrigen Darſtellung in dem angeführten Oſterſpiele beweiſen uns übrigens, daß uns dieſe gemiſchte Gattung auch ſchon im 14. Jahrhundert nicht fremd war. Die Entſtehung iſt auch zu natürlich. Die Geiſtlichen und Mönche hatten von jeher Joculatoren und Luſtigmacher in Klöſter und Kirche zugelaſſen, ſie brauchten ſie vielfach für ihre Prozeſſionen, ſie ließen ihre komiſchen Darſtellungen in der Kirche zu; Handſchriften von lateiniſchen Myſterien in Deutſchland berichten ausdrücklich von den fahrenden Leuten, die aus der dramatiſchen und muſikaliſchen Kunſt ein Gewerbe machten. Es bildeten ſich im Gegenſatze ernſte und luſtige Darſtellungen nebeneinander, denn jedes Feſt theilt ſich gerne in heilige und heitere Theile in unmittelbarer Succeſſion ab, wie es die Natur verlangt, wie wir es noch an allen unſern doppelten Feiertagen im Kleinen, und an der katholiſchen Oſterfeier im Großen ſehen. Markt und Meſſe mit all ihren natürlichen und gekünſtelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernſten Feier das komiſche Zwiſchenſpiel ſchon in der Wirklichkeit. Das erwähnte Oſterſpiel bildet dies ab: es wechſeln ernſte Sing- und Spruchſtellen von dem Begräbniß und der Auferſtehung

Christi mit Marktszenen zwischen einem Kaufmann und seinem Diener, seinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz in dem derben Geschmacke des Possenspiels sind die Personen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelszene zwischen Mann und Weib u. dgl. [494]). Tief aber hat in Deutschland schwerlich die Verbindung von Mysterium und Possenspiel gegriffen. Wir nahmen Alles ernst und gewissenhaft, was unsere fränkischen Nachbarn leicht und locker nahmen. Wie die französischen Legenden an Frivolität und übler Licenz vor den deutschen vorstehen, und viel ärger in das Gottlose und den obscönen Schwank überspringen, so sind auch die französischen Mysterien eben so selten vom Komischen entblößt, als die unsern scheint es selten damit verbunden sind. Die Feste selbst trugen bei uns weniger den burlesken Charakter; wir wissen wenigstens nichts von Narren- und Eselsfesten der Art, wie sie in Frankreich gefeiert wurden, und es ist kaum eine Spur unter uns von den ausschweifenden Localfeiertagen, wie sie sich dort so oft finden. Wir schoben selbst die Fastnachtsspäße und die stehenden komischen Figuren im Lustspiele nach Cöln und nach Wien, in eben die Grenzländer, welche die ersten Narren aufstellten und den letzten Narrenorden festhielten, welche das Groteske und Burleske in unserer Literatur fast im ausschließlichen Besitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben mit dem wir jedes Scharfe und Eigensinnige auch in den Verfassungsformen des Staates, in den religiösen Sekten und in Allem immer an die Grenze oder gar über die Grenze rückten. Welch eine ernsthafte Wendung gaben nicht lateinische und deutsche Priester bei uns der Fastenpredigt! Wie voll Unschuld sind unsre Weihnachtfeste! wo es Prozessionen bei uns gab, sind sie sehr oft von Kindern aufgeführt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Fastnachtswuth in Deutschland schrieben, wie harmlos sieht doch wieder ein Agricola auf diese Fröhlichkeiten an St. Burchard und St. Martin, auf Pfingsten und Ostern hin, und meint, es gebühre dem Most um St. Burchard oder der Gans um St. Martin so gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine

494) Dabei wird der Ritterton parodirt:

frauc liebe frauc mein,
dass ir immer selig müsst sein,
vergib mir, dass ich dich habe geslagen
gar hartlich an deinen kragen u. s. w.

ernſte Verehrung! In Straßburg konnten Geiler's Predigten der luſtigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luther's tolerante Oppoſition gegen die Faſtenmaskeraden ihren Misbrauch! Wie ſchnell gelang es Oſiander, das bischen Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen ganz zu dämpfen! Unſere ganze Natur liebt die barocke Miſchung von Scherz und Ernſt wenig. Wir haben auch den Geſchmack der Südländer, den Eindruck des Trauerſpiels mit der Farce zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, nicht getheilt; wir trennten auch ſehr frühe das Faſtnachtſpiel ſelbſtſtändig ab.

Der groteske Geſchmack dieſes ariſtophaniſchen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas ſonſt die Entſtehung der dramatiſchen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben ſelbſt. Es iſt nichts ſo ſehr ſeiner Natur nach *ſubjectiv*, als das Lächerliche. Wir ſind dabei ſtets mit unſerer Perſönlichkeit thätig, und es gab Philoſophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unſerer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder fremder Thorheit und dergleichen empfinden. Nichts iſt auch ſeiner Natur nach ſo *gegenwärtig*, wie das Komiſche. Ueberlieferte Späße ſind nur in Erneuung und Verjüngung ſchön; Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung ſchwächt ihn. Wir lachen ferner nur über das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Luſtſpiel kann ſich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beſchäftigen; es iſt daher das natürliche Product einer Zeit, die ganz auf ſich ſelbſt gerichtet iſt, und die ihre Laſter als Thorheiten zu belachen geneigter iſt, denn als Todſünden zu verfluchen. Das aufkommende Poſſenſpiel mußte daher auch nothwendig die lateiniſche Sprache aus dem Schauſpiel verdrängen, denn der loſe Scherz, der darin herrſchte, war nicht für die Gelehrten von römiſcher Gravität berechnet, ſondern für die Maſſe. Nichts iſt ferner in ſeinen erſten Anfängen ſo *plaſtiſch* wie das Komiſche. Körperliche Gebrechen und Auswüchſe, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet ſind, ſind die erſten Gegenſtände, die uns die Natur ſelbſt zum Lachen darbietet, ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Geſichtern, die Carricatur, das Groteske iſt der erſte Verſuch, das Komiſche in die Kunſt überzuführen. Daher iſt der Teufel, der Satyr der neuen Zeit, welchen die plaſtiſche Stimmung der Zeit bald in der

Wirklichkeit und auf Erden wandelnd dachte, die urſprünglichſte Geſtalt der neueren Carricatur und die komiſche Figur der himmliſchen Bühne von uralter Zeit bis auf Göthe. Bei allen Schwänken und Poſſenſpielen dieſer Zeit dürfen wir darum nie vergeſſen, die äußerſte Entſtellung und Verzerrung in den dargeſtellten Figuren hinzuzudenken, um den Effect, den dieſe oft witz- und geiſtloſen Dinge machten, etwas errathen zu können. Es iſt endlich nichts ſo dialogiſch, ſo dramatiſch von Natur, wie das Komiſche. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß ſich wieder zum Narren halten laſſen; und ganz recht ſagt Falſtaff, er ſei nicht allein ſelbſt witzig, ſondern auch die Urſache, daß es andere Leute werden. Das Komiſche hat daher die Geſprächsform ſeit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die ſo verſchiedene Satire des Lucian und des Horaz; und ſogar die lateiniſchen Gedichte vom Wolf und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komiſche, das im Contraſte ſein ganzes Weſen hat, bildete ſich ſchon innerhalb der erſten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Myſterien im Gegenſatz gegen dieſe ſelbſt. Sobald es ſich dialogiſch und dramatiſch geſtaltet ſelbſtſtändig abſchied, erſcheint es in einem gleichmäßigen Gegenſatze gegen das Epos und das Trauerſpiel. Das Epos ruht auf Tradition, das Luſtſpiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene ſeine Quelle ideal, dieſes durch die ſeinige materiell; im Epos kam Alles darauf an, daß der Dichter ſeinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Luſtſpiele iſt wie in der Satire die Hauptſache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es ſteht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält dieſe in ſeinen Anfängen vergröbernd feſt, es freut ſich in dieſem an und für ſich rein unpoetiſchen Elemente, mit dem die Phantaſie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch ſonſt ganz unpoetiſche Nationen ſich in dieſem Gebiete nicht ohne Glück verſucht. Ernſte Menſchen haben daher das eigentliche Poſſenſpiel von jeher gern ganz verdammt, und es kann allerdings nur einen moraliſchen Werth, und auch dieſen nur haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer übertriebenen Sublimität in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In ſolch einer Zeit ſtehen wir jetzt, und wir erkennen, daß

ſich das Poſſenſpiel mit ſeinen närriſchen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenſo den Myſterien gegenüberſteht, wie die Faſtenpredigten dem gelehrten Sermon der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satire, Pasquill, Parodie und Schwank die Poeſie und die Sprache alles Reizes und aller idealen Würde entkleidet hatte, nachdem es bis ins Tiefſte in alle Zuſtände der gemeinſten Wirklichkeit ſich herabgelaſſen hatte, fühlte man nachher erſchreckt die Vulgarität der Literatur und des Lebens, und ſprang in der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder auf die Elemente der altritterlichen Zeit zurück und geſtaltete aus ihren Stoffen das Trauerſpiel, deſſen Eigenheit es iſt, daß es uns in einer unpoetiſchen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn ſo wenig das Luſtſpiel einen Gegenſtand der Vergangenheit, ſo wenig trägt das Trauerſpiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier alſo müſſen wir geſchichtlich dieſe derben Poſſen neben ihren Gegenſätzen ſehen, um ſie nur erträglich zu finden; als poetiſche Erzeugniſſe tragen ſie nicht dies Gegenſätzliche in ſich, wie ſie ſollten. Es gehörte durchaus nordiſche Sitte dazu, das rein Bäuriſche und Unſchickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernſtücke in Bauernſprache, ſie haben die Tancia des jungen Michel Angelo Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauſpieler mehr finden. In Deutſchland aber haben wir Holbergiſche Schauſpiele mit der rechten Entfernung von aller theatraliſchen Manier aufführen ſehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachſiſchen Faſtnachtsſpiels auf der Bühne nahe gekommen ſein. Das ſüdliche Luſtſpiel wagte ſich ſpäter nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle ſprang man zu jenen empfindſamen Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch ſpät im wahren Bauernkreiſe hielt und dieſen Gegenſatz gaben wir ſchon ganz frühe bei dem groben idylliſchen Liede der öſtreichiſchen und ſchweizeriſchen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den unterſten Ständen ihrer Natur nach zuſammen und hält ſich mehr oder minder in dieſer Sphäre, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden ſo künſtleriſch, ſo flach, und hing ſich ſo an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordiſchen Reinhart Fuchs kommt;

ihr innerer Werth in Athen ſank mit dem feineren Geſchmack, wie der der römiſchen, als der Plautiniſche Witz dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien richtete man das Luſtſpiel für das feinere Publikum zu, wie es gehen wollte, Deutſchland verſchmähte es lieber überhaupt viel zu pflegen, ſo lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es gedeihliche Früchte verſprechen konnte. Bei den gährenden Freiheitsideen um die Reformationszeit war der Boden ſo ungünſtig nicht; allein im 15. Jahrhundert hatten unſere Faſtnachtsſpiele noch gar ſo viel mit den Anfängen zu kämpfen; ſpäter löſten ſie ſich gleichſam in Dialoge und Pasquille auf, da ſie alles Beſtreben nach einem Kunſtwerth gegen das nach practiſcher momentaner Wirkſamkeit aufgaben. Eine gründlichere Anlage aber iſt in den rohen Stücken des Roſenplüt und Hans Sachs nicht einen Augenblick zu verkennen, ſo wie dieſe ganze Zeit im Keime alles verſpricht, was die neueſte Zeit theilweiſe gehalten hat.

Die Stücke des Roſenplüt[495]) zeigen unſere Bühne allerdings noch im 15. Jahrhundert in roheren Anfängen, als die Sotheiten und Börden die niederländiſche im 14. Es ſind Poſſen, oft nicht ohne ihre gute und ernſte innnere Bedeutſamkeit, wie wir ſchon oben bei Gelegenheit des Spiels vom Türken ſehen konnten, die aber zur Faſtnacht entſtanden ſind, der Quelle unſeres neueren Luſtſpiels, wie es die Bachusfeſte und phalliſchen Geſänge für das des Alterthums waren. Vielleicht verräth auch dies einen geheimen Zuſammenhang des Luſtſpiels mit dem Thierepos, dieſer älteren Geſtaltung des Komiſchen mit jener jüngeren. Warum ſoll es nicht erlaubt ſein, bei Gelegenheit dieſer Poſſen einen Einfall zu wagen, der vielleicht manchem närriſch vorkommen wird? Das Hofnarrenweſen haben ſchon andere als eine Vorſtellung der urſprünglichen Menſchengleichheit angeſehen; die Licenz, die man ſich zu Faſtnacht erlaubte, ſtellte dieſe Freiheit gewiß noch mehr vor; man hat daher die Saturnalien der Römer ſo oft verglichen, die denſelben Zweck hatten. Wie wenn der geheime Sinn der Faſten dahin gegangen wäre, auch die Thiere, die einzigen Sclaven der chriſtlichen Welt (die auch das Judenthum mit ganz eigner Pietät in ſeinen Geſetzen bedacht hatte) und daher eben nur die Thiere, welche dem Men-

495) Cod. Dresd. 19. Cod. Monac. N. 714. Einzelnes iſt in Gottſcheb's nöthigem Vorrath und in Tieck's deutſchem Theater gedruckt.

ſchen Dienſte thun und nicht die Fiſche z. B., in dieſe allgemeine Freiheit einzuſchließen und ihr Leben in dieſer Zeit zu verſchonen, wo der Menſch zwiſchen Feier und Ausgelaſſenheit wechſelte, zwiſchen Erhabenheit und Erniedrigung, wo er von ſeinem Rechte etwas nachzulaſſen ſich aufgefordert fühlen mußte, da an dieſen Tagen Chriſtus ſelbſt, als er am göttlichſten war, ſich zum Menſchen, zum Opferthiere, zum Geſpötte der Menge dahin gab! Dem aber ſei wie ihm wolle, kurz die Mummereien an dieſem Feſte führten natürlich mit der Zeit auf regelmäßigere ſpaßige Aufführungen. Freiwillig wie die erſten Komödienſpieler des Alterthums, ſammelten ſich wenige Leute (eigentliche Meiſterſänger gaben ſich erſt ſpäter, in Augsburg ſeit 1540, dazu her) zogen in das Haus eines Bekannten, eines freigebigen Reichen, und ſpielten ihm etwas vor, das ſeine freigebige Laune ſo zu ſteigern geeignet ſein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferſchmauſe, eine gaſtliche Bewirthung zu Theil ward. Die Bühne wird gleich gemacht geweſen ſein; es ging dabei wohl her, wie bei den Darſtellungen des Sevillaner Goldſchmieds Lope de Rueda, von denen Cervantes erzählt: die Spieler führten ihre ganze Garderobe in einem Sack mit, ein Paar Schäferkleider und Bärte, ſie ſtellten vier Bänke ins Quadrat und legten ein Paar Bretter darauf; und das war Alles. Mit ſolchen Anfängen, durch Geſellen, Nachtwächter, Muſikanten erneute ſich unſere Bühne im 18. Jahrhundert, mit Intermezzen und ſogar mit Myſterien um Faſtnacht. Die Zoten und Unflätigkeiten, an denen man ſich hier ergötzte, die man ſich hier erlauben durfte [496]), da man „zu Faſtnacht fröhlicher ſein dürfe als zu Karfreitag," und für die nur am Ende jedesmal um Entſchuldigung gebeten wird, falls man es zu arg gemacht, falls man zu grob geſponnen habe, reichen wohl an alles, was ſonſt in der deutſchen Literatur Aehnliches exiſtirt und vergleichen ſich faſt den älteſten italieniſchen Farcen, worin das über alle

496) Im alten Hahnentanz:

Ob yemant darynn zu grob het gesprochen,
das reymt sich nit in der andern vastwochen,
und laſst das euch wol gevallen
und habt es keim vor übel unter uns allen;
wann wen wir yetzund nit frölich finden,
den wolt wir zu Tumpach in pan lassen verkünden.

Begriffe geht. In einem ausdrücklichen Stücke wird das Recht der Faſten und der Faſtnacht gegen einander abgewogen: es ſoll das Kopfhängen der erſten und das Toben der andern gegenſeitig nicht übergreifen, jedem ſolle ſeine Ehre bleiben. Die Ehre der Faſtnacht iſt die Inconvenienz, das Verſpotten alles Schicklichen iſt die Seele der Faſtnachtspoſſen. Formell iſt oft noch kaum das Schauſpiel zu erkennen, Roſenplüt ſelbſt nennt auch noch z. B. ein verirendes Ausſchreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeſte des Königs von England, oder eine kurze Zote von nur Einer Seite Länge, oder eine Reihe gegenſeitiger Klagen der verſchiedenen Stände Faſtnachtsſpiele. An Intriguen iſt bei den meiſten der Roſenplütſchen Stücke nicht zu denken, ſie ſind bloße Dialoge, wie das von den ſieben Meiſtern; blos eine Reihe von Anträgen an Jungfrauen, oder von Rathſchlägen, wie in dem Jüngling, der ſich verheirathen will, und dann wird man an die Priameln erinnert, deren Roſenplüt ſehr ſchöne gemacht hat; es iſt etwa eine Jahrmarktsſzene [497]); Käufer fragen die feilhaltenden Weiber mit verſteckten Unfeinheiten nach dem Preiſe ihrer Linſen, Feigen und anderer Früchte; bearbeitete Schwänke mit einem Knoten, wie etwa jene Prüfungsſtücke aus den alten britiſchen Romanen von Artur's Krone, Luneten's Mantel u. dergl. ſind bei ihm ſelten; Kupplergeſchichten und Eheſcandale und bäuriſche Hochzeiten gelten dann hier und bei Hans Folz, Hans Sachs und Ayrer ſo gut als Lieblingsſtücke, wie im Schwank. Vieles trägt alle Zeichen der unmittelbarſten Nachahmung der Wirklichkeit: wie wenn Bauern einen Wetttanz um einen Hahn halten und in Rauferei gerathen, wenn Charlatanerien und Apothekerſzenen der Gegenſtand ſind. Hier und da beſteht der Witz weſentlich in Verſpottung des Ritterſtandes, in Parodie des zarten Minnedienſtes, in Perſiflage des geiſtigen und ascetiſchen Lebens. Keine Form iſt aber in dem Schauſpiel der erſten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Roſenplüt wendet ſie häufig an: einigemal, um in die Ehegeheimniſſe [498]) grundtief einzuweihen; und die dreiſt-unſchuldige Miene, mit der dieſe Dinge behandelt werden, konnte ſogar den ehrbaren Gottſched bewegen, ein Stück dieſer Art drucken zu laſſen. Aber auch außer

497) Cod. Dresd. p. 345.

498) So in dem Stück, das Gottſched 2. S. 62 abdrucken ließ; in dem Bauer mit dem Fleiſchgaben Cod. Lips. p. 338.

dieſen Faſtnachtſpielen, auch im Schauſpiel überhaupt, auch in anderen Werken ward dieſe Form des Prozeſſes damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geſchätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meiſt ſolche Klag- und Prozeßſtücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß ſie zum Theile der Schauſpielform außerordentlich nahe kamen. Die große Comödie des Dante kann man aus dieſem Geſichtspunkte betrachten. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder [499]), alſo jene altfeſtlichen Aufführungen, die wir als die früheſten dramatiſchen Actionen anſehen können, gehören hierher. Komiſche Rechtsfälle waren ſo vielfach, erinnerten wir ſchon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Comödie des Ariſtophanes dreht ſich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, der Theophilus, der Salomon und Markolf, die man zum Theile mit Recht, aber nur nicht mit den rechten Gründen, als Rudimente des Schauſpiels angeſehen hat, alle ſind ſolche Prozeſſe; die Lieblingsſtücke aus der Bibel, Suſanne, Haman, Hiob, aus der römiſchen Geſchichte, Lucretia und Virigina nicht anders; die Todtentänze, das jüngſte Gericht, Alles geht darauf hinaus; das erſte Stück des Hans Sachs, der Venusberg iſt ein ſolcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel, die ſo beliebten Urtheile des Paris, die Wettſtreite der Götter gleichfalls; die engliſchen und franzöſiſchen Moralitäten ſind häufig nichts als Prozeſſe, gammer gortons needle eben ſo. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jakob Ayrer könnte als Vertreter von allem dieſem Einzelnen angeſehen werden, ſo ſehr wird da das gerichtliche Verfahren in beſter Form beobachtet. Dieſe Erſcheinung zu erklären iſt aus vielen Geſichtspunkten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel, jener durch ſeine Feierlichkeit noch mehr, ſind die natürlichſten Vorbilder des Schauſpiels im Leben ſelbſt. In den Zeiten, wo ſich das Drama ausbildete, war gerade der Juriſtenſtand im ſchönſten Aufkommen; das Geſchrei nach Gerechtigkeit und Auflöſung der Gewalthaberei und Anarchie war allgemein; gerade in den Städten, wo das Schauſpiel zuerſt gepflegt ward, war ihr Einfluß und Anſehen am früheſten bedeutend, ſie miſchten ſich in Alles und auch in die

499) Flögel's Geſch. der kom. Lit. IV. S. 9.

Literatur, und wir dürfen ſie vielleicht zu dieſem Zweige in einem Verhältniſſe ſehen, wie die Aerzte zu den närriſchen natürlichen Philoſophen und ihrem Gegenſatze, den Aſtrologen, und den Poeſien, die Beide repräſentirten. In Paris waren die Clercs de Bazoche lauter Juriſten und dieſe ſtanden im Gegenſatze zu der Paſſionsbrüderſchaft, dem Poſſenſpiele vor. Was aber wichtiger iſt, die ganze Zeit mühte ſich mit dem Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßſache Adam's und Eva's, über das unerbittliche jüngſte Gericht ab; das Schauſpiel lehnte ſich mit ſeinen Anfängen gerade an das Feſt, an dem Chriſtus ſein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva iſt daher einer der gemeinſten Stoffe der Myſterien oder Moralitäten. Die parodirenden Faſtnachtsſpiele parodirten auch die Form. Es war gerade recht und ſtimmt mit den ganzen Richtungen der Zeit überein, daß man im Leben und in der Schrift die Menſchen an Urtheile über Thaten und Unthaten, über Recht und Unrecht, Tugend und Laſter nach den Entſcheidungsgründen der menſchlichen Vernunft gewöhnte und von der blinden Furcht vor Gewalt in der Wirklichkeit und von Willkühr in dem letzten Spruche der Gottheit über das Heil der Seele erlöſte. Bald werden wir bei Gelegenheit des Narrenſchiffs ſehen, wie es durchdrang, die menſchlichen Fehler nicht mehr nach den dogmatiſchen Sätzen der Bibel allein zu verdammen, ſondern nach der Natur und den Verhältniſſen der Menſchen ſelbſt zu beurtheilen.

Die Initien unſeres Schauſpiels liegen faſt allein in Nürnberg. Roſenplüt, Hans Folz, Hans Sachs, Probſt, Ayrer bilden den Kern der Dramatiker des 15. und 16. Jahrhunderts. Der Barbier Hans Folz dichtete Schwänke und Faſtnachtsſpiele neben oder gleich
1507. nach Roſenplüt; ſchon 1447 gibt es Erzählungen von ihm. Er ſoll bei ſeiner Badeſtube eine Druckerei angelegt und darin ſeine eignen Werke gedruckt haben. Es iſt mir zu wenig von ihm bekannt, und was mir bekannt iſt, iſt zu wenig von dem allgemeinen Anſtriche dieſer Dichtungen, von ihrer großen Rohheit und Ungenießbarkeit, verſchieden, als daß ich mich bei ihm aufhalten könnte. Was auch andere über ihn geſchrieben haben, iſt nicht zur Benutzung und kaum zur Nachweiſung tauglich [500]). Von Hans Sachs

500) In Meuſels hiſtor. lit. bibl. Mag. IV. S. 118 sqq.

handeln wir ſpäter. Seine Spiele ſind im Anfang noch von der loſeren Natur der Roſenplütiſchen; dann adoptirte er die klaſſiſche Form und iſt in ſo fern epochemachend. Dazu haben ihm die terenziſchen Stücke und ſpäter noch näher die scenica progymnasmata des Reuchlin, die er 1531 überſetzte [501]), den Anlaß gegeben. Erſt ſeit der Ueberſetzung des Terenz treffen wir in Deutſchland ordentlich in Acte und Szenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Luſtſpiels ward in Deutſchland mit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo ſonſt. Die Stücke der Rhoswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten natürlich die Humaniſten zur Lectüre des Terenz nicht nur, ſondern auch zur Nachahmung auffordern. Celtes ſelbſt war darin nicht glücklich. Das angeführte Stück des Reuchlin aber [502]), das ſchon früher, 1497, in Heidelberg in dem Hauſe des berühmten Johann Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, und 1498 im Drucke erſchien, iſt ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten und Neuen, denn es behandelt in der klaſſiſchen Form und Regelmäßigkeit einen durchaus deutſchen Stoff. Auch ſpäter haben Locher, Hegendorf u. A. verſucht, in lateiniſchen Stücken das Deutſche und Antike ſich die Hand reichen zu laſſen, allein mit weit geringerem Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf Schulen und Univerſitäten lateiniſche Komödien aufführen zu laſſen, um die Schüler im Converſationslatein zu üben, und in demſelben Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich in dieſem Zwecke gedruckt und von der Jugend dargeſtellt [503]). Auf allen Schulen intereſſirten ſich ſeitdem die Humaniſten, ſelbſt Melanchthon, für dieſe Sitte, und man ließ ſogar deutſche Stücke im 16. Jahrhundert ſchon zu. Da die Schulen in Norddeutſchland ſich ſchneller und weiter verbreiteten und ſolider wurzelten als im Süden, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben iſt, ſo ward dies eine Haupturſache, warum das Schauſpiel gleich im 16. Jahrhundert, obgleich ſeine Entſtehung und erſte literariſche Begründung in Nürnberg ſo ausſchließlich lag, im Norden von Deutſchland weit allge-

501) Ein Comedi mit 10 Perſ. zu recidiren Doctor Reuchlins im Latein gemacht, der Henno.

502) Abgedruckt bei Gottſched im zweiten Band.

503) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes.

meiner wurde. Wir haben schon oben gehört, daß die letzten mystischen Religionswerke in Niederdeutschland noch einmal so bevorzugend gepflegt wurden; auch die Mysterien gehörten darunter, und so treffen wir in Eisenach und Bautzen auf die ersten Darstellungen in Deutschland. Aber auch die Gegensätze gegen diese Heiligkeiten, die Eulenspiegel und Reineke Fuchs, gingen von Niederdeutschland aus, und die Possenspiele schlossen sich natürlich an. Auf vielen norddeutschen Schulen hören wir daher frühe von szenischen Vorstellungen, wie denn die Schulactus bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauspiels haben; in Zwickau gab man schon im 15. Jahrhundert die terenzischen Stücke mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verständniß ein wenig öffnen sollten [504]); man richtete den lateinischen Terenz, wie z. B. Johann Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu; in Magdeburg war nächst Nürnberg wohl ein Hauptsitz für die ersten regelmäßigen Darstellungen; in Zwickau stellte Paul Rebhuhn, einer der ersten kunstmäßigeren Bearbeiter deutscher Spiele, seine Stücke, die er zum Nutzen der Jugend geschrieben, mit Bürgern vor [505]); in Hildesheim, in Lüneburg finden wir im 16. Jahrhundert fürstliche Personen mit dramatischer Dichtung beschäftigt; in hochdeutsche Stücke fand in einzelnen Personen der platte Dialect Eingang, wie denn die Volksmundarten in dem italienischen Lustspiel bekanntlich eine Hauptbelustigung ausmachen; in Leipzig entdeckte Gottsched zu seiner Freude um 1520 die ersten Spuren dramatischer Dichtung; und kurz wir werden es später genauer sehen können, wie sich das Schauspiel nach Norden hauptsächlich hinzog. Hier also haben wir zu den vielen Gegensätzen, welche die Literatur dieser Zeiten zu der frühern bildet, auch den hauptsächlichen, daß sich nun im großen Zuge die Masse der Producte nach dem Norden hinzieht, wie sie bisher fast blos im Süden war. Allmählig werden wir namentlich in den Grenzlanden fast im Kreise herumgedreht und werden nach und nach Schlesien, Sachsen, Preußen und den ganzen Nordosten mit der Schweiz eben so vor der neuen Concentration der Literatur in Deutschlands Mitte betrachten müssen, wie wir zunächst nach

504) Gottsched's nöthiger Vorrath I. S. 33.
505) Ebend. S. 66.

jener Concentration im 13. Jahrhundert das Nordweſtende und Oeſtreich ins Auge faßten.

Hans Nydhardt hat 1486 die erſte Ueberſetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken laſſen [506]). Sie iſt ganz in der harten, aber kernigen Weiſe des Niclas Wyle übertragen. Sein Beiſpiel munterte 1499 einen Anderen zur vollſtändigen Ueberſetzung des Terenz auf [507]), obgleich einige dem Nydhardt die Ueberſetzung der heidniſchen Stücke übelgenommen hatten. Der entſchiedne Geſchmack aber an Luſtſpielen, der mit dem Heimiſchen ſo verwandte Geiſt der römiſchen Comödie machte, daß dieſe erſten Ueberſetzer ſo gut wie ein ſpäterer Clemens Stephan von Buchaw, der den Eunuch und die Andria 1554 in Reimen vertirte und den noch ſpäteren Reimüberſetzern Episcopus (1568) und Bapſt (1596) vorging, eine ſcharfe Oppoſition gegen die überchriſtlichen und hypermoraliſchen Eiferer gegen dieſe Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab ſein Anſehn hinzu und überſetzte 1511 die Menächmen und die Bacchides des Plautus [508]), zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernſt überging. 1539 konnte ſchon ein neuer Ueberſetzer des Terenz, Valentin Boltz [509]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, ſchimpflichen, fleiſchlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verſtehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die ſchöne Kunſt durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott ſelbſt. Dieſer traf aber auch ſchon in die Zeiten, wo Lucian ſchon lange (ſeit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten ſo ſelbſtſtändig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieſer ſchon Gott weiß woher, ſogar den Plutus von Ariſtophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm, Muſchler und

506) S. bei Gottſched I. S. 37.

507) Terentius der hochgelert und aller bruchlichſt Poet von Latien zu Tütſch transferiret ꝛc. Strasb. 1499.

508) Zwo Comödien des ſynreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Getеutſcht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht ſah.

509) P. Terentii Aphri ſechs verteutſchte Comedien ꝛc. Tübingen 1544.

Greff (1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner seinen Fleiß auf so viele Autoren verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch, und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Uebersetzen griffen, wo Cicero seinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbarischen Schulphilosophie rückkehrten, wo Hans Sachs in seiner Weise den Geist der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jahrhundert die Thätigkeit für diese alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthum unsere Bühne zu bereichern, sondern auch aus der Fremde war gleich anfänglich unser Bestreben, so daß also wie im Liede, so vielleicht noch früher in diesem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der originalen Dichtung zu der fremden sich so frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir schon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannte ich schon vorhin; sogar aus Spanien haben wir schon 1520 ein Stück übersetzt. Es ist die Celestina des Rodrigo Cota und seiner Fortsetzer [510]), die 1501 in Sevilla gedruckt ward und bei dem damaligen Zusammenhang Deutschlands und Spaniens und bei der Berühmtheit, die das Werk erlangte, leicht zu uns überwandern konnte.

4. Satiren, Narrenschiff und Reinecke Fuchs.

Es ist Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unserer Didaktik umsehen. Wir haben diesen Zweig gleich bei dem ersten Wegwenden unserer Literatur von der Ritterpoesie so bedeutend gefunden und von so fruchtbarer Einwirkung auf die moralische Natur der Nation, daß wir von selbst errathen, er werde in einer Zeit, die sich so lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beschäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß sich die Lehrpoesie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners sammelte; dann ging sie wieder in Beispiele und Fabeln auseinander

510) Ain hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt ꝛc. Augsp. 1520. Dieze (Uebersetzung des Velasquez S. 389) hat nicht gewußt, daß dies Stück ins Deutsche übersetzt ist.

und brachte eine ungeheure Masse von moralischen Anecdoten und Erzählungen aus dem ganzen Gebiete der alten Geschichte und Cultur zu den länger bekannten der Bibel zusammen. Durch die ewige Wiederholung dieser Musterbeispiele des Handelns und der Gesinnung in Versen und in Prosa erhielt die Nation einen solchen Schatz von Weisheit, von gesundem Sinn, von ächter Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geist noch zu dem, was davon aus Predigt und Christenthum schon lange im Volke lebte, daß die Wirkungen, die dies in der Reformationszeit haben mußte, sehr schwer zu überschlagen sind. Es ist nicht oft, es ist nur in solchen totalen Revolutionen der Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die intellectuellen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch genommen werden. In der Reformation sollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es sich oft um den Leib, immer um die Seele handelt, er sollte sich darin nach eignem Wissen und Gewissen entscheiden. Wie gut war es da, daß eine wirkliche Virtuosität in Lebensklugheit, eine wirkliche moralische Intelligenz durch die Nation ging, so daß man wohl sieht, nur in Deutschland war so viel Sitte bei so viel physischer Gesundheit und Kraft, daß eine Regeneration, wie die in der Reformationszeit möglich ward. Daß in der That diese Sicherheit der Gesinnung im ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unserer Lehrgedichte und zeigen diese Lehrgedichte selbst. Es sollte doch schwer sein, in so vielen großen und kleinen didactischen Poesien oder Lehrsätzen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verschrobenheiten zu finden. Selbst jener mystischen Zeit des 14. Jahrhunderts hielt man sogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15. rief nur die desto gründlichere Reaction hervor. In diesem Kampfe selbst sehen wir z. B. ein moralisches Lehrgedicht von Vintler liegen, das wir hier nachzuholen haben. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in diesem Fache, aber auch mit welcher guten Natur sie schrieben.

Das Buch der Tugend von Hans Vintler zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiösen und theoretischen zu der practischen moralischen Lehre, von der Schilderung von Laster und Tugend an Beispielen aus der Vergangenheit zu der Darstellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Es ist schon 1411 geschrieben und ich hätte es bereits unter mehreren Titeln erwähnen

können. Im Anfange erinnert es ganz an die Beispielsammlungen, an das Schachzabelbuch und dgl. Es ist auf dem Grunde der flores virtutum erwachsen, der Verfasser „klaubt" aber aus aller Welt Büchern, da er selbst, wie er sagt, „hüpscher vinde ler" ist, alle möglichen Lehren und Beispiele zusammen [511]), aus den Geschichten von Alexander und Rom, den Gesten, der Bibel, den Heiligen und Kirchenvätern, den Klassikern, dem Buche der Natur u. s. w. und flicht dies alles kunst- und anspruchslos zusammen. Fast wie im Schachzabelbuch ist der Dichter in der ersten Hälfte seines Buches übertrieben bescheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit und feierlichen Andacht an, daß ihn der Wind des heiligen Geistes anwehen und ihm in seinem Werke helfen möge. Alles hält sich in Allgemeinheit; er geht eine Reihe von Lastern, Tugenden und Leidenschaften durch, gibt Definitionen und Lehren mit Belegstellen aus den verschiedensten Autoritäten, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieser Tugenden oder Laster mit den Gegenständen und Erzählungen einer gefabelten Zoologie, und dann einige Beispiele und Anecdoten, die der Mehrzahl nach aus der römischen Geschichte und dem Leben der Altväter entnommen, also sehr verschiedenartig unter sich sind. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die mystischen Figurenbücher, mit denen das Buch auch gleichzeitig entstanden ist; die im Anfang ganz entschiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Exempel auf die Lage der Zeit macht zuerst geneigt, das Buch geradehin unter die obenbesprochenen Beispielsammlungen zu stellen, die davon ebenso entfernt sind. Allein allmählig legt der Verfasser seine Rückhaltung ab; fast furchtsam spricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern

511) Ausg. von 1485. a. 3.

Ich han durchsucht flores virtutum
das do ein welsches Buch ist,
das han ich gemacht zu diser frist,
das es teutsche zung vernympt —
auch han ich daz darzu gemacht,
vil mange ler und abenteur,
die zu tugent gebent steur,
die han ich pracht all zu eynander u. s. w.

mit einem Blick auf die Zeitgenossen, und von der Unfreigebigkeit der Fürsten, zieht sich aber sogleich zurück, und will seinen Athem sparen, wo er nichts bessern kann [512]). Weiterhin aber geht er allmählig in einen ganz anderen Ton über, läßt die Beispiele der Vergangenheit fast ganz fallen und die Sprüche seltner werden, wendet sich ganz auf seine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben so sehr wie vorher an den Geschmack der Mystiker, an den der Satiriker, an Brant und in einigen Stellen, wo er seine Lehren auf Sprichwörter und die dazu gehörigen Holzschnitte bezieht, an Murner [513]); und da das Buch 1485 gedruckt und wohl damals erst mehr bekannt ward (obgleich es nie zu großer Wirksamkeit gekommen zu sein scheint), so versparte ich seine Erwähnung bis hieher. Der Hauptgegenstand seiner moralischen Kritik in diesen letzten Theilen ist die Hoffahrt der Hauptstände und der Frauen und der herrschende Aberglaube. Die Geistlichen und ihren Prunk greift er vorsichtiger an; gegen den Adel aber spricht er den allgemeinen Grimm der damaligen untern Stände aus. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren solle, sagt er, sieht man den Adel die Armen scheren, das machen sie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte, so daß man sie halten sollte wie die Hunde, damit sie zur Besinnung kämen. Er belegt diese Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, sie wüßten viel besser, wie der Mist den Acker düngt, als was Adel sei. Wie die Fledermaus schöben sie sich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und

512) Ebend. f. 6.

So ist aber yetz mancher herr,
der do nit will haben wird noch er,
daz belaib also bei seinem alten sit,
wan ich mag es doch gewenden nit,
und ich mich denn vast darumb swend,
und verleuß die weil all mein zend,
wer legt mir denn ab den schaden mein,
davon so will ich mit gemach sein.

513) Ebd. y, 5. 6. Wucherer blasen sich den Staub ins Auge; und dann:

„wer sich gern mischet unter die kley,
den fressen die seu mit dem prey.“

Ahn, denn was nützet einem die Gesundheit seines Vaters, wenn er selber siech ist? Aber so viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, ist der Leute Spott, wer am besten fluchen kann, den hat man für einen guten Gesellen, und wer übermüthig sich gebärden und Bosheit treiben kann, den schreibt man in der Fürsten Rath. Wer sich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den anderen Narren und Eselsohren die Ehre; wer wie ein Unsinniger schreit, das soll jetzt höfisch sein, und damit sie sich untereinander zu Narren machen können, ohne daß sich ein anderer einmische, haben etliche Junker eine neue Sprache unter sich erfunden, die man rothwälsch nennt. Wohl haben aber die Alten recht gesagt: wenn der Abt die Würfel führt, so spielen die Mönche. Thäten unsere Herren recht, so würde man ihnen folgen; aber so gilt jetzt alles für recht, was sie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. So sind wir denn wie die Affen, und wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen tragen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze sechsellenlange Lappen; sie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und alles noch ärger und mehr, und doch ists der alten Weisen Spruch, daß, wo der Bischof den Kreisel schlägt, und wo der Ritter Bücher schreibt, und wo der Mönch den Harnisch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen spielt, und wo Nonnen und Beginen nach Hofe fahren, die Männer spinnen, die Kinder Bären spießen, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung sei. Als ein guter Geselle will ich strafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen sind es werth, daß man sie warne; aber es sind so viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürstin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht so viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten gesagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, so seis ihr Tod; und ist es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand schöner kleide als die Demuth. — Besonders lehrreich ist Vintler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrsagen aus Vogelschrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme,

den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Nase, an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks- oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falschen Götzen, dem Teufel, mit Sonne, Mond und Sternen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm- und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehsegen, Geomantie, Todtenbeschwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er mit mannichfaltigem Detail an, daß diese Stelle als eine klassische für dies Thema gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieser Stelle so viel frommen Aerger, als sonst frommen Glauben an Legenden und Heiligengeschichten. Sollte ein altes Weib, das sich der Zauberei rühmt, Gott gebieten können, so wäre er nicht für einen Gott zu halten, sagt er. Mancher heilige Mann, weiß er, hat große Arbeit darum gehabt, bis ihn Gott einmal der Eröffnung irgend eines Geheimnisses würdigte, wie sollte er sich zum Knechte eines alten Weibes machen!

Dieses Werk nun kömmt noch in seiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenschiff (1494) des Dr. Sebast. Brant (aus Strasburg 1458—1521) betrachten [514]), um zu sehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgestaltete. Wir lassen hier eine Reihe von anderen moralisirenden Werken bei Seite, weil es uns weiterhin, bei dem wachsenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausscheiden des Wichtigsten ankommt. Das Narrenschiff steht in der Mitte von einer Menge didactischer Werke, die zum Theile aus dem deutschen Alterthume hervorgesucht, zum Theile Uebersetzungen und Originale sind. Ich hebe nur dies Eine heraus, das der Form und der Materie nach in dieser Zeit selbst wurzelt, in der es entsteht. Was man in jener Zeit von moralisirenden Werken erreichen konnte, ward im Druck verjüngt. Der Renner zwar ward im 15. Jahrhundert nur vielfach abgeschrieben, oder, nach dem Hange der Zeit, verkürzt und in einzelnen Sprüchen ausgezogen [515]); alles aber, was sich als kürzeres Beispiel empfahl,

514) Narrenschiff, ed. Ad. Walther Strobel, mit Brant's Leben. 1839. Auch in J. Scheible's Kloster. t. I.

515) So in Cod. Pal. N. 471.

fand Verbreitung im Drucke. Boner ist bekanntlich eines der ersten Producte der Druckerkunst, die Fabeln des Aesop ebenso; und so wurden schon 1520 die sogenannten Cyrillischen Fabeln, die im 15. Jahrhundert mehrmals lateinisch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Prosa übersetzt [516]). Später (1571) wurden sie von Daniel Holzmann ebenso durch Versificirung verschlechtert, wie die alten prosaischen Terenze um dieselbe Zeit das ähnliche Schicksal erlitten; und spät im 18. Jahrhundert suchte sie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittensprüche des Cato, Facetus, Freidank wurden hervorgesucht; ja Seb. Brant selbst machte sich um deren Bekanntwerdung verdient; wenigstens schreibt man ihm eine Reihe solcher Ausgaben oder Uebersetzungen zu [517]), obwohl man dabei vorsichtig sein muß, indem sein Name sehr bald im In- und Auslande einen so guten Klang erhielt, daß man ihm fälschlich und in Buchdruckerspeculationen Werke zuschrieb, bei uns das geistlose Buch von den losen Füchsen dieser Welt [518]), und in Paris die regnards transversants etc. von Bouchet [519]). So viel ist übrigens gewiß, daß Brant sich vielfach mit diesen kurzen Sprüchen beschäftigt hat, daß wir von ihm neben Rosenplüt's die schönsten Priameln aus dieser Zeit haben [520]), daß sein größeres Werk überall dies Studium verräth, da es neben den ähnlichen Werken des Murner und neben den ausdrücklichen Sammlungen der Agricola, Frank und Bebel eine Hauptquelle für das deutsche Sprichwort ist. Auch selbstständig haben wir solche catonische Lehrgedichte (z. B. an den Kaiser Max eine fürstlich-soldatische Sittenlehre [521])) aus der damaligen Zeit. Die Gesten, das Schachzabel-

516) Spiegel der wysheit, durch kurtzwylige fabeln, viel schöner sittlicher und christlicher lere angebende, im jar Christi MDXX uß dem latin vertütscht. (Basel).

517) De moribus et facetiis mense; transl. in teuthon. per Seb. Brant. 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1499. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi, per Seb. Brant. 1509. Die erste Ausgabe seines Freidank ist von 1508 Strasb. Vgl. Strobel S. 74.

518) Ich habe eine Ausgabe gesehen Frankfurt, im jar 46, welche den niederländischen Text und Druck vor 31 Jahren entstanden sein läßt.

519) Flögel's Geschichte der kom. Lit. 3. S. 136. Strobel S. 52.

520) In Strobel's neuen Beiträgen.

521) Im deutschen Museum. 1779. I. S. 267.

buch, die weisen Meister, der Valerius Maximus des Muglin, Vintler, das Buch der Weisen, die Uebersetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eybe's Spiegel der Sitten und seine lateinische margarita, die Uebersetzung des schon 1471 lateinisch gedruckten, später von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, der in vielfacher literarischer Thätigkeit und vielseitigem Interesse sich unter dem Stande der Aerzte neben den Juristen Brant stellen darf, all diese Werke müssen wir mit ihren mannichfaltigen Geschichten und Belehrungen in der Vorstellung halten, um zu begreifen wie Brant in seinem Narrenschiffe auf ein weites Gebiet anecdotischer Geschichte nur anspielen, wie er die Bekanntschaft damit bei seinen Lesern voraussetzen darf und eine sichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menschen schwankten damals so vielfältig zwischen den verschiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein christlichen und den humanistischen Lebensansichten, es konnten daher so verschiedne Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weisen gleiche Aufnahme finden. Brant selbst konnte noch Heiligengeschichten und lateinische Gedichte zum Lobe der Maria machen, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling besorgen und ihn nachher (1507) sogar übersetzen; er konnte sich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tischzucht interessiren. Es ist daher gar kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurn [522]) gleichzeitig mit dem Narrenschiff entstehen und noch ein Publicum finden konnte, ein Buch, das aus einem französischen Originale des 14. Jahrhunderts von dem Ritter Marquart von Stein (1493) übersetzt ward, das überall seine Entstehung im 14. Jahrhundert und im Adelstande verräth, das noch einmal die alte Sittenmoral, die Convenienz, die Sitte beim Aufstehen, bei der Morgenandacht und dergleichen predigt, das neben den frivolen Schwänken, welche diese Zeit liebt, noch einmal die wunderlichen und thörichsten Legenden, den einfältigsten Geisterspuk und Visionen bringt, das eine förmliche Frauenschule enthält und dieser Zeit bietet, welche die alte Achtung der

522) Der Ritter vom Turn, von den Exemplen der gotsforcht und erbarkeit. Basel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

Weiber faſt mit dem Gegentheile vertauſcht hat, ſich wenigſtens darin gefällt, das Weib als den Hauptrepräſentanten der Hoffart, des Grundfehlers dieſer rohen Jahrhunderte, darzuſtellen und zu ſchmähen. — Wenn in den bezeichneten Werken ſchon ein Aufſchluß über Brant's Manier und über manches Auffällige ſeiner Anſichten liegt, ſo führen andre Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen politiſchen oder moraliſchen Stände zu ſchildern, war ſeit dem Renner und dem Schachbuch ein Lieblingsthema geworden; die Wolfsklagen ſind in jenen Zeiten ein ganz ſtehender Artikel. Allerdings hat Brant dieſe Betrachtungen erſt neu autoriſirt, und bald nach ihm zeigen die verſchiedenſten Werke, Joſeph Grünbeck's Spiegel der natürlichen himmliſchen und prophetiſchen Sehungen aller Trübſal und Angſt, die über alle Stände und Geſchlechter in der Kürze ergehen werde (1508), oder das niederdeutſche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), oder das Buch vom Hofleben (1497), oder Dietrich's von Pleningen Schrift über die Unzufriedenheit der Menſchen mit ihrem Stande, oder Pamphil Gengenbach's Geſpräch über die Thorheiten der verſchiedenen Alterſtufen (1519), oder die letzte Hälfte von Eybe's Sittenſpiegel (1511), wie beliebt und eindringend dieſe Betrachtungsweiſe damals war; und dies hat auch ſeinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das Narrenſchiff faſt ihrem ganzen Umfange nach eben ſo gründlich kennen lehrt, wie wir früher von Thomaſin und vom Renner urtheilen, da wir ſie ihren Zeiten gegenüber betrachteten.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironiſch pries, das verdammt Sebaſtian Brant in ſeinem Schiff von Narragonien in gradem Eifer. Er ſieht ſich rings in einer Welt von Menſchen, die, nachdem ſie die conventionellen Vorſchriften der höfiſchen Moral umgeſtoßen und den Damm der Hemmniſſe der menſchlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloſer Licenz dem Triebe der ungezähmteſten Natur den vollſten Lauf ließen. Es iſt eines der charakteriſtiſchſten Capitel des Narrenſchiffs das von den groben Narren. Es geht direct gegen die Claſſe von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, ſagt Brant iſt aufgeſtanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiern will, und ehren an allen Orten mit ſchändlichen wüſten Worten, Weiſen und Werken; man wähnt das in Scherz zu ziehen und doch iſt wenig

Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und schüttelt sie, daß ihr die Sauglocke klingt und sie ihm den Moringer singt; sie hat jetzt allein den Tanz. Man schont nicht Gott und Ehrbarkeit, man spricht von allen wüsten Dingen, und wer der schandbarste ist, dem beut man ein Glas Wein und lacht seiner, daß das Haus schüttert, und bittet ihn daß er noch eins erzähle und preist seinen Schwank und seine Kurzweiligkeit, und dünkt sich keine schönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Gesellen fröhlich zu prassen und zu schreien, und die kleine Zeit mit Lust zu vertreiben. Wer solche Werke treiben kann, wie der Pfaffe von Kalenberg oder der Mönch Ylsan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu sein [523]). Um der Pfaffen Rede kümmert man sich nicht, denn wäre es alles Sünde was sie so nennen, so trieben sie es nicht selber. Auch Geiler meint, die Schwankerzähler würden einst ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es ist etwas Großes, sich einem so reißenden Strome, wie gerade diese Richtung war, entgegen stellen zu wollen. Diese Absicht hat Brant gehabt und Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entschuldigen wollen; denn man soll, sagt er, gegen die physische Natur nach dem Gesetze der Vernunft ankämpfen, die Vernunft sei unsere wahre Natur. Ich sage, es ist etwas Großes, sich gegen eine solche Rich-

523)
Wer yetz kan treiben sollich werk, als treib der pfaff vom kalenbergk,
oder münch Eylsam mit seym bart, der meynt er tüg eyn gute fart.
Mancher der treibt solch weiß und wort, wann die Orestes sech und hort,
der doch was aller synnen on, er sprech, es hetts keyn synniger geton.
Sufer-ins-dorff ist worden blyndt, das schafft das bawren drunken syndt;
Herr Ellerkuntz den vordantz hat, mit wüst genug und seltten satt.
Eyn yeder narr will sewwerk treiben, daß man ym laß die büchsen bleiben,
die man umbfürt mit eselsschmer, die eselsbüchß würt seltten ler,
wie wol eyn yeder dreyn wil greiffen, und do mit schmyern sein sackpfeiffen;
die grobheit ist yetzt kumen auß, und wont gar noch in yedem Hauß,
das man nit vil vernunft me treibt; was man yetz redet oder schreibt,
das ist als auß der büchßen genomen, voraus wenn prasser zammen kumen,
so hebt die sew die metten an, die breymzeit ist im eselthon,
die tertz ist von Sant Grobian, Hutmacherknecht singen die sext,
von groben Fyltzen ist der text, die wüst rott sitzet in der non,
Schlemmer und Demmer darzu gon, darnach sie saw zur vesper klingt,
unflat und Schamperyon dann singt, dann würt sie machen complet,
wenn man all voll gesungen hett.

tung zu ſtemmen und es iſt um ſo mehr, je weniger es mit dem Ueberſprung in die entgegengeſetzte Richtung geſchieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man verficht, auch der Natur ihre Rechte gelaſſen werden. Es iſt wahr, der wackere Steuermann des Narrenſchiffs neigt hier und da zu den ascetiſchen Anſichten des Mönchthums; auch in lateiniſchen Gedichten und Schriften zeigte Brant mancherlei Hang zum Rechtgläubigen, Hartgläubigen und Abergläubigen. Er vertheidigt im Narrenſchiff noch den Ablaß, er liebt den Einſiedler, der an heimlicher Stätte ſein Leben Gott weiht; er eifert mit Geiler gegen die, welche derer ſpotten, die Recht thun und in Weisheit ſtill leben wollen, die ſie mit dem Spottnamen der Duckmäuſer und Karthäuſer belegen, die ſie verhöhnen als ob ſie Tag und Nacht auf den Knieen lägen und mit Beten und Faſten an Gott verzweifelten. Es iſt wahr, er nimmt es mit den weltlichen Freuden gar zu ſtrenge. Der Tanz, ſagt er, iſt die Quelle vieles Unraths, der Vorläufer der Unlauterkeit, das Ende aller Ehrbarkeit, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernſt ſo nahe iſt, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit von ſich weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, ſogar gegen das Scheibenſchießen und gegen die Jagd, und gegen das Spiel, dem ſich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und ſogar in Männergeſellſchaft die Weiber hingeben. Allein die rigoroſere Moral liegt nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundanſicht des ganzen Gedichtes verwiſcht. Wir erinnern daran, zu welchen oft widerſprechenden Lebensregeln die älteren Moraliſten durch die Lehren des ſtrengen Chriſtenthums und der freiern Klugheitsregel des Menſchenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegenſätze nachweiſen, und gegen jene ascetiſcheren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verſtehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern aufſetzen; wie er die Eltern warnt, ſich nicht ihren Kindern durch zu frühes Ueberlaſſen ihres Vermögens in die Hände zu geben; wie er Anſchläge und Anſichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt mißlich ſei. Allein es iſt das Eigenthümliche des Narrenſchiffs, daß dieſe alten Gegenſätze darin mehr verſchwinden und überall die Verſöhnung zwiſchen der chriſtlichen und humanen Moral den Hintergrund bildet. Brant iſt weit davon

entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er ist kein Freund von Heiligthümern und Reliquien, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenstößer und Stationirer, die auf allen Kirchweihen herumliegen und bethlehemitisches Heu und Bileam's Eselsgebein, und Federn von St. Michael's Flügeln und einen Zügel von St. Georg's Roß oder die Buntschuhe St. Claren's feil bieten. Man soll nicht auf Gottes Gnade bauen, sagt er, ohne an seine Gerechtigkeit zu denken; man soll nicht hoffen, daß uns Gottes Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns selbst darnach schicken; man soll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm scherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man soll auch nicht mit Halbheit und mit Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend sich umsehen nach den Fleischtöpfen Aegyptens; man soll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, sondern recht thun und beharren; und nicht Besserung aufschieben und cras, cras, das Lied der Raben, singen: dasselbige Morgen komme dann oft nimmermehr. Brant sieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der practischen Tugend der antiken Welt aus und betrachtet Tugend und Laster nach der menschlichen Weise der Alten. Indem er die Laster überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er sie in den Kreis der menschlichen Beurtheilung herab und entnimmt sie der willkührlichen Strafbestimmung des Dogma's oder eines eifrigen Gottes. Geiler scheidet zwischen der Narrheit, die eine Folge von Ungeschicklichkeit und Gebrechen der Natur ist, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte ist die, von der Er und Brant handelt, sie ist Sünde und wird durch den Mangel des bösen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entschuldigt. Wie noch immer die Hoffart, das Zuviel, das Ueberheben, die Maaslosigkeit der Grundfehler dieser Zeiten ist und von Brant dafür erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, so sieht doch Brant gegen Hugo diesen Fehler ungefähr in dem Verhältnisse wie Aristoteles die Unenthaltsamkeit (ἀκρασία) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασία); er sieht keine Absicht und keinen Vorsatz in der Sünde, sondern nur Mangel an Kraft und an Selbsterkenntniß; er sieht darin nicht eine absolute Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt sei, wie der Renner wohl noch thut,

ſondern er ſieht darin nur eine Thorheit, mit der ſich der Menſch unter Menſchen erniedrigte. Brant zeigt das Laſter nicht, wie jene myſtiſchen Tugendſpiegel alle thun, als etwas darum Verabſcheuungswerthes, weil es von Gott beſtraft wird, ſondern als etwas der menſchlichen Vernunft widerſprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menſchenwürde beſſern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewiſſensangſt; und dies eben iſt die Quelle der Wirkung des Luſtſpiels und der Satire, daß wir alle menſchlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, ſobald wir ſie als etwas uns ſelbſt herabwürdigendes betrachten, das unſerer Beſtimmung und Natur zuwider iſt, und das uns in widerſinnige Beſtrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böſe auf dieſem Wege betrachten, ſind wir auf dem Wege der Selbſterkenntniß, wir erkennen uns bald als Narren und ſind dann bald geheilt[524]), denn die Scham iſt ein weit tüchtigerer Förderer der Beſſerung als die Furcht. Die düſtere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des zelotiſchen Chriſtenthums des Mittelalters und die Lehre des alten Teſtaments den verſchüchterten Sünder verſetzten, ſprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergeſſen und Leichtſinn und von dieſen zu jenen über und hinderten an allem Gleichmaaß des ſittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgeſitteten und ausgearteten Nationen der Fall iſt. Dieſe Zeiten feſtigten in unſerer Nation jenen Sittenernſt und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene ſclaviſche Furcht vor einer despotiſchen Strafgeißel, und ſahen die Sünde lieber einem Ideal menſchlicher Würde, als einem Strafcodex von Pfaffen gegenüber, ſo wie die Alten thaten, die der menſchlichen Schwächen menſchlich ſpotteten, und nur Todſünde und Frevel von den Göttern unverſöhnlich verfolgt darſtellten. So weiſt Brant in zahlloſen Beiſpielen auf die moraliſche Weisheit der Griechen zurück, leitet in ſeinen Winken, wie ſchon der Renner, auf die Beiſpiele edler Freundſchaft unter den Alten hin, die jetzt von

524) Wer recht in narrenſpiegel ſicht, wer ſich recht ſpiegelt der lert wol, das er nit weiß ſich achten ſol, nit uff ſich halten das nit iſt, dann nyeman iſt, dem nütz gebriſt, oder der worlich ſprechen tar, daß er ſy weyß und nit ein narr; dann wer ſich für ein narren acht, der iſt bald zu eym weiſen gemacht.

Selbstsucht und Eigennutz verdrängt sind; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die sich die Väter damals, die sich die Peleus und Philipp angelegen sein ließen; auf die gesunde Seele im gesunden Körper; auf die Keuschheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates und des Fabricius glückliche Armuth. Der Kern seiner Lehre geht daher auf Selbsterkenntniß [525]) aus, den Mittelpunkt der antiken Moral; sein Buch heißt daher in gewissen Ausgaben eben so wohl der Narrenspiegel; er hält seiner Zeit und sich selbst wie ein ächter Freund den Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Gestalt zeigt [526]), und im schroffsten Gegensatze gegen die einstige ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Guten und Besten aufnahmen, nimmt er Alles hart, streng und scharf, sieht alles Einzelne im schlimmen Lichte, will an allem Einzelnen bessern und setzt sich daher selbst mit in sein Narrenschiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in so trostlosem Zustande er es sieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen den Misbrauch der Gelehrsamkeit und gegen das moralische Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und sagen, aber nichts thun; viele Lesmeister, wenige Lebmeister: Leute die Anderen viel Korns sagen und selber Hunger leiden. Es gilt diesen Männern nicht um die einseitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die einseitige Ausbildung des Verstandes, wie den bisherigen scholastischen Zeiten, sondern um die der Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerstreutes Wissen, das fruchtlos für das Herz ist, sondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung ist. Er zürnt daher gegen die eitle Kunst der Wahrsagerei, des Vogelgeschreies, des Charaktersagens, der Nekromantie und Astrologie, die den Lauf

525) Es hat kein Weiser nye begert,
das er möcht rich sein hie uff erd,
sunder, das er lert kennen sich.

526) Im Capitel von Wahrheit reden:
Warheit ert man durch alle Land; der Narren freud ist Spott und Schand.
Ich bin offt gerennet an, weil ich diß Schiff gezymeret han,
ich sol es doch ein wenig verben und nit mit eychen rinden gerben,
sunder mit lynden safft auch schmyren, und etlich ding etwas glosyren,
aber ich ließ sie all erfryren, das ich anders dann wahrheit seyt.

der Planeten befragt, ob dieſer Tag zum Schacher gut ſei; und gegen die Betrugskünſte der Alchymiſterei, wie über allen Aberglauben und Quackſalberei. Er verwirft ſogar die Mathematik und alle phyſiſchen Wiſſenſchaften, unwillig über die Herabſetzung der moraliſchen, die den Menſchen zunächſt berühren; Archimedes ſei hoch erfahren in dieſen Künſten geweſen und doch konnte er nicht ſein Ende „ausecken"; dieſe Wiſſenſchaften ſeien wahr und gewiß, aber ein Thor ſei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wiſſen wolle, ehe er ſich ſtelbſt kenne, und das Erdreich ausmeſſe ehe er das himmliſche ſuche. Er mag von Erdkunde nichts wiſſen, im Unmuth, daß man ſich einer blinden Reiſewuth damals hingab; ehemals reiſten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachſehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Er achtet nicht auf viele Kunſt, mit der man nur nach Hoffart und Gewinn ſtelle, wer weiſe iſt, der kann Kunſt genug, und unklug ſcheinen ihm die, die nach Paris und Bologna reiſen, als ob nicht auch in Deutſchland genug Vernunft und Weisheit wäre [527]), denn die Zeiten ſeien nicht mehr, wo man über See in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel ſcheinen ihm der Bücher jetzt im deutſchen Lande; von zu vielem Studiren wird man, ſagt er, ein Phantaſt. Die Drucker drucken Practiken und Weiſſagungen, und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden ſingt und ſaget. Sie befördern falſchen Glauben und Ketzerei, thun ſich ſelber Schaden und Schande und mancher druckt ſich aus dem Lande hinaus [528]). Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Druckerwuth dünkt dem guten Brant ſo ungeheuer, daß er darum beſonders auf den Endchriſt zu vermuthen ſich veranlaßt findet; was würde der verſtändige Mann erſt heute ſagen? Je mehr ſich die Bücher ins Unendliche mehren, ſagt er vortrefflich, deſto minder achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren ſo viel Schulen nnd Gelehrte und ſo wenige Achtung der Kunſt; die Gelehrten müſſen ſich ihres Standes ſchämen [529]) und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine weltliche Betriebſamkeit gegen die

527) Im Capitel vom Endchriſt.

528) Im Capitel von Ueberhebung der Hoffarth.

529) Man fyndt yetz vil iunger pfaffen, die als vil können als die Affen, und nement doch ſelſorg uff ſich, da man kaum eym vertraut ein vich,

geistige, das Rennen nach falschen Gütern, nach dem Triebe der Hoffart, nicht nach der Weisheit, deren Gaumen die wahren Güter wohl schmecken, die nicht Essen und Trinken sind, sondern Werke die gleichförmig sind mit der Vernunft. Ein löblich Ding ist der Adel, und der Reichthum köstlich, doch das Alles hinfällig, und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geistes. Nach langem Leben zu trachten ist thöricht, denn hier ist nichts als Trauer, Kurzfreud und Vollleid; den Pfennig vor Weisheit zu achten, ist unsinnig, und doch rennt Alles nach Geld, und wägt jeden nach seiner Tasche; die Narrheit zwingt jetzt Fürsten und Land, daß sie die Weisheit verlassen und nur den Nutzen suchen; und doch stand es einst besser im Lande, als die Regenten weise waren und gelehrte greise Räthe um sich sammelten. Nun aber mag Niemand von ernsten Dingen reden hören; die Sackpfeife ist des Narren Spiel und Zeichen und er achtet nicht auf Harfe und Laute; selig aber ist der, der stets die mahnende Stimme in sich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weisen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen, trotz Flehen und Bitten nicht von seinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt sich nun allein weise, und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt, stößt sich, selbst ein Narr, an andern; strebt „eigenrichtig" immer nach etwas besonderm und sucht alleinklug Wege, wo keine sind. Rath hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stürzt sich jeder — und das ist aller Narren Gebrauch — nach dem Neuen und immer Neuen. Sie denken nicht weiter als von der Nase bis zum Mund; sie stürzen sich muthwillig in Händel und Prozesse, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie Wachs, und denken nicht, daß sie zuletzt der Hase sind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Sächlein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wissen. Denn der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze; der eine wagt seinen Leib ins Trockne und Nasse, der andere seine Seele ins Dintenfaß. Hoffart und Uebermuth treibt auch jeden höher als er steht, mancher will nun von Adel sein, dessen Vater noch

---

wissen als vil vom kirchregyeren, als müllers esel kan quintyeren.
Im Capitel vom Geistlich werden.

„Bumble bum“ mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doctor sein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt sich seiner Reisen in Norwegen und Granada, und im Pfefferland, der nie weiter vom Hause kam, als wo er riechen konnte, wenn seine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meister sein; die Meister tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohenen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, sie stecken sich in Schulden so theuer ihr Korn ist, sie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug vor den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Der Bauer trägt seidne Kleider und goldne Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab, oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit seinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menschen durch See und Unwetter, der Neid kocht seine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit sind verlassen. Wer nach Geld strebt, achtet nicht Sünde und Mord, nicht Schande und Verrath. Die Gerechtigkeit wird feil, durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er sich nicht durch Geld vom Seile erlöste, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremsen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armuth lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie ist eine Gabe von Gott, sie kann nichts verlieren, und weit hin schwimmet wer nackt ist. Der Arme singt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armuth, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiseren Rath als bei Reichen; sie ist das Fundament aller Dinge, der Anfang aller Stände, sie hat alle Städte gebaut, alle Künste erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie ist bei allen Völkern werth gewesen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Aristides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm.

Alles Große floß aus Armuth, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerriſſen, als es reich ward. Auch Cröſus wäre durch Armuth nicht untergegangen, führt er an, und auch an andern Orten lehrt er die alten Sätze von dem Zielpunkte des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr ſprach: Euch ſei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Beſitze, ſelig ſind die Armen mit freiem Muthe. Richte ſich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das beſte, ſo wäre Chriſtus nicht der Aermſte geweſen. Höre Hoffart, ruft der Dichter, der in dieſen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und ſich an Stellen der Alten oder Thomaſin's erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde ſprichſt: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier ſitze in Trübſal und Leid? was hilft mir Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es iſt alles nichts als ein Schatten geweſen und im Nu iſt es dahin. Wohl dem, der dies verachtet hat und das Ewige betrachtet. Wir ſehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde geſetzt iſt, wir wiſſen nicht wann und wo und wie! wir ſterben alle und fließen hin wie Waſſer zur Erde, und darum ſind wir Thoren, daß wir uns nicht rüſten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf iſt ſchon getrunken, der Handel iſt nicht rückgängig zu machen. Die erſte Stunde brachte auch die letzte, und der den erſten geſchaffen hat, wußte daß auch der letzte ſterben werde. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir nicht denken, es werde uns der Tod nicht laſſen, und nicht unſeres ſchönen Haares ſchonen und nicht unſerer grünen Kränze und Kronen. Denn der Tod ſpart keinen, nicht jung und alt, nicht Adel und Stamm, er erſchüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten, er achtet nicht Pomp und Gewalt; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir allzuſehr trauern um den Geſchiedenen und ihm die Ruhe misgönnen, nach welcher wir alle ſtreben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig ſein muß, ja geſchieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübſal und Pein, befreite manchen Gefangenen, und während das Glück ungleich Gut und Beſitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbeſtochener Richter; er iſt allein der Niemanden ſchont und Niemanden je gehorſam ward.

Thoren auch, die wir koſtbare Gräber, und Mauſoleen und Pyramiden thürmen; alle Erde iſt geſegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl ſtarb. Der Himmel deckt manchen Todten, der ſich unter keinem Grabſtein ſtreckt; wie könnte der ein ſchöneres Grabmahl haben, dem das Geſtirn von oben leuchtet! Gott findet die Gebeine zu ſeiner Zeit, daß er ſie dem Körper wieder gebe. Wer wohl geſtorben iſt, deß Grab iſt das Höchſte.

So mäßig und beſonnen ſich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anſtand verletzenden Sitten der Zeit ſetzte, ohne ſelbſt allzuſehr in den rohen Ton zu verfallen, worin es ſeine Nachfolger im 16. Jahrhundert alle verſahen; ſo ruhig er dem weltlichen Treiben und Jagen das Glück der Bedürfnißloſigkeit entgegenhält, eben ſo gemäßigt, obgleich feurig nimmt er ſich der öffentlichen Dinge an, und ſteht auch da gleichſam als der letzte, der dem Revolutionseifer nicht verfiel und nicht das Kind mit dem Bade verſchüttete. Wenn ich die Säumniß und Schande in allen Landen und unter allen Ständen ſehe, ſagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Chriſtenglaube ſo ſchmählich abnimmt. Er mindert ſich von Tag zu Tag, die Ketzer haben ihn halb zerriſſen und zerſtört, dann Mahomet, der unſerm Glauben Aſien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht und ſchon, nicht zufrieden mit dem Beſitze des Meeres, auch die Donau beſetzt hat. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen ſchlafend ſterben, der Wolf iſt im Stalle und der Hirte ſchläft. Die vier ſchweſterlichen Patriarchenſtädte von Rom ſind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dies iſt unſerer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochſen der Fabel. Jeder greift nur nach ſeiner Mauer, ob die kalt ſei, und kümmert ſich nicht um den Brand beim Nachbar. Die Pforten Europa's ſind offen, auf allen Seiten droht der raſtloſe Feind, nach Chriſtenblut dürſtend. O Rom, da du Könige hatteſt, warſt du lange Jahre eigen; als dich das Volk regirte, warſt du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warſt den Kaiſern unterthan und nahmſt ſtets ab, wie der Mond ſchwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich ſeiſt und auch wieder wüchſeſt. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römiſchen Reiche etwas abbricht; die Städte achten

des Kaisers nicht mehr, jeder Fürst bricht der Gans eine Feder aus. Seht doch, ihr Fürsten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden soll: sinkt das Reich, so bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerstört. Der Deutschen Lob war einst hoch in Ehren, und sie haben sich durch ihren Ruhm das Kaiserthum erworben, jetzt aber denken sie nur darauf, wie sie das Reich vernichten wollen. Gestattet nicht, ihr Herrscher, solche Schande, sondern stehet dem Reiche zu, so mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der euch wohl führt mit Ritterschild, der der Krone werth ist, in dessen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab solche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch sind Christen genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrscht. Wacht auf und schlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, steht auf aus euren Träumen, wahrlich die Axt steht am Baum. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die sich streiten, dieweil sie in Wind und Wetter sind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff schwankt im Meer, es ist bald Nacht um uns geworden, thut ihr die ihr durch Gott an der Spitze steht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebastian Brant das Bedürfniß und den Geschmack der Zeiten getroffen hatte, beweisen so viele Humanisten, die damals lateinische verwandte Schriften schrieben, beweist Trithemius, der ausdrücklich zweifelt ob etwas Zeitgemäßes und Angemessneres damals geschrieben wurde, als das Narrenschiff, beweisen die ungeheuren Wirkungen, die das Buch gemacht hat. Wie das Werk selbst nach und nach entstanden ist (was man aus einem Kapitel, das jetzt in der Mitte etwa steht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun schier zu Ende), so wurden nachher von Andern nachträgliche Kapitel geliefert, wie z. B. in dem Bettelorden, oder die Form bei neuen Gelegenheiten adoptirt, wie in dem Narrenschiff von Buntschuh (1514) und in dem Narrenfresser in Preußen (1552). Eines so offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch sonst sei, brauchte sich Brant immer nicht zu schämen. Das Narrenschiff ist mit dem Eulenspiegel eines der ersten Originale, das im Auslande anerkannt ward, das nicht nur zwei-

mal, von Locher [530]) und Jodocus Badius ins Lateiniſche, das auch dreimal ins Franzöſiſche, ins Plattdeutſche, Engliſche und Holländiſche überſetzt iſt, ſeiner Verbreitung nach alſo gleichfalls den Diſtrict der Reformation hält wie der Reinhart Fuchs, indem der Süden zwar die Faſtenprediger und den burlesken Geſchmack der damaligen Zeit theilte, aber nicht den Ernſt der germaniſchen Stämme und ihr neues Leben. Das Narrenſchiff ward in unzähligen Ausgaben verbreitet, verfälſcht, interpolirt, bearbeitet und ſogar commentirt. Einer der ſtärkſten Geiſter der Zeit, der berühmte Geiler von Kaiſersberg (aus Schaffhauſen 1450—1510), wählte ſich die Themata der Kapitel des Narrenſchiffs zu eben ſo vielen Predigttexten. Dies war an ſich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler ſelbſt über das Gedicht eines Bauern, wie jetzt über das eines Doctors ſchon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenſtand, die Unverholenheit der Sittencenſur, das Aufſehen, welches das Original ſelbſt machte, machten auch dieſe Predigten Geiler's auffallender als andere. Zahlloſe vortreffliche Prediger wetteiferten damals in practiſcher Tendenz, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig ſprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum ſelbſt die Grammatik verſtehen [531]), geſchweige, daß das Volk ſie verſtehen ſollte. Wir wiſſen, daß die Predigten Geiler's vor Luther faſt die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umſtießen; welch eine Empfehlung mußten dieſe Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenſchiff ſein. Von der kühnen Frei-

530) Einen der luſtigſten bibliographiſchen Irrthümer machte der Spanier Joſ. Vieja y Clavijo, der in der hist. de las islas de Canaria. Madr. 1672. von der Reiſe des heil. Brandan ſpricht, die Locher aus dem Deutſchen ins Lateiniſche überſetzt hätte, unter dem Titel: Narratio profectionis nunquam satis laudatae navis a S. Brandano vernaculo rithmo fabricata etc. So citirt er ſtatt narragonice profectionis nunquam satis laudata navis per Seb. Brant etc.

531) In der Vorrede der Strasb. Ausg. von 1520. Ich wil geſchweigen, wan ſie von in ſelber reden ſolten, ſo iſt es das ungeordneteſt, bittereſt, ungeſchmackſt, grobeſt, barbareſt, ungeſaltzeſt ding, wan du hörteſt es, das du ſchweren möchteſt, daz es weder latin noch tütſch wer und iedermann muß verſtan, das ſie die regulen der grammatica nit wiſſen, die cleine kind kennen u. ſ. w.

müthigkeit dieſer Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge dieſe maasloſe Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, ſo daß das Narrenſchiff, obwohl es gegen die Zügelloſigkeit im Leben anging, die Zügelloſigkeit in der Literatur doch gleichſam eröffnet.

Daß dieſer ungemeinen Wirkſamkeit die Formloſigkeit des Buches nicht entgegenſtand, beweiſt wie groß der Ungeſchmack der Zeit war, die zwiſchen Proſa und Poeſie nicht mehr ſchied. Faſt kann man im Narrenſchiffe nichts Poetiſches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte ſich nachher jeder gewachſen, und Jeder reimte dann auch zunächſt im Tone des Narrenſchiffs hin [532]) über Alles was ihm vorkam. Der ſatiriſche Ton war der ganzen Generation angeboren; man kann über den Reichthum des Witzes und der ſatiriſchen Sprache in Geiler's und Pauli's Schriften nicht genug erſtaunen, und wenn je in Deutſchland die komiſche Literatur wieder unter ähnlichen politiſchen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unſerer Poeſie ausfüllen ſollte, die man thörichterweiſe aus dem ernſten Charakter der Nation für ein ewiges Vacuum erklären wollte, ſtatt daß man die Urſache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes geſucht hätte, die kaum des Spottes werth ſcheint, wenn, ſag ich, je dieſe Lücke ausgefüllt werden ſoll, ſo müſſen unſere jungen Poeten hier zuerſt Volkswitz lernen, falls ſich dieſer erlernen läßt, ſie müſſen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer ſatiriſchen Gewalt ergründen, ſie müſſen von den Brant und Hutten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie ſie das Wiſſen der Zeit und die Lage der Zeit gleichmäßig umſpannen müßten, ehe ſie ariſtophaniſche Form und klaſſiſche Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Menſch einer Silbe für werth hält. Wie traurig iſt es, daß wir ewig in dieſem Misverhältniß der äußern Form und

532) Hutten betrachtet das Werk als eine ganz neue Erſcheinung: ſo wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutſche Verſe gewöhnt:

Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
qui Germana nova carmina lege facit,
barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

des innern Werthes in unſerer Literatur verharren mußten! Wie dieſer Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Geſtalt, und Hutten die Kräfte und das Beſtreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muſter für immer, wenn ſie nicht in ungenießbarer Sprache ſtammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wiſſens! nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practiſcher Nutzen gezogen werden ſoll, dann fühlt man bis zum Schmerz, wie aller Gemeinſinn und alles, was rein menſchliche Regung iſt, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem ſich Brant dem Bedürfniſſe der Zeit hingab, es ganz in ſich aufnahm, und nun ohne allen eigentlichen poetiſchen Beruf dies Gedicht, mehr als Lectüre, ſcheint es, und mit mühſamen Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederſchrieb, ward er von ſo ungewöhnlicher Bedeutung für das Leben und ſelbſt für die Geſchichte der Poeſie. So wenig geht jedes ernſte Beſtreben verloren, ſo unbewußt es ſein mag. Denn das hätte Brant gewiß nicht gehofft, daß er eine Epoche in der Literatur machen würde. Er eröffnete auf mehr als hundert Jahre hier in Strasburg einen dauernden Antheil an deutſcher Dichtung, nachdem ſchon vor ihm Wimpfeling durch die literariſchen Geſellſchaften, die er, nach dem Muſter der rheiniſchen Geſellſchaft des Celtes, in Schlettſtadt und in Strasburg gegründet hatte, einen wiſſenſchaftlichen Aufſchwung hervorgerufen hatte, der ſich über den ganzen Oberrhein verbreitete; und was mehr iſt: die didactiſche Poeſie trat durch Brant in die Satire über und dieſe dauert nun national fort bis ins 17. Jahrhundert. Dieſer Uebergang iſt durch nichts anders gemacht, dieſe neue Form durch nichts anders gewonnen, als wodurch auch das Schauſpiel geworden iſt, durch die ſtreng ſubjective Wirkung und den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moraliſche Gedicht wird ſogleich zur Satire, ſobald es Sitte lehrt, nach dem Bedürfniſſe der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derſelben hernimmt; denn ſogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widerſinnig und geräth trotz dem ernſteſten Tone, den es feſthalten mag, in ſatiriſchen Eifer. Wer im Thomaſin die Stellen vergleicht, wo er das Syſtem verläßt und geſchichtliche Gegenſtände und Zuſtände ſeiner Zeit beſpricht, wer im Renner die Predigten und allgemeinen Lamentationen mit den Abſchnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der

wird in einem und demselben Werke diesen Uebergang sehr deutlich erkennen können. Brant giebt sich nie der allgemeinen Lehre hin, sondern steht mitten in seiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die sich für beide aus beiden selbst ergiebt. Er erhebt sich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armuth, über die wirkliche Umgebung und schildert der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber das Glück der zufriedenen Ruhe und der goldenen Zeit der Menschheit. Dies zeigt eine natürliche Anlage zu ächter Satire, von der es Schade ist, daß sie nicht in andere Zeiten fiel, wo sie sich besser ausbilden konnte. Denn der ächte Satiriker setzt dem Zustande der Verworfenheit und Entartung, den er schildert, stets einen möglichen und dageweſenen Zustand der Natur und Einfalt entgegen, oder läßt diesen die Folie bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idyllisch auf einen Friedensstand blicken aus dem wirren Kriegsstande, den er darstellt, so wie die Idylle satirisch auf die verfeinerten Zustände der höhern Gesellschaft blickt, denn beide Gattungen, hat man vortrefflich bemerkt, sind unter sich in der nächsten Verwandtschaft.

Während das Narrenschiff seine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, so erschien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenstück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geistlichen Höfe geißelt. Der niederdeutsche Reineke Fuchs erschien in Lübeck 1498, der einzige Rival des Narrenschiffs, und um so vorzüglicher als dieses, als er der Schlußstein gleichsam jener am volkmäßigsten fortgebildeten größeren Dichtung der germanischen Stämme ist, wie das Narrenschiff nur der Grundstein einer neuen Dichtungsart, die noch langhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben sollte. Was nämlich das formelle Verdienst dieses Werkes angeht, so müssen wir es natürlich im Verhältniß zu seinen älteren Quellen betrachten und uns des Zusammenhanges mit dem niederländischen Reinaert erinnern. Wir lassen das eigentlich Literarische, die Schicksale des Buches, die Streitigkeiten über den Verfasser bei Seite und verweisen darüber auf die schließlichen Untersuchungen Jacob Grimm's [533]); wir wenden uns vielmehr sogleich, wie gesagt,

533) Reinhart Fuchs. Kap. 8. der Einl.

zu dem Verhältniſſe des Reineke zu den Reinaert ſeiner Quelle, in welchem Punkte die Literaten nicht einig ſind.

Gewiß iſt, daß die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voranſteht und daß, verſteht ſich von ſelbſt, der Reiz eines Originals ihr allein bleibt. Das Letztere iſt unſtreitig; was die Anlage angeht, ſo dürfte man ſchon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, dieſe in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber ſtellte, weil es ſcheint, als ob der Reineke den Zwieſpalt zwiſchen dem Originalſtück und der zweiten Hälfte, etwas aufhebe und verſöhne. Man würde ſagen, daß im Reinaert die Thierſage in ihrer reinſten Auffaſſung erſcheint; daß der Dichter, vor ſeinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinſten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der fähigſte iſt; daß er dieſer Dichtung eine Form gegeben, dieſer Maſſe, die vor ihm in einem chaotiſchen Gewirre da lag, einen Geiſt einhauchte, der ſeitdem typiſch feſtſtand und von den früheſten und ſpäteſten, von den ſklaviſchſten und genialſten Nachahmern feſtgehalten und bewahrt ward. Gegen ein Verdienſt dieſer Art muß wohl jedes andere ſchwinden, ſo lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe ſich ſtreiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiente. Grimm ſcheint der Reineke auch im Detail ſchwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei man den zweiten Theil nicht in Anſchlag bringen würde; im erſten iſt ſie unbedeutend; es findet ſich darin überhaupt ein Verfahren des Zuſetzens und Abwerfens, das man ſich ſchwer erklären kann. Manchmal ſcheint es, es ſei züchtiger als das Original; ſo läßt er gewiſſe Vorfälle in der Szene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo ſetzt er die Geſchichte mit der Wölfin zu, die der Reinaert nicht hat. Es ſcheint demnach beinahe, daß man genau wiſſen müßte, ob der Ueberſetzer des Reineke eben den Text vor ſich gehabt habe, den wir beſitzen, ehe man über ſeine Art des Umarbeitens und beſonders der Veränderungen im Stoffe mit Beſtimmtheit urtheilen dürfe. Daß es dem Verfaſſer des Reineke nicht darauf ankam, ſeinen Stoff zu erweitern, ſieht man überall, dies aber möchte man ihm kaum zum Vorwurf machen; daß er ſich ſo ſtreng, in jedem Fall viel ſtrenger, als es ſonſt die Sitte des Mittelalters iſt, an ſein Original hielt, daß er überhaupt, wenn er einmal den Reinaert und Willam's

Fortsetzung für Ein Werk hielt, was lange vor ihm geschehen zu sein scheint, das Wesen des Gedichts außerordentlich treu festhielt und, da er eine so ungeheure Wirksamkeit erhielt, eben dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwässerung und Auflösung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dies scheint mir im Gegentheil für den Sinn des Mannes und für den Werth seines Werkes zu sprechen. Diesen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweise, daß Reineke an ein Dutzend Stellen ausführlicher sei als sein Original, daß er an anderen Orten vorzüglicher sei, daß er eigne treffende Wendungen, belustigende Anspielungen und hübsche Züge habe, dies scheint mir kleinlich und hilft überdieß nicht zum Ziele; an allen Verdiensten dieser Art ist der französische Renart überreich und ist darum doch gegen den Reinaert ein schlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieser Reineke erst den Ruf der Thiersage oder die Gestalt, welche ihr im Reinaert zu Theil ward, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er denn wirklich (wie alle Welt weiß) gethan hat, so kann er unmöglich ganz werthlos sein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Uebersetzung gelten, die gar kein eigenthümliches Verdienst hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das über seiner Entstehung liegt, interessiren, so sehr auch das bisher den Gelehrten die einzig interessante Seite schien; es konnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geschichte der Thiersage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht seine Wirkung nie blos dem Stoff, sondern hauptsächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literarisches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe solche Wirkung üben sollte, wenn es nicht in sich die Ursache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten seines Entstehens nicht den Weg auf seine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländische Prosa leichter zu finden war, falls man dies Original für werthvoller, für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks im Augenblick zu trauen, den Schrei der Masse über das, was sie grade jetzt in dieser Stunde unterhält, zerstreut und ergötzt, für ein Orakel und für Gottes Stimme zu halten, ist eine große Thorheit; aber was sich in einem großen Raume, was sich durch alle Klassen, noch mehr aber, was sich im Laufe langer Zei-

ten als bewährt und ohne Widerrede als trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem forsche man doch ernstlich nach, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu suchen als abzusprechen, denn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, wenigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, zu uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs bestimmteste zu weissagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert aufgefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen, daß dieser stets in seiner Stelle bleiben wird.

Der Reinaert von Willam ist einmal in einer Sprache geschrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte; war das Gedicht erst in den Händen einer großen Nation, wie die deutsche, so war für die geistige Spediton, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt. Der Reinaert ist ferner, so vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeder wesentlichen Veränderung — so oft er auch behandelt, so manchmal er auch mishandelt ward — getrotzt hat, der Form nach dem strengen Stil und der trocknen Manier angehörig. Sie sei wahrer, naiver, ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es ausgebreiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man lese beide Gedichte nacheinander, man anatomire sie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sentenzen und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wirken, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen verständigen Beobachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daß das Knochengerüste und das innerste Mark dem Reinaert gehört, daß dies das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler arbeitete, daß aber diesen festen Bau der Glieder fürs Auge wohlthätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzubringen, dem Reineke vorbehalten blieb, ob er nun ein Holländer Hinrek von Alkmar oder ein Niedersachse Nicolaus Baumann war; man wird den Reinaert höher achten, dem strengen, ernsten, kunstsinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller scheinen, aber den Reineke wird man schneller liebgewinnen, und da er nichts Wesentliches opfert, so wird ihm auch

der Kenner ſeine Liebe nicht verſagen können. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem ſolchen Verhältniß der Verwandtſchaft zu einander ſtehen, das Wahre trifft, wird man bei einer ſolchen Prüfung des jeſeitigen Ganzen aufs unzweideutigſte lernen. Man zählt die Verſe, man findet das niederdeutſche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zuſätze, die es macht, und dennoch appelliren wir an jeden Leſer von Geſchmack, ob er nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetiſchen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es iſt ein Verſchieben, ein Zuſetzen und Wegnehmen, ein Mehr oder Weniger bald hier bald da, was, indem er das Ganze unverändert läßt, die Erſcheinung ganz anders geſtaltet; es iſt ein Zuſammengreifen der verſchiedenſten Kleinigkeiten, das wohl ein reproducirender Dichter, wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, gefunden und in ſeinen innerſten Geſetzen ſich erklärt haben würde, was auch einem offenen Gemüthe der Wirkung nach und einem glücklichen Auge ſelbſt dem Verfahren nach nicht verborgen bleibt, aber einem dürren Kritiker, der nichts von ausübender Kunſt verſteht, ein ſtetes Räthſel bleiben muß. Hätten doch alle unſere volksmäßigen Gedichte ſolche Bearbeiter, ſolche Ueberſetzer gefunden! Die es ſo verſtanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leiſe zu mildern, dem Ganzen ſeine ſolide Form zu laſſen und doch ſo ſinnig verfeinern, die naive Simplicität ſo zu wahren und doch ein wenig abſichtlich manchmal ins Burleske zu ſtreifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, ſo ſteht dieſe in einem ähnlichen Verhältniß. Alkmar oder Baumann konnte den Ausdruck beſſern, aber hätte ihn ſchwerlich ſchaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel ſo rein faſſen, ſo trefflich er ihn ſubjectiv interpretirte. Sein Gedicht verhält ſich zu dem Reinaert, wie etwa Taſſo's Auffaſſung des Rittergeiſtes und Rittergedichts zu der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritterdichter in ihren eignen Werken erſcheint. Was dort Takt iſt, wird bei ihm Einſicht, und dieſe geht allerdings ſchon in dem zweiten Theil, die Arbeit Willam's, in dem niederländiſchen Gedichte ein. Dies gab ſchon dem zweitheiligen Werke nothwendig bei den Vielen einen Vorzug vor dem urſprünglichen erſten Theile. Es wird hier leiſe die Hand geführt zum Verſtändniß des Gedichtes: in ſeine innere Bedeutung geht

man hier leichter ein. Und hier geht der Reineke noch einen Schritt weiter, als Willam; ſchon bei dieſem iſt die zweite Beichte des Fuchſes, möcht man ſagen, der Mittelpunkt des Gedichtes, im Reineke aber noch weit mehr. Ueberall iſt hier dem Helden ein größeres Bewußtſein geliehen, eine größere intellectuelle Kraft beigelegt, als der erſte Theil nöthig hatte. Der Reinaert ſchildert die Geſellſchaft, wie ſie iſt, wenn kein höheres Princip in ihr waltet, wenn kein anderes Geſetz ſie bindet, als das poſitive; er geht von einem Landfrieden aus, der verkündet iſt: der Uebereinkunft nach ſoll Friede herrſchen, aber der Wirklichkeit nach überläßt ſich jeder ſeiner Willkühr, ſo gut er vermag [534]). Es ſiegt nun die geiſtige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der ſie ununterbrochene Kämpfe zu beſtehen hat; der zweite Theil aber zeigt beſonders in jener Beichte, wie dieſer Sieg errungen wird. Der Reinaert ſchildert nur den Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Fuchs bei Willam aber weiß ſchon deutlicher, warum dieſer Hergang nöthig iſt, der Held kennt ſeine Kräfte und übt ſie nach Grundſätzen.

Dies ſtört allerdings den einfachen Gang der epiſchen Erzählung, aber ſobald wir eine beſtimmte ſatiriſche Beziehung ſehen, ſo können wir dieſe Wendung nur loben, und nun fragen wir nur,

534) Das Thiergedicht ſchildert den Naturſtand der Menſchen im Thiere. Man kennt nun die alte Streitfrage, ob die Menſchen in dieſem Naturſtande mehr friedlicher oder kriegeriſcher Natur geweſen ſeien. Alles vereinigt ſich jetzt mehr, der feindſeligen Hobbesſchen Anſicht zu opponiren und man zeigt aus dem apathiſchen Charakter der Inder und Iberer, daß Friedfertigkeit den Urſtand der Menſchheit müſſe bezeichnet haben, der erſt ſpäter vom Kriegsſtande verdrängt ward. Dennoch gibt es Völker in der Geſchichte, die wir nicht über dieſen Kriegsſtand hinauf verfolgen können; ſo die Germanen. In der orientaliſchen Thierfabel nun ſehen wir noch auf jenen älteren Friedensſtand zurück; vielfach treffen ſich feindliche Thiere friedlich, die unpaſſendſten machen treue Bündniſſe miteinander, vieles verräth noch den Zuſtand, wo alles Gethier geduldig in Eine Arche ging; dazwiſchen ſpielt der Kriegsſtand wohl hinein, aber in den deutſchen Thiermährchen herrſcht dieſer mehr allein. Jene Gattung eignete ſich vorzüglich zum Lehrgedicht, denn von dem friedlichen Hausthiere eben lernte der Menſch; dieſe zur Erzählung, denn mit dem Kriege beginnt erſt Geſchichte, Begebenheit und Factiſches. Dieſen Gegenſatz der Thierfabel und des Mährchens zeigen unſer Reineke und der Bidpai vortrefflich; beide wurden in dieſen Zeiten erneuerter Rückkehr zu einem Naturſtande auch erneuert und der letztere von dem erſteren, wie es der Sache gemäß iſt, verdrängt.

wie jene Grundsätze gefaßt sind, und wie sich hier im wesentlichen Punkte der Reineke zu Willam verhält. Jene Beichte ist bei beiden ganz verschieden. Willam zieht vortrefflich die Grundlinien der diplomatischen Theorien, aber der Reineke bezieht sie erst direct gegen die Uebelstände der Zeit, gegen die Schlechtigkeit derer, die von oben gutes Beispiel geben sollten, vorzugsweise gegen die Verdorbenheit des Clerus. Und da er diese Richtung des Gedichtes, die ursprünglich darin gelegen war, grade zur rechten Stunde in das schärfste Licht stellte, wo die Welt reif war, die practische Anwendung von dem zu machen, was hier schon ziemlich practisch gelehrt, mehr aus moralischen und politischen Rücksichten gestellt, als blos auf poetische Wirkung berechnet ist, so begreift man wohl, daß dieser richtige Takt dieser zeitgerechten Erneuerung des alten Gedichtes nicht am wenigsten ihren Sieg über dieses und ihre große Verbreitung und Wirkung verschaffte. Der Reineke, seiner Ueberlegenheit und seiner Unentbehrlichkeit sich bewußt, stützt seine Maximen auf die innerste Verachtung Aller, die er aber verschweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entschuldigt seine Maximen mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen seinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Tücke und Arglist, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unschuld gemordet und zerrissen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, so hält er die Habsucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herrschen dort, das mißliche Beispiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt selbst, keiner klagt's und sagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da sind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, so denkt man, es muß ja wohl so recht sein, da dessen soviel geschieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt schwimmen, so kann man sich billig nicht so bewahren, wie der Einsiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch. Das Gewissen spielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man soll seines Gleichen lieben, aber wer achtet

das groß? wer soll mit solchen tölpelhaften Gesellen viel Umstände machen? man macht sich daraus blutwenig Gewissen! Ganz vortrefflich! Er beichtet fremder Leute Sünden, wie ihm sein Beichtiger sagt, (dieser Zug fehlt bei Willam) wo er für die eigenen Buße thun soll! Ein treffenderer Zug war nicht zu erdenken. Es sind die schönsten Grundrisse zum Tagebuch eines Diplomaten. Und so erscheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Masse, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abstrahirte Moral läßt sich auch nicht anders personificiren. Man ist auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt sich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satire auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn so gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, selbst nicht der Reinaert konnte so unmittelbar auf diesen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier gesungen, daß die Fehler der Menge die Schuld der Obern seien; und diese Schuld wälzt sich am Ende ihrem ganzen Umfange nach auf die Geistlichkeit, deren weltlichem Ehrgeiz endlich ein Ziel gesteckt werden sollte. Man hört nun die ehemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und nicht auf die Werke der Geistlichen sehen sollte nicht weiter. Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie es im Reineke weiter heißt, sondern man späht nur aus nach dem Schlechten und verschlimmert es noch dazu. Mit den Laien die Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und selbst nichts dazu zu zahlen, schöne Kleider und leckere Speise, viele Geschäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbsten und anderen Prälaten das Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine. — Dies ist nun der herrschende Ton in dem geistlichen Stand. An dem geistlichen Hofe ist Alles käuflich und bestochen; man hilft dort jedem, der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld, mit Geld macht man da jede schlechte Sache siegen; mit Geld findet man Gnade und Hülfe. Der Pabst selbst ist ein alter kranker Mann, der sich keines Dinges annimmt, durch seine habsüchtige und geldgierige Umgebung muß man sich durch Gunst und Gaben durchschlagen, dann kann man jeder Unterstützung und Nachsicht sicher sein.

Das Gedicht vom Fuchs ward zum erstenmal bedeutend, als der erste Kampf zwischen Geistlichkeit und Laien begann; wo dieser

Kampf enden ſollte, vollendete ſich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch ſie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade in der Welt des Reineke, gerade dieſer Reformationszeit werden mußte, ſieht man von ſelbſt. Der große Streit des Abſolutismus gegen das Volksthum, der Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkühr, die tückiſche Staatskunſt, die damals ſyſtematiſch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poeſie. Alles fing in Deutſchland an, die Begriffe von Fürſten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dies Gemälde von ſolchen Regierungen auffriſchte, in denen keine Theilnahme am Volke und ſeiner Wohlfahrt, ſondern nur Gewalt, Habſucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo ſich Reuchlin ſchon gegen ſchlechte Hofberather, Wimpfeling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beſchwerden gegen die papiſtiſchen Misbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humaniſten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürſten abgewandt, die reichsſtädtiſche ariſtokratiſche Freiheit begeiſtert zu preiſen anfingen.

5. Murner.

Die ungeheuren Bewegungen der Reformation ſpiegeln ſich in der Geſchichte unſerer Poeſie zwar in einer gewiſſen Dürftigkeit, aber doch auch Vollſtändigkeit ab. Wir reihen unſere Betrachtung derſelben an die Thätigkeit von vier Männern, die uns in die vier Hauptklaſſen der Geſellſchaft mitten hineinſtellen, welche bei dieſen Bewegungen thätig und intereſſirt waren. Mit Murner treten wir unter die Geiſtlichkeit, die den alten Ordnungen anhing, mit Hutten unter den humaniſtiſch gebildeten und patriotiſchen Adel, wie wir mit Brant in den Kreis der bürgerlichen Gelehrten eingegangen waren, Hans Sachs führt uns in die Geſellſchaft des Bürger- und Gewerbſtandes, und Luther ſelbſt endlich unter die Geiſtlichkeit, die der neuen Confeſſion angehörte. Unter dieſen knüpft ſich Thomas Murner [535]) (aus Strasburg 1475—1536?) ſchon

535) Vgl. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften. Nürnberg 1775.

als Landsmann an Seb. Brant enge an, und ist übrigens auch seiner ganzen Manier in Dichtung und Satire nach sein slavischer Nachahmer. Nur darin macht er einen wesentlichen Fortschritt, daß ihn unter den Ersten der neue Geist, der jetzt mit einemmale die freiwillige Censur abschüttelte, welche man sich bisher aus Scheu und Gewohnheit aufgelegt hatte, weiter riß als sich Brant gewagt hatte, daß er zu dem Uebergang der Satire von dem Allgemeinen zu dem Besonderen, wohin sie Hutten führte, das Signal gab. Er legt die ruhige Mäßigung Sebastian's ab, er behält seine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hintergrund, auf dem jener seine Bilder aufgetragen hatte. Der Charakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wichtigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren Leben ganz zusammenfällt. Sebastian Brant war ein wohlgesinnter, ruhig und besonnen thätiger Mann, der sich von keiner Leidenschaft in seinem practischen und literarischen Wirken hinreißen ließ; Murner war ein unruhiger, ausschweifender Mönch, unzufrieden mit seiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere einzunehmen, anmaßend und dabei ein schwacher Kopf, strebend ohne Ausdauer, unstet bald in Italien, bald in Deutschland, in Paris und Krakau sich umtreibend und nirgends nur eine kleine Zeit ansäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, daß er nicht allein das Narrenschiff in seinen Gedichten copirte, sondern auch selbst die Rolle des Geiler übernahm und darüber predigte, und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt ein Widersacher der obscuren Theologen und der Bartholisten, dann selbst in Poesie und Wissenschaft mit den größten Thorheiten der scholastischen Gelehrsamkeit beschäftigt; jetzt, wie es scheint, ein gutmeinender Uebersetzer lutherischer Schriften, dann einer der heftigsten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII. von England, oder der katholischen Partheien in der Schweiz und im Elsaß; 1526 aus Strasburg geflüchtet ward er in Lucern aufgenommen und ließ von hier aus seine Schmähschriften (Ketzeralmanach 1527 u. a.) gegen die Schweizer Reformatoren ausgehen; er entflammte im Cappeler Kriege den Religionshaß, ward dann nach dem Religionsfrieden (1529) wieder verfolgt und machte nun an dem Hofe von Heidelberg Glück. In den Briefen der dunklen Männer ward er noch unter den Freunden Reuchlin's genannt und seine ersten poetischen Werke stellen ihn auch der Gesinnung nach

nothwendig unter dieſe; er ward daher ſeit ſeinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelſucht eines unmächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheuren Wuth als Apoſtat verfolgt und zeigt uns alſo in der Dichtungsgeſchichte einen der Abtrünnigen und Schwankenden, die in der Geſchichte der Humaniſtik und Reformation ſo häufig ſind. Wenige derſelben ſind ſo arg mitgenommen worden; Niclaus Manuel hat es vielfach mit dem Dr. Murnarr zu thun; Wimpfeling behandelt ihn ganz als einen niederträchtigen Geſellen und Simon Heſſus ſcheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in ſeiner „Urſache, warum die lutheriſchen Bücher verbrannt wurden" von ihm ſagt, er ſei ein armer Barfüßermönch Franciscanerordens geweſen, ein Doctor der heiligen Schrift, der aber nach ſeinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit gehabt und bei ſich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Inſtitut verdeutſcht und halte ſich ſelber für einen hochberühmten Juriſten, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Baſel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er einen herrlichen Pomp und Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Strasburg mit ſich gebracht, habe wollen mit großer Pracht hereinreiten, damit ihn ſein Franciscus nicht mehr kenne, allein ſein Anſchlag ſei fehlgegangen und er habe ohne Geſchrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müſſen Doctor werden. Dies enthält in der That den Schlüſſel zu ſeinem Charakter, den eine Maſſe von Pasquillen und Schandſchriften in Murner's Tagen aufs gehäſſigſte ausmalten. Allein nicht blos die Zeitgenoſſen, auch die Spätern konnten dem armen Gänſeprediger, wie ſie ihn nannten, nicht vergeben; Fiſchart nimmt ihn gleichſam als einen Repräſentanten des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;" und noch Moſcheroſch nennt ſeine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verſtümmeltes, verſchimmeltes Gemaunze. Seine Poeſien haben in der That wenig Originales, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, ſie ins Lateiniſche und Holländiſche zu überſetzen; und man möchte ſagen, wo er den Brant nicht ausſchreibt und breit tritt, variirt er ſich ſelbſt. Ohne ein mehrfaches Intereſſe ſind ſie gleichwohl nicht. Man ſieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeſchmack alles bis ins tiefſte

herabriß und wie nun selbst die gelehrten und adeligen Poeten sich vergeblich hiergegen mehr stemmten, und wie die große Kluft zwischen den lateinischen und deutschen Poesien in diesen stürmischen Zeiten verschieden durchbrochen ward. Ernste Strafrede und Ermahnung, sagt Murner am Schlusse seiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz Bitten und Flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen schimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernst zu mischen. Viele muthen mir an, ich sollte geistlich schreiben und auf dem Ernste bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geistlich geschrieben, allein die Buchdrucker weisen mich damit ab, und so bleibt Gott in der Kiste liegen. Kein deutsch Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete es daneben auch für die Ernsten und Weisen in Latein, allein die Drucker lassen es mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er schon anders reden wolle, so würde ihm der Mund voll Reime und wer das so von Natur habe, dem werde es nicht sauer; auch komme ja darauf nichts an, wenn man ihn nur verstehe, so sei es ebenviel, ob er in Reimen rede oder nicht. Er gibt sich also der deutschen Dichtung für's Volk hin, allein nachdem er diesen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein popular, sondern plebejisch, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Uebersetzung des Eulenspiegel ohne Grund in die Schuhe schob, so hat doch diese Erdichtung in so fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in seinen Versen und in den Arabesken, die diese umgeben, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälschen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der St. Grobianisten, im langweiligen Variiren des Einen Witzes, daß er die figürlichen Sprichwörter, die zu seinen Capiteln die Themata hergeben, in unfigürlichen Holzschnitten eulenspiegelisch darstellen läßt, überhaupt in jeder Art Ausübung seiner vulgaren Kunst, die er, sagte man [536]), in Freiburg im faulen Pelze erschnappt haben müsse. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben soll, daß er so viele lateinische und ernste

536) In einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521.

Bücher geſchrieben? Mit ſeiner Verleugnung der Gelehrſamkeit zu Gunſten des Volksgeſchmackes iſt's eine eigne Sache; man brachte damals gelehrte hiſtoriſche und mythiſche Andeutungen ohne Anſtand ſogar in's Volkslied, und daß Murner's Poeſien davon ſo leer ſind, daß er wenig Bibel darin allegirt und nicht viel griechiſch und chaldäiſch dazu gebraucht, macht man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er ſich um einen kleinen Kreis von ſolchen Beiſpielen, die ihm, wie er ſelbſt geſteht, ſehr ſauer zu erwerben waren, und die doch von dem Brant und Hans Sachs zu hunderten aus dem Aermel geſchüttelt werden. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben, den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen [537]), allein er verfiel viel zu tief darin, ſo wie er ſelbſt in ſeiner Polemik gegen ſeine Standesgenoſſen, die Geiſtlichen und Mönche, nicht ſeiner eigenen Vorſchrift nachkommt, daß der Vogel ſein eigenes Neſt nicht beſchmutzen ſoll, und wie er in übertriebener und gezwungener Nachahmung der Stelle im Narrenſchiff, wo Brant ſich ſelbſt an Bord anführt, allzuhäufig ſich ſelbſt beſchimpft, anſchuldigt und ſich luſtig über ſich ſelbſt macht, ein Zug, der etwas ganz Gemeines und Jüdiſches an ſich trägt.

Die Art und Weiſe übrigens, wie Murner in der Narren-

537) Das Capitel vom Dreckfinden in der Schelmenzunft gibt ſein Verfahren an.

Ich weiß noch ein derſelben kunden
der biß mein dicht durchleſen hat,
da der ſawkröner hat ſein ſtatt,
und meynt ich wär ein geiſtlich man,
dem ſemlich red ſtünd übel an,
und wolt darbey nit merken das,
das ſollich red der grobianer was,
als ſie die thund an allem ort,
und nit das ich thu ſemlich wort,
denn nur allein in meldens weyß,
wie man die ſaw krönt ſo mit fleyß;
das andre hat er als durchleſen,
und ſpricht, es ſey wol dicht geweſen,
auch laßt die ſelben blümlein ſton
und beſſert ſich gar nit darvon,
und hat nur funden einen dreck,
hinderm zaun, weyt von dem weck.

beſchwörung[538]), die Kaiſer Max das andere Narrenſchiff nannte, und in der Schelmenzunft[539]) (beide 1512) die Gelehrten und Geiſtlichen, die Juriſten und Fürſten angreift, leitet das, was zunächſt in der Literatur und im Leben gegen dieſe Stände alles Stürmiſche losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbſte die Schriftmeiſter, die ſich Doctoren ſchelten laſſen und nicht wiſſen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeſchwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unſere Bibel leſen, ſagt er, ſo ſind wir ſo froh, als ob wir Bohnenſtroh kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns ſchamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen ſelbſt weit irre; wir glauben, wie geſchrieben ſteht, und handeln ſo ſehr anders, als ob es falſche Lehre wäre; wir ſind die erſten die verſpotten, was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaffen plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken ſind nur auf Beſitz und Geld gerichtet und auf kriegeriſche Stärke. Man findet jetzt Prälaten, die jagen, blaſen, heulen, das Wild fällen, beitzen, den Armen durch ihre Felder rennen, und iſt das geiſtlich, wenn die Prieſter Jäger werden und die Hunde die Meſſe ſingen? Die Biſchöffe ſind Wölfe aus Hirten geworden und führen eines Kaiſers Sinn mit dem Gut der Kirche; ſie ſind zu Hirten geſchaffen und jetzt will man nur Adlige zu Biſchöffen haben: das durchzuſetzen hat der Teufel viele Schuhe zerriſſen. Der Fürſten Kinder ſollen nun Pfründen haben, wenn ſie noch in den Windeln liegen; und die Erwachſenen Infulträger wollen dann nicht ſingen und ſtecken doch die Gulden ein. Alles iſt nun käuflich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und Leid um unſere Sünde, Alles feil. Sonſt mußte ein Chriſtenlehrer in Rechtſchaffenheit und Lehre predigen und regieren, jetzt überlädt man einen mit Aemtern, wie andere Eſel mit Säcken. Das alles macht der Pfennig; ſoll ich beichten, ſo muß ich nach der Taſche greifen, ſoll ich zum Sacrament gehen, ebenſo, ſoll ich zur Weihe, ſo muß ich mir's verſchreiben laſſen und das Siegel tapfer netzen. Die Menſchen vertrauen ſo leicht, wenn ſich einer heilig gebärdet, doch iſt er ein Menſch wie ein anderer und

538) Ausgg. von Strasb. 1512. Hupfuff und ebend. m.

539) Dieſe kenne ich in der Ausg. Strasb. bei Joh. Knobloch 1516. und in J. Scheible's Kloſter. t. I. 1845.

kann nur den beſonderen Fund, daß er ſeine Wolfshaut deckt. Wolle man jetzt einem Almoſen geben, ſo wähle man, ſtatt auf die Noth zu ſehen, unter den verſchiedenen Bettelorden einen aus; um dieſe Wahl gebe er nicht einen Rübenſchnitz, ſo wenig, wie wenn man ihm unter hunderttauſend Wölfen die Wahl frei gebe. Die Mönche gehen an Frau Venus Bad und ſteigen des Nachts über die Mauer (auf dieſe Stelle ſpielt Fiſchart an), die Nonnen, in zarter Jugend vom armen Adel ins Kloſter geſtoßen, hätten ſich lieber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im reiferen Alter das Kloſter. Wenn ſie einen Teller fallen laſſen, das Handwaſchen vor Tiſch vergeſſen, ſo beten die Kloſtergeiſtlichen zu Gott daß er die böſe That nicht räche, dieſer Beginentand iſt ihnen eine große Sache; wenn ſie aber buhlen und alle Klöſter durchlaufen und neidige Drachen ſind und Zwieſpalt ſtiften und jedem ein Lotterſpöttlein anhängen und alle Welt zuſammenkuppeln, deſſen dürfen ſie ſich nicht ſchämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Biſchoff für den gemeinen Nutzen ſprechen, ſie müſſen ſein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird; muß er ſchwören, nicht in des Biſchoffs Sache zu reden, dem Capitel durch ſeine Finger zu ſehen, Alles im alten Sinne gehen zu laſſen, und wenn die Köchin die Meſſe ſingt und das puer natus ruft, mit ſeinem Geſang dazu zu ſtimmen und nicht mit dem Baſſe zu diſſoniren. Dagegen giebt ihm der Biſchoff das Gleiche, ſie grüßen ſich Gevatter über den Zaun und ſolcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Gramen wohl. Leichtſinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Misbrauch gemacht, ſo daß der Glauben auf Stelzen geht und eheſtens den Hals abbrechen wird. Man hat ſo oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns ſo oft betrogen und ums Geld gelogen, daß einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutſchen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peter's Schiff ſolle nicht untergehen und doch ſchwankt es ſchon; Königreiche und Kaiſerthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürſten, die dem Kaiſer nicht gehorſam ſind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beiſteuern. Am Regimente ſitzen Tyrannen, die den Unterthan in ein Mausloch bringen und nicht denken, daß ſie Menſchen ſind, die dann wohl auch einmal mit Fäuſten drein ſchlagen, denn die Welt will jetzt nicht gezwungen ſein. In ihrem Rathe und am Brette ſind, die

Alles ſeinen Gang gehen laſſen, ſtillſchweigen und ihren Sold nehmen, nichts aufrichten und alles liegen laſſen, und ihren Oberen die Ohren melken und ſchön thun und kuppeln, die Suppenfreſſer, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er ſie alle in Rothwälſch nennt, die ſich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein Kiſſen ſetzen und ſäuberlich halten laſſen, ſtatt daß ſie auf dem Rade ſitzen ſollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unweſen: keine Kunſt ſei es, ſagen ſie, daß König Ferdinand Inſeln mit Specereien in Indien entdecke, ſie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine, auf dem man vordem nichts von Specereien gewußt habe. Und dann die Advocaten, mit großen Büchern und kleinem Verſtande, die den graden Text mit Gloſſen krumm machen, der unnützen Sache den Fuß halten, und wenn ſie Accurſius abſpricht, mit zehn anderen verfechten, die den armen Bauern weiß machen, ſeine Sache ſei warm, da ſie es nur für ſie ſelbſt iſt, wenn jener auch dabei erfrieren mag, und mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutſchen Lande aufgehört hat.

Man wird bald ſehen, hier ſind im Umriſſe alle die Gegenſtände angegeben, um die ſich bald das ganze reformiſtiſche Streben in Deutſchland regte, und die Ulrich Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächſt auftrat. Die Schelmenzunft iſt in dieſer Hinſicht weniger wichtig. Auch hier will er zwar der Welt im Allgemeinen ihr nequam ſagen und meint, es brauche dazu nicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dies wohl lehre; er hat alſo wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, ſondern über der böſen Welt ſtehen muß, die man belehren will, wie auch ſeine ſämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Grundſätzlichen der Brantiſchen Moral an ſich tragen. In dieſer Schelmenzunft aber, obgleich er ſich auch hier auf alle Claſſen von Menſchen einläßt, die er meiſt kurz redend einführt und ſie dann in eigener Perſon anfährt und zurechtſetzt, obgleich er auch hier Sprichwörter oft ſehr ſeltſamer und unſtreitig neuer Art, häufig die nämlichen wie in der Narrenbeſchwörung zum Thema ſeiner oft vielſinnigen Auslegungen gemacht, in dieſer Schelmenzunft iſt es doch mehr auf die Laſter des Verkehrs abgeſehen, auf die frommen Buben, die freien Knechte, die luſtigen Geſellen, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, auf jene eiſenfreſſeriſchen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufbinder und Strohbartflechter, auf die

Kerbholzredner, die adlig verſprechen und es für bäuriſch nehmen zu halten, auf die Kothrütteler, die alles verläumden und alles Uebel aufſuchen, auf die Zutrinker, die wie die Gänſe einander nachtrinken ohne Durſt, die nach löblicher Sitte der Deutſchen nichts anfangen ohne die Flaſche, und mit der Flaſche nicht enden bis der Wein hinein, der Witz heraus iſt, und ſie dann vom Dirdendein anfangen zu lallen. In dieſer Klaſſe gehören dann auch die Kannegießer („die von den Reichſtädten reden," heißen ſie hier), die ihren Rücken mit fremder Sache beladen, mehr tragen wollen als ſie können, für andere Klage führen, Tag und Nacht ſorgen, wem die Venediger Geld abborgen und wie ſie es wollen wiedergeben, wie der Pabſt Haus führt und wie der Franzoſe des römiſchen Königs Bund nicht hält. Wo wir trinken und eſſen, ſagt Murner, vergeſſen wir den König nicht, und die Franzoſen, und wie der Türke kommt über Meer, und jeder Dreck liegt uns am Herzen und macht uns Kummer. Die Reichſtädte müſſen auch dran; ſie haben uns dies und das gethan, das können wir nicht ungerochen laſſen. Lieber Schelm, ſchüfſt du das Deine und ließeſt die Reichſtädte Reichſtädte ſein und tränkſt einen guten Wein dafür, ſo ging er dir deſto glätter ein. — Man merkt ſogleich, daß dies einen aufgeregten Ton der politiſchen Unterhaltung verräth, der auch in der Geſchichte ſonſt angetroffen wird und die erſten Bauerntumulte in dieſem Jahrhundert bald nach dieſen Schriften begleitete oder ihnen voranging.

War es nicht Murner's perſönliche Unleidlichkeit, die ſeinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erſcheinen Gegner verſchaffte, wie er ſelbſt einmal andeutet, ſo kann es auch ihre wirkliche Schwäche geweſen ſein. Ueber die Erbärmlichkeit ſeiner Badefahrt (1514) gibt's nur Eine Stimme und ſie muß gleich beim Hervortreten verhöhnt worden ſein, weil er darin Gott zu einem Bader gemacht, wie Murner ſelbſt berichtet, und obgleich er darin die Geiſtlichkeit nicht geſchont, was alſo damals zu einem guten Leſeartikel gehört zu haben ſcheint. Die Gauchmat[540] (1515 geſchrieben) iſt von nicht viel größerem Werthe. In beiden wiederholt er ſeine früheren Witze, ſo bald hatte er ſich ausgeſchrieben. Nachdem er ſchon vielfach in der Narrenbeſchwörung die affectirten

540) Sie iſt erſt 1519 ausgegeben.

Fantaſten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, verſammelt er dieſe Klaſſe von Menſchen, dieſe weibiſchen Gäuche, auf einer eignen Matte. Im Anfang ſcheint es, als wolle er hier eine neue Einkleidung gewinnen: es ſieht aus, als ſolle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder Berg u. ſ. w. werden; hier iſt's ihre Matte; ihres Reiches Geſetze und Artikel werden vorgelegt, und ein Eid der Gäuche vorgelegt, nach dem ſie die alte Reinheit der Weiber anerkennen, den alten Liebesdienſt beſchwören, die alte Treue in dem Geſchlechte anbeten, dem alle Creatur weichen müßte. Bald aber verläßt der Dichter dieſe Einkleidung, führt ſeine Sprichwörter in alter gewöhnlicher Weiſe auf, mit eingemiſchten hiſtoriſchen Liebesbeiſpielen von Eva bis auf den Caspar Schlick, und dieſe wiederholen ſich in einer Reihe von Portraits dieſer hiſtoriſchen Perſonen, und wie in jedem einzelnen Capitel faſt jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, ſo variirt ſich in einem Anhängſel nachher das Ganze, die Sprichwörter und die Figuren noch einmal. Man kann nichts Langweiligeres denken, und doch könnte auch dies Gedicht zu einem Faſtnachtſpiele von einem Pamphil Gengenbach, der auch andere Stücke geſchrieben hat, umgewandelt und in Baſel geſpielt werden! Nur Eins wollen wir uns daraus feſthalten. Obgleich Murner noch ein großer Verehrer der Jungfrau Maria iſt und ſeine Verehrung der guten Weiber überall bezeugt, ſo iſt doch hier der Punkt erreicht, von wo an dieſe aus der Poeſie ſo gut wie verſchwindet, und mit ihr all die ſchwärmeriſche Anbetung des weiblichen Geſchlechts. An ihre Stelle tritt jetzt Mutter Eva, die ſo viel auf Erden geſäet hat, woran wir noch erndten; hinfort miſcht ſich Scherz und Ernſt in der Frauenverehrung und Beſingung; im erſten Augenblick des Wechſels mußten die Weiber aber in jenen Zeiten viel Arges hören. Es kam hinzu, daß die Schamloſigkeit ihres Verkehrs mit den verbuhlten Geiſtlichen auch in der Wirklichkeit ſehr arg geweſen ſein muß, und auf dieſen üblen Verkehr ſcheint Murner's Mühle von Schwündelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit ſich bezogen zu haben, die ich nicht kenne. Wenigſtens gebraucht er dieſen Namen ſchon in der Narrenbeſchwörung wie ſprichwörtlich für eine ſolche Zuhälterin der Pfaffen und je ärger er, und je mehr er mit einer gewiſſen Vorliebe dieſe häßlichen Verhältniſſe auch in ſeinen anderen Gedichten behandelt und gegeißelt

hatte, deſto übler deutete man es ihm nachher [541]), als er ſich in jenem bekannten Liede mit dem Refrain Sparnößly über Luther's Ehe wie in anderen Liedern und Schriften über anderes Reformatoriſche aufhielt oder luſtig machte. Die Schriftſtellerei über Buhlſchaft und Ehe war damals an der Tagesordnung, nur daß ſie die Poeſie wenig berührt. Hartlieb's deutſcher Ovid ward in dieſen Zeiten ungemein oft gedruckt. Nicht allein Murner geißelt die Gewalt der Liebesgöttin, ſondern auch Bebel in ſeinem Triumphus Veneris (1515); nicht er allein das Concubinat, ſondern auch Olearius in einem maccaroniſchen Gedichte de fide concubinarum in sacerdotes (1504) und andere berühmte Männer in lateiniſchen Verſen; nicht allein Er die böſe Natur der Weiber, ſondern auch eine Ueberſetzung der Ecloge des Baptiſta Spagnolo über dieſen Gegenſtand (1512); nicht allein Er griff Luther's Ehe an, ſondern aufs ungezogenſte jene Monachopornomachia des Simon Lemnius; nicht allein Er pries, wenn jenes Gedicht des Johannes Murner vom ehelichen Stande wirklich unſerem Thomas zugeſchrieben werden darf, die Ehe, ſondern auch Urbanus Regius und Albrecht von Eyb in dem bereits erwähnten Buche und ſo viele Andere; wie in der Wirklichkeit die Aufhebung des Cölibats von ſo viel wohlthätigem Einfluſſe auf die ganze Geſtaltung der Geſellſchaft war, wie die ſinnliche Kraft der damaligen Menſchen von ſo mancher Unnatur erlöſte, nachher aber auch Ausſchweifungen der entgegengeſetzten Art mit ſich führte, ſo haben wir auch in der Literatur neben dieſen zum Theil aus ſchöner Geſinnung ſtammenden Streitſchriften über das Frauenweſen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipp's des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutſches Reimgeſpräch, das den Bucer als den pſeudonymen Verfaſſer jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch

541) In einer Flugſchrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geſchicht,
wie man's denn öffentlich erſicht, von heimlichen da ſag ich nicht;
hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach ſeinem fug,
welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre als viel er wil hon,
und hat mit ſein'm Sparnöſelein ein frölich fein guts mütelein.
Murmau Murnar der hetſcht auch mit, denn er läßt ſchlechts ſein mauſen nit.
Urſach, er hat, hätt's bald vergeſſen, ein Stück vom rohen Narren gefreſſen,
das er noch nicht verdauen kann; daut wol noch 30 Jahre daran.

dieſe Schriften wirklich Gedichte und deutſche Gedichte ſind, da fallen ſie ſo tief in die gemeine Proſa und Disputation oder Schmähung herunter, daß hier für den Geſchichtſchreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens iſt. Die Kämpfe des wirklichen Lebens riſſen die Poeſie jetzt in ſo tiefe Regionen herab, daß ihr allmählig der letzte Ausgang bevorzuſtehen ſchien.

Man muß es nicht vergeſſen, an welche Dinge ſich die Poeſie im 15. und 16. Jahrhundert gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie ſie ſelbſt da, wo ſie zunächſt bei theuren und begeiſternden Gelegenheiten gebraucht ward, ſo durchaus roh und proſaiſch verfallen konnte. Es war kein Stand, der ſich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbſte, Gemeinſte und Banauſiſche in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die regimina sanitatis, die Diätetik, in lateiniſche und deutſche Verſe, behandelten aſtrologiſche Gegenſtände in Reimen, dichteten ſogar phyſiognomiſche Regeln, denn in dieſen Zeiten, wo man alles deutete, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beſchaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künſtler intereſſirten ſich an poetiſchen Beſchreibungen von Gemälden und Kunſtwerken. Die Reichsbürger hörten von ihrer Stadtgeſchichte und von ihren Trinkſtuben in Verſen ſo gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte ſein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Geſundheitsvorſchriften, der Bauer ſeine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverſe kamen in allen Zweigen auf, und die plumpſten Gelegenheitsgedichte. Das Schachſpiel ward jetzt (1507 von Jacob Mennel) um ſeiner ſelbſt willen poetiſch behandelt; vom nöthigen Hausgeſchirr ſang Hans Folz; Jacob Köbel aus Heidelberg von der Tiſchzucht. Die Kriegsleute reimten über ihre Künſte, die Fechter über ihre Handgriffe; von Falkener und Leckküchner gibt es Gedichte dieſer Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung der Pferde; von Schaller eine gereimte Naturgeſchichte; von Martin Agricola einen poetiſchen Unterricht im Inſtrumentſpiel (musica instrumentalis 1528); Hans Folz müßte hier ſeine eigentliche Stelle haben; ee reimte vom Urſprung des römiſchen Reichs, und von warmen Bädern, von der böhmiſchen Irrung und von einem Geſchenk mit Specereien. Hält man dies nun Alles zuſammen mit der Aeußerung Murner's über die Leichtigkeit ſeines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verſes in dieſer Zeit, mit der Ue-

bung der Meiſterſänger und Spruchſprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrſchenden Volksgeſange, ſo ſieht man immer deutlicher, wie von dem Höchſten bis zum Niedrigſten jeder Gegenſtand von einem Poeten aus höchſtem oder niedrigſtem Stande poetiſch mishandelt werden konnte.

Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, ſo konnte man ſicher ſein, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig abſorbiren und an ſich reißen würden. So kam es, daß unter den erſten Stürmen der Reformation ſogar die große Kluft zwiſchen der gelehrten lateiniſchen Poeſie der Humaniſten und der deutſchen Volksdichtung durchbrochen ward und daß das glänzendſte Talent unter dieſen ſeine kaiſerliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, ſeinen Poetennamen, der ihn ſeiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero ſtellte, durch den Gebrauch der Volksſprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Vulgarpoeſie ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne ſcharf politiſche Richtung gab.

6. Ulrich von Hutten.

Dieſer Mann iſt Ulrich von Hutten (bei Fulda 1488 — 1523), der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation in der vorigen Generation genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter der jetzigen ausmachte, der wie typiſch den Charakter der edleren deutſchen Jugend, ſo wie Luther den der kräftigeren deutſchen Mannheit darſtellt, der, wenn er mit den größten Geiſtern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zuſammengeſtellt wird, ein herrliches Document für die natürliche Ueberlegenheit deutſcher Anlage bietet. Dieſer Mann iſt der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, theils zu gründlich, theils zu enthuſiaſtiſch, theils in zu ruhiger und theils in zu bewegter Zeit, als daß ſie den rechten Antheil an ihm hätte nehmen können. Nicht jeder Moment iſt zur Aufnahme jedes politiſchen oder literariſchen Objectes aus der Vergangenheit paſſend; doch hat ſchon Göthe ſcharf bemerkt, wie ſich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältniſſe in Hutten's Zeiten ſchicken und es ſteht zu

erwarten, daß, wie in gewiſſen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts ſich die Wiederaufnahme der Beſtrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es iſt nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutſchen Ritter das Denkmal zu ſetzen, das er noch vermißt, denn hierzu war ſeine Wirkſamkeit für die Dichtung der Deutſchen zu gering, ſo wie überhaupt die Poeſie das damalige Leben in Deutſchland am ſchwächſten darſtellt; dennoch dünkt es mir wichtig genug, in kurzen Umriſſen dem Gange ſeines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dies verſinnlicht, wie das Volksthümliche damals alles Große für ſich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragiſches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältniſſe über die unvergleichlichſten Kräfte des Individuums liefert, und weil es für unſere gegenwärtigen Zuſtände und Beſtrebungen eine inhaltſchwere und höchſt wohlthätige, obwohl ich nicht leugne, in gewiſſer Hinſicht auch eine ſehr gefährliche Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit ſeiner erſten Entwickelung mitten in Verhältniſſe, die für eine ſtrebſame Natur eben ſo fördernd als vernichtend ausſchlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günſtlinge ſich durchzuſchlagen, die mechaniſche Kenntniß zu ſammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichteſten, dem hellen Geiſte und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erſchüttert; der Welt Ehre und Ruhm, eine Hofſtelle und Pfründe war nicht mehr das einzige, was die junge Generation ſeit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unſterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiſte nachſtrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechiſchen Philoſophen, die Cicero zuerſt vermittelte, ſchob die chriſtliche Scholaſtik hinweg, die Poeſien Virgil's und Ovid's hatten in den Klaſſen der Gebildeten die vaterländiſche ganz vergeſſen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren mehr, als ein Turnierdank und eine erſchlichene Pfarre, und aus dem Kloſter und der Raubburg tauchten die rohen Ritterleute und obſcuren Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu ſuchen. Es trieb die Menſchen eine unbeſtimmte Unruhe zu einem Etwas, das ſie nicht

immer bestimmt vor sich sahen, und so hatte Hutten sein Kloster und Tritheim sein Vaterland verlassen, ohne klar zu wissen, was sie außerhalb suchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt, und Podagra, Fieber und noch ärgere Krankheiten waren stehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie und bekanntlich hat jeder Schriftsteller und Dichter des 16. Jahrhunderts einer oder der anderen dieser Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Diese Uebel nun mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geister, die stark genug waren, über den physischen Schmerz einen Sieg zu behaupten; Armuth und gestörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anspannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten lastete das Alles, was sich auf Andere vertheilte, in seinem zartesten Alter schon zusammen. Der edle Eitelwolf von Stein hatte den Ruin, der diesem Geiste im Kloster drohte, vorausgesehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte seines Vaters Gunst verloren, der nie satt ward ihn selbst zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und seiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch später in seinem Thun und Treiben selbst unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen [542]). Die Vortheile, die ihm Stamm und Geschlecht boten, Besitz und Wohlleben, gab er auf, weil ihn sein Geist trieb; das Schicksal wollte nicht, sagt er selbst, daß er Ruhm im Vaterland genösse und ein friedliches Leben verbrächte. Seine ersten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäsarius und der Graf Nuenar, die unter sich nicht anders wirken konnten, als die neuerungssüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahr-

542) Von Wahrheit will ich nimmer lan
das soll mir bitten ab kein Mann;
auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
man mich damit zu schrecken meint;
wiewohl mein fromme Mutter weint,
da ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott woll sie trösten, es muß gahn,
und sollt es brechen auch vorm End,
wills Gott so mags nit werden g'wendt,
drum will ich brauchen Füß und Händ.

hunderts. Seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht wuchsen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn schon so frühe unter den Poeten und die Muse war in seiner Thätigkeit sein Eins und Alles. Von Ehrsucht glühend, seiner Natur und seinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht seinem Schicksale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Aussicht ward er, als ihn seine unsteten Wanderungen in Deutschland nach Greifswalde trugen, auf Anstiften des dortigen Bürgermeisters Lötz und dessen Sohnes in Frost und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward sein erster Eintritt in die Literatur polemisch; er bewegte jeden Stein über dies Verbrechen, rief in seinen Elegien die ganze poetische und humanistische Macht in Deutschland gegen diese Lossier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung und alles Grausame und Harte auf die harten und grausamen Mishandler herab. Durch seine kunstmäßigen Verse leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachsucht und gerechten Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu seiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern gesehen, wenn seinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was sie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und diese Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlin's leidenschaftlicher Eifer gegen seine Verläumder, wenn nicht später Geschicke ihn immer steigernd in ähnliche Verhältnisse geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geschickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poesie hieß, seine leichten Verse; er konnte sich in diesen Zeiten (1511) noch in heroischen Versen über lateinische Metrik auslassen; als er sich in seiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabschrift schrieb, war ihr Thema sein Unglück und seine Muse; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels suchte, die Ursachen und den Lauf der Dinge und die Sitten der Menschen erforschte, so war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als schon sein Name im guten Klange war, und seine Verbindungen mit allen guten Köpfen seines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reisen, im Elend geprüft und weise geworden, befriedigt in seinen Studien, verstoßen von der äußeren Welt, nach Hause zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die obscuren Leute hatten noch einen Greuel an den Poeten, die den Petrus Hispanus ver-

achteten und die parva logicalia, das vademecum und das exercitium puerorum; ſie wollten es in der Beichte hören und mit Pönitenz belegen, wenn einer den Virgil geleſen hatte, ſie wollten keine Poeten, ſondern Magiſter und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere neue Autoren geleſen, und am Ende keine Promotion erlangt hatten, und die, wenn man ſie fragte, was ſie ſtudirt hätten, antworteten mit: Nichts, Poeſie hätten ſie ſtudirt. So wenig auch heute einer, der menſchliche Weisheit für die Seele zu lernen ſich beikommen ließe, vor den Plänen ſeiner Eltern oder den Fragen ſeiner Examinatoren beſtehen würde, ſo wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juriſten, jenen hochnaſigen Theologen, jener inhumanen Ritterſchaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er ſich fühlte, Nichts zu wiſſen und Niemand zu ſein, wenn ſie ihre Kenntniſſe auskramten, und die, was in ihm war von Wiſſen und Weisheit, tief unter aller Verachtung ſahen. Damals entwarf er zuerſt ſeine elegante Satire vom Niemand; damals warf er zuerſt ſeine eindringenden Blicke auf die inneren Zuſtände in Deutſchland, in deſſen politiſchen Verhältniſſen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der franzöſiſche Ruhm und ein trügeriſches Krämer- und Fiſchervolk den deutſchen Namen in Schatten ſtellen konnte, vor dem einſt der Erdkreis erbebte und deſſen Schrecken durch alle Welt ging; damals ſog er den erſten Haß ein gegen die Thomiſten und Bartoliſten, gegen die römiſchen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutſchland, er glühte vor Scham, daß das weibiſche Volk der Wälſchen die deutſche Kraft ſollte ſchwächen und misbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der moraliſche Druck, den die römiſche Kirche und das römiſche Recht auf Deutſchland ausübte, mit moraliſchen Kräften müſſe abgeworfen werden. Er will die Rechtsbücher und Gloſſen mit dem heimiſchen Gebrauche der nördlichen Sachſen vertilgen, die ungezögertes Recht ſprechen nach alter Sitte, wo wir ſonſt 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So ſehr ihn ſchon damals die alte deutſche Kraft in Tacitus Zeiten anzieht, ſo ſucht er doch nur in Bildung und Frieden das Heil; nicht immer, erkannte er, könne man in Waffen ſein, alles habe ſeine Zeit, und nach dem kriegeriſchen Alterthum der Deutſchen gebühre jetzt die Pflege der Künſte.

Er eifert heftig gegen seinen rohen Adel, diese Centauren von schlechter Sitte, die oft mehr Bestien sind als die welche sie reiten; er freut sich daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen steht. Keuschheit, Fleiß, Kultur des Landes und der Geister zeichnen Deutschland aus; wir haben die friedlichsten und kriegerischsten Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen hat, und dennoch ruht still noch so viel Kraft und Tapferkeit im Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römischen Krone zu greifen, der Italiener sein Joch nicht abwarf, der Türke den deutschen Boden scheute. Wie voll Anerkennung und Einsicht ist dies! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unsere heutige Freiheitsjugend, deren Einsicht nichts, deren Kraft und Freimuth nichts ist neben Hutten's, das Vaterland mit Koth wirft! wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute so häufig finden. Mit der Gesundheit, mit der Freiheit, die er aus seiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit jedem kühneren Gleichgesinnten, angereizt durch Reuchlin's Streitsache, die jammervolle Gelehrsamkeit der dunklen Männer mit jenen berühmten Briefen bei der gefährlichsten Stelle an. Wäre er doch immer bei diesen Waffen geblieben, die ja nicht minder ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch seine juristischen Studien wenigstens so weit wie seine theologischen zu führen die Geduld gehabt, damit er auch die juristischen Freiheitsfeinde in Deutschland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geistlichen in Gemeinschaft mit Luther vertilgte. Wie ist hier alles noch Umsicht und Vorsicht, wie setzt man den guten Reuchlin sicher! wie verschanzt man sich hinter Unschuld und Anonymität! denn jene bekannten verleugnenden Briefe Hutten's an Richard Crocus, würden mir ihrer geschraubten Weise nach weit eher für einen Beweis für Ulrich's Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber diese merkwürdigen Briefe erst vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade sich seiner Genesung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 seinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigene Vertheidigung gravirt den Mörder statt ihn zu entschuldigen, und ganz Deutschland gerieth über diese That in eine Bewegung, noch ehe Hutten seine Catilinarien und Deplorationen gegen den Herzog schleuderte, die, zu

auf der Reise geschrieben, entfernt von allem gelehrten Schmuck, zuerst seinem rhetorischen und poetischen Stile einen Schwung gaben, und aus denen in der That unschuldig ungerochenes Blut schreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutschen Cicero oder Demosthenes, und sein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutsche übersetzt ward [543]), uns schon näher angeht, den eines deutschen Lucian. Der ausgesprochene Abscheu der Nation gab der Kühnheit Hutten's Nahrung, er rief die schwäbischen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der sie nicht undeutlich strebten; er bezeichnete diesen Frevler als den ersten, der auf deutschen Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf dem man den Retter Armin nicht geduldet, als er die Hand nach Herrschaft ausstreckte; er malte den Deutschen das Bild des Tyrannen so aus, daß er zum Sprichwort ward. So empfindlich war damals Deutschland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieser Familienschmach blühte Ulrich's Glück auf und das war ihm, scheint's, gefährlicher als sein Unglück. Er war durch diesen Vorfall eine deutsche, ja eine europäische Person geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und diese hatten die alte Scholastik in ihren Grundfesten erschüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgesetzt; sein Ruhm erschallte überall, endlich bot sich ihm an dem Hofe des Albrecht von Mainz eine sichere Zufluchtsstätte dar, der damals der Protector jedes Talents war. Jede gute Sache der Reuchlinisten, der Huttenschen Familie, bald des auftretenden Luther siegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dies schärfte den Ton der jungen Vorfechter, dies spannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Liebe sich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeisterung an Albrecht von Mainz, der zugleich den Markgrafentitel von Brandenburg führte, Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt war und im Reiche den größten Einfluß besaß. Der nationale Dichter muthete ihm in seinem Panegyricus ein Ergreifen der deutschen Verhältnisse an, das auch heute die enthusiastischen Freunde deutscher Einheit von diesen selben Flüssen Rhein, Elbe und Oder her erwarten. „Nie habe der Rhein, sagt er ihm, sein Schicksal

543) Hutten's Werke ed. Münch. II. S. 191.

in beſſeren Händen geſehen, und bedürfe es der Mahnung, ſo rufe ſie dieſer mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verſchmähten, freuen ſich deine Unterthanen zu ſein und laden dich ſelbſt zum Herrſcher. Warum nun dieſe Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger geſucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter und das Schickſal günſtig bieten, daß nicht in Trägheit und ſchlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erſtarre. Nicht weichliche Völker ſind dir anvertraut, ſondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Weſtphalens, Thüringens und Heſſens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrſchen weißt, werden ſich dir die Sachſen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlſt, was auf dem Spiele ſteht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von ſelbſt zufällt, nicht gewachſen zeigſt. Der beſte Theil der Erde iſt dein, du haſt Waffen, Männer und Schätze, und die Zügel eines großen Reiches, du kannſt Vater und Bürger ſein, und das Eine bedenke, daß dieſen Völkern nicht ſowohl Herrſchaft als ein Beiſpiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt ſich die Glut der Scham auf die Wangen und wenn du verſprechen wollteſt, was du Alles im Geiſte bewegſt und wie groß dein Vorhaben iſt, ſo würde der Tag nicht hinreichen; aber du willſt Alles lieber thun, willſt nicht die Hoffnungen auf dich mehren, verſprechen willſt du nichts. Nur dies Eine willſt du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezeigungen deiner Völker ſpärlicher ſeien. So groß biſt du und willſt nicht ſo groß geprieſen werden! Was willſt du zu Hauſe ſitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Muſen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geſchicke rufen.“ Bald ſteigen dieſe kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luther's Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Conſtantin's heraus, mit jener Vorrede an den Pabſt. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X. zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigſten und heftigſten Köpfen der Zeit! Er ſollte Florenz reſtituiren und der Herrſchaft darauf entſagen! er ſoll den Frieden in die Kirche zurückführen, den ſeine Vorfahren vertrieben! er ſoll den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren,

wie einſt Griechenland ſeine Tyrannenmörder geehrt! er ſoll, da er als Kaiſer herrſchen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbſte, ſeine Vorgänger, die Diebe und Räuber, der Deutſchen Einfalt ſo lange misbraucht, ſo ſoll er ſich nun der Deutſchen ganze Grobheit gefallen laſſen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Hutten's Rede für den Türkenkrieg, in der ſelbſt von dem Kaiſer ein guter Theil Freiheit autoriſirt ward; an dem Hofe Albert's ſchrieb er ſeinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muſter und in Aeneas Sylvius einen Vorgänger hatte, deſſen Brief noch im 15. Jahrh. deutſch überſetzt war. Von dieſer Zeit fing er an, ſich in dieſen Freimüthigkeiten zu gefallen, und ſie unnöthig zu benutzen und dadurch ihre Spitze ſelbſt zu ſtumpfen. Mitten im erſten Durchbrechen der Schranken aber iſt er auf dem Gipfel ſeines Wirkens. Man darf ſeine Beſtrebungen mit denen das Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm iſt dieſer Vergleich für den Mann und ſein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm ſeine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebniſſen in der Zeit und aus einer kerngeſunden Natur. Jener nahm den römiſchen Urſtand Italiens zum Muſter und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutſche Urzeit inmitten der neuen Verhältniſſe beleben. Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkoſten der Bildung, die Waffen ſtatt des Friedens, den Krieg ſtatt der Induſtrie, Hutten wollte Beides vereint. Den erſtorbenen römiſchen Geiſt wollte jener ins Leben rufen, den ſchlummernden deutſchen dieſer erwecken. Vom Hof, von der Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach dieſem beſtimmten Syſtem, mit dieſem beſtimmten Verfahren, Hutten drängte dem Volk nichts auf, nahm ſelbſt und ließ das Volk das Gute annehmen woher es kam. Jener vermißte einen weiſen Tyrannen, dieſer vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer dieſe und dieſe Form, der Geiſt wird ſich finden, er will dies und jenes Mittel, der Zweck wird ſich geben, aber Hutten will blos den Geiſt und ſorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten iſt und die die rechten Mittel leicht ergreift. Daß ſein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, iſt der Schmerz Machiavelli's, daß das ſeine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Geſinnung recht und

rege iſt, ſo wird, was werden ſoll und kann, von ſelbſt kommen. Iſt nur ein guter Geiſt in Bewegung, Menſchlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann iſt das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, ſondern den kriegeriſchen Sinn der alten Heroen, die die römiſche Herrſchaft gebrochen; er ſchreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden ſich finden, wenn nur Disciplin und Gehorſam da iſt; er zeigt nicht dieſen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, ſondern er ſtellt geſchichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtſein moraliſcher und phyſiſcher Ueberlegenheit, unbeſorgt um die Erfolge; er ſucht nicht die Sophiſten und Phariſäer zu widerlegen, ſondern er pflegt nach Kräften geſunde Kenntniß und Bildung, ohne Angſt um den Ausgang; der Gedanke dünkt ihm ſchmählich, gegen den Despoten in Würtemberg erſt die Waffen aufbieten zu müſſen, er knirſcht, daß es in Deutſchland möglich iſt, einen ſolchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt; er will nicht eine deutſche Einheit in dieſer oder jener Geſtalt, ſondern Einigkeit der Geſinnung, dann wird jene von ſelbſt zufallen; er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiſer in Ausſicht; er hätte mit gegebenen Landſtänden darum noch keinen ſtändiſchen Geiſt erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden reformirte und disputirte, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politiſchen Factionen, ſo wenig wie Luther religiöſe Secten wollte. Hätte es dabei bleiben können, wie heilſam wäre es geweſen! Denn Luther's Dogma war gewiß nicht das beſte, was er der Welt gab, und Hutten's beſtimmtere politiſche Plane rieben ihn auf. Machiavelli ſcheiterte mit ſeinen planmäßigen Reformen, die er ſeiner blinden Maſſe aufdrängen wollte, Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem geſunden Tacte des Volkes trauen, auf den Theil deſſelben vorzugsweiſe bauen ſollen, der die beſſere Bildung überhaupt unterſtützte und förderte. Machiavelli ſchob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil ſie voreilend das Volk verließen, auf deſſen Begleitung ſie immer warten mußten; nur Luthern krönte ſein Werk, weil er allein unter ſo vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigenſinnig feſtſtand, die Neuerungsſucht dämmte, und ſich ganz allein auf den Mittelſtand

ſtützte, der damals die einzige moraliſche Kraft in Deutſchland war. Als Hutten den Sinn und Geiſt, den er bedurfte, nach ſeinen Kräften erregt hatte, hätte er ſeine Ungeduld bändigen müſſen; was die Zeit damals leiſten konnte, leiſtete ſie redlich. Hätte er ſeine Kräfte geſpart bis zu dem ſchmalkaldiſchen Kriege, dann ſeine eiſerne Stimme gehoben, dann ſeine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung ſeine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden; wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er ſo lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, die Civiliſation zu fördern, den freien Geiſt der Alten in die junge Generation zu pflanzen, den Boden für alles Aechte und Gute zu reinigen, das Falſche und Unſinnige umzuſtürzen. Wenn Demagogen ſo redlich und offen, ſo ganz nur gegen Gleisnerei und Obſcurantismus gerichtet, ſo hoch gebildet und unterrichtet, ſo aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, ſo uneigennützig und patriotiſch, ſo bereit ſind jedem guten Regenten die Hand zu reichen, wie Hutten in ſeiner ſchönſten Zeit war, dann hat es, ſollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in lethargiſcher Ruhe ſeine beſten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlaſſen iſt, die aus dem Buche regieren, dem practiſchen Talente nichts vertrauen, und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüſſig und glühend zu machen, mit der ſie ſie füllen wollen. Nur mag dies freilich wieder beſſer ſein, als wenn die Bewegungsparthei, wie heute unſer junges Deutſchland, mit frivoler Moral und abſurder Bildung anfängt und mit Verwirklichung von unſinnigen Chimären aufhören will.

So ſtand es alſo mit Hutten in der ſchönſten Periode ſeines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu ſchlimmern Entſchlüſſen lockte, als wozu ihn vorher ſein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wiſſenſchaften und Künſte, nun wollte er auch ein practiſcher Staatsmann ſein; mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im ſchönſten Gange, jetzt ſollten auch die Beamten, die Hofleute und Juriſten dran; kaum eben hatte Hutten noch eingeſehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben, wie entfernt ſie vom geſunden Menſchenverſtand und practiſcher Wirkſamkeit ſind, und gleich darauf ringt er nach der Palme in beidem; nur eben hatte er den Deutſchen zu ihrem Mark das Hirn

gewünſcht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünſchen möchte) und bald iſt es ihm mehr um die Kraft als dem Witz zu thun. Der makelloſe unbeſcholtene Bilibald Pirkheimer, der Mann, den ſelbſt der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er ſich an Albrecht's Hofe befand, allein den Muſen fortzuleben; er hätte ihm folgen ſollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Anmuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet ſein innerſtes Weſen und lehrt, wie in dem vortrefflichſten Menſchen Conſequenz und Unſicherheit, Selbſtkenntniß und Selbſttäuſchung, ächter und falſcher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerſtrebe, ſagt er, ſeiner Natur wie ſeinem Alter, ſich in ſcholaſtiſche Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen, er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Dies iſt ganz die Sprache, die auch wir ſo oft hören, als ob Lernen und ſtilles Wirken nicht auch etwas gethan wäre; nur daß wir ſie freilich von keinem Hutten hören, der damals bereits ſo großes gethan hatte, wie er kaum größeres noch zu thun erwarten durfte. Die Studien, ſchreibt er weiter, könnten ihn nicht von den Menſchen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß ſei; und habe er in der Wiſſenſchaft ein kleines Verdienſt, ſo verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wiſſenſchaften aufgeben, weil er ſich an Albert's Hof begeben, noch da verfechte er die Sache Reuchlin's gegen jene Obſcuren, denn dieſes Unkraut müſſe vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wiſſenſchaft wuchern könne, dieſe Nebel zerſtreut, damit das Licht der wahren Weisheit leuchte, der Verkehr mit den Alten offen ſtehe und die alte Barbarei vertrieben werde. Er preiſt Pirkheimern glücklich um ſeiner edlen, bildungsvollen, kunſtreichen Vaterſtadt willen: in ſeinen Ritterſtand ziehe dieſe Liebe zur Kultur langſam ein. Darum müſſe man ſich jetzt an die Höfe, an die Mäcene, wie Albert, drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder ſeine Natur oder ſein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er ſolle dieſe Glut erſt ſich kühlen, dieſen unruhigen und ſtrebenden Geiſt ein wenig ermüden laſſen, bis er jene Muße verdient. Er feiere ja nicht von ſeinen Studien, es ſei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menſchen ſei er oft allein. Wohin ſolle er ſich

auch wenden vom Hofe weg? Auf ſeine Ritterburgen? Da ſei nichts als Streit, Hader, Krieg und Ueberfall, eine feſtungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Pulver und Thiergeruch umher, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu Sorge für den Landbau, dazwiſchen Miswachs und Nothdurft, und ewige Sorge und Angſt. Zu ſolch einer Ergötzlichkeit und Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er ſorglos ſein; die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorſichtig die Lockſpeiſe. So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockſpeiſe vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend ſein, ſich in Leben und Wiſſenſchaften zugleich verſuchen zu wollen, wenn nur nicht die Geſchichte ſo ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten ſchreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann der ſeine populare Wirkſamkeit bereits erprobt hat, wohl verführeriſch ſein, ſich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herſchaft zu ſtellen, um von oben her leichter zu überſchauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutſche Geſchichte ſo unaufhörlich bewieſe, daß wir nichts haben und werden ſollten durch Höfe und Regierungskünſte und Academien, ſondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie ſonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichſtädten den Rücken kehrt, als wären ſie eine Welt für ſich, die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verſchloſſen wäre, und daß er plötzlich die Ritterſchaft bekehren will, die er immer für unheilbar angeſehen hatte. Er erkannte ſo im vollen Maaße an, daß die ganze moraliſche Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe, die aus dem Staube emporgekommen, die Ritter überholten, er gab ihnen ihren Vorzug, den ſie um ſo mehr verdienten, da ſie Ruhmwürdiges unter größeren Schwierigkeiten vollbracht; er ſieht und weiß, daß der Adel dies Emporkommen ſelbſt durch ſeine Trägheit verſchuldet, da er ſeine Bildung in Tiefe und Schmutz habe herabſinken laſſen, da er freiwillig aus den Vortheilen und Beſitzen gewichen ſei, die jene mit Recht ergriffen hatten, da alles Verlaſſene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigſtens theilweiſe aufgeben, um dieſen ſterilen zu bauen? jenen vollen Strom verlaſſen, um dieſe ſtehenden Waſſer in Lauf zu bringen, was die gleiche Thorheit iſt, wie wenn heute die Bewegungsmänner große

Ziele verfolgen, ehe ſich unter Höfen, Heeren, Gewerben, Adel, Gelehrten, Mittelſtand, Bauern oder in irgend einem Theile der Nation eine geiſtige Kraft im wirklichen Leben zeigt. Und indem Ulrich ſeine Thätigkeit nun in dieſe gefährlichen Regionen verpflanzen, practiſch in die politiſche Welt eingreifen will, ſo will er das, da ihm noch Feuer und Leidenſchaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit dieſem Temperamente die Schlangenkünſte der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte und Schlankheit eines Albert und endlich die großen politiſchen Verhältniſſe der Nation zu influenciren, mit dem er nicht einmal in der Wiſſenſchaft auszukommen getraute? So ſehr verkannte er jetzt, was ſein Beruf ſei! Denn überall ſind in Staatsgeſchäften die kalten und beſonnenen Talente ſo weſentlich, wie in wiſſenſchaftlichen Revolutionen, wenn es ſich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlaſſen, die üppigen Geiſter und feurigen Ingenien, die Hutten und Leſſing, an ihrer wahren Stelle ſind. Schwerlich alſo konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf ſeiner neuen Laufbahn ſich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz feſſelte ihn plötzlich, er bedurfte auf einmal einen glänzenden Wirkungskreis, er wollte eine würdige Stelle ſeinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil ſie ſeine ſchreibermäßige verachteten. Er will ſich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es ſcheint ſchon misslich, daß er ſo vielfach wiederholt ſagt, er wolle nicht hoch ſteigen, daß er nicht tief fallen könne, nicht viel aufs Spiel ſetzen, um nicht viel zu verlieren; er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig verſuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er ſchwanke, verſichert er, nicht unſicher zwiſchen verſchiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Aſyl wiſſe, ſo wolle ers annehmen. Er habe ſich auf Einen Zweck gerichtet, auf Ein Ziel den Bogen geſpannt, wornach er mit Abſicht und Willen ſteure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch *verzweifle er, dazu ohne fremde Unterſtützung zu gelangen.* Da war Machiavelli weiſer! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß ſtehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, ſondern auch in der Literatur; dann ordnet ſich der Geiſt und hüllt ſich in Gleichmuth, den Hutten damals

angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück stückweise zu Boden fiel. Als Hutten auf seinem Pirkheimer, Crotus, Luther stand, da stand er sicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Busch und Eoban Heß fiel er zu frühe für sein Vaterland und sich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Hutten's beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Bestechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, und mags doch Recht oder Unrecht sein, ich würde ihm um dieser beiden Streiche willen viel mehr verzeihen, als man ihm verzeihen muß, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war seiner weniger würdig. Es ist wohl begreiflich, daß Hutten an diesem heroischen Manne voll Humanität und Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zusammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albert sogleich vergessen, so wenig war er für jenes geschaffen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Bilibald vom Hofe, zu den Wissenschaften zurück; und so wohl sich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, so sehnte er sich doch auch da bald nach den Musen zurück, ohne auf seine Natur zu lauschen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegerischen Beschäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteste; er schrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigste, was bis dahin gegen Rom geschrieben war, allein er verfaßte auch damals seine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und publicirte ältere Schriften, die mit den Tagsgeschichten in glücklichem Bezuge standen; er sehnt sich sogar damals nach einer Gattin, die schön, jung, gebildet, heiter, züchtig und duldsam sei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geschlecht wie sie will, denn er glaubte sie genug geadelt, die Hutten's Weib sei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in seinen Zügen mit Sickingen sollte nun sein Gleichmuth die Probe bestehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albert wandte sich von ihm ab, Kaiser Karl bewährte sich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menschen meiden sollte, ergreift ihn; bald sieht er, daß er auf die schlimme Sache minder gefaßt war,

und daß er die Kriegsregel vergeſſen hatte, keinen Feind zu verachten. Er ſah ſich getäuſcht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen ſollen; er wandte ſich an die Fürſten zweiten Ranges, er ſuchte bei Sickingen Zuflucht, bei dem auch die Oecolampad und Bucer, die Aquila und Schwebel, geladen und ungeladen, Aufnahme und Willkomm fanden. Aus der Druckerei auf Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langſameren Franz bearbeitete, ſchleuderte nun Hutten ſeine Mahnungen und Geſpräche, wandte ſich an alle Stände und an die Landsknechte [544]) und bot jede Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutſche Geld den Römern zu entziehen, den Biſchof von Rom herabzureißen von ſeiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geiſtlichen zu decimiren, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache ſchon ſo im Gange war? Warum wollte er nicht dem Volke die Sorge dafür überlaſſen und Alles ſelbſt thun, indem er von Ungeduld verzehrt wünſchte, daß ihm die Macht der Fürſten oder den Fürſten ſein Wille gegeben wäre! Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeſchirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegoſſen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menſchheit verantwortlich wäre! Er ſann über Verſchwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, ſondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er ſtets für Alle zu arbeiten ſich bewußt war, hoffte er, daß auch Alle für ihn arbeiten würden, und edel und uneigennützig, wie Er war, erwartete er, ſollte der große Haufen gegen ihn ſein; weil er des Volkes Ehre erweitert, ſollte es ſein Heil nicht vergeſſen, und nicht geſtatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieſer Erde entriſſen werde, die ihn geboren und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was

544) Und ob mir nach thut denken
der Kurtiſanen Liſt,
ein Herz läßt ſich nicht kränken
das guter Meinung iſt;
ich weiß noch viel, wölln auch zum Spiel
und ſolltens darum ſterben,
auf Landsknecht gut und Reitersmut,
laßt Hutten nicht verderben.

er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, seine Schriften zu verdeutschen und eben in dieser Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutsche Vulgar-Literatur von Epoche zu werden, hierher fallen jene Dialoge und Gedichte, besonders die Lucianischen Gespräche, die nachher eine Lieblingsform der politischen und literarischen Polemik wurden; hier trat rücksichtslos jene Anfeindung und Schonungslosigkeit hervor, besonders seit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis spät ins 16. Jahrh. blieb. Sicher in seinem Schlupfwinkel ist Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug, er weist auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchtesten Ketzer darzustellen gewagt hätte: nun preist er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlassen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, das Land dem Papismus geschlossen, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen zu haben. Der Gehorsam gegen den Kaiser wird schon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgesetzt; manchmal nicht zu gehorchen sei der höchste Gehorsam; dem irrenden Befehlshaber müsse man nicht in den Irrthum folgen, dem Fieberkranken nicht die begehrte Kühlung geben. Als er Kultur und Menschlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er seine Ritter verschmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eisen helfen will, sucht er sie hervor; sonst hatte er ihre Rohheit gerügt, jetzt preist er ihre Einfachheit und Rüstigkeit, ihre Mäßigkeit und Armuth; er hatte noch nicht lange den wüsten Aufenthalt in Burg und Wald verabscheut, jetzt rühmt er das frugale Landleben; Jagdlust und Anarchie hatte er sonst als den Ruin des Landes angesehen, jetzt erhebt er die gymnastische Uebung, die sie mit sich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeschieden von dem Raubvolk und den Monopolisten, sich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juristen. Die Theologen hatte man so glücklich bekämpft und mit ihrem Ansehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römischen Curie von selbst; man durfte hier Luthern weiter sorgen lassen, ohne ihm Sickingen's Waffen zu bieten. Aber diese Legisten, diese Belagerer und Aussauger der Fürsten und des Landes, diese Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Geschichte und Erfahrung, ohne Gewissen und Sitte, die die Gesetze lenken und ordnen sollen, diese in eben der

geeigneten Weise zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geschehen war, ihre Glossen eben so zu vernichten, wie die scholastischen Spitzfindigkeiten der mönchischen Scioli, dies fiel Hutten nie ein, der auch vergebens gesucht hatte, sich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römischen Recht und den Glossatoren, den Staats- und den Rechtskünstlern ist noch heute nach 3 Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner unglücklichen Gier und Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach 3 Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde! Diese Juristen suchte er damals kurz weg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich sagte er, er hätte wenig gegen sie geschrieben, weil er diesen Mangel mit Thaten zu ersetzen denke. Er meinte, die Fürsten sollten nur die Lappalien der Rechtsgelehrten einsehen lernen, so wäre es um alle Bartolisten geschehen, aber er vergaß, daß über drei Jahrhunderte dazu gehört hatten, bis man die Lappalien der Theologen einsehen gelernt hatte! Da er in Worms gesehen hatte, wie man die leichtesten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber schwitzte, bleich und erschöpft von Nachschlagen mit Citaten die einfachsten Dinge verwirrte und mit Ueberhäufung von Beweisstellen die absurdesten Sachen durchfocht, und so viele Mühe anwandte, das Recht zu verdrehen, so dünkte ihm Deutschlands Zustand unter dem Faustrecht besser als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit stieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger seine Hände halten werde und wollten sie nicht den Worten gehorchen, so sollten sie dem Schwerte weichen müssen, und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutschland war und er nach der Schweiz ging, so mußte er da auf den schüchternen Erasmus noch treffen und seine letzten Tage sich dadurch verbittern, daß er von dem vorsichtigen Manne verlangte, er solle wie Hutten sein und handeln.

Wir wollen zwei Stücke aus Hutten's deutschen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakterisiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes sei das eine [545]),

545) Hutten's Werke V. p. 59.

die Anſchauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatoriſchen Beſtrebungen in der Poeſie ſich ausſprachen; zugleich enthält es wie in einer Quinteſſenz faſt die ganze Summe der Lieblingsideen Hutten's, und es entfaltet ſeine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menſchen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falſchheit hinzutreiben, damit dieſe Nation einſehe, wie weit ſeine Gnade da ſei, wo man von ſeiner Gottheit ſchreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Prieſter heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm ſolle er verleihen aus ſeinem Munde zu ſprechen, ob man ihm ſchon darum nach dem Leben ſtelle. Die Prieſter ſollen weltliche Ehre nie vor Gottes Teſtament ſetzen, wie Chriſtus ſelbſt Beiſpiele genug gegeben, deſſen Reich der Himmel war und der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabſt Leute und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben ſtrebt und den Schlüſſel hintanſetzt. Er ſchätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weiſe und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? den Prieſtern ſteht ihr Muth allein auf Praſſen, auf koſtbare Gewänder, auf Bad gehen und Frauenſcherze und Müßiggang. Iſt das ein geiſtlich Leben, ſo müßt ich ſprechen, das Gottes Wort nicht gerecht ſei. Und wer nun ſolches gern zum Beſten änderte, den heiſchen ſie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde ſei, und ſeh ich ſie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildſtock die Straße zeigt, die er nicht ſelber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die ſie im deutſchen Lande treiben. Noch iſt die Welt ſo blind, daß man nicht die Wahrheit verſtehen will. Er ſchreit jetzt deutſch an das Vaterland, ſich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu laſſen, nicht allein den Wälſchen den Narren zu machen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabſt, ſeine Schinder, die Legaten, nicht mehr herzuſenden, die uns zu beichten anregen und lange Lieder vom Faſten ſingen. Den Deutſchen muß man dieſen Rauch von den Augen blaſen, denn wären ſie klug, ſo hätte das Evangelium vor dieſen Fabeln ſeinen Ruhm. Er ſchildert das Unweſen, das er in Rom mit ſeinen Augen geſehen und das Buben-

volk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden iſt, daß ſolch unnützes Volk unſern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Faſtenzeit, nicht die Fleiſchbank geſchloſſen geſehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu eſſen kauft. Was ſo lange unſer eigen geweſen iſt, das kaufen wir jetzt in Rom und dieſe Zahlung hat kein Maaß und was ehedem 100 Gulden war, das müſſen jetzt 1000 ſein. Da ſchatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit ſeiner Habe einen Biſchof kauft, der dann mit Waffen und Harniſch reitet, ſtatt zu beten und zu predigen, während er dies ſein Amt einem armen Knechte überläßt und ſich der Geiſtlichkeit ſchämt. So haben wir uns Herrn gekauft, ſtatt daß das Volk ſich ſeinen Biſchof wählen ſollte, der der Tugend voll und mit Kunſt, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, dieſe Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutſchen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu ſein, dieſen Schaden und Schande auszutreiben; du ſollſt Urheber und Vollender ſein, ſo will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag und begehre darum keinen Lohn, keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, ſo wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes iſt nicht rein, der Weitzen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutſchen Herzen werden ſich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinſam zuſammen zuhalten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutſchen, jetzt iſt die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat uns Laien auch Gott Kunſt beſcheert, daß wir die Bücher verſtehen, wohlauf, es iſt Zeit, wir müſſen dran. Ehedem haben ſie Wahrheit und Glauben entſtellt nach ihrer Willkühr und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronymus verbrannt, und ſeitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unſer Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth, ja ob mir ſchon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen wider ſagen die

uns mit ihren Bann schrecken, vor dem so mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht gesinnt, so eifrig sie es treiben; nicht das ich Gottes Strafe verachte, sondern ich spreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere strafen, der selbst ist von Sünden schwer, und mich vom Himmelsthron stoßen, der selber so weit davon ist? Man stellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben ihm einen grauen Mönch mit Holzschuhen zugeschickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen, ist Niemand den diese Tirannei bewegt, mir beizustehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und sollt ich fremde Hülfe brauchen. Ich habe nicht Unrecht gethan und nur dem Pabste die Wahrheit gesagt und darum hätt ich mich verantwortet; weil er aber kein Recht gegen mich hat, denkt er trüglich mich heimlich zu dämpfen. Das Recht habe ich nie geflohen, dieweil sie aber Gewalt brauchen, so stell ich mich auch dargegen. Es ist zum Höchsten aufgestiegen, man hemme der Kurtisanen Lauf, sie haben Geld und Gut aus deutschem Land genommen und dafür aller Laster Schand gebracht. Ich frage, wo ist der Deutschen Mut? wo ist das alte Gemüt und Sinn? ist alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrschen, doch litt es nicht die deutsche Art, daß sie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns Betrug überschwätzt und ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überstritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That und weisen Rath gefunden, die wenn sie um den Christenglauben streiten sollten laufend die Schuhe wegwerfen würden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte sie ihm denn eine Hure gebissen. — Dies sind jetzt die Herrn dieser Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte gesagt, daß von seiner Lehre nicht das mindeste Wort getrennt werden solle, aber die Päbste machen neue Gesetze ohne Zahl und das Evangelium wird nicht geachtet; und wer dawider spricht der ist ein Ketzer. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich sage dieser Räuberhaufe, der uns täglich plündert, ist nicht die heilige Kirche. Auch ist nicht die Zeit, daß Christs große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Christus selbst hat seine Gewalt getheilt. Darum mahne ich

alle Fürſten und den Adel und die Städte und wer ſein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutſchen, ihr Landsknechte und Reiter und wer all freien Mut hat, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag in Guten ſein, ſo koſt es denn Blut, da es ſich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieſer Sache, obwohl ſie uns viel von geweihter Prieſterſchaft ſagen werden, denn dieſe treiben nicht Prieſters Amt. Die Frommen wollen wir ehren und ſie allezeit lieben, die Böſen aber und ihr ſchlechtes Beiſpiel tilgen. Wer dieſen Handel mit mir treibt mit reinem Gewiſſen und aller Güte, der wird Gott zu einem Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Iſt Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutſchen, wir haben Harniſch und Pferde, und hilft nicht freundliche Mahnung, ſo laßt uns die gebrauchen. Mit uns iſt Gottes Hülfe und Rache, wir ſtrafen die, die wider ihn ſind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in ſeiner Stadt die Sachen beſchweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunſt, wer wollte in ſolcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das iſt mein Reim.

Der Dialog, die Anſchauenden [546]) iſt, wie ſo viele andere lateiniſche von Hutten, ganz in Lucian's Manier. Sol und Phaeton unterhalten ſich über das Erdvolk. Die Italier ſeien ſo herab, daß ſich kaum noch einer zu waffnen verſtünde, und man ſagen möchte, es ſei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutſchen zechten und ließen ſich dabei im Kriege leicht verlocken, ſie ſeien je die beſten Krieger geweſen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier ſeien vor allem fleißige Diebe, ſonſt im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die Wolken und fragt, was für ein ſeltſames Getöſe da in Augsburg ſei mit Schlemmen, Praſſen und Rathſchlagen? das ſei ein deutſcher Reichstag. Sie gewahren eine Proceſſion und Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem

546) Werke V. p. 330.

Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutſchen neues Geld abluchſen ſoll; er wolle die Schafe des Pabſtes ſchinden und ſcheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutſchen recht, ſo ſei jetzt nichts mehr damit, es ſei nahebei, daß die Deutſchen weiſe würden, denn dies ſei der erſte Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieſer Barbaren, beſonders der Sachſen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Geſundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte geprieſen wird, deren Zucht und Scham, deren Glauben und Vertrauen in urſprünglicher Reinheit geprieſen werden. Sie ſeien frei, rüſtig, tapfer und hätten den Kaiſer in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und ſeien ihm daher auch nicht faſt gehorſam. Fürſten, Grafen, Geiſtlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenſeitigen Stellung geſchildert; die Fürſten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man ſie; in der Auseinanderſetzung des Verhältniſſes zwiſchen Adel und Städten wird auch hier die Ritterſchaft geſchont und ihre beſte Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht ſcheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbſtliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken; er verlangt daß Sol beichte, um Abſolutz bitte, ſich einer Buße unterwerfe; Sol ſagt ihm er ſolle ſich eine Purganz von Nießwurz eingeben laſſen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte giebt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Peſtilenz unter die deutſchen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verſpottung der Deutſchen Preiß.

Daß das Lucianiſche Geſpräch und der plautiniſche Dialog in dieſen Zeiten ſo beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutſch folgten und in der Literatur vorzuherrſchen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatiſche Form, wie auch dieſe Unterredungen von Hans Sachs und Folz und Anderen ſtets als Dramen betrachtet, oder Faſtnachtsſpiele genannt werden. Aber auch die ironiſch naive, oder populär belehrende, oder allegoriſch darſtellende Manier machte ſie dem Geſchmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Beſprechung und Verſpottung von Zeitverhältniſſen der Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anſpruchloſigkeit und Leichtigkeit ſo em-

pfindliche Form gedacht werden kann, ſo daß man ſich billig wundern würde, wie in ſolchen Tagen wie die unſeren, die an ſo manchen verſteckten Gebrechen und Widernatürlichkeiten leiden, der geſunde Menſchenverſtand und die ſchlichte Natur nicht irgend einmal in dieſem Gewande ſich zu zeigen wagten, wenn man nicht dieſe Natur und dieſen Verſtand faſt eher für verdrängt, als blos für zurückgedrängt anſehen müßte. Damals ergriff man dieſe Form mit einer Lebhaftigkeit und Begierde, daß ſie bald ſo allgemein ward, daß lateiniſche und deutſche Poeten, die berühmteſten und obſcurſten Männer, Pſeudonyme und Anonyme, Gelehrte und Bauern ſie gebrauchten, und daß ſie ganz ſo wie das hiſtoriſche Lied im 16. Jahrhundert in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch ſo geſchickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas poetiſcheren Sinn hatte, der konnte ihr die poetiſche Seite abgewinnen und eine Art von Action damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anſchauendem gethan; oder der Nüchterne konnte ſich blos aufs Erörtern und einfache Beſprechen des Gegenſtandes beſchränken, ſo wie Hutten im Vadiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben dieſe Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Dialoge fort, ſo lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern; von der erſten Art ſind viele Satiren über die Reformationsgeſchichten, einige auch über die neuen Lehren; von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem ſchmalkaldiſchen Kriege, die ſtechend und beißend, oft nicht ohne ſatiriſches Verdienſt, aber meiſt blos trocken erörternd, ohne Charakteriſtik, ohne dichteriſche Anlage und Einkleidung ſind. Auch gingen in dieſen Zeiten ſchon hiſtoriſche Gegenſtände voll Gewöhnlichkeit und theologiſche Streitfragen in Poeſien ein, die keiner poetiſchen Auffaſſung mehr fähig waren; Gedichte oder Geſpräche vertraten dann nur die Stelle von pikantern Zeitungsartikeln und Carricaturen, und machten allen Unfug in Reich und Kirche, aus allen Städten und Winkeln mit jenem erſten Wetteifer bekannt, der keine Hemmung achtet und kein Maaß kennt. Es war eine Zeit der Ausſchweifung, der Uebertreibung des Naturtriebes und der Ausgelaſſenheit in allen Fächern; alle Fächer können ihre Eulenſpiegel in dieſen Zeiten aufweiſen, die Theologie ihren Sebaſtian Frank, die practiſche Reli-

gionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Fauſt, die geſammte Wiſſenſchaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunſt ihren Theophraſtus Paracelſus; die Poeſie aber vollendete jetzt ihre Ausſchweifung in die ſie ſich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme; und ſchon, werden wir ſehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poeſie in heilige Zufluchtſtätten vor der Gemeinheit retten, in die ſie zu verſinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle ſicher und leidenſchaftlos ſaßen, das ganze Gebiet der Poeſie von dem Kothe zu befreien verſuchten, wie Hans Sachs; und wieder andere, die das unſinnige Weſen der ganzen Zeiten durch allerlei poetiſche und unpoetiſche Schriften in unſinniger Manier anfochten, wie Fiſchart; und endlich ließ man die vaterländiſche Poeſie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeſchickteſte aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angeſtimmt, von andern auch alsbald einzeln nachgeahmt war, wurde ſeit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Factiſche ward jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünſche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgeſinnten machten ſich in tauſend Flugſchriften Luft und die Polemik in Verſen und Proſa gedieh ſchnell zu einer Licenz und Heftigkeit ohne Gleichen [547]). Zahlloſe Pamphlete machten ſich über die Kleriſei her, über ihren Hochmuth und Geiz; mit einem glühenden Haſſe verfolgte man den Firlefanz des Gottesdienſtes, das Gaukelſpiel der Cermonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anſtellerei, das Plärren und Singen, das Neigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchriſt mit dem Worte Gottes geſchlagen und mit Thomiſten und Sophiſten ſiegreich geſtritten, fand ſeine Anerkennung im Geſang; Hunderte von Vertheidigern ſtellten ſich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben ſich Hunderte von Stimmen aus dem Volk, dem Hutten ſangen die Landsknechte zu, des Sickingen ganzes Leben und ſeine Fehden wurden gereimt und

547) Vgl. über Pasquillen, Spottlieder und Schmähſchriften aus der erſten Hälfte des 16. Jahrh. von Joh. Voigt, in Raumer's hiſt. Taſchenbuch, 9r Jahrg.

die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels; und dem edlen Churfürſten von Sachſen wußte man für ſeine gefahrvolle Unterſtützung ruhmvollen Dank. In poetiſchen Erzählungen, die mehr den Ton der alten Allegorien tragen, läßt man die alten Helden Arioviſt, Hermann und Barbaroſſa aus den Gräbern ſteigen und ſich der guten Sache annehmen und gegen die Römer zu Waffen rufen. In einem Liede (newlich geſchmidet durch Myſter Hemerlin im Berg Ethna) ruft der Pabſt den Kaiſer an, den Mann zu vertreiben, der alle ſeine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will; Er ſei jetzt aller Welt ein Spott, und ſein Ablaß werde beſchmutzt und beſchimpft, und um ſeinen Pfründenmarkt ſei er gekommen, semel pro semper und Regreß und Adjutory und Reſervat liege allzumal im Koth, ſein Grempelmarkt habe gar kein Ende, und Gott wolle den römiſchen Kaiſer ſchänden, der ihm hätte helfen ſollen, da er nun ſeinethalb nach Betlem gehen müßte. Auf dem Reichstag in Worms unter rothen Baretten und Sammetſchauben bewährte der Mann ſeine gerechte Lehre und die mit ihm disputirten, ſagten nur von blauem Zwirn, der in der Tartarei verwirrt war. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben ſodann den beliebten Geſprächen neue Nahrung. In ſatiriſchem Gegenſatze disputirte hier nicht die Gelehrſamkeit und der Scharfſinn; ſondern der gute gerade Verſtand und der Bauernwitz; nicht die Theologen mit Theologen und Scholaſtikern, ſondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karſthans, und Kuntz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohſchneider mit dem Holzhauer, der Schuſter mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer, und überall ſchickt der Mutterwitz in Christo den in Scoto gelehrten Scharfſinn heim. Nicht allein die Geſprächsform, ſondern auch die Aufführung diente dazu, dies alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik beſonders ſtark war, führte man dieſer Art Geſpräche oder Faſtnachtſpiele von Nicolaus Manuel auf. Dieſer Berner Maler[548]) (1484 — 1530) war vielleicht unter allen den reformiſtiſchen Poeten des Tags der ebenbürtigſte mit Hutten. Er hatte die berüchtigte Geſchichte, wie die Dominicanermönche 1507 in Bern den Ruhm der Wunder des

548) Vgl. Niclaus Manuel, von Grüneiſen. Stuttgart 1837.

h. Franciscus paralysiren wollten, zwei Jahre nach dem Vorfalle selbst in prosaischer Rede erzählt; dann machten 1522 seine zwei Fastnachtspiele vom Todtenfresser nnd von dem Statthalter Christi, in Bern aufgeführt, den tiefsten Eindruck, und lehrten die Stadt, die man die wenigen Jahre vorher ausdrücklich ihrer Einfalt wegen noch zum Schauplatz jener falschen Wunder gewählt hatte, „christliche Freiheit und päbstliche Knechtschaft" zu unterscheiden. Das erstere Stück fängt mit der Ankündigung einer fetten Leiche und Todtenmesse an und verbreitet sich erst in duldsamer Ironie über die Unsitten der Geistlichkeit, bis dann der offene Zorn über den Christenhirten losbricht, an dem gezweifelt wird ob er würdig wäre, der mindeste Sauhirt in dieser Welt zu sein. In dem anderen geht der wirksame Scharfsinn Hutten's oder des Barfüßers Kettenbach, mit dem sie die Handlungen und Aussprüche Christs mit dem seines Statthalters verglichen, in belebte Darstellungen und dramatische Aufführung über; der Heiland wird reitend eingeführt auf einer armen Eselin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen der Pabst in großem Triumph im Harnisch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, mit Bannern und Fähnlein, und seine Garde mit Trompeten, Posaunen, Trommeln, Pfeifen, Karthaunen und Schlangen, reichlich und prächtig als ob er der türkische Kaiser wäre. Vom Jahr 1528, wo in Bern die Reformation, nicht ohne Manuel's wesentliche Förderung, durchdrang, ist dann sein muthwilliges Spiel von der sterbenden Beichte. Hier ist Manuel's satirischer Geist, der noch jetzt unter seinen Nachkommen in Bern spukt, am sinnreichsten. Die Messe ist, wie der Kardinal dem Pabste anzeigt, in Deutschland verklagt. Zu Richtern sind die Epistel der Zwölfboten bestellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Testament. Die Beichte hat sich übrigens den Handel so zu Herzen gezogen, daß sie todtkrank ward; sie hat die schweinende Sucht und die Etica. (Einzelheiten dieser Art sind jetzt häufig erscheinende Vorläufer der Fischartischen Manier.) Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker, Mönche u. A. die Beichte zu retten, wird sie immer siecher. Man will sie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwasser ausgelöscht; ein Todstich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der sie feist worden war. Man will sie zum Bild unserer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle uud Haus zerstört. Der Meßner

ſoll ihr unſeren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel iſt ſein Stuhl, die Erde ſein Fußſchemmel, wie ſollte er ihn aufheben? der Doctor ſchreit nach dem heiligen Oel, aber der Küſter hat ſeine Schuhe damit geſalbt. Rathlos machen ſie ſich zuletzt ſtill davon und laſſen die Sterbende liegen. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saal zu Paris (1524) und des Maſenius Nachricht von dem pantomimiſchen Spiele, das vor Karl V. und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer ſinnreichen Allegorie erſt Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzſcheiter ausſtreute wie zum Aufheben für jedermann beſtimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen ſuchte, hierauf Luther den Haufen in Brand ſetzte, der Kaiſer mit dem Schwerte vergebens dies Feuer zu löſchen ſuchte und zuletzt der Pabſt im Rettungseifer ſtatt Waſſer Oel hineingoß. So iſt auf Schloß Rambach 1531 das ſogenannte Bockſpiel aufgeführt worden, das man dem Cochläus oder Murner zuſchreibt, worin Luther und einige Hauptgegner der Reformation und dann mehrere Repräſentanten der Stände auftreten, jeder ſeinen Spruch ſpricht und wieder abgeht. Hierzu müßte man alsdann die ſchon etwas ſpätern lateiniſchen Stücke des Naogeorgus rechnen, die ins Deutſche überſetzt wurden. Bekanntlich ward die deutſche Sprache und Reimform für die (anfänglich lateiniſchen und proſaiſchen) Streitſchriften der Notabilitäten der Reformation und ihrer Gegner bald gebraucht, denn der Antheil des Volks zwang dazu und verhieß einen leichteren Sieg. Zwiſchen Stiefel und Murner entbrannte nämlich ein Liederkrieg wegen Luther und ſeiner Lehre und da einmal Murner im Zuge war, ſo häufte er dann ſeine Satiren und Schmähſchriften gegen die Reformation in allen Formen und Geſtalten und hatte die Vergeltung ſchwer zu tragen. Denn der Karſthans, Murnarus Leviathan und die Novella, die gegen ihn geſchrieben wurden, ſind von den geglücktern ſatiriſchen Geſprächen. Erasmus Alberus, den ich noch unten erwähnen muß, iſt einer der gefährlichſten Gegner des Papismus durch ſeine Fabeln, durch ſeinen Barfüßermönchs Eulenſpiegel, durch ſeine Reime und Proſa gegen Witzel geworden, ein trefflicher Vorläufer Fiſchart's in viel mißlichern und dringendern Zeiten. Emſer's Kampf mit Luther ſpielte ſich aus lateiniſcher Proſa in deutſche Verſe über und knüpfte ſich an den Bauernkrieg, der in vielfachen mehr hiſtoriſchen

als poetiſchen Stücken behandelt ward, und den Emſer dem Luther Schuld gab. Staphylus und ſo viele andere wurden in Lieder gebracht, die ſich Mühe gaben, dem Pabſte den Hut zu flicken, den ihm Luther verhauen; gegen die „Jeſuwider" beginnt bei ihrem erſten Auftauchen in Deutſchland die öffentliche Befehdung. Der Bauernkrieg hat faſt alle öffentlichen Stimmen gegen ſich, und dies beweiſt, wie ſehr ſich Hutten in der Zeit irrte, da ihm unſtreitig, nach der Art, wie er ſchon die Bauernaufſtände des vorigen Jahrzehents zu ſeinen Anſichten benutzt hatte, dieſe Begebenheit ſehr bedeutend und einladend zum Ergreifen würde geſchienen haben. Von dieſer Begebenheit an tritt dann nicht leicht eine andere von einiger Wichtigkeit in die Geſchichte ein, die nicht in geſchichtlicher Erzählung oder im Lied oder Geſpräch wäre behandelt worden. So geſchah's mit der Vertreibung des „großen Scharrhanſen" Heinrich von Braunſchweig, die kein kleiner Triumph für die Proteſtanten war. Luther und der Churfürſt von Sachſen gaben hier den Ton ſelbſt in jener ungeheuer groben Art an und es war kein Wunder, daß man keine noch ſo ſtarke Fiction ſcheute, die den „Hanswurſt" zu dem Teufel und der Hölle verwies. Die Schlacht von Pavia und mit ihr Karl V. waren eine Zeit Gegenſtände von Nationalliedern geworden, bald aber wie des Kaiſers Plane hervortraten, die Nation unter ſeinen ſpaniſchen Gehorſam zu bringen, richteten ſich die Landsknechte gegen den „Butzemann" und ſeine Fremdlinge. In dem ſchmalkaldiſchen Kriege war der Eifer der lauten Meinung ſo groß, daß Reichsgeſetze von Karl gegen die Sänger und Spruchſprecher erlaſſen werden mußten, welche die geiſtlichen Stände bei den weltlichen, die weltlichen bei den geiſtlichen verächtlich angriffen und Zwieſpalt dadurch ſtifteten. Es regnete in dieſen Zeiten Pasquille und Satiren, meiſtentheils den heftigen Sinn gegen das heuchliſche und glatte Kätzlein Interim-, gegen den Kaiſer und gegen Rom, ſeine Hure, und deren Töchter Paris und Köln ausſprechend, durchaus reformiſtiſch, oft bloße Zuſammenſtellung bibliſcher Stellen, oft feurige und kühne Vermahnungen, oft kecke Lieder, die zu der religiöſen Begeiſterung noch die für die Befreiung von fremdem Zwange hinzufügen, oft witzige Sprüche auf hiſtoriſche Perſonen, die im Munde der Leute gingen. Die Helden dieſer Zeiten, Moritz von Sachſen, Landgraf Philipp, Johann von Sachſen, Albrecht von Brandenburg u. A. trat

Gesängen oder Reimgeschichten auf. Diese Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in rücksichtsloser Freiheit dauerte bis zu den berüchtigten Crumbachischen Händeln und der Erscheinung der in der Literatur so viel besprochenen Nachtigall und was sich daran knüpft, wo durch Maximilians II. Mandat zu deren Unterdrückung durch die strenge Verfolgung der Drucker und Verbreiter dieser Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel gesetzt ward. Im dreißigjährigen Kriege tauchte die historische Poesie noch einmal kriegerisch und satirisch auf, allein schon in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts war sie mehr friedlich geworden und zog sich jammervoll versunken auf festliche Begebenheiten, wo das einzige glückhafte Schiff von Fischart eine nennbare Ausnahme macht; bald ward sie wieder höfisch, und in dieser Eigenschaft werden wir ihr wohl im 17. Jahrhundert noch begegnen. Auf diese Dinge analysirend einzugehn, ist natürlich weit eher die Sache der politischen oder Culturgeschichte, die Literaturgeschichte darf sie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieser Gebrauch der Poesie sie völlig ruinirte. Wo irgend eine Seite des Lebens so gewaltig Alles verschlingt, wie in der Reformationszeit das Moralische und Religiöse, da muß jede andere Seite nothwendigerweise verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältnisse, Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und so war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satire zu dem Geiste, den die Zeiten gaben, eine elegantere Form geliehen worden, die aber wieder verschwand. Und sobald dieser Gattung vollends der große Inhalt genommen war, so wäre mit ihr der letzte Rest unserer Dichtung ganz versunken, wenn sich nicht indessen neue Wege geöffnet hätten, auf denen man mitten aus Verderbniß und Rohheit heraus allmählig zu ganz neuen Entwickelungen der Poesie gelangte.

7. Hans Sachs.

Wer es zuerst empfand, daß sich die gesammte Poesie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der sie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs (aus Nürnberg 1494—1576). Wie von dem größten ächt Nationalen, was wir in der Poesie des Mittelalters besitzen, so müssen wir von diesem selten begabten Manne sagen: man muß ihn historisch würdigen, um sein Verdienst zu

erkennen und ſeinen Werth darnach zu beſtimmen. Er ſteht wie der Mittelpunkt zwiſchen alter und neuer Kunſt, weiſt mit ſeinen Werken auf Aelteres, was die Nation erſchaffen hatte und legt den Grund zu Späterem, was ſie erſchaffen ſollte, er umfaßt die poetiſche Vergangenheit des Volks und behandelt namentlich alle Formen und Stoffe vielfach, die ſeit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in ſeiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politiſchen Dichtung mit; er zieht ſich dann zuerſt hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben, wirft ſich auf die Form am entſchiedenſten, und bildete ſie zuerſt unter uns etwas kunſtgerechter aus, welche ſeitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb, er zieht die ganze Geſchichte und den Kreis alles Wiſſens und Handelns in die Poeſie, bricht die Grenzen der Nationalität und deutet ſo an, was hinfort für die deutſche Dichtung das Charakteriſtiſchſte werden ſollte. Er iſt ein Reformator in der Poeſie ſo gut, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieſer, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem, aber nicht geringerem Talent als Beide, regſam und unermüdlich beſchäftigt gleich ihnen, wenig erkannt, ja lange als Repräſentant einer Dichtungsart verſpottet, aus der er hinweg rang, noch jetzt meiſtens als der Fürſt des Meiſtergeſangs genannt, für den er nur privatim dichtete, an dem er nur moraliſch achtete, was er dichteriſch nicht des Druckes für werth hielt, bis erſt in der neueſten Zeit unſer größter Dichter zeigte, welche Keime in ſeinen poetiſchen Formen und ſeiner Sprache lagen und ihn ſo zur Beachtung und Anerkennung brachte, wie Leſſing und Voß der lutheriſchen und humaniſtiſchen Aufklärung ihren endlichen Sieg ſicherten, ſo daß man nun den alten ehrwürdigen Meiſter unter den erſten Häuptern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Geiſtern und Charakteren ſo ungemein fruchtbar und geſegnet war.

Wir ſtehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer zweiten Hauptrichtung unſerer deutſchen Poeſie. Wir haben nach dem Ende der urvolksthümlichen Dichtung zuerſt unter dem Adel und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine andere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke. Jene war ihren vorherrſchenden Gattungen nach epiſch und lyriſch, dieſe didactiſch und ſatiriſch; jene durchaus auf einen unterhaltenden und

feſſelnden Stoff ausgehend, dieſe auf eine reine Moral; jene, obwohl meiſt erzählend, doch weniger plaſtiſch als dieſe, die zwar meiſt belehrte, aber zur Belehrung das erzählende Beiſpiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit mit ekler und delikater Vorſicht gerichtet, dieſe auf das Groteske und Carricaturartige mit derber, plumper, bäuriſcher Rückſichtsloſigkeit; jene ganz Anſtand und Convenienz, dieſe ganz grobe Natur; Alles voll Gemüth in jener, in dieſer Alles voll Mutterwitz und geſundem Verſtande. Die ältere Kunſt war muſikaliſch und voll Empfindung, die ſpätere volksthümliche war lebendig und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernſt der erſtern, die Gemeinheit das Erhabene, das Factiſche das Abſtracte, das Loſe und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit, die Grobheit das Höfiſche, der Leichtſinn den Fleiß, die größte Nachläßigkeit die mühſeligſte Ueberlegung, die natürliche Philoſophie die geiſtlich-myſtiſche und ſophiſtiſche, der Naturmenſch die Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen mit ihrem unſinnigen Cultus. Die ritterliche Kunſt war meiſtentheils ihren Stoffen nach fremd und extravagant, die volksthümliche war endemiſch und vaterländiſch; mit dem Vaterländiſchen, was unter der Blüthe vegetirte, war das Fremde im Kampf, mit dem Fremden, was die letztere aufnahm, ſtand das Vaterländiſche im engen Bunde; das Fremde war in der letzteren Zeit das Antike, in der erſten mehr das Gleichzeitige, oder doch das moderniſirte Alte. In der älteren Kunſt hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewieſen, in der ſpäteren wies Alles darauf hin; galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, ſo galt ſie hier Alles; war dort der geſunde Verſtand minder thätig, ſo hatte hier die Einbildungskraft faſt keinen Theil mehr an der Poeſie; ſtand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart und Umgebung, ſo war hier Alles Gelegenheitspoeſie. Wir waren von Einem Extrem vollkommen auf das andere übergegangen und auch das Local zeigt uns dieſe totale Veränderung an. Früher ſtanden wir immer im Weſten und Süden, jetzt rücken wir nach Oſten und Norden. Die Kunſt hatte ordentlich einen Zug von Weſten nach Oſten, von Süden nach Norden genommen, ganz ſo wie die Kultur des Mittelalters überhaupt that, ſo wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu hohen Stämmen und dem zu rauhen Klima ſtockte, ſo ging die neuere Kultur wie ſich Handel und Wandel maſſenweiſe

nach Westen und Süden wandten, eben so massenartig von Konstantinopel, Prag und Wittenberg westwärts aus, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß erst mit dieser naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortschreitende Kultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Fördernde auch in unserer Kunst aufzugehen anfing.

Jene höfische Poesie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beschäftigung geschaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Gesellschaft sinnig gefesselt war, als er seine Dichtung ausbildete; diese Volkspoesie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube bestimmt sind, die aber der eigenthümlichen Lage dieser späteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewiesen waren. So sehr der Mangel an Kenntniß der menschlichen Natur den höfischen Dichtern geschadet hatte, so sehr schadete der zu große Verkehr mit Menschen gemeiner Art und ungeheuchelten Wesens den Dichtern der Volksklasse; so sehr der Mangel an großen einheimischen Begebenheiten die Poesie der Ritter arm gelassen hatte und bewegungslos, so sehr verdarben die großen einheimischen Ereignisse der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umständlich gesehen haben. Der Strudel dieser Ereignisse hatte so manchen dahin gerissen, der gemeine Ton der Bewegungspartei der damaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poesie am nothwendigsten braucht. Mitten in diese Bildung, in diese Begebenheiten fällt Hans Sachsens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schicksale der neuen Lehre; und seine ersten Jugendjahre gerade in die ersten Bewegungen. Wenn er sich wie so viele andere hätte mitreißen lassen, es wäre bei seinem Eifer und seinem Talente kein Wunder, wenn er in den allgemeinen Ton nach dem ersten frühe geernteten Beifalle eingestimmt hätte, er könnte sich mit dem Vorgang und Beispiele so großer Männer entschuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und in tausend verschiedenen Dichtungsstücken schildern, loben und tadeln konnte, ohne aus seiner Stelle zu weichen, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete.

Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheuere Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannichfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahlloſen Werkchen des ehrlichen Schuſters, lebenvoll und ſprechend, aber nicht leidenſchaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Abſicht. Er führt uns in die plebejiſchen Haufen, aber man ſieht ſogleich, er gehört den Edleren an, die ſich in eine reinhaltende Geſellſchaft zurückgezogen hatten; er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Haſt, ungeirrt er ſelber, aus ſeiner ſtillen Klauſe, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit ſich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm ſeinen Gleichmuth raubt. Er ſieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will ſie nicht reformiren; nur ſieht man, daß er der Bürger einer Stadt iſt, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlſtandes, des Haushalts, der Bildung ſtand; deren Glückſtand von jedem Dichter ſeit Roſenplüt geprieſen, von jedem Schreiber ſeit Aeneas Sylvius beſchrieben war, deren Verfaſſung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente gebar nicht nur, und nicht nur feſſelte, ſondern auch fremde Talente an ſich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zuſammen verſtanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in humanen Wiſſenſchaften und in den freien und plaſtiſchen Künſten groß, der Mittelpunkt und die hohe Schule des Meiſtergeſanges war; die durch mehr als 100 Jahre von Roſenplüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutſchen Schauſpiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Viſcher, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern ſchloß, die eine ſolche Fruchtbarkeit von Künſtlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutſchen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutſchen Lande die Kunſt- und Gelehrtengeſchichten ſich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italiſchen Republiken theilweiſe übertroffen werden. In dieſer Zufluchtſtätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrſchen; er überſah aus der Ferne und verwirrte ſich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinſchaft mit Andreas Oſiander, aus jener eifrigen antikatholiſchen Familie, ein

Schriftchen gegen das Pabſtthum ausgehen [549]), welches ſehr ſelten geworden, weil es der Rath von Nürnberg wegen der darin enthaltenen Beleidigungen gegen Kaiſer und Pabſt verbot. Damals beſchwerte ſich der Rath, daß dies Büchlein die Cenſur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernſtlich zeigte ihm an, daß ſolches ſeines Amtes nicht ſei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernſtlicher Befehl ſei, daß er ſeines Handwerks und Schuhmachens warte und ſich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu laſſen. Damals geſchah das, und weiter war es nicht nöthig, denn ſeine übrigen Schriften für den Proteſtantismus ſind ſcharf und beſtimmt, aber immer mäßig und ruhig und von jeder Extravaganz der Form oder des Inhalts völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht intereſſiren können, aber es intereſſirte den ſtillen Melanchthon; es konnte keine ſtürmiſche Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte, war kein Platz für Hans Sachs, allein als Hutten bereits vergeſſen und ſein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in ſeinen ſeitdem geſuchteren Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jahrhunderts ſchloß ſich jeder einfache lutheriſche Geiſtliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meiſter an und nannte ſeine und Hans von Schwarzenberg's Gedichte [550]) als die moraliſchen Auctoritäten in der Nation, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem vulgaren Ton des Lebens und der Kunſt entgegen, nicht, indem er, wie Murner, dieſe Rohheit nachahmte, ſondern indem er ſeine Sprache und ſeine Darſtellung zu heben, und ſich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten ſuchte. Wie er dies that, das beweiſt, welch ein angebornes Dichtertalent er beſaß. Und das hat Göthe ſo an ihn gefeſſelt

549) Eyn wunderliche Weyſſagung von dem babſtumb, wie es yhm biß an das end der welt gehen ſol, jn Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuſerkloſter und iſt ſeher alt. Eyn vorred Andreas Oſianders. Mit guter verſtendlicher Außlegung, durch gelerte leut verklert. Welche Hans Sachs yn teutſchen reymen gefaßt und dazu geſetzt hat. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunſt und Lit. Geſchichte S. 99.

550) Sie ſind gedruckt hinter ſeinem deutſchen Cicero; wir kommen wohl noch mit einem Wort darauf zurück.

(der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich hereindrängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten), daß er sah, wie leicht und spielend der ehrbare Meister Welt und Leben behandelte, wie sicher und ungestört er sich darin umtrieb, wie die eigentliche schaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenschaft und persönliche Theilnahme und Bewegung; wie seine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, sondern sein freies Abbild ist. Es ist wahr, man darf nur von Anlagen bei ihm sprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoristischen Gewalt seiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen so sehr anheimelte, während bei ihm selbst die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Reime hingießt, ermüdet und abschreckt; es ist wahr, des müßigen Geplauders, des Ungeschicks in der Behandlung auch der kleinsten Intrigue, des gleichgültigen Ergreifens jedes ersten besten Stoffes, und später des seelenlosen Hindichtens aus Gewohnheit ist viel in seinen Werken. Allein ich glaube, man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchslos und vergnüglich, und nur dem inneren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermuthigend ist. Es ist etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das sich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur streift, das Bessere sieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel spottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und sich in sich selbst gefällt. Hans Sachs ist kein Lope de Vega, obgleich er viele tausende von Dichtungsstücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachstehet, aber Lope ist auch kein Hans Sachs, so gesund und kräftig er sein mag. Mit einem lebhaften Geiste, mit südlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reife, mit einer Sprache, die ausgebildet ist und sich leicht in Verse und Reime fügt, unter einem schauluſtigen, empfänglichen, stürmisch-belohnenden Volke, bei freier Muse und sorgloser Seele ein Schriftsteller wie Lope zu werden ist vielleicht nicht so schwer; aber in großen Collisionen des öffentlichen Lebens, bei so viel Theilnahme und Gemüth, bei so eifrigem Eingreifen, bei so viel Anerkennung immer ein Mensch zu bleiben wie Hans Sachs, ist bewundernswerth; bewundernswerther, als daß er eine völlig versunkene Poesie wieder frisch aufblühen und neuen Samen

für andere Pflanzungen tragen zu machen suchte. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so viele ihre Stellung verloren oder verkannten, und vom augenblicklichen Beifall, von einer geringen Aussicht geirrt, nach Dingen strebten, die unerreichbar, oder nicht einmal begehrenswerth waren. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in seinem zwanzigsten Jahre die Musen zu dem Werke der Dichtung berufen, ihn erleuchtet und mit ihren Gaben belebt, ihn für den Gesang der Tugend, für die Bekämpfung des Lasters, für die Erheiterung der Traurigkeit begeistert hatten, und er, gefesselt an sein bescheidenes Gewerk und seinen Stand, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der Beifall von Deutschland schon laut ehrte, als er sich wie eine seltene Erscheinung unter seines Gleichen geehrt sah, immer in großem Gleichmaaße und mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen, dies ist leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben streiten können, wer von ihnen die Menschen besser kenne, die Verhältnisse in Deutschland aufmerksamer beachte, das Schicksal des Vaterlands und seiner Bildung und Besserung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden seine Gedichte über die Zeitverhältnisse zu Hutten's einen vollkommenen Gegensatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbstbescheidung gegen kühnes Selbstvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenschaft, und, was die dichterische Behandlung angeht, der überlegenen Beherrschung des Stoffes gegen ein Beherrschtsein vom Stoffe. Geharnischte Reden zu schreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigsten war; sich in Persönlichkeiten zu mischen und in den Ton der individuellen Polemik einzugehen, fühlte sich der stille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigsten preist, nennt er kaum seinen Namen; Wunden zu schlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menschen verlacht als verflucht. Er verstieg sich klüglich nicht zu Proclamationen ans Volk, sondern legte ihm seine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er schrieb nicht Mahnbriefe an Kaiser, an Pabst und Reich, sondern er ließ sich die Götter in rathschlagender

Verſammlung über ſie unterhalten, und nützte mit ſeinem ſanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in ſeiner Zelle; er band nicht mit Theologen an und beſtritt keine Sätze und Doctrinen, hielt ſich fern von ſcholaſtiſchen Fragen und dergleichen, was den Meiſterſängern vor nicht lange gar nicht ſo fern gelegen war, er hielt ſich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verſtand, wandte ſich gegen die Unſitte von Hoch und Niedrig, die er ſah und mit den Händen griff, fuhr unter die unwiſſenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war. Er ließ ſich von dem arroganten, groben, zelotiſchen Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen ſchimpft er nicht wie Luther, wie ſelbſt die regierenden Häupter der Zeit thaten, ſeine Schreibart iſt kräftig und reich faſt neben der jedes anderen Zeitgenoſſen, ſie iſt unſchuldig, lebendig und hell neben Murner's, viel poetiſcher, anſchaulicher, eindringlicher und weit edler als Hutten's, voll Geſundheit und reinem Humor gegen Fiſchart's, und nächſt der des Luther iſt ſeine Sprache weit die beachtenswertheſte des Jahrhunderts; ſie iſt für jeden künftigen vaterländiſchen Humoriſten und Satiriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, in die ganze Maſſe der Dichtungen des Hans Sachs einzuführen, ich will ſie blos mit Wenigem in großen Zügen umſchreiben. Zwei große Perioden theilen ſeine Poeſien, die man bisher nicht unterſchieden hat, die aber für die hiſtoriſche Beurtheilung derſelben von der größten Wichtigkeit ſind. In der Einen beſchäftigt ihn, wie alle Schriftſteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem geſammten Treiben, in der ſpäteren kehrt er dieſer den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer iſt es, zu ſagen: er beſchäftigt ſich in der erſten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetiſcher Stoffe in neuem, in dramatiſchem Gewande. In den Erſtlingen ſeiner Muſe iſt er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menſchen gewöhnlich den erſten Kampf macht. Er zeigt ſich da mit ſchlicht bürgerlichen Geſinnungen, preiſt die eheliche Liebe vor der abentheuerlichen, wie jeder Gutgeſinnte dieſer Zeit für Pflicht hält zu thun, er gibt ſchon frühe (1517) in

ſeinem Hofgeſinde des Venus kund, wie wenig er geſchickt ſein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu faſſen, er weiſt früh und ſpät, in ſeinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuſchheit (worin die genauen Vorſchriften, die er ſich zieht, ſeinen ſchönen Charakter hoch ehren), wie in ſeiner Beurtheilung des ſpät behandelten Stoffes des Triſtan, auf das Verſparen der Liebe auf den Eheſtand hin, und die Heiligkeit dieſes Standes iſt auch in ſeinen erſten und komiſchen Werken der ewige Angelpunkt, um den ſich ſeine hausmoraliſche Dichtung faſt am liebſten dreht; und wenn er ſinnend mit ſich ſelbſt forſcht, oder ſein heimlicher Genius an den Fenſterläden lauſcht, wenn er in Büchern oder Häuſern in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypſo und Circe begleitet, hat er den Eheſtand zu preiſen, die herrſchende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausſtand in Städten und Dörfern zu verdammen, zu verſpotten und zu verwünſchen. Erinnern wir uns, daß der von dieſer Seite ſo empfindliche und reine Menſch in ſeinen feurigſten Jugendjahren, als ihm kaum ſein innerer Beruf aufgegangen war, erlebte, daß gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieſer heiligen Liebe und Keuſchheit entgegenzuhandeln auffordern mußten, deren wirkliches Leben in dieſem Bezuge im höchſten Grade anſtößig und ſchon ſo lange her bekämpft worden war, daß gegen dieſe privilegirten Ehebrecher und Eheſpötter aus ihrer eignen Mitte Luther auftrat und wie von vielen anderen, auch von dieſer Seite ihr ſchnödes Treiben mit Worten und Werken zu bekämpfen anfing, wie erklärlich wird es uns ſein, daß ſich der gradſinnige Mann mit innerem Jubel auf dieſe Seite ſchlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit Klarheit auffaßte, mit unermüdetem Studium die evangeliſchen Texte ſich ganz aneignete, mit ungemeinem Takte die Sprache, den Ton, und die Richtung derſelben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihr aus auf die entferntere Quelle des reformiſtiſchen Geiſtes, auf die Alten, hingewieſen ward und mit einer Liebe einging, die ſeine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 ſchrieb er ſeine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit ſo viel Entſchiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dies Gedicht, um ſeine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzuſehen, in welcher Weiſe die evangeliſche Doctrin Luther's langſchlafende Gedanken des ehrbaren

Mittelstandes in Deutschland traf und weckte, und wie sich der grade Verstand dieser Klasse, das leitende Testament in der Hand, nun von selbst nach allen Seiten Licht schaffte, die Finsterniß und den Aberglauben aufhellte, und, um bei der Darstellung unseres Meisters in dem genannten Gedicht zu bleiben, wie sie mit der singenden Nachtigall den Tag begrüßten und sich von ihr aus der Irre, aus Wüste und Nacht zurückrufen ließen, wohin sie der listige Löwe gelockt hatte, und wie sie allem Gebelfer seiner helfenden Unholde widerstanden. Mit Zorn eifert der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umständlicher ausführt, gegen das, was der Pabst Gottesdienst nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, Beichte und Ablaß, Prunk und Hohlheit, und gegen alles eitle Gedicht und Menschenfund, gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Clerisei, gegen die willkührlichen Decrete, womit sie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpressen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Messe, womit sie die Schafe des Herrn scheren; gegen das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldstöcke und alle Bettelerfindungen dieser Art, womit sie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalkstricke, womit sie die Schafe schinden; gegen das Unwesen an den Bischoffshöfen, wie sie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waisen und Wittwen die Schafe fressen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen und die Schafe wie Schlangen aussaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst; dagegen hilft kein Bann, kein Reichstag, kein Gegner, keine Schule, keine Predigt, keine Geistlichen und Laien, keine alten Weiber, Zopfnonnen und Greise. Ueber alles, was mit den neuen geistigen Bewegungen zusammenhängt, über die Begriffe von Menschenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber ist er nicht im geringsten schwankend, aber frei von aller Partheisucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und gegen Fürstentyrannei, gleich unwillig gegen alle Opinion bei Evangelisten und Romanisten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo so düstre Wolken das neue Licht bereits wieder zu ver-

dunkeln anfingen, die Theologie weinen [551]), die von ſo vielen Geiſtlichen und Secten geſchändet, mishandelt und verunreinigt wird [552]). Er ſieht wohl, daß durch Luther's Lehre das Affenſpiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet iſt [553]), daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröſtet die über Luther's Leiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schützer, die ſie vor den unſauberen Händen der alten Unholde bewahren werden, aber er täuſcht ſich nicht über den unſeligen Einfluß der ſophiſtiſchen Streitfragen der Theologen, über die ſie bereits den feſten Anſchluß an das einfache Teſtament aufgaben, er ſieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl, daß noch allzuviele erſt das Evangelium blos im Munde führen, und es im Leben verläugnen [554]), daß noch Gefahr ſei von denen, die die Reformation verketzern, von den Prieſtern, welche ſie politiſch verſchwärzen, ſo daß er das klagende Evangelium ausſprechen läßt, es werde vor den Maulchriſten, den Romaniſten und Religioſen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müſſen in die Fremde [555]), ohne daß er darum verzagt die gute Sache in ihrer Gefährdung verließe, ohne aber auch ſich näher auf das Irrſal, die vielfältige Opinion, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulaſſen, in dem er ſcharfſichtig einen freſſenden Schaden des Proteſtantismus erkannte.

Das aufmerkſame Beachten der religiöſen Intereſſen von Deutſchland lenkte Hans Sachs von ſelbſt auf das deutſche Reich und ſeinen Zuſtand, beſonders zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Kriegs.

---

551) In Heußler's Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I, 1, 94.

552) Ib. I, 1, 80.

553) II, 4, 100.

554) I, 1, 81.

Alſo mit großen Schanden bei Freunden und Bekannten
muß Gottes Wort allein nur ihr Schanddeckel ſein,
der ander große Hauf verſtockt nimmt gar nicht auf
mich die himmliſchen Wahrheit mit meiner hellen Klarheit,
ſondern mit Wort und Leben bleibens in Lüge kleben,
die ihnen ſchmeckt vil baß.

555) Alſo werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich ſei gleich wo ich ſei,
erſtlich von den Maulchriſten, darnach von den Romaniſten,
und von den Religioſen, ſind eines Tuchs drei Hoſen,
die ich nicht ziehen kann.

Im 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts ist der dichtende Meister daher vorzugsweise viel mit ihm beschäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder offene und uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thuts auf seine eigenthümliche Weise; er bleibt der Einsicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinsinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutschland sei. Die Götter halten (1544) einen Rath über die deutschen Angelegenheiten [556]); der Zwiespalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürsten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde; man will Noth und Armut über sie schicken, dann aber steht zu befürchten, daß sie desto ärger drücken würden; Mercur soll mit seiner Rednergabe Friede und Eintracht stiften, allein es ist zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub ist; Phöbus soll die Blinden erleuchten, allein sie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen sie aber mit Lug; Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respublica, zu schicken, Mercur aber kann sie nicht finden; in den Reichstädten ist sie weg, im Himmel und auf Erde nicht zu treffen, einst sah sie Luna in Athen, jetzt ist sie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da sie krank und lahm gefunden wird, muß Aesculap erst eine zweifelhafte Kur mit ihr vornehmen. Betrachtungen dieser Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Ruins im Staate; nicht zufrieden sich über die auf den Höhen der Staatsgesellschaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, sieht er sich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältnissen zum Staate um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das schandbare Leben der Pfaffen zerstören alle Bande. Pfaffen und Juristen braten in seiner Dantischen Strafhölle im ärgsten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihren nutzlosen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Opinionen und Glossen die Zustände und die Urtheile verwirren und am weitesten von jenen simplificirten Verhältnissen abhalten, zu denen jede Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückstrebt. So hatte auch Pauli mit dieser selben Einsicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umsturz nothwendig machten,

556) I, 4, 401.

obgleich er vor dem neuen Propheten warnte; daß ſchon Auguſtin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Geſetze, während ſeitdem noch das Decret und das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und ſo viele Statute, Conſtitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chors dazu gekommen und ſo viele Nußſchalen vorhanden ſeien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne; und ſo läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, deſſen ſtudirter Sohn ihm ein gloſſirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Gloſſe hinweghacken. Klar iſt vor des Meiſters Blicken, daß das Saugſyſtem der Fürſten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Practiken, Ränke und Aufſchübe der Gerichte, die Sucht im Bürger, die Pracht des Adels nachzuahmen mit allem Lug und Trug, kurz daß die Bedrückung von oben [557]) und die Unruhe und Strebſucht von unten der Verderb des Landes ſei. Gern möchte er ſich der ſchlechten Ueberzeugung von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erſcheint ihm (1540), wie er ſich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er verſichert ihn, er ſolle das unterlaſſen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beßte; der Böſe will ihm aber nur auf die Eidleiſtung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt den Frieden [558]) durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es verſuchen. Er ging zu den Fürſten und fand Blutdurſt und Tyrannei, zu den Geiſtlichen und fand Lehrſpaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Biſſigkeit und Verfolgung, in dem Eheſtand auf Zwietracht, in der Nachbarſchaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geſchwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In ſeiner Wolfsklage [559]) (1543) (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er mit fließender Rede die Beſtie Klage führen, daß ſelbſt das Thier ſeiner Natur nachkomme und daß einſt das Vieh Zeugniß gegen alle Menſchen ablegen würde,

557) II, 4, 61.
558) I, 3, 294.
559) I, 3, 347.

wie sie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrschende Eigennutz und Egoismus die Quelle aller herrschenden Uebel sei, diese Ueberzeugung spricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die moralische Kampflust am höchsten in ihm ist, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Eifer, mit Zorn und Unmut, mit Ernst und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke seine Lehre vor Augen stellt, daß der Neid die Ursache aller Zwietracht sei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer schüre, daß alle Liebe und Treue verschwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuschheit vertrieben, die vier Kardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin sei, und daß Nichts als Gemeinsinn aufhelfen könne. Mit dieser Gesinnung traf er auf die Zeiten, wo die Reformatoren und Humanisten bereits das Alterthum öffneten, wo gerade in den Zeiten, als Hans Sachs am eifrigsten war, die historischen und philosophischen Schriften der Griechen und Römer übersetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero so enthusiastisch gelesen wurden; mit seinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Masse von Schriftstellern sammelnd und sogleich umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erstaunt sein, in der Geschichte der alten Völker gerade den Gemeinsinn so herrschend zu finden, den er unter der deutschen Nation so sehr vermißte; wie überrascht, in jenen unzähligen Anecdoten zu lesen, daß von den alten Philosophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menschlicher Lüste und Triebe mehr geübt als gelehrt ward [560]), während die gleißenden Religionsprediger seiner Zeit schöne Worte machten und schändliche Thaten übten; wie mußte er bewundernd stutzen, unter den Heiden jene großen Beispiele von Liebe, von aufopfernder Freundschaft, von uneigennütziger Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm seine christliche Umgebung eben so viele Gegenstücke des Hasses, des Neides, des Egoismus darbot. So hatte jeder Uebersetzer alter Werke, jeder Bearbeiter des Terenz die Tugend und Lehre der Alten verfochten, so hatte Hartlieb in seinem Alexander auf den frommen Gottesdienst der Griechen gewiesen, an dem die Christen

560) II, 48, 5.

Beispiel nehmen könnten, so hatte Peter Tritonius gewünscht, man ahmte die Alten lieber nach, statt sie intolerant zu verfluchen. Mit augenscheinlicher Freude warf sich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verschiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (übers. von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Justin, Xenophon (alle ganz oder theilweise von Boner zwischen 1532—1540 übertragen) aus Livius (von Schöferlein (1505), aus Plinius (1565 übers.), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Musäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbstthätigkeit und Umarbeitung ließ er sich nur von einzelnen Aussprüchen der alten Weisen oder von Zügen und Anecdoten aus ihrem Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte seine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge seiner Tugendklagen, seiner allegorischen Schilderungen von Tugend und Laster, seiner Kampfgespräche, die in diesen Jahrzehnten vorherrschend und mit das schönste sind, was seine damals in frischester Thätigkeit schaffende Muse hervorbrachte, sind nichts als solche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meisten jener allegorischen und sonstigen Dichtungen, die noch mehr mit satirischer Geißel die Auswüchse der Zeit als Laster verfolgen, während er sie später milder und toleranter nur verlacht, sind aus dieser kräftigen, auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und sichere Beobachtung von Welt und Menschen, die dem Genius unseres Meisters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweisen auf die innere Natur des Menschen reiche Nahrung; und Bestärkung fand an ihrer besonnenen Mäßigung seine Ruhe, mit der er dem Ameisengewimmel der Menschen [561]) unverwirrt zuschaut und das Volk vor den Spiegel seiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anschauliche Weisheit förderte seinen plastischen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Testamente und ließ seine poetische Muse, wie die Reformatoren ihre wissenschaftliche, mit der urchristlichen Lehre immer Hand in Hand gehen; und einerlei Gesinnung spricht daher aus jenen Musterbildern aus der Bibel über Wollust, vernachlässigte

561) I, 3, 344.

Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Gesprächen (aus den dreißiger Jahren, wo er seine Geschichte oft an seine Lectüre in den Alten knüpft [562]), aus den allegorischen Bildern von der Sorge, den menschlichen Anschlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltlust, der Armut, von Alter und Jugend, von Solon's Trost und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Kultur des Alterthums seinen Zeitgenossen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiste eben so vorführen und leitete auf die unmittelbarste Weise die lautersten Wasser des aufgefundenen Quelles bis in die untersten Volksklassen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits gearbeitet hatten, wäre so gut wie verloren gewesen, wenn nicht in dieser Zeit der ersten Drucke, und wo das Volk wirklich bildsam war und las, ein Mann, der dazu den rechten Ton des Volks traf, wie Luther, die ganze Masse alles dessen, was Thomasin, der Renner und alle didactischen Gedichte und Beispielsammlungen seit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in accommodirtem Vortrage regenerirt hätte. Dies Verdienst wollen wir dem Hans Sachs nie vergessen. Er ward ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte nachahmend und reproducirend die Alten zuerst von ihrer rein moralischen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphilosophischen weltmännischen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrscht in Hans Sachsens Dichtungen alsdann ein anderer Geschmack etwas vor. Er wirft sich mehr auf Schwänke und Fastnachtspäße, das Lehrhafte knüpft sich gern an Beispiele, der ethische Charakter seiner Gedichte wird mehr plastisch, seine deutsche Malerei mehr eine niederländische, seine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauscht, die directen Bezüge auf die Gegenwart werden seltener, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er sieht dann die Stände und Classen minder aus ihrem Verhältnisse zum Staat und zur Pflicht, als zu der menschlichen Natur und Vernunft überhaupt, er schildert mehr das schnackige Treiben der Menschen humoristisch und verlacht es, statt daß er es früher gegeißelt hatte, seine eindringlich strenge Lehre verschwindet mehr neben der launigen Schilderung, seine Strafpredigt wird

562) I, 3, 279. 80. u. sonst.

ironiſche Darſtellung, ſeine Poeſie, welche früher mehr Tugenden einſchärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern, die Strenge des Mannes ſchleift ſich ab und weicht der Milde des Greiſen. Zu jeder Zeit ſeines Lebens hat der Meiſter Schwänke und Erzählungen gemacht, ſeit den funfziger Jahren aber ſowohl häufigere, als auch beſſere. Die ganze Einförmigkeit ſeiner Manier und das Fabrikmäßige ſeiner Dichtung legt ſich in dieſer Gattung dar, aber ſie iſt auch zugleich ſein höchſter Triumph. Er hat dieſe Gattung der belehrenden ernſten und komiſchen Erzählung aus den ältern Zeiten überkommen, in denen wir nun ſo lange her die Novellen, Schwänke und Poſſen herrſchend ſahen, die er wieder in Unzahl erneut und mit neuen vermehrt, er hat ſie aber auch der künftigen Zeit hinterlaſſen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an ſittlichem Kerne, kein ſpäterer, nicht Gellert und nicht ſeine ſämmtlichen Zeitgenoſſen, an Kunſt der Darſtellung und an ächtem Humore gleich. Er hat bei den beſten Meiſtern der Erzählung, bei Boccaz mit am früheſten gelernt; er hat die Meiſter der Dichtung, er hat einen Göthe mit am unmittelbarſten gelehrt; ſeine komiſchen Legenden dürfen an naivem unſchuldigem Vortrag und geſundem Sinn für Muſter gelten; ſeine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccaccio und dem franzöſiſchen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten; ſeine Späße von den Landsknechten, den Himmelſtürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, ſind ganz unvergleichlich; und was ſein Faſtnachtſpiel angeht, ſo gibt es nicht viele, die ſo tiefen und innerlichen Gebrauch von der Poſſe zu machen verſtanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung und Hans Sachſiſche Originale der Aufführung werth, die, wenn man ſich eine launige, plumpe, marionettenartige Darſtellung, oder auch gute Improviſation hinzudenkt, allerdings von dem größten komiſchen Effect ſein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Objecte und die ſtets gleiche Verläſſigkeit und Schärfe ſeines Pinſels reizt in dieſen Stücken ungemein und hat auch unſern Göthe angezogen, der in Hans Sachſen's poetiſcher Sendung dem alten Meiſter (obwohl vielleicht in etwas vager Weiſe) das ehrendſte Denkmal geſetzt hat. Die Geſtalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles

vor Augen ſtellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, ſo erzählt und ſchildert er ſelbſt, daß man es nicht klarer vor Augen ſtellen könne. Die muthwilligſte und friſcheſte Laune färbt die Bilder des Zauberkaſtens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Faſtnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und der Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unſinns führt, wenn er uns mit der groben Galanterie der Geſellen und der ſchnippiſchen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muſter von Gemeinheit, viehiſchem Weſen und „kühiſchem Saufen" aufthut, wenn er am Abend lauſchend den Geſprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktſchreier verfolgt, wenn er das misgeſtaltige Gewirr der Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen iſt, als mit den gelungenſten Gemälden der niederländiſchen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte ſeiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, ihr Freud und Leid, ihre Noth und Luſt, wir hören den zeigenden und führenden Meiſter dazwiſchen Mäßigung und Sitte predigen, ſehen den milden und lebensfrohen Ermahner und Seelſorger ihre loſen Streiche guthalten, und wo ſich die Menge durchkreuzt und anſtößt, verſöhnen mit Ermunterung, mit Nachſicht und Liberalität. Nun prellt er einen geizigen Nagenranft, allein es geſchieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entſchuldigt; nun weiſt er übertreibend auf Buhlſchaft und böſen Hausſtand, allein man ſieht den derben Spaß eines mehr rohen als ſittenloſen Menſchenſchlages durch. Früher mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Muſen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, ſahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den göttlichen Weſen befreundet, mit den Unſichtbaren im Verkehre, ernſt, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er ſich in die wogende Menge begeben, ſucht Unterhaltung und Erheiterung, miſcht ſich unter die geringſten Klaſſen, unter fahrende Leute, in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren ſeine Schwänke (von der Faſtnacht, vom Narrenfreſſen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporſt, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. ſ. w. zwiſchen 1530—40) gern allegoriſch, jetzt führt er uns

in die wirklichſte Welt, in die ſchmutzigſten Gelage, in das niedrigſte Treiben. Seine Poeſie nimmt alſo den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus ſchönerer Höhe in dieſen Zeiten herabſinken ſahen. Doch iſt auch hier immer Maaß in ſeiner Darſtellung, Maaß in ſeiner Lehre. Gern hat er es mit dem rohen Adel, mit den verderbten Städten, mit den begehr- und ſtrebſüchtigen Bauern zu thun; er meint, es habe gar recht in der Welt geſtanden, als noch die Bauern einfältig, unverſchlagen, fromm und ſchlicht geweſen, und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpiſche Dummheit und Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, ſteht im Hintergrunde der gute Landjunker Strepſiades, hinter deſſen Einfalt der Comöde ſeine Weisheit und ſein grades Urtheil verſteckt. Lachend und ſchonend ſagt er die Wahrheit und lehrt das Gute, er badet, und höchſtens ſchneidet er die Narren, wenn er bald ſchlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, ſchlechten Wandel bei beſſerer Einſicht, Geiz und Verſchwendung, Zankſucht, Neid, Verläumdung, Schamloſigkeit, Dünkel, Schuldenmacherei, Faulheit und Schlemmerei, Spielſucht und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deutſchen Mittelſtand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gildennatur, Hausverſtand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges ſittliches Mark und practiſche Einſicht ins Leben, ſpricht liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in dieſen Stücken, ſo manche davon leer an Gehalt und ſchale Witze ſind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachſiſchen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er ſelbſt klagt gegen das Ende ſeiner Laufbahn wiederholt über das Abnehmen der Kunſt überhaupt: ehedem ſei ſie blühend geweſen, der Gelehrten alle Winkel voll, ſinnreicher Werkleute und Künſtler genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt ſeien die Künſte gemein und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantaſten ſchief angeſehen; die Welt renne nach Wolluſt und Geld, die Muſen verließen das Vaterland. Sein Geſang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt; vielfach kam ihm der Gedanke, ſein Singen zu laſſen, auch weil ihm zuletzt ſeine Vernunft ſagte, daß ſeine dichteriſche Kraft abnehme, daß nicht ſo friſch und herzlich mehr ſeine Gedichte herſtrömten, nicht mehr wie zuvor aus ſo hellen ſcharfen Sinnen aufquellten, ſondern

oft langsam und träge [563]). Doch aber will er getrost sein Pfund wuchern lassen, nach 44 Jahren musischer Beschäftigung will er auch nun nicht ablassen, Tugend zu verbreiten und Traurigkeit zu sänftigen, und kein Lästermaul soll ihn in seinem heiligen Berufe stören. Bei der Ausgabe seiner Werke, die er erlebte, arbeitete er besonders in den Jahren 1557—59 auf eine merkwürdig thätige Weise, und nur wenn man hier aus seinen eigenen Angaben sieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größere Stücke und 4270 Bar deutsches Meistergesangs, die nicht in Druck gegeben sind, „sondern die Singschule mit zu zieren und zu erhalten"), begreift man, wie er in diesen Jahren aus einer unglaublichen Belesenheit die Stoffe zu einer so ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordischer und deutscher Geschichte schrieb er in diesen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenspiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhistorischen Stücken, geistlichen und weltlichen Tragödien und Comödien, Anecdoten, Sprüchen der Philosophen, Gesprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeihungen und testamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es frappirt doch, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Testament auf neue Zustände. Alle poetischen Formen seit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat didactische Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meistergesänge, Fabeln, Beispiele jeder Gattung, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken wie Rosenplüt, Sittenpredigten, Narrenpoesien, Kirchenlieder und Alles, was man will. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweise in seinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er versuchte es schon in seinen frühesten Jahren, namentlich die Gesprächsform Lucian's und Aehnliches noch in der Art des Rosenplüt und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klassische Form auf, nach dem Muster des Terenz und Reuchlin und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunst, einen dramatischen Plan zu entwerfen und einen Dialog

563) Am Schluß des 2. Bandes.

anzulegen ist nur ganz in der Kindheit bei ihm, doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen Schauspiel, das sich unter uns ohne das Dazwischentreten anderer Elemente ganz in der Weise des englischen Drama's würde ausgebildet haben, auf dessen Weise Jacob Ayrer noch bestimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angesehen werden darf. Wir wollen bei diesem, dessen einzige Seite das Drama ist, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichste und geringste bildet, die Art dieser Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Prätension und übrigens mit weit weniger Werth, nicht so kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farblosem Vortrage, aber mit mehr mechanischem Aufwande, als die Hans Sachsischen erscheinen. Die Stoffe theilen sich bei Beiden gleich in Fastnachtspiele und in ernste Historien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiösen Stücke aus dem alten und neuen Testament, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts neue Aufnahme in Deutschland fanden. Die Historien sind wieder theils wirkliche Geschichtsstoffe, wie sie in Shakspeare's Julius Cäsar oder in seinen vaterländischen Stücken ihre Vollendung fanden, oder sie sind dramatisirte Novellen aus derselben Quelle, wo Shakspeare die ähnlichen schöpfte, oder sie sind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geschah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt, wie Siegfried, Hug Schapler, Magelone, Fortunat, Tristan, Olwier und Artus, Flore und Blancheflour u. dgl. Dies betrachte ich als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoesie, die Gelegenheitspoesie stockte, man war auch des gemeinen Tones satt, man zog sich aus der Wirklichkeit zurück und suchte für die Dichtkunst ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunst oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte sie in alten nnd neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puschmann prosaisch die Regeln der alten Kunst sammeln, zu halten war sie nicht mehr; das Heldenbuch theoretisirte über Riesen und Zwerge, Helden und Menschen; Paracelsus verschmolz mit kabalistischen Vorstellungen eine dem Volksglauben und der Poesie abstrahirte geistreiche Theorie der Elementargeister, allein, daß die spukhaften Geschichten der Mohrin,

die Joh. Adolphus herausgab, oder des Staufenberg, den Fiſchart umarbeitete, oder des Thedel Unverferden von Thym (1563) wieder für die Poeſie von Einfluß werden ſollten, war nicht vorauszuſehen. So waren auch das Buch der Liebe, das ich bereits oben angeführt habe, und dann dieſe dramatiſchen Behandlungen derſelben Romanſtoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere, gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbürgern dieſer alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geſchmackes ausgingen. Allein ſchon war dieſem allzuſehr jeder Boden in Deutſchland genommen; der gröbere Volksgeſchmack dauerte noch immer in Dedekind und Fiſchart u. A., feindlich gegen alle „dritthimmelverzückte" Manier fort; ſchon war die Thätigkeit in den romaniſchen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Moderne, als das einheimiſche Alte hätte ſuchen ſollen; ſchon wirkte auch im Stillen der klaſſiſche Unterricht fort, als daß man nicht bald den erſten Verſuchen hätte entgegenſehen müſſen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in ſeiner Dichtungsweiſe immer aus der gemeinen und geſunkenen Manier der Zeitgenoſſen wegarbeitete, ſo zuletzt auch noch in den Gegenſtänden auf etwas Edleres hinſtrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Behandlungsart dieſer heroiſchen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieſer Dinge geſchaffen war.

Zu p. 58.

Ueber die Sage vom Schwanritter, ihre Heimath, ihre Verbreitung, ihre Umgeſtaltungen muß man jetzt die Einleitung von Reiffenberg's zu ſeiner Ausgabe des chevalier au cygne, Bruxelles 1846. 4. t. I. leſen, welche die Arbeit von Görres und die Ungenauigkeiten dieſes „bizarren Genies", wie ihn der Verf. nennt, beſeitigt.

Zusatz zum 1sten Bande p. 535.

Zufolge dem Vorwort der in Stuttgart bei A. Krabbe 1846. erschienenen „Marienlegenden" erscheint es als Irrthum, wenn bisher vermuthet wurde, das dritte Buch des Passionals, das in der Strasburger Handschrift der Joh. Bibl. A. 77 enthalten ist, rühre nicht von dem Verfasser der beiden ersten Bücher her. Es enthält das Leben der Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahres, und erweitert dieß Sammelwerk zu einem Umfang von mehr als 100,000 Versen. Der Herausgeber der Marienlegenden macht es ferner wahrscheinlich, daß ein zweites, großes Werk „das Leben der Väter" von 30,000 Versen, von welchem Auszüge und Bruchstücke durch C. Roth (Dichtungen des deutschen Mittelalters 1845.) und Tittmann (in den Beiträgen zur vaterl. Alterthumskunde, Leipzig 1826) gedruckt sind, und das in der Leipziger Univ. Bibl. (N. 816) vollständig erhalten existirt, von dem Dichter des Passionals herrühren.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

831
C3
V
e

Stanford University Libraries
3 6105 005 485 532

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE